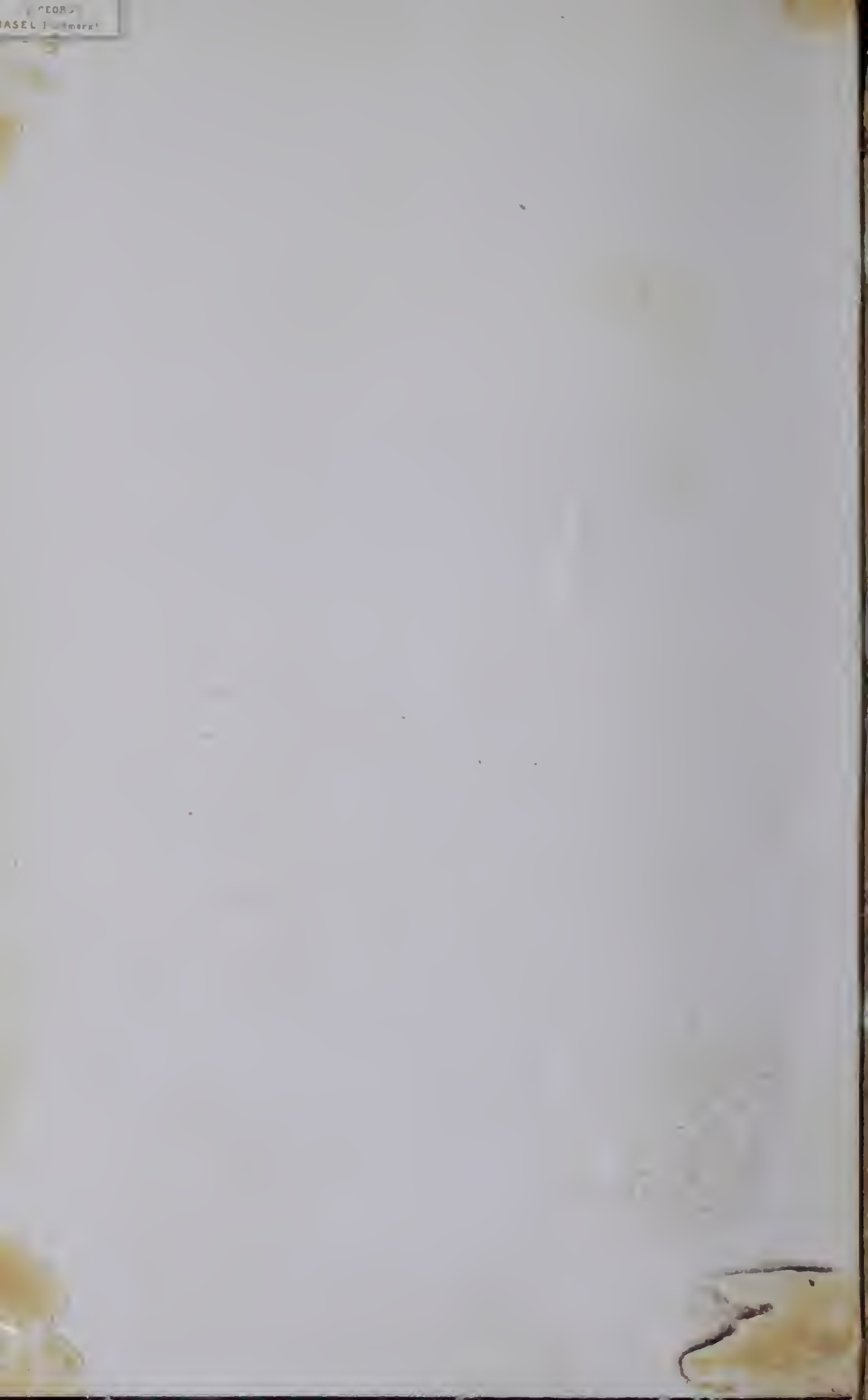




Erinnerungen und Eindrücke

aus

Griechenland

von

Wilhelm Vischer,

Professor an der Universität zu Basel.

Basel,

Druck und Verlag der Schweighauser'schen Verlags-Buchhandlung.

1857.

Meinem Vater

Oberst Benedict Vischer.

Valde me Athenae delectarunt.

Cicero.

Vorwort.

Das nachstehende Buch ist zunächst durch Vorlesungen veranlaßt worden, welche ich im Winter 1853 auf 1854 vor einem gemischten Publicum gehalten habe. Meine Absicht war ursprünglich nicht, sie zu veröffentlichen, weil ich sehr wohl wußte und weiß, daß ich bei meiner kurzen Reise nicht viel Neues finden konnte und gefunden habe. Verschiedene Gründe haben mich indessen bewogen, sie etwas weiter auszuarbeiten und dem Drucke zu übergeben: einmal daß dies von manchen Zuhörern und andern Freunden gewünscht wurde; dann daß ich seither mehrfach Gelegenheit hatte zu bemerken, wie wenig richtige Kenntniß des alten und neuen Griechenlands, trotz der verschiedenen neueren Werke, oft selbst bei Männern von Fach verbreitet ist, so daß es gewiß nicht überflüssig ist, wenn wiederholt von verschiedenen Seiten dasselbe geboten wird. Dasselbe und doch wieder nicht dasselbe, da jeder Reisende die Sachen von einer andern Seite ansieht und auffaßt. Nicht wenig hat mich auch die Theilnahme ermuntert, welche mein Vortrag über den Parnaß an der Philologenversammlung in Altenburg 1854 gefunden hat. Und endlich, daß ich es nur gerade heraus sage, war es mir selbst ein Bedürfniß und eine Freude, dem Gesehenen und Erlebten eine bestimmtere Gestaltung zu geben, als es in meinem Gedächtniß und meinen Tagebüchern hatte.

Wie bei jenen Vorlesungen, habe ich dabei kein philologisches Publicum im Auge gehabt, sondern mir Leser gedacht, welche mit allgemeiner Kenntniß der griechischen Geschichte und Litteratur ein lebendiges Interesse für das Land und Volk in alter und neuer Zeit verbinden; das Buch will in keiner Weise mit gelehrten Werken in Concurrenz treten. Daher ist auch im Ganzen aller gelehrte Apparat weggeblieben, Einzelnes, das mir zur Rechtfertigung oder Erklärung nothwendig oder passend schien, in die wenigen Anmerkungen verwiesen, die der ungelehrte Leser übergehen kann, und in Controversen so wenig als möglich eingetreten worden, obwohl es sich natürlich nicht ganz vermeiden ließ. Daß ich die vorhandenen Werke, so weit sie mir zugänglich waren, benutzt habe, versteht sich von selbst, ohne daß ich da wo ich ihnen folge, nöthig gefunden habe, es jedesmal zu sagen. Es sind außer Leakes ausgezeichneten Schriften besonders die Werke von Roß, Ulrichs und Curtius, die um so mehr einen großen und oft fast unbewußten Einfluß auf meine Darstellung geübt haben, als ich sie auf der Reise bei mir hatte und als vortreffliche Führer gebrauchte. Mehreres was in der letzten Zeit erschienen ist, konnte ich nicht mehr benutzen, wie mir namentlich Bursians Recension von Beulés Werk über die Akropolis von Athen erst nach dem Drucke des betreffenden Abschnittes zugekommen ist. Uebrigens habe ich es mir zum Gesetze gemacht, nur von solchen Dingen zu sprechen, die ich selber gesehen habe, wo andere berührt werden, ist es jeweilen ausdrücklich gesagt. Ich wollte keine umfassende Beschreibung des Landes und seiner Monumente, sondern eben nur „Erinnerungen und Eindrücke" des selbst Angeschauten geben. Daß die Veröffentlichung etwas lange verzögert worden ist, hat seinen Grund in gehäuften anderweitigen Beschäftigungen, hat aber hoffentlich der Wahrheit und Frische der Darstellung keinen Eintrag gethan.

Eine Karte beizufügen habe ich für unnöthig erachtet, da die verschiedenen sehr guten Atlasse und Karten von Kiepert allgemein verbreitet und Jedermann zugänglich sind. Namentlich kann ich die Karte des Königreichs Hellas oder Griechenland und der Republik der sieben ionischen Inseln in einem Blatte, 1849, empfehlen. Wer noch genauere Anschauung wünscht, dem wird sie die ausgezeichnete Karte des französischen Generalstabes von 1852 in vollstem Maße gewähren.

Was die Schreibung der neugriechischen Namen betrifft, so bietet sie große Schwierigkeiten, und ganz consequent dabei zu sein ist fast unmöglich. Am bequemsten wäre, wie wir das bei französischen und englischen Namen thun, die griechische Schreibung beizubehalten und dem Leser die Aussprache zu überlassen. Allein das geht nicht an, weil die griechischen Buchstaben zu wenig den unsrigen entsprechen und die Aussprache den meisten Lesern zu unbekannt ist. Wer würde zum Beispiel Karampampás (*Καραμπαμπᾶς*) Karababá lesen, wie es gesprochen wird? Ich habe mich daher großentheils nach der Aussprache gerichtet. Die wie i ausgesprochenen Vocale und Diphthonge *ι*, *η*, *ει*, *οι* habe ich durch i gegeben, nur *υ* durch y. Für *β* habe ich v geschrieben, das wie das lateinische v als w zu sprechen ist; *μπ* habe ich je nach der Aussprache durch mb oder bloß b gegeben, *γκ* durch ng, und *τ* nach *ν* durch d; dagegen habe ich für den Spiritus asper, obgleich er nie gesprochen wird, H gesetzt, wie wir auch bei französischen Wörtern mit h thun. Ferner habe ich das schwach aspirirte *δ* mit bloßem d gegeben, nicht mit dh, wie einige Neuere thun, weil dieses uns gar zu fremdartig aussieht und die richtige Aussprache doch nicht deutlich ausdrückt; auch *γ* habe ich immer durch g gegeben, obwohl es vor e und i wie j ausgesprochen wird, und *ζ* durch z, obwohl es gleich dem französischen z wie ein weiches s lautet. Anderes brauche ich nicht zu bemerken. Inconsequenzen sind mir freilich mehr

als einmal untergelaufen. Absichtlich aber habe ich auf die griechische Aussprache nicht Rücksicht genommen bei Namen, die uns in anderer Form geläufig sind, zum Beispiel Elias, nicht Ilias gesagt.

Ich benutze schließlich die Gelegenheit, noch einige Irrthümer und Versehen zu berichtigen. Der S. 197 genannte Miaulis ist, nach einer mir von Herrn Oberst Hahn in Athen gemachten Mittheilung, der Neffe des Admirals, und nicht er, sondern ein Sohn des Admirals ist Marineminister geworden und soll schon sehr Bedeutendes geleistet haben. — S. 240, Z. 11 von unten weiß ich nicht, wie mir die Buchen in die Feder gekommen sind, da es Rothbuchen (Fagus sylvatica) keine oder doch fast keine in Griechenland giebt und die Hain- oder Hagebuchen (Carpinus Betulus) meist nicht groß sind. Sie müssen also gestrichen werden. — S. 385, Z. 6 von unten hätte ich nicht sagen sollen Eira, da zur Zeit des Streifzugs nach Pharä oder Pharis Aristomenes dem Pausanias zu Folge noch Andania behauptete, also die Beute dorthin gebracht wurde. — S. 475, Z. 5 ist für „sieben Fuß Breite" zu schreiben „sieben Schritt Breite". — Sodann bitte ich folgende Druckfehler zu verbessern. S. 78, Z. 5 l. Höhen statt Höhe. S. 79, Z. 14 l. nun statt nur. S. 138, Z. 3 von unten l. Tetaz statt Felaz. S. 546, Z. 11 von unten l. Wiederherstellers statt Wiederherstellens.

Basel, 2. November 1856.

Wilhelm Vischer.

Inhalt.

I.

Die Reise von Rom nach Athen.

Von Rom nach Korfu. — Korfu. — Von Korfu nach Athen.

Von Rom bis Korfu.

Es war im Anfang des März 1853, als ich mich von Rom aus anschickte, weiter nach Osten zu reisen und Griechenland zu besuchen. In dem prächtigen Herbste des Jahres 1852 hatte ich, nachdem ich rasch Italien durcheilt, einige Wochen lang Sicilien durchwandert und noch am 30. November von der Spitze des Aetna das wundervolle Eiland überschaut. Nach dem Festlande zurückgekehrt, war ich bis Anfang Januars in Neapel geblieben, wo ich unter dem gastlichen Dache meines Freundes und Landsmannes, Oberst von Meckel, des Chefs des schmucken dreizehnten Jägerbataillons, in der großen Kaserne von Pizzo Falcone die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. Kaum läßt sich selbst in Neapel eine schönere Aussicht finden, als die, welche sich vor meinem Fenster über den reizenden Golf, mit Capri und den blauen Gebirgen im Hintergrunde, ausbreitete. Und so kam mir natürlich das Scheiden schwer genug, als ich in die Diligence stieg, die mich nach Rom führte. Aber trotz dem „veder Napoli e poi morir“ bietet Rom der Reize so viele, daß man Neapel, ich will nicht sagen vergißt, (wie wäre das möglich!) aber es wirklich ersetzt findet. Es ist eine eigene Sache mit Rom. Auf den ersten Augenblick wird man wohl in der Regel Neapel weit vorziehen. Die südliche Vegetation, das unbeschreiblich schöne blaue Meer mit dem weißen Saume der Städte und Dörfer, der rauchende Vesuv, die Inseln und der kühn emporsteigende St. Angeloberg, dazu das bunte Gewühl des neapolitanischen

Volkslebens, dies Alles zusammen gewinnt sogleich jede nicht ganz abgestumpfte Natur. Aber trotz dem darf Rom mit Neapel in die Schranken treten; nicht leicht bei dem, der es nur auf flüchtiger Durchreise wenige Tage sieht, desto mehr bei dem, dem es vergönnt ist, es länger in Muße zu genießen. Das Meer und das laute Getümmel des Hafens fehlt, das Klima ist weniger mild, die ganze Gegend weniger lieblich, aber dafür hat es einen unbeschreiblichen Ernst und eine ruhige Großartigkeit, welche immer tiefern Eindruck machen, je länger man dort verweilt. Die mächtigen Gebäude und Ruinen der Stadt, die stille Einöde der Campagna mit ihren zahllosen Ueberresten einer großen Vorzeit, die bei mäßiger Höhe doch durch ihre schönen Formen ausgezeichneten Sabiner und Albaner Gebirge bilden ein Ganzes, das um so schöner erscheint, je öfter man es sieht. Ich möchte sagen, Roms Schönheit drängt sich nicht auf, sie will gesucht sein, aber wer sich das nicht reuen läßt, dem entfaltet sie sich dann auch in ihrer ganzen Herrlichkeit. Oder ich möchte fragen, ob der Blick, der sich bei S. Onofrio oder bei S. Pietro di Montorio über die Stadt eröffnet, irgend eine Vergleichung zu scheuen hat? ob nicht ein Abend in Villa Pamfili, wenn die letzten Strahlen der Sonne unter dem grünen Dache der Pinien durchschimmern, einen unvergänglichen Eindruck hinterläßt, oder ein Gang durch die mächtigen Baumgruppen der Villa Ludovisi? Ich kann begreifen, was mich ein Maler, der Rom und Neapel genau kannte, versicherte, daß Rom mit seiner Umgebung weit mehr malerische Motive darbiete als Neapel. Und rechne man nun dazu den unerschöpflichen Reichthum an Kunstgenüssen, so begreift man leicht, welche Reize der Aufenthalt in der ewigen Stadt gewährt, zumal wenn dazu noch der Umgang und das Zusammenwohnen mit trefflichen Freunden kommt, wie es mir reichlich zu Theil ward. Ja, selbst der Blick, den ich aus meiner Wohnung auf dem Capitole genoß, darf sich jener Aussicht in Neapel an die Seite stellen. Das Wetter freilich war mir nicht günstig. Als wollte der Himmel nachholen, was er im Herbste versäumt hatte, regnete es im Januar viel, im Februar fast unaufhörlich. Der Carneval

war theils deshalb, theils wegen der unheimlichen politischen Stimmung und der französischen Occupation auch nicht ein Schatten von dem, was er noch wenige Jahre zuvor gewesen sein soll. Endlich gestatteten einige prachtvolle Tage im Anfang März die weitere Umgebung, Tivoli, Frascati, Albano zu besuchen und selbst den Monte Cavo zu besteigen, obwohl der Weg noch stundenlang durch anderthalb Fuß tiefen Schnee führte. Aber so verführerisch der sich einstellende Frühling zu längerem Verweilen einlud, so Vieles erst jetzt hätte gesehen werden können, so mußte doch der Entschluß zur Abreise gefaßt werden, wenn nicht die zur Reise in Griechenland geeignetste Zeit versäumt werden sollte.

Am Abend des 12. März, bei einbrechender Dämmerung, saß ich in dem Postwagen, der mich nach Ancona bringen sollte, in Gesellschaft eines Landsmannes, Pfarrer Zwicky aus Glarus. Es war ein halb wehmüthiges, halb freudiges Gefühl, als unter den Abschiedswünschen der zahlreich im Posthofe versammelten Freunde endlich der Wagen sich in Bewegung setzte und durch die engen Straßen hinrollte. Noch einmal wurde bei der Porta del Popolo gehalten, um die Pässe zu visiren, dann ging es rasch dem Ponte Molle zu, über die Tiber. Der Weg von Rom bis Ancona ist an Schönheiten der Natur sehr reich, und gewährt auch dem Freunde der Kunst und des Alterthums reiche Ausbeute; allein die Reise mit der Post ist bekanntlich nicht besonders geeignet, um dergleichen genießen zu lassen. Den folgenden Morgen, es war ein Sonntag, wie die geputzten Landleute schon von weitem zeigten, waren wir in dem schön gelegenen Narni, Mittags in dem reizenden Terni, dessen berühmten Wasserfall, der schönste Italiens, uns die Zeit leider nicht zu sehen erlaubte. Eine halbe Stunde konnten wir Nachmittags in dem hoch gelegenen Spoleto weilen und einen Blick in den alterthümlichen Dom werfen. Erst spät Abends erreichten wir Fuligno, von wo man dann Nachts über den hohen Apennin fährt. Statt Pferden werden ganze Reihen kräftiger Ochsen vorgespannt, welche den schweren Wagen sicher, aber langsam genug die steilen Höhen hinaufziehen. Den folgenden Mor-

gen, Montags, befanden wir uns bereits in den Thälern, die nach dem adriatischen Meere sich öffnen. Tolentino erinnert an die wechselnden Geschicke französischer Macht in Italien; denn hier wurde 1797 der Friede zwischen der französischen Republik und dem Papste geschlossen, in Folge dessen unter Anderm eine Masse der schönsten Kunstwerke aus den päpstlichen Sammlungen nach Paris abgeliefert werden mußten; aber achtzehn Jahre später verlor bei dem nämlichen Orte der ritterliche Mürat sein Reich. In der ansehnlichen Stadt Macerata wird man durch eine herrliche Aussicht über das umliegende Tiefland, den Apennin und das adriatische Meer überrascht. Einen sehr schönen Anblick bietet das auf einer steilen Höhe gelegene Recanati dar, das man lange vor sich hat, bis man es auf weitem Umwege mit Ochsenvorspann erreicht. Oben genießt man eine ausgedehnte Rundsicht. Es gehört überhaupt zu den eigenthümlichen Schönheiten der südlichen Länder, daß die größere Anzahl von Städten auf Anhöhen, ja oft geradezu auf Bergen liegt, oder doch an solche sich anlehnt, so daß die Spitze mit einem Castelle gekrönt ist, während dagegen unsere Städte mehrentheils in der Ebene gebaut sind. Es gründet sich diese Erscheinung zum Theil freilich auf die ganze Landesbeschaffenheit, hängt aber doch zugleich wesentlich mit der Gründung der meisten Städte in einer Zeit zusammen, wo der vorherrschende Gesichtspunkt nicht, wie heutzutage, der des leichteren Verkehrs und des bequemern Wohnens war, sondern der der Sicherheit und Vertheidigungsfähigkeit. Recanati bringt die Legende bereits mit dem nahen Loreto zusammen. Sie erzählt, das Haus, in dem die Mutter Gottes in Nazareth gewohnt habe, sei nach der Zerstörung des einst von der Kaiserin Helena darüber gebauten Tempels durch die Sarazenen, von Engeln erst nach Dalmatien getragen worden und von da über das adriatische Meer in die Gegend von Recanati. Weil aber Räuber dort gehaust hätten, sei das Haus noch einmal erhoben und nach Loreto versetzt worden, wo seither die Casa Santa steht und zahlreiche Pilger aus allen katholischen Landen herbeizieht. Da die Straße nach Loreto stark steigt, gewannen wir, indem wir dem Wa=

gen zu Fuß vorangiengen; Zeit, einen Blick in dies italische Einsiedeln zu werfen und uns zu überzeugen, daß auch aus Süddeutschland die gläubigen Besucher nicht fehlen. Denn nicht weit von dem Orte, wo der Weg sich trennt, begegneten wir einem stattlichen Priester von behaglichem, gutmüthigem Aussehen, den wir italienisch nach dem näheren Wege fragten. Er aber, der uns mit einander reden gehört hatte, begrüßte uns freundlich in bester süddeutscher Mundart. Es war ein Tyroler, der schon längere Zeit in Loreto war und uns erzählte, daß immer deutsche Priester da seien, um den deutschen Wallfahrern die Beichte abzuhören. Loreto ist ein Ort, der, wie Einsiedeln, fast nur aus Wirthshäusern und Kaufläden besteht. Die Kirche ist aus der besten Zeit der italienischen Renaissance, von dem berühmten Bramante in der Hauptsache vollendet. Derselbe hat den nahe dabei gelegenen bischöflichen Pallast und den schönen Bogengang erbaut, der ihn mit der Kirche verbindet, und auch den Plan entworfen zu dem reichen Ueberbau, der die Casa Santa bedeckt und mit Sculpturwerken der besten Bildhauer aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geschmückt ist. Die Casa Santa selbst zu sehen, war es schon zu spät am Abend. Vor 1797 hat die Kirche reiche Schätze besessen. Damals sind sie verschwunden und zwar, wie behauptet wird, nicht nur unter den Händen der zu jener Zeit ganz ungläubigen Franzosen, sondern auch sehr rechtgläubiger Römer, die einem wohl mit Namen genannt werden. Indessen ist bekanntlich in dergleichen Dingen die Volkssage noch immer sehr schöpferisch, und das nicht allein in Italien, und findet auch bei sonst sehr kritischen Naturen stets geneigtes Gehör. Das Madonnenbild selbst ist jedenfalls nach Paris gewandert und erst durch Napoleon wieder zurückgegeben worden. Unversehrt scheint die sehr reiche Sammlung von Majolicageschirr geblieben zu sein, die noch jetzt in der Apotheke gezeigt wird.

Ueber das ebenfalls hoch gelegene Osimo gelangten wir erst spät in der Nacht am Montage nach Ancona, wo wir bei einem Schweizer Kaufmanne, Gradmann, die gastlichste Aufnahme fanden. Er harrte unserer Ankunft mit Sehnsucht, was freilich nicht mein Verdienst

war, sondern das meines geistlichen Reisegefährten, der seine Trauung vollziehen sollte, da in Ancona so wenig, als weit und breit im Kirchenstaate, ein protestantischer Geistlicher aufzutreiben war. Die Stadt Ancona liegt an und auf Hügeln, die sich im Halbkreis um den trefflichen Hafen ziehen. Auf der östlichen Höhe prangt die alte Kathedrale, S. Ciriaco, in Form eines Kreuzes erbaut, mit einer uralten Kuppel, an die griechischen Kirchen erinnernd. Dicht am Hafen steht einer der besterhaltenen Triumphbogen, den der römische Senat im Jahre 115 n. Chr. dem Kaiser Trajan errichtete, wegen der von ihm vorgenommenen Hafenbauten. Die Stadt gewährt besonders vom Meere aus einen schönen Anblick, aber wenn man aus dem südlichen Italien, oder selbst von Rom her kommt, fühlt man sich hier schon viel nördlicher, und denselben Eindruck macht die Umgegend. Die ganze Mark ist sehr fruchtbar und wohl bebaut, und hat ein reiches, habliches Aussehen. Wer die ganze Gegend überschauen will, der steige auf die, ich glaube, etwa eine Stunde von der Stadt landeinwärts gelegene Montagnola. Während nach Osten die Stadt und das weite adriatische Meer sich dem Blicke darbieten, breitet sich nach Norden ein weites fruchtbares Gelände aus, in dem man an der Küste Sinigaglia entdeckt; im Westen und Süden aber steigen die verschiedenen Terrassen und Rücken der Apenninen über einander empor, die vordern niedrigern mit zahlreichen Ortschaften gekrönt, die hintern höhern rauh und kahl, und damals noch mit tiefem Schnee bedeckt.

Wie in Rom die französischen Truppen, so erinnerten in Ancona die Oesterreicher an die Vorgänge der letzten Jahre. Ein ungarisches Regiment wurde eben durch Böhmen abgelöst. Häufige Desertionen in dem erstern sollten dazu besonders Veranlassung gegeben haben. Ja, man wollte sogar davon wissen, daß ungefähr gleichzeitig mit dem bekannten Mailänder Attentat ein förmlicher Aufstandsversuch stattgefunden habe, der aber mit Energie unterdrückt worden sei. Man habe, ward erzählt, Nachts in der Kaserne schießen gehört und am Morgen früh seien mehrere Exekutionen erfolgt. So

viel scheint sicher, daß der Geist des Regimentes, das im italienischen Feldzug sich durch Treue und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, durch zahlreiche unter dasselbe gesteckte Honveds bedeutend verändert worden war. So wenig natürlich von der Sache gesprochen wurde, erinnere ich mich doch, in jener Zeit Andeutungen ähnlicher Art in deutschen Zeitungen gelesen zu haben. Uebrigens muß der Zustand Ancona's während der Revolution ein wahrhaft schauderhafter gewesen sein. Eine Mörderbande unter Leitung des sogenannten Polizeidirektors terrorisirte die ganze Stadt, und eine Menge Personen fielen unter ihren Dolchen, keineswegs etwa nur wegen ihrer politischen Gesinnung, sondern eben so oft als Opfer des persönlichen Hasses und der Habsucht. Die Besetzung durch die Oesterreicher wurde von der ruhigen Bevölkerung als eine Befreiung begrüßt, der Leiter jener Greuel aber, als angeblicher brittischer Unterthan, durch Vermittlung des Cabinets von St. James der verdienten Strafe entrissen. Als ich in Ancona war, hatte der frühere englische Consul seine Stelle niedergelegt, wie behauptet wurde, aus Scham über die Rolle, die ihn seine Regierung zu spielen genöthigt hatte.

Mittwoch, den 16. März, Vormittags, kündete ein Kanonenschuß die Ankunft des Dampfschiffes an, auf dem ich mich nach Griechenland einschiffen wollte. Seit Anfang des Monats hatte die Gesellschaft des österreichischen Lloyd die Fahrten verdoppelt, so daß wöchentlich zwei Schiffe von Triest abgingen, das eine in fast direkter Fahrt nach Korfu und von da um den Peloponnes nach Athen, das andere mit zahlreichen Landungen an der Ostküste Italiens und in Griechenland durch den Golf von Lépanto nach Lutraki, von wo man zu Lande über den Isthmos und dann auf einem andern Schiffe nach Athen gebracht wird. Ich hatte die letztere Fahrt gewählt. Um ein Uhr befand ich mich an Bord des Mahmudie, dessen Namen schon auf den Orient weist. Das Schiff war eines der bessern ältern, aber an Dampfkraft und Größe den neuern, die zu der direkten Fahrt benutzt werden, nicht gleich. Das Erste, was man auf einem Schiffe thut, besonders wenn man einige Tage darauf zu bleiben hat, ist

wohl in der Regel, sich ein bischen nach der Gesellschaft umzusehen. Damit war ich aber bald fertig; denn außer mir befand sich auf dem ersten Platz nur ein einziger Passagier, ein italienischer Kaufmann, der nach Saloniki reiste, und auch der zweite war sehr schwach besetzt. Man war also hauptsächlich auf den Umgang mit den Schiffsoffizieren angewiesen, und diese, wie auf den meisten Schiffen des Lloyd, Dalmatiner, waren auf dem Mahmudie eben so freundlich, als die Bedienung prompt und zuvorkommend. Und das ist auf der See keine Kleinigkeit, besonders wenn sie, wie wir es bald erfahren sollten, ihre üblen Launen bekommt. Denn nach den paar schönen Tagen im Anfange des Monates hatte die Jahreszeit (das Aequinoctium war nahe) ihre Rechte wieder geltend gemacht. Schon am 15., bei dem Spaziergange auf die Montagnola, waren wir fast umgeblasen worden; den 16. war es wieder leidlicher geworden und bei ziemlich klarem Himmel, wenn auch Gegenwind, lichtete der Mahmudie die Anker. Rasch fuhren wir um das Vorgebirge, auf dem die Kathedrale liegt, aber bald zeigte der Levante, der Südostwind, daß das adriatische Meer noch dasselbe ist, wie damals, als Horaz seinem Freunde Virgil bei der Ueberfahrt nach Griechenland die schöne Ode schrieb. Auf mein Bett hingestreckt, hatte ich unter dem Brausen der Wellen und dem Heulen des Sturmes die beste Gelegenheit, einen praktischen Commentar zu den Worten des Dichters zu machen:

Illi robur triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus nec timuit praecipitem Africum
Decertantem Aquilonibus
Nec tristes Hyadas nec rabiem Noti,
Quo non arbiter Hadriae
Major, tollere seu ponere volt freta.

Den folgenden Mittag warf das Schiff die Anker auf der Höhe von Viesti, das am Fuße des hohen Monte Gargano liegt, weil es zu spät war, um noch bei Tage den nächsten Landungsplatz, Molfetta,

zu erreichen. Zwölf Stunden lagen wir da. Erst um Mitternacht wurde die Fahrt fortgesetzt und den Morgen früh waren wir vor Molfetta, einem von weitem sehr hübschen neapolitanischen Städtchen, das wieder einen durchaus südlichen Charakter trägt, namentlich ganz flache Dächer hat, zwischen denen zahlreiche Kirchen sich erheben. Abends um fünf Uhr ankerten wir vor Brindisi, dem alten Brundusium. Im Alterthum der erste Seehafen der Ostküste Italiens und regelmäßiger Ueberfahrtsort nach Illyrien und Griechenland, ist der Ort jetzt sehr heruntergekommen. Denn der geräumige, wohlgeschützte innere Hafen ist versandet und nur kleinern Fahrzeugen zugänglich. Größere müssen in dem den Winden mehr ausgesetzten äußern bleiben, an dessen Nordseite ein Fort mit Leuchtthurm und Telegraphen liegt. Ein zweites größeres Fort beherrscht den inneren Hafen. Südlich davon breitet sich die Stadt aus, die sich, vom Meere aus gesehen, recht gut ausnimmt. Ueber die anderen Gebäude ragt die alte Kathedrale mit einer großen Kuppel und dem nach alter Sitte davon getrennten Glockenthurme. An ihrer Außenseite stehen zwei antike Säulen von mächtigen Dimensionen, die von weitem sichtbar sind; die eine vollständig erhalten, die andere abgebrochen. Die ganze Ostküste Italiens von Monte Gargano bis nach Brindisi ist ziemlich flach, recht im Gegensatze zu der calabresischen Westküste, wo die Berge unmittelbar aus dem Meere aufsteigen. Auf niedrigen Hügelrücken, die sich in einiger Entfernung vom Meere erheben, sieht man zahlreiche Ortschaften liegen, die in ihrem glänzenden Weiß sich von weitem recht schön ausnehmen, ohne Zweifel schöner, als aus der Nähe. Die Gegend von Brindisi selbst ist sehr flach und ungesund. Nach etwa stündigem Aufenthalte zum Aufnehmen von Waaren und Passagieren, verließen wir den Hafen und steuerten der gegenüberliegenden Küste des adriatischen Meeres zu. Der Wind, der sich etwas gelegt hatte, wurde bald wieder stärker, so daß man bei einbrechender Nacht gern seine Lagerstätte suchte. Als ich, tüchtig herumgeworfen, den folgenden Morgen, 19. März, mich mit Mühe auf's Verdeck begab, waren wir in der Meerenge zwischen Korfu und Albanien, hinter

uns lag schon das berüchtigte akrokerannische Vorgebirge. Die hohen albanischen Gebirge waren weit herab mit Schnee bedeckt. Fast wo die Meerenge am engsten ist, zieht sich eine Bucht in's Festland. Dort lag im Alterthume die epirotische Stadt Buthrotum, heutzutage Bucintro. Jetzt stationirte dort eine türkische Escadre, aus einer Dampffregatte, einer Segelfregatte und etwa acht kleinern Fahrzeugen bestehend. Sie war dort noch wegen des Krieges mit Montenegro, der eben erst in Folge der Sendung des Grafen Leiningen ein Ende genommen hatte. Als der Mahmudie salutirte, erwiederten die Türken den Gruß nicht, was den Kapitän nicht wenig verdroß. Denn obwohl Kriegsschiffe Handelsschiffen gegenüber dazu nicht verpflichtet sind, scheint es doch eine gewöhnliche, bisher auch von den Türken gegenüber den Lloydschiffen beobachtete Höflichkeit zu sein. Jetzt mochte, wie der Kapitän meinte, der Aerger über Oesterreichs Einschreiten sie zu weniger Rücksicht bewegen. Gegenüber dem Festlande steigt im nördlichen Theile der Insel in nicht sehr großer Entfernung vom Meere der S. Salvadore empor, ein prächtiger Berg, der eine fast ganz horizontale Fläche zwischen zwei spitzigen Gipfeln an den beiden Enden hat. Das Meer zwischen Korfu und Albanien ist wie ein prachtvoller Binnensee, nur merkte man an den selbst hier sehr hochgehenden Wogen, daß man auf dem Meere sei. Unter Sturm und Regen liefen wir in den Hafen von Korfu ein und legten ziemlich weit von der Stadt bei, weil Kohlen eingenommen werden mußten und die Magazine außerhalb der Stadt sind. Eine Barke brachte mich bald an's Land.

Korfu.

Ich hatte meinen Platz auf dem Schiffe bis Athen genommen, mit der Absicht, in Korfu nur die wenigen Stunden zu bleiben, die das Schiff sich dort aufhalte. Da aber der Sturm immer heftiger wurde und eine sehr unangenehme Fahrt in Aussicht stellte, bedurfte es keinen großen Zuredens von Seite meines gastlichen Landsmannes, Herrn Gysi aus Thun, dem ich empfohlen war, um mich zu einem anderen Entschlusse zu bringen. Die Lloydgesellschaft hatte schon damals die höchst angenehme Einrichtung, daß man, wie auf dem Rheine, Plätze für längere Fahrten nehmen konnte, ohne genöthigt zu sein, sie auf dem gleichen Schiffe bis zu Ende zu machen, vielmehr kann man an allen Stationen nach Belieben verweilen und die Fahrt mit einem spätern Schiffe der Gesellschaft fortsetzen. Das nächste Schiff, das nach Athen ging, sollte den folgenden Tag, Sonntag, anlangen, so daß mir ein Tag geblieben wäre; es kam aber erst Mittwoch an, da Gegenwind und Sturm seine Fahrt sehr verzögerten. So brachte ich vier Tage auf der Insel zu, deren Benutzung aber freilich dadurch sehr beschränkt war, daß man stündlich die Ankunft des Schiffes erwartete und bereit sein mußte, an Bord zu gehen. Uebrigens hätten auch bei ganz freier Zeit der Sturm und die mit klarstem blauen Himmel abwechselnden, fast tropischen Regengüsse weitere Ausflüge unmöglich gemacht.

Ich zog in den Gasthof la bella Venezia ein, dessen Aussehen und Einrichtung freilich dem einladenden Namen nicht entsprach. Da=

gegen aber wurde ich bald in dem nahegelegenen gastfreien Hause des Hrn. Gysi an das üppige Leben der alten Phäakerfürsten, wie Homer es schildert, erinnert, und mein werther Landsmann machte es mir rein unmöglich, Erfahrungen hinsichtlich der hohen Preise zu machen, über die mehrere meiner späteren Reisegefährten, die sich kurze Zeit in Korfu aufgehalten hatten, bitter klagten.

Korfu ist eine ausgezeichnet schöne Insel und die Stadt ebenso vortheilhaft, als malerisch gelegen. Ungefähr in Mitte der östlichen dem Festlande zugekehrten Seite der Insel springt nämlich die Küste stark nach Osten vor und bildet eine nach Norden geöffnete Bucht, an welcher die heutige Stadt auf sanft ansteigendem Boden gebaut ist. Im Westen auf mäßiger Höhe liegt die Fortezza nuova, am östlichsten Ende auf einem in zwei fast kegelförmigen Gipfeln sich erhebenden und kühn in's Meer vorspringenden Felsen die Fortezza vecchia. Durch einen tiefen Graben, in den das Meer einläuft und über den eine Zugbrücke führt, ist sie von der Stadt getrennt. In den Ritzen der Felsen wuchern Cactus und andere südliche Gewächse. Von allen Seiten ist der Anblick prächtig. Auf der Höhe genießt man eine ausgedehnte Aussicht auf die Stadt und Insel, auf das Meer mit seinen Buchten und Inselchen, und die überaus großartige gebirgige Küste Albaniens, das alte Land der epirotischen Stämme der Chaoner und Thesproter. Festungswerke, meist aus venezianischer Zeit, laufen von dem Meere südlich der Fortezza vecchia bis zu der Fortezza nuova und decken die Stadt nach der Landseite; auf der Porta reale, dem Hauptthore, das in's Innere der Insel führt, prangt noch der Löwe von S. Marco. Ihr Hauptaugenmerk aber haben die Engländer auf die kleine Insel Vido, wahrscheinlich das alte Ptychia, gerichtet, welche nördlich von der Stadt liegt und den Hafen deckt. Sie steigt nur mäßig über das Wasser empor und bietet dem Auge wenig Auffallendes dar. Aber auf ihre Befestigung sollen unglaubliche Summen verwendet sein. Die Straßen der etwa 16—20,000 Einwohner zählenden Stadt sind im Ganzen eng, manche so eng, daß man, ohne sich anzustrengen, beide Seiten zugleich berühren kann, einige, beson-

ders neuere, indeß breiter. Die Häuser sind meist unansehnlich, in manchen Straßen haben sie Arcaden mit leichten Pfeilern. Die Kirchen sind ziemlich klein, selbst die dem Schutzheiligen der Insel, dem heil. Spyridion, geweihte und die Metropolitankirche der Panagia Spiliotissa. Es fällt dieß besonders dem auf, der gerade aus Italien herüber kommt, wo in der Regel der kleinste Ort seine stattliche Kirche hat. In den griechischen Städten sind sie durchschnittlich klein und unansehnlich. Ein sehr großer und schöner Platz, die Esplanade, breitet sich vor der Fortezza vecchia aus. An ihr liegt unter anderen das ziemlich geschmacklose Gouvernementsgebäude. Hübsche Gartenanlagen und Pflanzungen schmücken sie, und eine Häuserreihe mit Arcaden, unter denen man bei ungünstigem Wetter zu spazieren pflegt, zieht sich an ihr hin. Auch steht auf ihr die Bildsäule des Grafen von der Schulenburg, der 1716 als venezianischer General die Festung siegreich gegen die überlegenen Schaaren der Türken vertheidigte, und außerdem sieht man dort die Denkmäler der englischen Lords-Oberkommissäre Adam und Douglas. Das Leben und Treiben in der Stadt und am Hafen ist bewegt und mannigfaltig, nicht gerade, daß der Handel sehr bedeutend wäre, aber die verschiedensten Nationalitäten berühren sich und gehen bunt durcheinander. Schon auf der Insel selbst, oder wenigstens in der Stadt, herrscht ein Gemisch von Griechisch und Italienisch, wegen der langen venezianischen Herrschaft; man kommt noch vollkommen mit der italienischen Sprache aus. Die zahlreichen Adelstitel sind von der venezianischen Republik ertheilt. Aber außer den Korfioten drängen sich Bewohner der benachbarten Länder, Dalmatiner, Albanesen, Türken und Griechen aus den türkischen Provinzen und dem Königreiche, von dem Festlande und den Inseln, in ihren verschiedenen bunten und reichen Trachten, dazu zahlreiche italienische politische Flüchtlinge weltlichen und geistlichen Standes, und endlich die Protektoren, oder eigentlich Herren der ionischen Inseln, die Engländer, theils in Civil und doch auf den ersten Blick zu unterscheiden, theils in der glänzenden rothen Uniform. Was ich von Truppen sah, war kräftige Mannschaft, der man, im Gegensatz

zu den durch allgemeine Militärpflicht oder Conscription gebildeten Armeen, ansieht, daß sie den Dienst als Handwerk betreibt und die mich, trotz mancher Verschiedenheit, doch am meisten an die Schweizerregimenter in Neapel erinnerte. Besonders schön nahm sich ein Regiment Hochländer aus, deren hohe Gestalten noch durch die eigenthümliche Kleidung und die von Federbüschen umwallten Pelzmützen gehoben werden. Das südliche Klima hatte sich diesen Nordländern nicht zuträglich gezeigt; zahlreiche Krankheiten und Todesfälle waren die Folge davon gewesen und sie wurden eben abgelöst, als ich dort war. Unter den melancholischen Abschiedsweisen der Militärmusik sah ich mehrere Barken vom Ufer abstoßen, um die Leute auf das Schiff zu bringen, das weiter im Hafen vor Anker lag. Und wenn sonst auch die englischen Musikbanden sich nicht eben auszeichnen, so verfehlte doch hier ihr Spiel den Eindruck nicht, so wenig, als bei einem militärischen Begräbniß, das ich anzusehen Gelegenheit hatte. Es muß bei solchen Fällen wohl ein eigenes Gefühl die brittischen Soldaten ergreifen, die in der ganzen Welt zerstreut stehen und von denen auch im tiefsten Frieden keiner ahnen kann, in welchem Welttheile ihn einst die Erde bedecken wird. Jene Hochländer sind seither, wenn ich nicht irre, in die Krim gekommen und ein großer Theil von ihnen mag in den Gräbern vor Sebastopol ruhen.

Der Zufall wollte es, daß auch das Begräbniß eines angesehenen Korfioten, des gewesenen Senators Gangadis, während meiner Anwesenheit statt fand, wobei die ganze Geistlichkeit, den Erzbischof an der Spitze, in reichen golddurchwirkten Gewändern hinter dem Sarge herging.

Die Insel, um wieder von der Abschweifung zurückzukehren, hat im Norden mehr Gebirge, während der südliche schmälere Theil weniger hoch ist. Unter den Bergen ist der bedeutendste der schon erwähnte S. Salvadore, oder mit griechischem Namen Pandokratora (*Παντοκράτωρ*). Der Boden ist sehr ergiebig, das Hauptprodukt Oel, und man kann sagen, die ganze Insel ist ein Olivengarten. Man rechnet etwa drei Millionen Oelbäume. Damals boten sie aber

an vielen Orten das Bild arger Zerstörung, da ein Sturm wenige Wochen vor meiner Ankunft tausende der ältesten Bäume entwurzelt oder geknickt hatte. Bei sorgfältigerer Kultur könnte noch weit mehr produzirt werden; denn jetzt ist zwischen den weit auseinander stehenden Oelbäumen der Boden meist unbenutzt. Korfu, oder wie es griechisch heißt, Korkyra*) hat seine größte Blüthe im Alterthum gehabt und zwar verhältnißmäßig früh. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es das homerische Phäakenland Scheria gewesen, von dem der Dichter eine so wunderbare Schilderung macht. Kritiker des Alterthums schon und Gelehrte unserer Zeit haben es mit schwer zu widerlegenden Gründen in Abrede gestellt. Aber sicher ist, daß die spätern griechischen Bewohner der Insel es annahmen, und daß der bekannte homerische König Alkinoos bei ihnen als Heros verehrt wurde und sein Heiligthum hatte, und das schon im fünften Jahrhundert v. Chr. Die Volksmeinung war also jedenfalls eine alte, und so halten auch die heutigen Bewohner daran fest und zeigen dem Reisenden einige der Localitäten, die ihm aus Homer bekannt sind: den Fluß, in den Odysseus sich rettete und an dem die liebliche Königstochter Nausikaa ihre Wäsche hielt; den Fels, in den der Meerherrscher Poseidon das Schiff verwandelte, in dem Odysseus nach Ithaka gebracht worden war, und Anderes mehr. Dies freilich nicht mehr nach alter Tradition, sondern nach Bestimmungen patriotischer Gelehrter. Man darf sich daher nicht wundern, dieselben Gegenstände gelegentlich doppelt vorzufinden. So zeigt man dem Fremden gewöhnlich als das verwandelte Schiff ein Inselchen am Eingang in die sogenannte Salina, während Andere es in einem Felsen an der Nordküste der Insel entdeckt zu haben glauben. Und dies ist mit der Tradition des Alterthums mehr in Uebereinstimmung. Nur daß auch damals schon nicht der gleiche Fels als Schiff des Odysseus bezeichnet

*) Die Bewohner der Insel selbst nannten diese *Κόρκυρα*, wie die sämmtlichen Inschriften beweisen, die Athener und, wie es scheint, auch ein Theil der andern Griechen *Κέρκυρα*; später wird *Κόρκυρα* allgemein; die heutigen Griechen aber schreiben wieder *Κέρκυρα*, auch auf der Insel selbst.

worden zu sein scheint; denn Plinius setzt ihn bei dem nordwestlichen Vorgebirge der Insel, Phalakron, an; ein späterer Historiker aber, Procopius, erzählt, Manche hätten ein von einem Kaufmann aus Marmor erbautes Schiff an der Küste bei der Stadt Kassiope dafür gehalten (Procop. de Bello Goth. IV, 22). Man muß daher diesem letztern vollkommen beistimmen, wenn er sagt, es sei nicht leicht, die wahren Verhältnisse mit den ältesten Erzählungen genau in Uebereinstimmung zu bringen, und mit Recht hat selbst ein neuerer Gelehrter aus Korfu sich dahin ausgesprochen, daß der sonst in der Darstellung von Oertlichkeiten so wahre Homer bei seiner Schilderung des Phäakenlandes mit der heutigen Natur so sehr im Widerspruch sei, daß er entweder absichtlich von der Wahrheit abgewichen sei, oder das Land nie gesehen habe. Nur löst sich das Räthsel sehr einfach durch die Annahme, daß der Dichter eben nicht Korkyra habe schildern wollen. Schwierig bleibt freilich zu erklären, wie die Bewohner der Insel in der historischen Zeit so früh dazu kamen, sie für das homerische Scheria auszugeben.

Wie dem aber auch sei, sicher wissen wir, daß in der geschichtlichen Zeit Kolonisten aus Korinth auf dem von Liburnern bewohnten Eiland eine Stadt gründeten, welche bald durch Handel und Schifffahrt groß, reich und mächtig wurde, und der Mutterstadt Korinth, mit der sie als Nebenbuhlerin wetteiferte, viel zu schaffen machte. Ihre egoistische Handelspolitik, die sie mit andern Inselbewohnern gemein hatte, ließ sie lange eine von den übrigen Griechen sehr isolirte Stellung einnehmen, und so hat sie sich namentlich auch von den Perserkriegen ganz fern gehalten. Wie bedeutend aber um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. ihre Macht war, können wir daraus abnehmen, daß sie eine Flotte von 120 Kriegsschiffen besaß. Die Kriegsschiffe jener Zeit erforderten durchschnittlich eine Bemannung von 200 Matrosen und Seesoldaten; die korkyräische Marine setzt also ungefähr 24,000 Seeleute voraus, die natürlich aber nicht regelmäßig im Dienste waren. Jetzt hat die ganze Insel etwa 60,000 Einwohner. Gegen den Anfang des peloponnesischen

Krieges, zwischen 440 und 430 v. Chr., hatte aber auch die Insel den höchsten Punkt ihrer Blüthe erreicht. Streitigkeiten, in die sie damals mit ihrer Mutterstadt Korinth verwickelt wurde, wurden eine der Veranlassungen zu jenem verderblichen Kriege und rissen sie aus ihrer isolirten Stellung mitten in die allgemein hellenische Politik, und damit zugleich in die furchtbarsten Bürgerkriege, welche dem großen atheniſchen Geschichtsschreiber Thukydides Anlaß zu einer der schönsten Schilderungen gegeben haben, welche die gesammte Historiographie kennt. Die Macht, welche bis dahin die reichen Kaufherrn der Stadt besessen hatten, wurde nicht ohne ihre eigene Schuld gänzlich gebrochen, viele Hunderte von ihnen auf die gräßlichste Weise ermordet und eine vollständig demokratische Verfassung eingeführt. In diesen Parteikämpfen besetzten einmal vertriebene Aristokraten einen festen Platz auf dem Berg Istone und bedrängten von dort Jahre lang die Stadt. Unzweifelhaft ist der Istone der jetzige S. Salvadore. Man hat dagegen eingewendet, er sei zu weit von der Stadt und zu hoch. Aber wer Akrokorinth oder Ithome gesehen hat, wird nicht zweifeln, daß auch der hohe S. Salvadore für eine Festung in griechischer Zeit sich trefflich eignete und die Entfernung will gar nichts sagen, denn Thukydides sagt ausdrücklich und wiederholt, sie hätten das ganze Land (mit Ausnahme der festen Stadt) in ihrer Gewalt gehabt. Sie machten also, mochten sie sein, wo sie wollten, viel weitere Streifzüge, als die Entfernung von dem S. Salvadore bis zur Stadt beträgt, und konnten demnach auch vom S. Salvadore aus die Städter in dem Verkehr mit der Landschaft und der Benutzung ihrer Ländereien stören, und darin bestand eben der Schaden, den sie ihnen zufügten. Kein anderer Berg auf der Insel läßt sich mit der Darstellung des Thukydides vereinigen. Freilich hat mir der korkyräische Gelehrte Mustoxydis gesagt, es liege in dem nördlichen Theile der Insel, westlich vom S. Salvadore, ein Dorf, das noch jetzt Vistoni heiße und also offenbar den alten Namen des Berges bewahrt habe; dort müsse man daher auch diesen suchen. Allein auch zugegeben, daß der Name vom Berge herkomme, läßt sich sehr wohl

denken, daß er von dem ganzen ziemlich großen Berge auf ein nicht weit davon entlegenes Dorf übertragen worden sei. Aehnliche Namensversetzungen finden wir auch sonst. Die bemerkenswertheste ist die von Arkadia, wo der Name einer ganzen Landschaft auf eine außerhalb dieser gelegene Stadt übergegangen ist. Nachdem also mehrere Jahre die Aristokraten von dort aus einen unversöhnlichen Krieg gegen die in der Stadt geführt hatten, gelang es diesen, mit Hülfe der Athener, den festen Platz zu nehmen. Die Gefangenen wurden alle ermordet; die Demokratie und das Bündniß mit dem demokratischen Athen waren gesichert, aber die alte Blüthe kam nicht wieder. Zwar finden wir noch 60 Jahre später 80 Kriegsschiffe erwähnt; aber bald darauf sank die Insel mehr und mehr, und ihre zügellose Freiheit bezeichnete ein derbes Sprichwort: „Frei ist Korkyra, mach wohin du willst." Die spätern Schicksale Korkyras sind im Ganzen die des übrigen Griechenland. Nach mannichfaltigem Wechsel der Herren kam es an die Republik Venedig, unter deren Herrschaft es bis zu ihrem Untergange blieb. Nachdem es dann abwechselnd unter den Franzosen, Engländern und unter russisch-türkischer Protektion gestanden, kam Großbritannien bleibend in seinen Besitz und machte es zum Regierungssitze der Scheinrepublik der ionischen Inseln, in der That zu einem der Bollwerke seiner Herrschaft. Die Wünsche und Hoffnungen der Korfioten und übrigen Bewohner der sieben Inseln, oder Eptanisier, gehen bekanntlich und begreiflich auf eine Vereinigung mit dem griechischen Königreiche. Gelehrte Jonier haben am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts nicht wenig zur Wiederbelebung des griechischen Nationalgefühls beigetragen, und mehrere der hervorragenden Persönlichkeiten des neuen Griechenlands haben den ionischen Inseln angehört, wie die Capo d'Istria, Metara und Andere mehr. Ja, obgleich Korfu eine eigene Universität besitzt, ziehen es die jungen Eptanisier vor, in Athen zu studieren, dessen Universität sie als ihre Nationalanstalt ansehen. Die Wünsche der sieben Inseln haben freilich vorerst so wenig Aussicht auf Verwirklichung, als die der Italiener auf ein vereinigtes, selbstständiges Italien; denn England hält

das Streben nach Unabhängigkeit hier so gut und so streng danieder, als Oesterreich im lombardisch=venezianischen Königreich.

Eine wirkliche Selbständigkeit besaß also die Insel nur in der älteren griechischen Zeit, und Spuren jener Zeit finden sich noch heute manche. Die alte Hauptstadt lag nicht ganz, wo die jetzige, aber doch ganz nahe dabei. Südlich nämlich von der jetzigen Stadt zieht sich etwa eine Stunde weit eine verhältnißmäßig schmale Landzunge hin, die sich zu ansehnlicher Höhe über das Meer erhebt. Am südlichen Ende derselben ist ein rondellartiger Platz, ursprünglich für Geschütz bestimmt und daher die Kanone genannt, jetzt der Hauptspaziergangsort der Korfioten. Dicht unter sich sieht man zwei kleine Inselchen. Auf der einen, einer Art Kloster oder Einsiedelei, hausen zwei Nonnen, die andere, mit einer kleinen Kirche, wird einem als Odysseusinsel bezeichnet, als der oben besprochene Felsen, in den das Schiff verwandelt worden sei. Bei diesen zwei Klippen dringt das Meer durch eine schmale Oeffnung in die Insel ein und bildet eine weite binnenseeartige Bucht, die Salina, die vor Alters ein sicherer Hafen war, aber jetzt ganz versandet ist und nur durch ergiebigen Fischfang Bedeutung hat. Sie bespült die Westseite der beschriebenen Landzunge bis in die Nähe der heutigen Stadt, während auf der Ostseite, etwas südlich der Fortezza vecchia, das Meer eine andere Bucht bildet, die zwar jetzt nicht regelmäßig als Hafen benutzt wird, aber doch selbst großen Schiffen sichere Zuflucht gewährt. Die ganze Landzunge ist jetzt größtentheils mit Oelbäumen bedeckt, zwischen denen auf der Höhe mehrere Landhäuser liegen, unter andern die Sommerresidenz des Lord=Oberkommissärs. Einst aber stand auf ihr die alte Stadt, wie noch jetzt überall zu Tage tretende Quader und der Name Paläopolis, Altstadt, beweisen. Zu Lande nur von der Nordseite zugänglich und durch starke Mauern und Thürme geschützt, hatte sie zwei Häfen. An dem östlichen, Hafen des Alkinoos genannt, lag der Hauptplatz der Stadt mit den Waarenlagern und Wohnungen der reichen Kaufleute; der westliche in der heutigen Salina hieß der hylläische; nicht weit davon, auf der Höhe der Landzunge, scheint die

Stadtburg gestanden zu haben. Die Grenze der Stadt im Norden läßt sich nicht genau bestimmen, zweckmäßige Nachgrabungen würden sie vermuthlich nachweisen lassen. Zahlreiche Gräber aber, die ohne Zweifel außerhalb der Mauern lagen, zeigen, daß sie nicht bis an die heutige Stadt reichte, und namentlich die Fortezza vecchia nicht dazu gehörte. Doch kann man sich kaum überreden, daß dieser fast unangreifbare Felsen nicht schon im Alterthume Befestigungen getragen haben soll. Unwillkürlich fallen einem bei seinem Anblick Virgils „luftige Burgen der Phäaken"*) ein. Aber einen Beweis gibt diese Stelle nicht, weil nach bekanntem Sprachgebrauch damit auch unbefestigte Berghöhen gemeint sein können.

Jetzt findet man im Umfange der alten Stadt häufig Alterthümer aller Art. Im Jahre 1822 ist dicht über dem östlichen Meeresufer, bei einer guten Quelle ein dorischer Tempel von ziemlich kleinen Dimensionen entdeckt und zum größeren Theil ausgegraben worden. Das Material ist ein weißlicher, harter Muschelkalk. Es war ein sogenannter Herastylos Peripteros, d. h. er hatte einen Säulenumgang mit sechs Säulen an den schmalen Seiten. Die Cellenmauer ist mit Ausnahme der Ostseite noch großentheils wohlerhalten, von den kannelirten Säulen steht eine vollständig mit dem Kapitäl an der südwestlichen Ecke, mehrere andere und zahlreiche sonstige Architekturstücke liegen umher, theilweise halb von Erde bedeckt. Eigenthümlich ist ein innerhalb der Cella gelegener, durch besondere Mauern umschlossener Raum, der nur an der Nordseite eine Oeffnung nach der Cella hat, offenbar das Allerheiligste, das Adyton. Daß der Tempel erst aus den Zeiten nach Alexander sei, wie Ottfried Müller**) aus den weiten Interkolumnien geschlossen hat, erscheint mir nicht wahrscheinlich. Die Säulen selbst haben auf mich den Eindruck eines viel höhern

---

*) Aeneis III, 291. Phaeacum aerias arces. Wenn damit nicht wirkliche Burgen gemeint sind, so kann man außer den Felskegeln der Fortezza vecchia auch an die Gipfel des S. Salvadore denken.

**) In der Hall. Literaturzeitung 1835, Nr. 106; nach Railton in den Antiquities of Athens. Supplement, die ich leider nicht vergleichen kann.

Alters gemacht. Welcher Gottheit der Tempel gehört hat, läßt sich nicht bestimmen; wir haben über das alte Korkyra zu dürftige Nachrichten, und Inschriften hat man in den Ruinen nicht gefunden.

Ein noch interessanteres Werk des Alterthums, weil einzig in seiner Art, ist 1843 beim Abtragen eines Theiles der Außenwerke der Stadt unter diesen gefunden worden, ein Grabmonument von eigenthümlicher Gestalt. Es besteht in einem Rundbau von etwa sechs Fuß Höhe und fünfzehn Fuß Durchmesser, aus regelmäßigen Quadern aufgeführt und mit einem flachen Steinkegel gedeckt, der auf einem ringsum über den Rundbau vorspringenden Gesimse ruht. Auf der obersten Steinschichte, zunächst unter dem Gesimse, ist eine Inschrift von sechs Hexametern in sehr alter, von der Rechten zur Linken laufender Schrift eingehauen. Sie meldet, daß der Bau das Grabmal eines Menekrates aus der lokrischen Stadt Oeanthe ist, der zur See verunglückt war und dem dann die Korkyräer das Denkmal errichteten, da er ihr Proxenos gewesen war, was etwa so viel als Ehrenbürger bedeutet. Die Poesie ist etwas ungeschickt abgefaßt, woran sich einige hyperkritische Gelehrte so stießen, daß sie an der Aechtheit der Inschrift zweifelten, als ob man im Alterthum nicht auch gelegentlich hätte schlechte Verse machen können.

Rings um das Menekratesmonument hat man zahlreiche größere und kleinere Thongefäße gefunden, die zum Theil in der nachher noch zu berührenden Sammlung des Kollegiums aufbewahrt werden. Sie haben meist alterthümliche Verzierungen, schlangenförmige oder auch gerade, horizontal herumlaufende Linien, wie Reife.

Etwas später hat man aber auch noch eine zweite Grabschrift entdeckt, die in drei wohlgebildeten Hexametern besagt, daß sie dem Denkmale eines Arniades angehörte, der tapfer kämpfend in einer Schlacht am Aratthos gefallen sei, einem Flusse, der sich in den Golf von Arta ergießt. Diese Inschrift ist abwechselnd von der Linken zur Rechten und von der Rechten zur Linken geschrieben (βουστροφηδόν). Bedeutend weiter nach Westen, als diese alterthümlichen Gräber, in geringer Entfernung von der innersten Bucht der Salina, an der

„Straße der Trauerweide“, scheint ein anderer großer Begräbnißplatz gewesen zu sein, indem dort zahlreiche wohlgearbeitete Steinsärge gefunden werden. Mehrere, die ich umherliegen sah, maßen etwa sechs Fuß in der Länge und hatten starke, in der Mitte giebelförmig erhöhte Deckel. Trotz langem Suchen fand ich nur zwei Buchstaben*), aber Mustoxydis sagte mir, es seien mehrere kleine Grabschriften, auch römische, daselbst gefunden worden, sowie auch römische Münzen. Danach gehörten diese Särge einer weit spätern Zeit an, als die vorher genannten Monumente.

Die verschiedenen auf der Insel gefundenen Alterthümer sind zum Theil in einem Museum in dem Kollegium oder Universitätsgebäude zusammengestellt, das zwar an Umfang nicht groß ist, aber für das Studium der alten Schrift sehr bedeutenden Stoff liefert. Es stehen dort Inschriften beisammen, von dem sechsten Jahrhundert vor Chr., oder noch früher, bis in die christliche Zeit. Andere Gegenstände sind in Privatsammlungen, unter denen jetzt den ersten Rang die des Engländers Ritter Woodhouse einnimmt, des gewesenen Schatzmeisters der ionischen Republik**). Sie ist mit großer Kenntniß und viel Geschmack angelegt und enthält einen reichen Schatz von Gefäßen aus Thon, Glas und Metall, Gegenständen des Schmucks, Cameen, Terracotten, Waffen, eine in ihrer Art einzige Folge von Münzen der sieben Inseln, und, vielleicht die Krone von Allem, einige alte Inschriften auf Erztafeln, unter denen zwei aus Galaxidi am Meerbusen von Lepanto zu den werthvollsten Ueberresten des griechischen Alterthums gehören. Der schon bejahrte Besitzer zeigte mir diese Sammlung mit großer Liebenswürdigkeit und gestattete die Copie der Inschriften mit einer Liberalität, die besonders angenehm überrascht, wenn man aus dem südlichen Italien kommt, wo bekanntlich selbst in öffentlichen Museen die absurde Anordnung besteht, daß man ohne spezielle Erlaubniß nichts schreiben darf.

*) Auf einem Deckel stand *ΠΟ*.

**) Etwas ausführlicheren Bericht über diese Sammlung habe ich in den „Epigraphischen und Archäologischen Beiträgen aus Griechenland“, S. 1 ff., gegeben.

Eine ganz ausgezeichnete Sammlung altgriechischer Münzen besitzt auch der Goldschmied Paolo Lambros (*Λάμπρος*), der Handel damit treibt und sich durch einige werthvolle numismatische Publicationen bekannt gemacht hat*). Mit Bereitwilligkeit zeigt er auch dem, der nichts zu kaufen beabsichtigt, Stunden lang seine Schätze.

Die Geschichte und die Alterthümer von Korkyra sind zu verschiedenen Zeiten von eingeborenen Gelehrten behandelt worden; doch fehlt eine bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Darstellung. Der bejahrte und verdiente Cavaliere Mustorydis, der schon in seiner Jugend „Illustrazioni Corciresi“ herausgegeben hat, ist seit längerer Zeit mit einer solchen beschäftigt, und ein bedeutender Theil ist auch bereits gedruckt, wie ich selbst bei ihm gesehen habe. Das Werk ist aber in's Stocken gerathen; denn bis in den Frühling 1853 bezog Mustorydis dafür eine jährliche Unterstützung von der ionischen Regierung; die hat ihm der Lord-Oberkommissär Henry Ward entzogen, weil er die Sache nicht gefördert habe. Mustorydis mag etwas langsam gearbeitet und die Unterstützung als eine Art Rente betrachtet haben; auf der andern Seite ist aber auch richtig, was er mir bemerkte, daß man eine solche Arbeit nicht wie die eines Zimmermeisters auf bestimmte Zeit liefern könne, und daß die Schwierigkeit, Bücher zu erhalten, ihn oft Monate lang aufhalte. Auch sieht dies Jedermann nur als den mehr oder weniger plausibeln Vorwand an; der wahre Grund liegt in Mustorydis politischer Gesinnung. Wäre er gut englisch gesinnt, so dürfte er ohne Zweifel sein Werk mit der gründlichsten Langsamkeit machen. Außer Mustorydis ist ein tüchtiger Alterthumskenner Ikonomidis (*Οἰκονομίδης*), der eine der Woodhousischen Inschriften aus Galaridi mit viel Gelehrsamkeit bearbeitet hat, und mit der Erklärung der andern noch beschäftigt ist.

---

*) Es ist 1855 von ihm eine Abhandlung erschienen: *Περὶ ἓξ χρυσῶν νομισμάτων τῶν Φιλίππων ὑπὸ Παύλου Λάμπρου*, nebst französischer Uebersetzung. Die beschriebenen Münzen habe ich schon bei ihm gesehen.

Von Korfu nach Athen.

Die Ankunft eines Postschiffes ist in Hafenstädten, besonders auf Inseln, immer eine Sache von Wichtigkeit, ganz besonders aber wird, wenn es durch widrige Winde zurückgehalten ist, mit Spannung darauf gewartet. So verbreitete sich denn Mittwoch, 23. März, rasch die Nachricht, der Dampfer Asia sei angekommen; aber zugleich wurde angezeigt, daß er wegen fortdauernden Sturms erst in der Nacht abgehen werde. Ich benutzte daher einen günstigen Moment noch zu einem Spaziergange in der Umgebung der Stadt. Als ich wieder in diese zurückkam, begegnete mir ein Mensch, der mich fragte, ob ich nicht der Fremde sei, der mit der Asia abgehen wolle, und als ich es bejahte, mir meldete, er habe mich im Auftrage der Administration in der ganzen Stadt gesucht, das Schiff werde abfahren, um drei Uhr müsse man an Bord sein. Der Himmel hatte sich etwas aufgeklärt, der Capitän daher beschlossen, die Anker früher zu lichten und die Administration überall herum geschickt, um die zerstreuten Reisenden zusammenzutreiben. Es war noch Zeit genug, um ein kräftiges Frühstück zu nehmen und so der voraussichtlich stürmischen Fahrt entgegenzugehen. Nur ungern trennte ich mich von der Familie Gysi, die mir unter dem Toben der Aequinoctialstürme so angenehme Tage bereitet und den Ruf der Gastlichkeit, den unsere zahlreichen in der Fremde niedergelassenen Landsleute genießen, glänzend bestätigt hatte. Zur bestimmten Zeit befand ich mich an Bord der Asia, eines großen, schönen Schiffes mit einer Maschine von

zweihundertsechszig Pferdekräften. Kaum dort angelangt, bemerkte ich unter den wenigen Passagieren einen großen, blonden Mann, der mir entschieden den Typus eines norddeutschen Offiziers zu tragen schien. Und ich täuschte mich nicht. Es war der oldenburgische Major von Egloffstein, der als außerordentlicher Gesandter seines Hofes nach Athen reiste, um die offizielle Anzeige vom Ableben des Großherzogs, des Vaters Ihrer Majestät der Königin von Griechenland, zu überbringen. Auf Schiffen macht man schnell Bekanntschaft und so fand sich bald, daß wir uns nicht zum ersten Mal sahen. Dreiundzwanzig Jahre früher hatten wir uns auf der Aula der Universität Jena getroffen, als nach den Unruhen, die im Herbste des Jahres dreißig sich auch dort zeigten, die Studenten unter Hofrath Kieser's Oberbefehl eine Sicherheitsgarde bildeten und später auch eine Compagnie weimar'scher Truppen eingerückt war. So gab es bald allerlei Reminiscenzen an die mehr spaßhaften als ernsten Erlebnisse jener Tage aufzufrischen. Außer diesem Deutschen fuhren unter andern auch zwei junge Geistliche der unirten armenischen Kirche mit, die in Wien in einem für Armenier bestimmten Institute gebildet worden waren und sehr gut deutsch sprachen. Sie kehrten nach Asien zurück, um nun in irgend welchen abgelegenen Dörfern zu wirken, ein eigener Contrast gegen das Leben in einer europäischen Hauptstadt. Es schienen wackere Leute, denen es um bessern Unterricht ihrer Landsleute sehr eifrig zu thun war.

Der Himmel war ziemlich wolkenfrei, als wir die Anker lichteten, aber die Fahrt ging trotz der starken Maschine ziemlich langsam, da uns ein heftiger Südwind entgegenblies. Doch ließ ich mir das Anfangs gerne gefallen; denn Korfu schien mir von der Südostseite sich noch viel schöner auszunehmen, als wenn man von Norden kommt. Das Schiff führte uns um die Fortezza vecchia, an dem alten Hafen und der alten Stadt vorbei, der Südspitze der Insel zu. Ehe man diese erreicht, springt ein ziemlich flaches Vorgebirge stark in die See vor, das den weiten bogenförmigen Busen begränzt, welcher bei der Stadt beginnt. Es ist das alte Leukimme, in den Seekriegen

um Korkyra oft genannt. Noch heute heißt es nebst der ganzen umliegenden Gegend mit geringer Namensänderung Lefkimo. Gegenüber, dicht am epirotischen Festlande, in der hier wieder ziemlich schmalen Meerenge, liegen zwei Inselchen, noch jetzt wie im Alterthum Syvota (Σύβοτα) genannt, auch durch eine Seeschlacht im Jahre 432 v. Chr. bekannt. Als wir uns der Südspitze der Insel näherten, nahm der Wind wieder stark zu und bei stürmischer Nacht fuhren wir am Eingang des Golfes von Arta, an Levkada oder Sta. Maura, Ithaka und Kephallonia vorbei. Als ich mich den folgenden Morgen früh auf's Verdeck schleppte, hatten wir das letztere schon hinter uns und näherten uns Zante oder Zakynthos; links sah man in der Ferne den Golf von Patras und die Küsten und Gebirge des Peloponneses und des gegenüberliegenden Aetoliens. Auf der Rhede vor Zante wurde etwa eine halbe Stunde gehalten. Stadt und Insel bieten einen ungemein lieblichen Anblick dar. Die erstere zieht sich in bedeutender Ausdehnung an einer geräumigen Bucht an der Nordostseite der Insel hin. Zwischen den weißen, meist ziemlich niedrigen Häusern ragen mehrere schlanke Kirchthürme stattlich empor, dazwischen stehen dunkelgrüne Bäume und hinter der Stadt thront auf hohem Berge die alte venetianische Feste. Gegenwärtig hat die Insel gewöhnlich nur etwa sechszig Mann Besatzung. Schöne, mit Bäumen und Reben bepflanzte Hügel und Berge umgeben die Stadt, und so weit das Auge reicht, erscheint die Insel wohlbebaut, wie sie denn in dieser Hinsicht Korfu weit übertreffen soll. Zwei Hauptprodukte freilich, Wein und Korinthen, waren damals schon zum großen Schaden der Bewohner in Folge der unglücklichen Traubenkrankheit ganz mißrathen. Südöstlich von der Stadt erhebt sich ein spitzer Berg zu ansehnlicher Höhe, der alte Elatos, und läuft nach Osten in ein kahles Vorgebirge aus. Als wir es umschifft hatten und uns wieder in der offenen See befanden, warf uns der Südwind wieder unbarmherzig umher. Auf dem Verdecke zu gehen oder zu stehen wurde eine große Kunst und so setzte oder legte man sich auf den Boden. Schwärme von Möven umkreisten das Schiff und

oft genug wurde man von den über das Deck schlagenden Wellen benetzt. Kaum achtete ich darauf, als man uns etwa um vier Uhr in der Ferne den berühmten Hafen von Navarin zeigte, und bald trieb uns das Wetter ganz in die Cajüten, wo es Nachts bisweilen fast unmöglich war, sich im Bette zu halten. Das Stoßen der Maschine, das Krachen und Knarren der Planken und des Getäfels trugen zur Annehmlichkeit der Nacht eben auch nicht bei. Doch wurde es gegen Morgen leidlicher. Mit Tagesanbruch waren wir bereits um die Südküste des Peloponneses. Die Wellen hatten sich ziemlich gelegt, der Wind hatte umgeschlagen und wehte uns frisch von Norden entgegen, was freilich jetzt unsere Fahrt nicht förderte. Der letzte heftige Windstoß hatte uns beim Umfahren des Cap's Malea betroffen, wo bekanntlich einst Odysseus und Menelaos auf der Heimkehr von Troja verschlagen worden waren. Es gehörte also etwas Sturm daselbst zu einer klassischen Reise, und glücklicher Weise war uns die See gnädiger, als jenen beiden Fürsten. Der Rest der Fahrt entschädigte für die überstandenen Leiden. Links hatten wir die hohe bergige Küste von Lakonien und den Golf von Nauplia, bald die felsige Südseite von Argolis; vor ihr sieht man die kleine Insel Spetzä oder Spezzia und das langhingestreckte schmale Hydra, ein einziger kahler Fels, an dessen dem Lande zugekehrter Nordseite die Stadt liegt. Ihr gehören die rühmlichst bekannten Helden des Freiheitskrieges, Miaulis, die Conduriottis und andere mehr an, und es ist traurig, daß diese Insel, die wohl in jenem ganzen Kampfe die größten Opfer gebracht und am meisten geleistet hat, in Folge der Unabhängigkeit ihre frühere Blüthe verloren hat, indem sich Handel und Schifffahrt mehr an andere Orte hingezogen haben. Rechtshin nach Süden und Osten tauchen aus dem Meere in der Ferne die Inseln Milos, Siphnos, Seriphos und andere Kykladen auf. Wie man weiter nach Norden in den Golf von Aegina oder saronischen Meerbusen kommt, erblickt man links Poros, das alte Kalauria, wo Demosthenes sich am Altar des Poseidon den Tod gegeben hat, dann die kühnen Felsenzacken der Halbinsel Methana und Aegina mit sei-

nem hohen Berge des h. Elias; rechts, nachdem man das Inselchen des h. Georgios, das alte Belbina, zur Seite gelassen, breitet sich die attische Halbinsel vor dem staunenden Auge aus. Kaum schenkt man, wenn man an Aegina vorübergekommen ist, dem prachtvollen Blicke, der sich in's Innere des Golfes eröffnet, seine Aufmerksamkeit, sie ist ganz auf Attika, oder richtiger auf Athen gerichtet, dessen Umgebungen sich allmählig entfalten. Zwischen dem langgestreckten Hymettos und dem pyramidalen Pentelikon sieht man einen zwar niedrigern, aber schroff und keck emporsteigenden Felsberg aus weiter Ferne. Es ist der h. Georgios, oder der alte Lykabettos; rechts davon tritt erst später der Felsen der Akropolis deutlich hervor mit den schönsten Ruinen, die die Welt kennt; vor und zwischen diesen Hügeln breitet sich auf sanft aufsteigender Fläche die Stadt aus, zu hinterst weithin sichtbar das königliche Schloß. Es war gegen Mittag, als wir, Salamis zur Linken lassend, durch die enge Mündung in den weiten Piräeus einliefen, noch jetzt einer der schönsten und sichersten Häfen, die es gibt, nur für die größten Linienschiffe nicht tief genug. Von Norden springt eine schmale Landzunge an der Mündung weit vor, auf der man auch beim raschen Einlaufen mächtige alte Mauerreste gewahrt. Sie hieß im Alterthum Eetioneia und hier konnte der Hafen mit Ketten gesperrt werden. Ziemlich viele Schiffe verschiedener Nationen, darunter mehrere Kriegsschiffe, gaben dem Hafen ein belebtes Aussehen; an der innern Seite liegen verschiedene Regierungsgebäude, Waarenlager und Wohnungen der hier zahlreich niedergelassenen Kaufleute. Rasch waren die nöthigen Polizei= und Sanitätsformalitäten abgethan. Darin verdienen die Griechen hier, wie in Korfu, ein entschiedenes Lob gegenüber den italienischen Behörden, die, aus Gott weiß welchen Gründen tiefer polizeilicher Weisheit, die armen Reisenden, die sich das feste Land zu betreten sehnen, Stunden lang warten lassen. Zahlreiche zierliche Barken, mit bunten Teppichen reich belegt, umschwärmten bald das Schiff und von allen Seiten wurden den Reisenden die verschiedenen Gasthöfe Athens angepriesen. Die Wirthe selbst, oder Agenten der=

selben, kamen, meist in der reichen Nationaltracht, auf das Verdeck, steckten einem Adreßkarten zu und suchten einander die Reisenden durch Absteigerung zu entreißen. Ich folgte mit Herrn von Egloffstein dem Wirthe des Hotel d'Angleterre. Bald waren wir am Lande und von Mauth- und Paßbeamten unbelästigt in einem Wagen, der uns nach Athen brachte. Eine fast ganz gerade, breite, staubige Landstraße führt durch die Ebene. Zur Seite sind meist Weinpflanzungen und theilweise Oelbäume, die zu dem sogenannten Olivenwalde gehören, aber so weit die Straße sie durchschneidet, mit einem Walde wenig Aehnlichkeit haben. In der Mitte des Weges ist eine Schenke, wo man einen Augenblick zu halten und den Pferden Wasser zu geben pflegt. Es ist mir aufgefallen, daß, so oft ich den Weg machte, ich die Griechen dies thun und eine kleine Erfrischung nehmen sah, während man sonst die Pferde halbe Tage lang ununterbrochen laufen läßt und die Leute selbst sehr mäßig sind. Ich weiß nicht, übt der Staub der Landstraße, oder die europäische Civilisation, die sich besonders auf diesem Wege bewegt, solchen Einfluß. Nach etwa einer Stunde erreicht man die Stadt, in die man, am Tempel des Theseus vorbei, durch die Hermesstraße einfährt. Aus dieser führte uns dann der Weg durch die Aeolosstraße nach unserm Gasthofe am nördlichen Ende der Stadt, wo wir uns bald von den Strapazen der Seefahrt vollständig erholt hatten. Es gibt kaum ein behaglicheres Gefühl, als wenn man sich nach einer stürmischen Seereise auf dem festen Lande an eine wohlbesetzte Tafel setzen kann und nachholen, was man auf dem Schiffe versäumt hat, und diesem gaben denn auch wir uns gerne hin.

Da Gasthöfe ein sehr wesentliches Moment auf Reisen sind, so erlaube ich mir hier einige Bemerkungen über die in Athen. Es ist dies einer der Punkte, in dem die europäische Civilisation in der Hauptstadt des Königreiches die größten Fortschritte gemacht hat. Die Gasthöfe sind vortrefflich, aber in ihrer Einrichtung von den unsrigen in so fern verschieden, als darin, wie überhaupt in den Städten des Orients, das Pensionssystem herrscht. Man zahlt etwas Gewisses

für den Tag, Alles inbegriffen, nur der Wein wurde in Athen besonders berechnet. Obgleich das Leben in Athen im Ganzen theuer ist und der Grieche den Gewinn nicht verschmäht, so hat doch die Concurrenz durchaus billige Preise herbeigeführt. Während meiner Anwesenheit wurden gewöhnlich zuerst zehn Franken für den Tag gefordert, aber schon auf dem Dampfschiffe drückten sich die Wirthe gegenseitig bis auf acht, ja sechs Franken herunter, woran man freilich nachher sie nachdrücklich erinnern mußte. Dafür hat man sein gutes Zimmer, ein sehr reichliches Frühstück, das man nach Belieben theilen kann; ich habe oft den Morgen früh mir Thee oder Kaffee geben lassen und erst wenn ich von einem Ausgang nach Hause kam, das Gabelfrühstück genommen; sodann Abends ein vortreffliches Mittagessen mit Kaffee, dabei die größte Bequemlichkeit hinsichtlich der Zeit, ohne irgend an eine Stunde gebunden zu sein. Ich habe von sechs Uhr Morgens bis Mittags zwei Uhr zu allen Stunden gefrühstückt und stets zuvorkommende, freundliche Bedienung gefunden. Man kann also selbst in den ersten Gasthöfen, für eine größere Stadt, ziemlich billig leben. Wer sich auf längere Zeit einrichtet und in Restaurationen ißt, kann es natürlich noch weit wohlfeiler machen. Das Hotel d'Angleterre hat eine schöne Lage an dem Artillerieplatze, über den sich eine weite Aussicht nach der Küste und dem Meere eröffnet. Hinter dem Hause ist ein Garten mit schönen hoch emporrankenden Rosenlauben, die mir in üppigster Blüthe zu stehen schienen; aber man versicherte mich, daß diese bereits vorüber und was ich sah, nur noch ein Schatten der früheren Pracht sei. In dem Garten sind da und dort alte Marmorreliefs und Grabschriften eingemauert, ein runder Tisch in einer Laube ruht auf einer runden Grabsäule mit Inschrift. Diese Stücke sind alle beim Bau des Hauses gefunden worden, wie jene ganze Gegend mit alten Gräbern bedeckt ist und überhaupt fast bei jedem Neubau in Athen Ueberreste des Alterthums aufgefunden werden.

So wohl man sich nun im Gasthofe fühlt, lange hält man es nicht aus. Es drängt einen hinaus, und wohin sollte man die Schritte

zuerst wenden, als nach der Akropolis? Da man indessen, um in dieselbe einzutreten, einer Erlaubnißkarte des Conservators der Alterthümer, Pittakis, bedarf und der Abend schon zu weit vorgerückt war, um diese zu holen, so mußte ich mich begnügen, für diesmal nur den Burghügel bis zum Eingang zu besteigen, wo ich gerade noch rechtzeitig hinkam, um die Sonne hinter den Bergen des Peloponneses untergehen und Land und Meer in dem glühenden Abendhimmel prangen zu sehen. Es war ein erster Eindruck, der alle Erwartungen übertraf und was mehr ist, ein Eindruck, der bei wiederholter Betrachtung nicht geschwächt, sondern jedesmal tiefer wurde.

II.

Athen und Attika.

Das neue Athen. — Die Landschaft Attika. Allgemeine Vorbemerkungen. Ein Ausflug nach Sunion, Marathon und Rhamnus. Phyle und Umgegend. Eleusis. — Das alte Athen und seine Ueberreste. Historischer Ueberblick. Museion, Pnyx, Nymphenhügel, Areopag. Die Akropolis und ihre Umgebung. Die untere Stadt. — Ein Besuch auf der französischen Flotte bei Salamis. Die Häfen Athens.

Das neue Athen.

Das heutige Athen liegt zum größten Theile nördlich von der Akropolis auf einer sanft sich gegen Osten erhebenden Fläche, dem größern Theile nach auf dem Boden der alten Stadt, nach Norden über diese hinaus, während im Süden das alte Athen sich viel weiter ausdehnte. Die Stadt, die seit dem Alterthume niemals ganz verödet war, sondern immer ein verhältnißmäßig bedeutender Ort geblieben ist, zählte vor dem griechischen Aufstande etwa 3000 Häuser und 10 — 15,000 Einwohner, hatte aber während desselben so gelitten, daß nur noch 300 Häuser gestanden haben sollen, als sie zur Residenz bestimmt wurde. Dies fand 1834 statt. Die Regierung siedelte aus Nauplia hieher über; die türkische Ringmauer, welche zum großen Theil zerfallen war, wurde ganz entfernt und der Neubau nach einem ziemlich regelmäßigen Plane mit geraden Straßen von ansehnlicher Breite unternommen. Es wurde viel und rasch gebaut, und es zeigt sich auch hier die allgemeine Erscheinung unserer Zeit, daß die Hauptstädte eine starke Centripetalkraft ausüben, zu der in Griechenland die Entwicklung des übrigen Landes in keinem Verhältnisse steht. Athen hat jetzt etwa 30,000 Einwohner und überall steigen stattliche Gebäude aus dem Boden empor. Doch sieht man anderseits noch an manchen Orten alte Häuser in Trümmern liegen, besonders nach der Seite der Akropolis zu. Dieser Theil hat überhaupt noch den ältern Charakter, enge, krumme Straßen, in denen die ältere Bevölkerung albanesischer Abkunft zusammengedrängt ist

Die beiden Hauptstraßen, nach denen man sich ziemlich leicht orientirt, sind die des Hermes und des Aeolos. Die Hermesstraße durchschneidet die Stadt von Westen nach Osten in ihrer ganzen Länge und führt von der Piräeusstraße bis zum Schloßplatze hinauf. Sie wird im rechten Winkel von der Aeolosstraße durchschnitten, die vom Abhange der Burg nach Norden läuft und an die sich die Landstraße von Patissia anschließt. Parallel mit der Aeolosstraße läuft westlicher, aber nicht in gleicher Länge, die der Athene. In dem ältern Stadttheile, in der Nähe der Burg ist die bedeutendste die Hadriansstraße, die die Aeolosstraße durchschneidet und sich in einem weiten Bogen um den Fuß des Akropolishügels zieht. Durch diese Namen wird man ganz in's Alterthum versetzt. Eine Menge selbst der kleinsten Gassen Athens tragen solche hochklingende Namen, man liest an den Ecken: Straße des Euripides, des Demosthenes u. s. w., aber man liest es auch nur an den Ecken; denn fragt man nach einer solchen Gasse, so kann man in der Regel darauf zählen, daß der Befragte sie nicht kennt. Ja selbst der offiziell adoptirte Ausdruck für Straße, ὁδός, hat sich gegenüber dem gebräuchlichen δρόμος noch wenig Geltung zu verschaffen gewußt.

Die neueren Gebäude der Stadt sind im Ganzen nicht übel gebaut, es sind, was man so nennt, hübsche Häuser, aber meist ohne entschiedenen architektonischen Charakter. In der Regel sind sie nicht hoch, von einem oder zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß, was sich leicht begreift, da hinlänglich Raum zum Bauen vorhanden ist. Daher findet man einstweilen hier noch nicht die widerwärtigen Kasernen vieler modernen Städte. Es wohnt bei den Wohlhabenden meist nur eine Familie in einem Hause, oder doch nur wenige. Eine Eigenthümlichkeit, die sich bei freier stehenden Häusern vielfach findet, ist, daß man von der Straße nicht unmittelbar in das Haus eintritt, sondern in einen größern oder kleinern Hofraum neben dem Hause, aus dem man dann erst von der Seite in das Haus selbst kommt. Es scheint das Landesübung, wenigstens habe ich es auch in kleinern Städten und Dörfern bei den Wohnungen der Wohl=

habenden fast durchgängig gefunden. Außer der größern Sicherheit hat es den Vortheil, daß man auch ebener Erde die ganze der Straße zugekehrte Front zu Zimmern verwenden kann. Uebrigens ist dieses Erdgeschoß gewöhnlich um einige Stufen über die Straße erhöht. Das Material der Häuser ist meist ein guter Kalkstein, der dicht bei der Stadt am Lykabettos gebrochen wird, wo reichliche Steinbrüche in lebhaftem Betriebe sind. Auch sieht man vielfach den schönen weißen Marmor des Pentelikon angewandt. Unter den neuen Gebäuden nimmt den ersten Platz das königliche Schloß ein. Es liegt am östlichen Ende der Stadt, ziemlich hoch, mit herrlichem Blicke auf die Akropolis, das Meer und die peloponnesischen Gebirge, und ist ein schönes Gebäude mit einfachen Verhältnissen. Die königlichen Wohnzimmer sind freundlich und wohnlich eingerichtet, die großen Gesellschafts- und Ballsäle reich und geschmackvoll decorirt und sollen sich bei brillanter Beleuchtung, angefüllt mit den bunten Trachten der Geladenen sehr gut ausnehmen. Aus eigener Erfahrung kann ich über die Hoffeste nicht urtheilen, da wegen der Trauer während meines Aufenthaltes keine gegeben wurden. Man hat vielfach gefunden, daß für Griechenland ein solcher Pallast ein überflüssiger Luxus sei. Es ist wahr, er steht in starkem Contrast mit dem Zustande des Landes. Der Masse jedoch und besonders der Masse in halborientalischen Ländern imponirt man nicht durch republikanische Einfachheit, sondern die Regierung bedarf einer gewissen Pracht. Aber überdies ist er, wie mir von sehr wohl unterrichteter Seite versichert worden ist, nicht mit griechischem Gelde bezahlt, sondern König Ludwig hat ihn aus seinem Privatvermögen seinem Sohne bauen lassen und so ist er für das Land ein Geschenk. Man hat ihn auch geschmacklos genannt und anderseits von kahler Pracht gesprochen. Ich gestehe nicht zu wissen, worin die Geschmacklosigkeit besteht, er scheint mir umgekehrt einer der schöneren Palläste, die ich gesehen habe, zu sein, nur darf man nicht erwarten, daß wenn man von der Akropolis kommt, der Eindruck ein sehr großer wäre, aber ich möchte wissen, bei welchem Pallaste das der Fall wäre. Der zweite Vorwurf fällt im Grunde

mit dem ersten zusammen, wenigstens was das Aeußere des Gebäudes betrifft. Ist das Innere gemeint, so ist es mehr oder weniger die Eigenschaft aller solchen großen Gebäude, in denen eine ganze Hofhaltung Raum finden muß. Da kann man doch unmöglich verlangen, daß es nach allen Seiten hin wie in den behaglichen Räumen eines beschränkten Privathauses aussehe. Ueberdies aber macht die Einrichtung der großen Palläste südlicher Länder überhaupt leicht diesen Eindruck auf den Nordländer. Dort ist Alles mehr darauf eingerichtet, die Hitze abzuhalten, während eine Wohnung unserer Länder mehr auf angenehme Wärme berechnet ist. Daß eine reiche Sammlung von Gemälden oder andern Kunstwerken dem Schlosse sehr wohl anstehen würde, gebe ich gerne zu, aber dergleichen jetzt schon hier zu suchen, wäre sehr unbillig.

Hinter dem Schlosse nach dem Ilissos hin dehnt sich der eben so geschmackvoll angelegte, als vortrefflich unterhaltene Hofgarten aus, der jeden Abend dem Publikum offen steht. Man sieht da, was der Boden Athens bei reichlicher Bewässerung hervorzubringen vermag. Das Wachsthum ist unglaublich. Der gefällige Hofgärtner Schmid zeigte mir Bäume, die erst vor drei Jahren gepflanzt waren und eine Höhe und Stärke erreicht hatten, wie bei uns nicht in zehn. Freilich wird auch eine unerhörte Sorgfalt auf die Bewässerung und das Begießen des Gartens verwendet, der der Königin besonders am Herzen liegt und bedeutende Kosten erfordert. Vor dem Schlosse, der Stadt zu, liegt ein anderer öffentlicher Garten.

Außer dem Pallaste hat Athen noch einige andere ziemlich ansehnliche Gebäude: die Universität im nördlichen Stadttheile, die Sternwarte auf dem sogenannten Nymphenhügel, südwestlich von der eigentlichen Stadt, von dem Banquier Sina in Wien gestiftet und dotirt, einige Kasernen, Spitäler und Regierungsgebäude, das Ständehaus (βουλή), aber keines verdient besondere Beachtung. Von den Kirchen ist die alte Metropolitankirche klein, aber merkwürdig durch viele daran befindliche architektonische Reste des Alterthums und des Mittelalters. Eine neue, geräumigere ist noch im Bau begriffen.

Die größte der übrigen Kirchen ist die der h. Irene. Sehr zahlreiche kleinere, oft sehr kleine, zum Theil verfallene Kirchen findet man in den älteren Stadttheilen, deren genaue Verzeichnung von Interesse wäre, weil die ältesten in der Regel an die Stelle alter hellenischer Heiligthümer getreten sind. An einigen Orten ragen noch die Kuppeln von ehemaligen türkischen Moscheen und Bädern über die Umgebung empor; auch zwei alte Dattelpalmen haben die Verwüstungen überlebt, die eine mitten in der Hermesstraße, die andere nicht weit vom obern Ende der Aeolosstraße. Die in der Nähe des Schlosses gepflanzten sind noch zu jung, um stark in die Augen zu fallen. Da und dort trifft man auch einige andere Bäume, namentlich an den um einen Theil der Stadt laufenden sogenannten Boulevards, aber sie sind spärlich, auch in der Umgegend selten, mit Ausnahme des westlich sich hinziehenden, sehr lichten Oelwaldes. Im Frühling, also gerade um die Zeit, wo ich ankam, sind die unmittelbaren Umgebungen, weil meist mit Getreide bepflanzt, grün, aber schon im Juni war Alles geschnitten und alles Grün, mit Ausnahme einiger Gärten, hatte einem versengten Gelb oder Braun weichen müssen. Ein feiner Sand bedeckt die Straßen, der beim Wind sehr unangenehm ist. Die Hitze ist im Ganzen groß, dabei aber sind die Abende oft kühl und wenigstens ein Theil der Stadt ist den Fiebern ausgesetzt. Vom Meere und der kühlenden Seeluft ist man etwa anderthalb Stunden entfernt. Man hat daher vielfach behauptet, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, die Hauptstadt an einen anderen Ort zu verlegen, und ich habe in Athen lebende Griechen selbst entschieden über die jetzige Lage klagen gehört. Man hat speziell Nauplia, wo die Regierung Anfangs ihren Sitz hatte, und Korinth genannt. Gegen ersteres ist aber mit Recht eingewendet worden, daß der Raum für eine größere Stadt viel zu beengt sei; gegen Korinth hat hauptsächlich die ungesunde Fieberluft entschieden. Doch meinen Manche, bei einer stärkeren Bevölkerung und dadurch bedingten bessern Cultur jener Gegend wäre dies Uebel verschwunden. Der gleiche Grund hat, wenn ich nicht irre, gegen den auch genannten Isthmos entschieden. Für

Athen hat aber doch wohl vor Allem die frühere Größe und der alte Glanz den Ausschlag gegeben, und das ist eine Rücksicht, der man auch ohne Vorliebe für das Alterthum ihre Berechtigung zugestehen muß. Man mag lange sagen, die jetzigen Griechen gehen die alten wenig an, die Erinnerung an die hellenische Zeit sei eine blos erkünstelte. Erkünstelt oder nicht, ist sie in dem gebildeteren Theil des Volks doch seit langer Zeit und aus eigener Mitte wieder erweckt und lebendig geworden, und macht sich geltend. Dazu kommt, daß denn doch Athen während des Mittelalters und der neueren Zeit die ansehnlichste Stadt, oder doch wenigstens eine der ansehnlichsten des jetzigen Königreichs geblieben war. Ueberdies scheint mir, obwohl ich nicht weiß, ob es mit in Betracht gekommen ist, ein nicht unwesentliches Moment für Athen, daß bei der in neuer Zeit wie im Alterthum stets sehr starken Tendenz der Peloponnesier zu egoistischer Abschließung, die Hauptstadt des Königreiches besser außerhalb des Isthmos gelegen sei, als innerhalb. Also für Athen im Allgemeinen sind ganz gewichtige Gründe da gewesen. Nur fragt sich, ob nicht diese alle ihr Recht erhalten hätten, wenn man die Stadt anderthalb Stunden westlicher am Meere, das heißt im Piräeus, angelegt hätte. Man hätte den gleichen Namen beibehalten können, war ja doch der Piräeus nichts als der Hafen und die Hafenstadt von Athen, und man hätte damit sogar einen ächt antiken Gedanken ausgeführt. Denn bekanntlich wollte schon Themistokles nach den Perserkriegen, als die Stadt zerstört war, die neue am Meere aufführen, fand aber in religiösen Rücksichten, in der frommen Anhänglichkeit an die Sitze der Gottheiten und die Gräber der Verfahren, einen so starken Widerstand, daß er den Gedanken in anderer Weise zu verwirklichen trachtete, nämlich durch Verbindung der Stadt und des Hafens vermittelst langer Mauern. Man wäre im Piräeus unmittelbar am Meere gewesen, hätte einen vortrefflichen Hafen, so zu sagen in der Stadt, gehabt, dadurch die raschere Verbindung mit allen Küstenorten und die Mittel, die neue Stadt zu einem großen Handelsplatze zu erheben, und überdies eine durch die Seewinde abgekühlte Luft. Man hat

allerdings behauptet, die Lage des Piräens sei ganz besonders den Fiebern ausgesetzt, aber das ist wohl nur gewesen, so lange er unangebaut war und stagnirende Wasser sich in der Nähe bildeten. Jetzt, hat man mich versichert, habe das sich geändert und sei er gesund. Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß der Ort schon bedeutend angewachsen ist und über 5000 Einwohner zählt. Ob etwa bei der Wahl der Residenz sich ein ähnlicher Gedanke geltend gemacht hat, wie bei der Anlage des ältesten Athen und anderer Städte jener Zeit, ist mir unbekannt. Damals nämlich baute man die Städte in einer gewissen Entfernung von der Küste, um den Angriffen der Seeräuber nicht unmittelbar ausgesetzt zu sein. So könnte man jetzt sich gerne etwas vom Meere entfernt haben, um vor einer Beschießung durch Kriegsschiffe gesichert zu sein. Uebrigens hat gerade die Alterthumsforschung bei dem, was aus Vorliebe für's Alterthum gethan zu sein scheint, am meisten verloren. Dadurch, daß man die neue Stadt auf dem Boden der alten erbaut hat, ist jedes zusammenhängende Nachgraben unmöglich geworden, und selbst wenn beim Bauen zufällige Funde gemacht werden, bleiben sie jetzt oft verheimlicht, weil man fürchtet, im Fortbauen gestört zu werden. Einen der Nachtheile der jetzigen Lage, die Entfernung von der See, hoffen übrigens die Griechen durch eine Eisenbahnverbindung theilweise zu beseitigen.

Hat nun auch die heutige Stadt selbst in ihrer Bauart und äußern Erscheinung nichts sehr charakteristisches, so erhält sie das doch in hohem Grade durch die sie überragenden Ueberreste der Vergangenheit und durch die lebendige Staffage der Menschen, die sich in ihr bewegen. Es ist nicht das geschäftige und hastige Durcheinandergehen und Laufen einer belebten Hafenstadt, das uns hier in Anspruch nimmt, auch nicht das Lärmen und Schreien, wodurch man in italienischen Städten oft förmlich betäubt wird, sondern das Fremdartige, für uns schon ganz Orientalische, in Kleidung, Haltung und Bewegung der Leute, das uns auffällt und die Aufmerksamkeit fesselt. Die Gegend, wo das Leben Athens sich fast ganz concentrirt, ist die

Aeolosstraße und zwar hauptsächlich ihr südlicher Theil gegen die Burg zu. Dort ist der Markt und Bazar; an ihr liegen auch die meisten Kaffeehäuser. Hier finden sich also die ein, die etwas zu kaufen oder zu verkaufen haben; hier bewegen sich aber auch die auf und ab, die wenig oder nichts zu thun haben, die Neuigkeiten hören oder an den Mann bringen wollen, und deren gibt es in Athen eine gehörige Zahl. Die große Masse trägt die Landestracht, in der sich zwei Hauptarten unterscheiden lassen. Die vorherrschende ist die sogenannte albanesische. Das Charakteristische dieser ist die weiße Fustanella, die bis an die Kniee reicht. Ursprünglich hat sie eine mäßige Weite, wie man sie noch jetzt bei dem Landmanne antrifft. Die jetzige Mode, denn auch bei Landestrachten macht sich die Mode geltend, hat ihr einen solchen Faltenreichthum gegeben, daß sie sich in einer Dicke von mehreren Zoll um den Leib zieht und eine unglaubliche Menge von Tuch erfordert. Es ist das eine Uebertreibung, durch die sie weder an Schönheit, noch Bequemlichkeit gewonnen hat. Den Oberleib kleidet eine eng anliegende Weste ohne Aermel, so daß die weißen Hemdärmel frei bleiben. Vorne ist sie offen und läßt das schön gefältelte Hemd sehen. Ueber die Weste kommt dann eine ähnliche Jacke mit Aermeln, die aber meist nicht angezogen werden, sondern nach Art eines Dollmanns herabhängen. Bei der Arbeit bleibt die Jacke ganz weg. Sie hat verschiedene Farben und mehr oder weniger Stickereien. Ein breiter, meist rother Gurt, der oft den Yatagan oder Pistolen trägt, verbindet Weste und Fustanella. Die Beine sind vom Knie bis auf den Fuß von rothen oder blauen Kamaschen bedeckt, die ebenfalls mit Stickerei verziert sind, und daran schließen sich die rothen, spitzgeschnäbelten Schuhe. Dazu kommt denn endlich das rothe Fez, gewöhnlich mit blauer, seidener Quaste, die aber bei kostbarerer Kleidung durch eine reiche silberne oder goldene ersetzt wird. Das griechische Fez ist wenigstens jetzt um ein Gutes höher, als das türkische und wird ein wenig umgebogen getragen. Der Grieche hängt mit großer Vorliebe an dieser mit seiner Tracht zwar sehr schön harmonirenden, aber ganz schirmlosen Kopfbedeckung. Es ist jetzt, oder

war wenigstens während meiner Anwesenheit Mode, im Sommer zum albanesischen Costüm breitkrämpige italienische Strohhüte zu tragen. Mehrmals habe ich aber gesehen, daß über den Kopf des Strohhutes noch das Fez gezogen wurde. Bei schlechtem Wetter oder auf Reisen wird endlich noch ein dicker, weißer, wollener Mantel mit Kapuzze übergeworfen, der Nachts zugleich als Bett dient und an die alte Sisyra erinnert. Wenn ich diese Tracht die albanesische genannt habe, so bin ich der gewöhnlichen Annahme gefolgt, die, so viel ich weiß, auch von den Griechen getheilt wird; doch gibt es auch Leute, die meinen, es sei eine ursprünglich griechische Tracht*), und es läßt sich nicht läugnen, daß sie in vieler Beziehung noch wesentliche Aehnlichkeit mit der Kleidung der alten Griechen hat. Die Fustanella ist aus dem alten Chiton entstanden. Doch läßt sich auch sehr gut denken, daß eine antike Kleidung, wie sie nicht nur von den Griechen, sondern auch von ihren Nachbarn getragen wurde, sich in Gegenden erhalten habe, die fortwährend mehr abgeschlossen und fremden Einflüssen weniger zugänglich waren, als das eigentliche Griechenland. Es haben sich auch sonst manche Sitten und Gebräuche bei den Albanesen erhalten, die an das alte Griechenland erinnern, wie mir der österreichische Consul, Baron von Hahn, auf Syra erzählte und in den seither erschienenen albanesischen Studien ausführlich dargelegt hat. Mag nun aber das Kleid durch die Albanesen gebracht sein oder nicht, so ist es doch jetzt auf dem Festlande das ohne Rücksicht auf Abstammung allgemein herrschende, das eigentlich griechische. Es wurde auch von den Nachfolgern der Palikaren, den unregelmäßigen Truppen (ἄτακτοι), die erst kürzlich aufgelöst wurden, getragen, und selbst ein Jägerbataillon der regelmäßigen (τακτικοί) hat es. Auch der König trägt es, nicht nur etwa bei feierlichen Anlässen, sondern

*) Vgl. Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland, S. 173. Auf der ganz von Griechen bewohnten Insel Samothrake findet sich dieselbe Tracht, aber noch mit der glatten, ungefältelten Fustanella, ist also nicht erst durch die Mode hingekommen. Vgl. die Nachrichten von Blau und Schlottmann in den Monatsberichten der Berliner Akademie. 1855, S. 611.

auch im gewöhnlichen Leben. Es soll das im Zusammenhang mit der Septemberrevolution vom Jahre 1843 stehen, durch die die Fremden entfernt wurden und die alte Palikarenpartei hauptsächlich an's Ruder kam. Hätte die Revolution nichts Schlimmeres gebracht, so wäre sie nicht zu beklagen.

Die zweite Tracht ist die besonders bei den Inselgriechen übliche: weite, bis unter die Kniee reichende Pumphosen von dunkler Farbe, mit ebenfalls dunkler Jacke. Dazu sieht man als Kopfbedeckung bald ein turbanartig um den Kopf geschlagenes Tuch, bald das Fez. Weniger malerisch, als die albanesische Kleidung, hat sie doch immer das Kleidsame einer Nationaltracht. Am unvortheilhaftesten nimmt sich entschieden unsere europäische Modekleidung aus, die in Athen und andern Städten, theils von den Fremden, theils von dem größern Theile der Griechen, getragen wird, die in Europa gebildet sind und ihr Anschließen an europäische oder fränkische Bildung auch im Aeußern zeigen wollen. Wenn ich sage Europa, so folge ich nur dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der zwar nicht sowohl in der geographischen Lage, als in den nationalen Verhältnissen begründet ist. So tragen sich zum Beispiel fast alle Professoren der Universität europäisch, während man auf den Bänken der Zuhörer alle Nüancen der Nationalcostüme bunt gemischt sieht. Auch der größte Theil der regelmäßigen Truppen ist europäisch uniformirt.

Es ist aber nicht die Kleidung allein, die der Erscheinung des Griechen etwas stattliches, malerisches gibt, auch nicht blos die schöne Körperbildung. Zwar sieht man viele schöne Gestalten, wenn auch in der Regel eher klein, als groß; die Gesichter sind ausdrucksvoll, Nase und Kinn oft zu stark, Haare und Augen dunkel, die Gesichtsfarbe in der Regel stark gebräunt, dabei ein starker Schnurrbart, Backen und Kinn aber glatt geschoren, und zwar allgemein, beim Bauer, wie beim Seemann und Städter. Aber was uns am meisten auffällt, ist die Haltung und Bewegung. Der Grieche, und zwar bis zum ärmsten Hirten, trägt sich gerade, mit stark auswärts gewandten Füßen, er bewegt sich in der Regel langsam, fast feierlich,

mit einem fast zu starken Hin= und Herwerfen der Hüften, während der Oberleib ruhig bleibt. Und das ist das Nämliche in Athen, wie im kleinsten Orte. Oft bin ich stehen geblieben, um mir ganz einfache Leute anzusehen. So erinnere ich mich zum Beispiel, wie in dem kleinen Hafenorte Stylid in Phthiotis, eben als ich ankam, drei stattliche Männer, ein großer in der Mitte, zwei etwas kleinere zu seiner Seite, auf und ab spazierten mit einer Grandezza, die ihnen doch ganz natürlich stand. Damit will ich nicht sagen, daß der Grieche nicht eitel auf seine äußere Erscheinung sei, er legt vielmehr einen großen Werth darauf, aber es gelingt ihm, sich anmuthig und edel darzustellen, während Andere auch eitel sind, aber doch kein Gefallen erregen. Daß das Anstandsgefühl ein natürliches ist, geht daraus hervor, daß es sich durch alle Stände und bei den kleinsten und gleichgültigsten Geschäften zeigt; es scheint das ein natürlicher Vorzug der südeuropäischen Völker gegenüber den nördlichen zu sein. Wenn mir auf der Reise durch's Land der Bediente die Speisen auftrug oder den Kaffee brachte oder gar den Tschibuk präsentirte, so geschah das jedesmal mit einem ruhigen Anstande, der den bestgeschulten Bedienten unserer Länder beschämen würde; dabei wird nach orientalischer Weise die linke Hand auf die Brust gelegt und eine Verbeugung gemacht. Daß nun aber das Costüm diese ganze Haltung und Bewegung wesentlich hebt, ist leicht zu begreifen. Zu unserer Kleidung paßt sie nicht recht und darum steht diese auch im Ganzen den Griechen nicht gut, was besonders bei den Soldaten auffällt; doch sehen sie immer noch viel schöner aus, als die halbeuropäisch gekleideten Türken.

Frauen sieht man in Athen nicht viele auf den Straßen; die vornehmern tragen meist ziemlich fränkische Kleidung, der sie nur durch das niedrige, goldgestickte Fez, das sich sehr zierlich und coquett ausnimmt, einen nationalen Anstrich zu geben wissen. Die Königin ist in der Regel ganz fränkisch gekleidet, erschien aber unter andern am Osterfeste mit dem Fez. Auf dem Lande und in den kleinern Orten hingegen sieht man die Frauen durchweg in der Nationaltracht,

der aber nach den verschiedenen Gegenden sehr verschieden ist, oft fast ganz weiß, oft von bunten Farben. Die Hauptstücke der Kleidung sind gewöhnlich ein weißes, baumwollenes Unterkleid mit Aermeln, mit Stickereien und farbigen Säumen verziert, ein breiter Gürtel und ein ziemlich enges, ärmelloses Oberkleid von Wollenstoff, das kürzer als das Unterkleid ist. Im nördlichen Griechenlande wird der Kopf mit einem als Schleier herabfallenden Tuche umwunden, im Peloponnes ist das Fez üblich. Ein sehr häufiger Schmuck der Stirne, und des Halses sind aufgereihte Münzen, und zwar jetzt meistens neugriechische, die im Verkehr sehr selten vorkommen.

In dem obern Theile der Aeolosstraße also bewegt sich hauptsächlich die Bevölkerung Athens promenirend, recht im Gegensatze zu dem eilfertigen Rennen unserer großen Handelsstädte, wo man, nach dem amerikanischen Grundsatze: „Zeit ist Geld“, kaum mehr Muße findet, seine Bekannten anzusehen. Fast immer trägt dabei der Grieche in der Hand den Rosenkranz, dessen aus Bernstein oder auch kostbareren Steinen geformte Kugeln, womit großer Luxus getrieben wird, er zur Unterhaltung durch die Finger gleiten läßt. Bei Leuten in fränkischem Costüm ist er zwar seltener, fehlt aber auch bei ihnen nicht immer.

Abends zieht sich das Leben auf die nördliche Fortsetzung der Aeolosstraße, die Straße gegen Patissia, den Corso von Athen, wo freilich mehr gegangen, als gefahren wird, aber auch Reiter häufig getroffen werden. An Sonntagen spielt die Militärmusik auf einem Platze an dieser Straße, wobei sich in der Regel auch die Majestäten zu Pferde einzufinden pflegen.

So etwa stellt sich in den ersten Tagen Athen dar. Wer etwas länger verweilt, wird natürlich mehr oder weniger Bekanntschaften machen, und so ging es auch mir, obwohl mein ohnedies nicht langer Aufenthalt durch die verschiedenen Reisen und Ausflüge sehr zerstückelt ward. Die Aufnahme von Seite der Griechen und niedergelassenen Fremden, an die ich empfohlen war, oder mit denen ich sonst zusammentraf, muß ich durchweg als sehr freundlich rühmen. Bei der, im Vergleich mit anderen Ländern, noch immer kleinen Zahl von Fremden,

die nach Griechenland kommen, ist ihr Empfang noch keine Last, sondern im Allgemeinen wohl eine angenehme Abwechslung. Auch das diplomatische Corps fand ich durch seine Gastfreiheit und zwanglose Freundlichkeit ausgezeichnet, und der Hof ist leicht zugänglich. Für kurze Zeit also ist es sehr leicht, sich geselligen Umgang zur Genüge zu verschaffen. Anders mag es bei längerem Aufenthalte sein, da europäische Familien nicht viele in Athen sind und im Ganzen die Griechen mit den Fremden selten in ein näheres Verhältniß treten.

Nicht übergehen will ich auch, daß neben der griechischen Nationalkirche es nicht nur eine römisch-katholische Kirche gibt, und von der brittischen Gesandtschaft für englischen Gottesdienst gesorgt ist, sondern daß auch eine deutsch-protestantische Gemeinde besteht, die im Schlosse selbst ihre Kapelle hat, in der, wenigstens damals noch, nacheinander katholischer und protestantischer Gottesdienst gehalten wurde. Die Königin ist eine protestantische Prinzessin und bei ihrer Confession geblieben; ihre Erscheinung, in tiefer Trauer um den verstorbenen Vater, war sehr würdevoll und verlieh dem natürlich ziemlich spärlich besuchten Gottesdienste einen besondern Ernst. Die Stelle eines Hofpredigers hatte damals ein vertriebener schleswig-holsteinischer Pfarrer, der mir als ein sehr wackerer Mann geschildert wurde, als Prediger aber Manches wünschen zu lassen schien. Der Gottesdienst wird nach der preußischen Liturgie gehalten und der Chor ist durch deutsche Knaben gebildet. Merkwürdig war mir, wie fremdartig diese in Athen geborenen Kinder schon das Deutsche aussprachen und wie viel sie schon von dem näselnden Tone des griechischen Gesanges angenommen hatten. Trotzdem macht es mitten in einem griechisch-orthodoxen Lande einen wohlthätigen Eindruck, eine Kirche der christlichen Confession zu finden, die am Ende doch allein fähig ist, die erstarrte orientalische Kirche wieder zu wahrem Leben zu wecken. Gern erwähne ich, daß das erste Mal, wo ich die Kirche besuchte (es war unser Ostersonntag), der Leibarzt des Königs, Dr. Röser, der mich in seinem Wagen dazu abholte, auf die Frage, ob er auch hingehe, antwortete: nein, er komme eben daraus, er sei Katholik, aber er habe gedacht, es

werde mich freuen, in der Stadt, wo einst der Apostel Paulus das Evangelium verkündet habe, es auch zu vernehmen. In einer Zeit, wo die Confessionen so vielfach alten Hader und Streit wieder aufnehmen und anfachen, ist eine so brüderliche Auffassung doppelt wohlthuend. Gewiß werden mir auch alle Fremden, welche in Athen die Bekanntschaft des Herrn Dr. Röser zu machen Gelegenheit hatten, beistimmen, daß ein gefälligerer, dienstfertigerer Mann schwer zu finden ist, und dabei ist er nicht nur allgemein geachtet, sondern, was noch schwieriger, namentlich auch von den Griechen geliebt, wozu nicht wenig beitragen mag, daß, wie mir bemerkt wurde, er es mit der Bezahlung nicht eben genau nehme. Heißen doch noch heutzutage die heilig gesprochenen Aerzte Kosmos und Damianos bei den Griechen die Anargyri, weil sie ihre Kuren umsonst verrichteten.

Die Landschaft Attika.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Ich habe mich vielleicht für manchen Leser schon zu lange beim heutigen Athen aufgehalten, das gegenwärtig nicht das Glück hat, sich der Gunst des europäischen Publikums zu erfreuen, und es mag an der Zeit scheinen, den Blick auf die Ueberreste des alten zu richten, die ja auch des neuen Hauptzierde sind, durch die eigentlich Athen erst Athen ist. Das alte Athen war aber die Hauptstadt des Ländchens Attika, dessen Beschaffenheit seine ganze historische Entwicklung und Bedeutung bedingt hat. Auf dieses wollen wir daher zuerst einen Blick werfen und einige Streifzüge durch dasselbe machen. Attika ist eine Halbinsel von nicht viel mehr als vierzig deutschen Quadratmeilen, also etwa so groß, wie ein mittlerer Schweizerkanton, die sich in Form eines Dreiecks nach Südost erstreckt. Für ganz Griechenland ist es charakteristisch, daß es vermöge seiner geographischen Bildung in scharf von einander abgegränzte, ja abgeschlossene kleine Theile zerfällt, welche die Entwicklung kleiner Staaten bedingte und mit als ein wesentlicher Grund des mannichfaltigen politischen Lebens des alten Griechenland zu betrachten ist. Eine solche scharf ausgeprägte und abgegränzte Einzellandschaft ist auch Attika. Von zwei Seiten vom Meer umspült, wird es auf der dritten, der Nordseite, durch die Gebirge des Parnes und Kithäron begränzt, deren Gipfel sich mehr als 4000 Fuß über das Meer erheben. Nur wenige Ge=

birgspässe führen durch diese natürliche Gränzscheide. Südöstlich vom Parnes, und mit ihm durch einen niedrigern Bergrücken zusammenhängend, erhebt sich der Brilessos oder Pentelikon zu einer Höhe von etwa 3500 Fuß, und von diesem aus laufen längs der Ostküste weniger bedeutende Höhen bis an das südliche Vorgebirge Sunion, in dessen Nähe sich wieder die laurischen Berge zu ansehnlicher Höhe erheben. Ein anderer Höhenzug, gewöhnlich unter dem Namen des Aegaleos bekannt, schließt sich mehr westlich an den Parnes und läuft nach Süden dem Meere zu, das er etwa bei dem Piräeus erreicht. Endlich erhebt sich ganz isolirt, östlich von Athen, die etwa 3000 Fuß hohe Felsenmauer des Hymettos, der sich gerade von Norden nach Süden zieht und ungefähr in der Mitte zwischen Athen und Sunion mit seinem südlichen Abfalle ganz nahe an's Meer vortritt. Der südliche Theil, durch eine Schlucht vom größeren nördlichen getrennt, wird auch der kleine Hymettos oder Anydros genannt. Der jetzige Name ist eigentlich für den großen Trelo Vuni, für den kleinen Mavro Vuni.

Durch diese Gebirgszüge, die bei der unmittelbaren Nähe der See natürlich viel höher erscheinen, als gleich hohe bei uns, wo die Ebene schon stark über das Meer erhoben ist, zerfällt Attika wieder in mehrere schon im Alterthum mit besondern Namen bezeichnete Theile. Der erste ist die Ebene von Athen, die nach Südwesten an's Meer stoßend, sich von diesem etwa sechs Stunden weit nach Nordosten hinaufzieht, eingeschlossen von dem Aegaleos, Parnes, Brilessos und Hymettos. Sie hieß im Alterthum ausschließlich die Ebene, Pedion, und kann, der Hauptsache nach, auch bezeichnet werden als das Gebiet des Kephissos, der seine Quellen am Parnes und Brilessos hat, und des Ilissos, der vom Hymettos kömmt. Nur im Süden erstreckt sie sich zwischen dem Meere und dem Hymettos noch weiter. Uebrigens darf man sich unter dem Kephissos und Ilissos nicht Flüsse in unserem Sinne vorstellen. Keiner von beiden erreicht das Meer, aber sie bewässern das Land, namentlich der Kephissos, dessen Umgebung immer frisch und grün ist. Das Bett des Ilissos

ist in der Regel schon bei Athen wasserlos, aber bei Regengüssen schwillt er oft gewaltig an. Der Küstenstrich, der sich vom südlichen Ende des Hymettos am saronischen Meerbusen bis nach Sunion, und von da noch am ägäischen Meere etwas nordwärts erstreckt, also die Südspitze der Halbinsel, hieß das Küstenland, Paralia.

Oestlich vom Hymettos und südlich vom Brilessos liegt ein wellenförmiges Binnenland, dessen kleine Gewässer nach dem östlichen Meere abfließen, von dem es durch die oben genannten Höhen getrennt ist. Es hat den alten Namen Mittelland, Mesogeia, bis jetzt bewahrt.

Das nördliche, meist rauhe Gebirgsland, das die Höhen und Thäler des Parnes und Brilessos in sich begreift, wurde Diakria oder Hyperakria, das Hochland, genannt und hat nur eine größere Fläche, die Ebene von Marathon.

Endlich dehnt sich im Nordwesten des Landes, von den Bergen Aegaleos, Parnes und Kithäron, und dem Meere umschlossen, die thriasische oder eleusinische Ebene aus, die am wenigsten mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Ein Ausläufer des Kithäron, die Hörner, Kerata, jetzt Kandili genannt, scheidet sie von dem westlich gelegenen Gebiete von Megara. Auch durch diese Ebene fließt ein Bach, der Kephissos heißt.

Diese natürliche Landestheilung tritt uns früh in der Geschichte entgegen, namentlich aber werden in den Parteikämpfen um die Zeit Solons die drei Theile der Ebene, des Küstenlandes und der Diakria bedeutend, wobei das thriasische Gefilde offenbar zur Ebene gehört, die Mesogeia aber zu dem Küstenlande der Paralia gerechnet werden zu müssen scheint*).

In den ältesten Zeiten finden wir nun aber in diesem kleinen

*) In der ältesten Landestheilung unter Pandion's Söhnen, als Megara noch zu Attika zählte, bildet die thriasische Ebene mit Megara zusammen den vierten Theil des Landes. Die Mesogeia scheint aber schon damals zur Paralia zu gehören. Sophokl. bei Strabo, S 392 C. Schol. zu Aristoph. Wesp. 1223. Lysist. 58. Plutarch. Theseus 13.

Ländchen eine größere Anzahl, man nennt gewöhnlich zwölf, nur lose vereinigter Staaten oder Stadtgemeinden erwähnt. Theseus soll diese um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vollständig zu einem Staate verbunden haben, und von da an hat Attika immer eine geschlossene Einheit gebildet, ja wir finden, trotz der mannichfaltigsten Parteiungen, doch nie mehr das Bestreben einzelner Theile, sich selbständig zu machen. Die gesammte Bevölkerung aber war in vier Stämme getheilt. So weit wir zurückschauen können, hat Attika seine Bewohner nie ganz verändert, nie sind sie von Eroberern vertrieben oder unterjocht worden, was man schon im Alterthume dem verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Boden zuschrieb, welcher Eroberer nicht anlockte. Wohl aber haben zahlreiche kleinere Einwanderungen sich dem alten Grundstocke der Bewohner, den wir als pelasgisch-ionisch bezeichnen können, angeschlossen und wesentlich dazu beigetragen, dem attischen Charakter etwas vielseitiges, allgemein hellenisches zu geben. Weil aber eben der Grundstock nie ausgerottet wurde, rühmten sich die Athener mit Stolz, Urbewohner, Autochthonen zu sein.

Nachdem im Jahre 510 v. Chr. die Pisistratiden vertrieben worden waren, setzte der Führer der demokratischen Partei, der staatskluge und energische Klisthenes, selbst aus einem der vornehmsten Adelsgeschlechter des Landes entsprossen, eine ganz neue Landes- und Volkseintheilung durch. Mit Aufhebung der alten vier Stämme, theilte er das ganze Volk in zehn neue, und diese zehn Stämme, die fortan durch die ganze Zeit von Athens Größe unverändert blieben, umfaßten etwa 174 Gemeinden oder Demen. Aber der Stamm bildete nicht, wie zum Beispiel bei den Israeliten, ein örtlich zusammenhängendes Ganze, einen Bezirk, sondern die zu ihm gehörigen Gemeinden waren über die verschiedenen Landestheile zerstreut. Der Gedanke des Staatsmannes war dabei ohne Zweifel der, von vorne herein jede Entstehung von größern politischen Local- oder Bezirksinteressen abzuschneiden. Wahrscheinlich waren in der Stadt selbst zehn solche Gemeinden, so daß die sämmtlichen Landesbewohner nicht

nur ihren Staats-, sondern auch ihren Stammesmittelpunkt in Athen selbst hatten. Eine Beeinträchtigung der örtlichen Verhältnisse war aber damit so wenig verbunden, daß noch lange nachher die vornehmen Athener mit großer Vorliebe an ihren ländlichen Wohnsitzen hiengen. Die Größe der Demen war sehr verschieden. Uebrigens blieb jeder Athener in dem Demos Bürger, in dem seine Familie bei der ersten Eintheilung eingeschrieben war, mochte er den Wohnort verändern oder nicht. Die Gemeinden waren also wahre Bürger- nicht Einwohnercorporationen.

Nach diesen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen wird die Schilderung der bedeutendsten Gegenden und Orte des Landes, die ich besucht habe, verständlicher werden.

Ein Ausflug nach Sunion, Marathon und Rhamnus.

Samstag, 2. April, Morgens früh, war ich mit dem preußischen Legationssecretär, Dr. A. von Velsen, zu einem viertägigen Ausflug in den südlichen und östlichen Theil des Landes bereit. Fahrstraßen gibt es in Griechenland wenige, man reist also zu Pferde; Wirthshäuser sind eben so selten, man muß also, was zum Nachtlager nothwendig ist, und zum Theil auch seine Lebensmittel, mit sich führen. Es gibt für Fremde zwei Arten, sich dabei einzurichten. Entweder man führt seine eigene Rechnung: man miethet sich die nöthigen Pferde mit den dazugehörigen Pferdeknechten, Agogiaten; für das Pferd wird dann, den Mann inbegriffen, täglich vier bis sechs Drachmen (die Drachme ist etwas weniger, als ein Franken) bezahlt; man muß aber für die nöthigen Lebensmittel, Geräthe und sonstigen Bedürfnisse selbst sorgen, wozu ein Bediente, der auch die Stelle eines Koches versieht, nöthig wird; doch gibt es Agogiaten, die auch dies versehen. Oder man accordirt mit einem sogenannten Courrier oder Dragoman. Diese Leute sprechen verschiedene Sprachen und haben alles zur Reise Erforderliche, namentlich auch Betten. Sie sorgen für die nöthigen

Pferde, für den Unterhalt, übernehmen die Bezahlung in den Quartieren, kurz alle eigentlichen Reiseausgaben. Dafür zahlt man ihnen in der Regel fünfundzwanzig bis dreißig Drachmen täglich, wenn man allein ist; etwas weniger, wenn mehrere Personen sich zu einer Reise vereinigen. Für den, der das Land schon einigermaßen kennt, der Sprache vollständig mächtig ist und sich an einzelnen Orten länger aufzuhalten beabsichtigt, hat die erste Art gewisse Vorzüge; man ist fast gezwungen, mit den Leuten des Landes mehr zu verkehren, lernt also das Volk genauer kennen und reist fast unglaublich wohlfeil. Ein Bekannter hat mich versichert, daß er auf solche Weise nie mehr als zehn Drachmen im Tag ausgegeben habe. Bequemer aber und dem, der Land und Leute nicht kennt, zu empfehlen, ist das Reisen mit einem Courrier. Es ist eben doch kein geringer Vortheil, gar nicht für Unterkommen und Unterhalt sorgen, sich nicht mit den Leuten herumzanken zu müssen, sondern dies unbesorgt dem Courrier zu überlassen; auch gewinnt man dabei wesentlich an Zeit. Da diese Leute den größten Theil des Jahres reisen, kennen sie fast das ganze Land und haben an den meisten Orten, wo man übernachtet und wo es keine Chans gibt, ihre bekannten Häuser. Freilich behauptet man, es seien diese Courriere ein durchtriebenes, unzuverlässiges Volk, vor dem man sich in Acht nehmen müsse. Indessen ist auch ein Unterschied, und nach meinen Erfahrungen ist es so schlimm nicht, namentlich nicht schlimmer, als bei ähnlichen Berufsarten in andern Ländern. Mit der Wahrheit nehmen sie allerdings es nicht immer sehr genau, und sind zum Beispiel, wo sie den Namen eines Ortes nicht wissen, mit einer Antwort nicht verlegen; aber Aehnliches ist mir selbst in der Schweiz begegnet, wo mir unter anderm ein vortrefflicher Bergführer, als ich ihn auf der Gemmi nach dem Monte Rosa fragte, erwiederte, den könne man vom Wege aus nicht sehen, man müsse eine halbe Stunde seitwärts gehen, aber ganz naiv beifügte, den Engländern freilich pflege er einen andern Berg als Monte Rosa zu zeigen, denn die wollten ihn durchaus sehen und so sei nichts anderes zu machen. Das gehört also zum Geschäfte. Aber ich habe mich

überdies mehr als einmal nachher überzeugt, daß, wo ich glaubte vom Courrier angeführt zu sein, er selbst sich im Irrthum befunden hatte. Ueberhaupt lernt man seinen Mann allmälig kennen und behandelt ihn danach. Daneben aber war wenigstens meiner von unermüdlicher Dienstbeflissenheit und gab sich besonders alle Mühe, mir stets ordentliche Nahrung zu verschaffen.

So hatten wir also auch für unsere kleine Tour einen Courrier genommen. Er hieß Antonio Nikolaki und machte auch meine spätern Reisen mit mir. Außer den drei Reitpferden für uns und den Courrier hatten wir zwei Gepäckpferde und zwei Knechte. Obgleich wir sehr wenig eigenes Gepäck hatten, waren doch zwei Pferde nöthig, weil zwei vollständige Betten mit Gestell mitgenommen wurden. Es ist dies etwas sehr wesentliches, da bloße Matratzen auf den Boden gelegt dem Ungeziefer gar zu zugänglich sind.

Unser Weg führte uns, östlich von der Akropolis, über den trockenen Ilissos in die Gegend, die sich südlich von Athen zwischen dem Hymettos und dem Meere hinzieht, den südlichen Theil der athenischen Ebene. Der wellenförmige Boden ist meist felsig und schlecht oder gar nicht bebaut. Ortschaften oder selbst einzelne Wohnungen trifft man fast gar keine. Ueberall aber sieht man deutliche Spuren einer sehr dichten alten Bevölkerung, Reste von alten Demen, deren sich eine ganze Reihe auf diesem Wege nachweisen lassen. Es bestehen diese Demosruinen in der Regel in kleineren oder größeren Massen von wohlbehauenen großen Quadern, die theils noch in regelmäßigen Linien auf ihren alten Fundamenten stehen, theils zerstreut durcheinander liegen. Da und dort kann man die Grundlinien von Gebäuden erkennen, oft ist der Felsboden künstlich bearbeitet, hie und da liegt ein Bruchstück einer Säule, eines Architraves u. dgl. Die meisten Demen waren offene Orte, nur die kleinere Zahl, wo die Wichtigkeit der Lage es erforderte, befestigt. Zwischen den Ruinen der Ortschaften sieht man ganz besonders in diesem Landestheile unzählige Felsengräber und Grabhügel. Ohne die einzelnen Orte zu nennen, die an unserem Wege gelegen haben, erwähne ich nur, daß

rechts an der Küste, etwa anderthalb Stunden von Athen entfernt, Halimus zu suchen ist, die Gemeinde, welcher der größte Geschichtsschreiber des Alterthums, Thukydides, angehörte. Auf dem ganzen Wege hat man den reizendsten Blick auf den saronischen Meerbusen, mit seinen Inseln und unglaublich mannichfaltigen Küsten. Etwa drei Stunden von Athen ist ein kleiner Hafen, Aliki genannt, an dem in einer Lagune noch jetzt, wie im Alterthume, Salz gewonnen wird. Hier lag Halä Aexonides, eigentlich die Salinen der Aexoneer, das aber, wie Halä Araphenides, die Salinen der Araphenier an der Ostküste, zu einem selbständigen Ort geworden war. Eine Stunde weiter springt ein flaches, aber scharf ausgeschnittenes Vorgebirge in's Meer vor, das alte Zoster, und gerade bei diesem tritt das südliche Ende des kleinen Hymettos bis nahe an's Ufer vor, ein niedrigerer Berg erhebt sich südöstlich vom Vorgebirge unmittelbar am Meer, und zwischen diesem und dem Hymettos durch biegt der Weg mehr landeinwärts. Wir schickten hier unser Gepäck auf geradem Wege nach dem zum Nachtquartier bestimmten Dörfchen Elymbos, während wir selbst den steilen, mit Gebüsch bewachsenen Südabhang des kleinen Hymettos oder Anydros hinaufritten. Wer nur unsere Wege und unsere Pferde kennt, und ich nehme die Alpen nicht aus, dem kommt es geradezu unglaublich vor, welche Pfade, oder auch ganz pfadlose Gebirgsabhänge, man mit den griechischen Kleppern aufwärts und abwärts reitet. Diese kleinen, nicht schönen, aber unermüdlichen Thiere klettern wie Katzen; dazu kriegen sie den ganzen Tag über nichts zu fressen, außer wenn sich etwas Gras oder sonstige Weide am Wege darbietet; Abends, wenn man das Nachtquartier erreicht hat, wird ihnen, wie im Alterthum, nicht Hafer, sondern Gerste und Stroh gegeben. Es ist mir einmal später in Messenien begegnet, daß der Courrier, als wir schon fünf Stunden geritten waren, zu seinem Schrecken bemerkte, daß er seine Brieftasche im Hause, wo wir über Nacht gewesen waren, hatte liegen lassen. Wir schickten deßhalb den Bedienten auf meinem, als dem bessern, Pferde zurück. Er ritt ohne Verzug ab, erhielt die Brieftasche gleich,

ritt ohne Rast wieder fort und kam in später Nacht in unserem sieben Stunden entfernten Quartier an. Er hatte siebzehn Stunden auf gebirgigen Wegen gemacht, ohne daß das Pferd gefüttert worden war, ohne daß es nur ordentlich geruht hatte; und am andern Morgen war das Thier ganz munter und frisch.

So ritten wir also auch den felsigen Hymettos hinan. Endlich aber wurde es doch zu steil; wir mußten absteigen und die Pferde erst nachziehen, bis wir sie zuletzt stehen ließen und eine kleine Strecke allein hinaufgingen. Wir hatten unser Ziel, den engen Eingang zu einer Grotte, erreicht. Die griechischen Gebirge enthalten eine Menge größerer und kleinerer Höhlen und Grotten, die zum Theil schon als bloße Naturerscheinungen Beachtung verdienen, aber noch besonders dadurch die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, daß sie fast alle entweder schon im Alterthume erwähnt werden, oder doch deutliche Spuren alter Benutzung an sich tragen. Wie sich nämlich die alten Griechen die ganze Natur von geistigen Wesen belebt vorstellten, bei Flüssen und Quellen, bei Bergen und Wäldern an entsprechende Gottheiten höhern und niedern Ranges dachten, so dürfen wir uns am wenigsten wundern, gerade Felsgrotten, die ja gleichsam als die natürlichen Wohnungen jener Wesen erscheinen, für gottesdienstliche Zwecke in Beschlag genommen zu sehen. Es darf uns um so weniger wundern, als in dem Halbdunkel solcher Grotten eine feierliche Stimmung überhaupt sich leicht geltend macht, daher wir auch christliche Kapellen so oft in solchen angebracht finden. Eines der beachtenswerthesten Beispiele dieser Art ist nun eben die Grotte auf dem Hymettos oder von Vari, wie sie nach einem verfallenen Dörfchen in der Nähe benannt wird. Den senkrechten Eingang bildet eine schmale Felsenspalte, so wenig auffallend, daß man sie eigentlich suchen muß. Mit Hülfe eines aus den Ritzen hervorgewachsenen, wilden Feigenbaumes klettert man hinab und sieht sich plötzlich in einem geräumigen, antiken Heiligthum, das durch Altäre, rohe Bildwerke und Inschriften zu uns spricht. Aus dem obern Theile, in den man zuerst tritt und der durch die Felsenspalte reichliches Licht erhält, steigt man auf

ziemlich roh in den Felsen gehauenen Stufen in den tiefern und geräumigern, aber auch dunklern südlichern Theil. Einige weitere Stufen führen in den tiefsten westlichen Winkel, in dem eine frische Quelle rieselt und von der Decke große Stalaktiten herabhängen. Ein anderer Gang führt aus diesem Theile wieder in den obern hinauf. Die Inschriften besagen, daß ein gewisser Archedemos von der Insel Thera*), der aber in dem benachbarten Demos Chollidä eingebürgert war, die Grotte auf Eingebung der Nymphen diesen geweiht und einen Garten dabei angelegt habe. Aus andern Inschriften sehen wir, daß außer den Nymphen auch die oft mit ihnen verbundenen Götter Apollon und Pan, und Charis, die Göttin der Anmuth, hier ihre Altäre und vielleicht auch Bildnisse hatten, indem über den aus dem lebendigen Gestein gearbeiteten Altären Nischen eingehauen sind. An der östlichen Wand des mittleren Raumes sieht man noch jetzt eine sehr alterthümliche Figur aus dem Felsen gemeißelt, eine in einem Lehnsessel sitzende Frau, die Beine eng aneinander geschlossen, die beiden Arme gleichmäßig auf diese gelegt, wie sich das an den ägyptischen und den ältesten griechischen Bildern von Göttinnen findet. Der Kopf fehlt jetzt. Man möchte an eine Demeter denken, aber entscheidende Attribute sind jetzt wenigstens keine mehr da. Andere haben sie Kybele oder Isis genannt. Eine von frühern Reisenden erwähnte männliche

---

*) Die ältern Copien der Inschriften und danach Böckh im Corp. Inscr. Gr. n. 456, geben durchweg Φ, also *ΦΗΡΑΙΟΣ* und *ΦΕΡΑΙΟΣ*. Curtius im Bulletino dell' Inst. Arch. 1841. S. 89 und Roß Königsreisen II. S. 75 haben das berichtigt und bemerkt, daß es ein Θ ist. In der archaisch geschriebenen Inschrift, n. 456 c, habe auch ich bestimmt Θ erkannt, und auch in d schien es mir, obwohl undeutlicher, zu stehen. Dagegen in der in neueren Charakteren geschriebenen, 456 a, glaubte ich *ΦΗΡΑΙΟΣ* zu erkennen. Die Verschiedenheit, wenn sie wirklich existirt, ließe sich vielleicht so erklären, daß diese Inschrift wirklich später, als die andern ist, und der, der sie machte, schon die älteren unrichtig las. Denn warum sonst auch bei einigen archaische Schrift, wenn man durch die Hauptinschrift den erzweckten Eindruck wieder aufhob? Zugleich würde sich so um so leichter erklären, warum die älteren Abschreiber, nachdem sie die größere, dem Eingang zunächst stehende Inschrift zuerst gelesen hatten, dann bei der andern das Θ für Φ nahmen. Vielleicht gibt mein Freund, A. v. Velsen, über den Sachverhalt entscheidenden Aufschluß.

Statue, die den Hermes vorstellen soll, habe ich nicht gesehen. Dagegen ist an der nördlichen Wand derselben Kammer, neben dem Altar des Apollon, in flachem Relief eine sehr rohe, lebensgroße Figur aus dem Felsen gearbeitet, ein stehender Mann in einem Chiton (Tunica), einen Spitzhammer in der rechten Hand, ein Winkelmaß in der linken. Der zweimal beigeschriebene Name bezeichnet ihn als den Archedemos, der, nach den Werkzeugen zu schließen, vielleicht eigenhändig die Grotte ausgearbeitet hatte. In welche Zeit die Arbeiten fallen, läßt sich nicht bestimmt sagen, da die Alterthümlichkeit der Bildwerke und der Schrift vielleicht nur eine nachgeahmte ist. Aber sehr ansprechend ist die Vermuthung von Professor L. Roß, daß diese Höhle das Heiligthum sei, das im Leben des Platon erwähnt wird. Die spätere Legende erzählt nämlich, Platons Eltern seien mit dem Neugeborenen auf den Hymettos gegangen, um für ihn dem Pan, den Nymphen und dem Apollon zu opfern; während sie mit dem Opfer beschäftigt gewesen, seien Bienen zu dem auf den Boden gelegten Kinde geflogen und hätten Honig auf seine Lippen getragen, wodurch man die zukünftige Süßigkeit seiner Rede angedeutet sah. So sieht man sich an diesem einsamen Orte auf's lebendigste in's Alterthum versetzt.

Von dem Berge, von dem man einen schönen Blick auf den südlichen Theil Attikas und das Meer genießt, ritten wir in südlicher Richtung hinab. Der Weg führt meist auf der noch erkennbaren alten Straße zwischen Hügeln und über kleine Höhen, die großentheils von der schönen Strandfichte (Pinus maritima) bewachsen sind, hin. Unter den Gebüschen blickten überall die Anemonen in allen Farben hervor, eine Blume, die sich in ganz Griechenland in unendlicher Mannichfaltigkeit findet. Wieder kommt man an den Resten mehrerer alten Ortschaften vorbei, bemerkt auch einige bewohnte Weiler. Zu guter Zeit waren wir in Elymbos, das aus einigen, ein Viereck bildenden, Häusern und einem viereckigen, mittelalterlichen Thurm besteht. Den Namen trägt es von einem mäßig hohen, gleichnamigen Berge, der sich südlich vom Orte erhebt und ihn vom Meere trennt.

Es ist der alte Name Olympos, der mit dem gewöhnlichen Uebergange von O in E, Elymbos*), oder mit weiterer Abschleifung hier auch Elymos heißt. Es ist mir nicht bekannt, daß dieser Berg bei den Alten irgendwo genannt werde, und doch schreibt sich ohne Zweifel sein jetziger Name aus dem Alterthume her.

Das Haus, in dem wir Aufnahme fanden, war verhältnißmäßig luxuriös eingerichtet. Es hatte eine ansehnliche Länge, und eine steinerne Treppe führte von außen zu dem Wohnraume, der aus drei Abtheilungen bestand. Gleich beim Eintreten kam man in die größte, in der sich ländliche Geräthe, Vorräthe u. dgl. befanden; davon rechts, hinter einigen als Vorhängen aufgehängten Decken, war der eigentliche Wohnplatz der Familie, mit dem Heerde, zugleich Küche, Wohn- und Schlafzimmer. Etwas weiter folgte ein um zwei oder drei Stufen erhöhter Raum, der vermittelst einiger Decken unseres Courriers als unser Schlafzimmer abgegränzt wurde. Licht erhielt man in der ersten Abtheilung durch die Thüre, in den andern durch Fenster, die aber nur mit hölzernen Läden geschlossen wurden; von Glasscheiben ist natürlich keine Rede. In den meisten Bauerhäusern findet man nur einen ungetheilten Raum. Ein Versuch, den ich allein machte, die Umgegend etwas zu recognosciren, mißlang vollständig; denn kaum war ich etwa fünfzig Schritte vom Hause weg, als eine ganze Meute Hunde von allen Seiten, unter wüthendem Gebell, auf mich losstürzte, die ich mir mit Steinen vom Leib halten mußte, bis einige Bauern herbeikamen und mir den Rückzug möglich machten. Man trifft diese in der Regel sehr bösartigen Hunde in ganz Griechenland in großer Menge, und oft kommen sie Viertelstunden weit her von Heerden und Gehöften den Reisenden nachgelaufen und fallen den Pferden in die Beine. Indessen hatte der Courrier das Mittagessen bereitet, und ehe zu dem in jenen Ländern unerläßlichen Kaffee der

*) Nach μ spricht der Neugrieche π immer wie unser b, er schreibt also wohl Ὄλυμπος, Ἔλυμπος, spricht aber Olymbos, Elymbos. Auch der thessalische Götterberg heißt jetzt Elymbos.

Tschibuk fertig geraucht war, brach die Dämmerung ein. Der spätere Abend wird auf solchen Reisen theils durch Gespräch mit den Leuten am Feuer des Heerdes, theils durch Aufzeichnen der Tageserlebnisse hinlänglich in Anspruch genommen, und wenn man sich, nachdem man den größten Theil des Tages zu Pferde gewesen, in's Bett begibt, läßt der Schlaf, trotz der einfachen Betten, auch nicht lange auf sich warten. Ich für mein Theil habe nie besser geschlafen, als während der Reise durch Griechenland.

Den folgenden Morgen sah der Himmel finster aus und bald ritten wir unter heftigem Regen an dem Gehöfte Anavysos, in dem man den Namen des nahen alten Anaphlystos erkennt, vorbei, dem Gebirge der Südspitze Attikas zu, das sich in einer Ausdehnung von mehreren Stunden nur mäßig erhebt. Der höchste Berg, der des h. Elias an der südwestlichen Küste, ist nicht viel über 1000 Fuß hoch. Aber die Erhebungen sind steil, die Formen sehr schön. Noch bemerkenswerther aber ist das Gebirge durch den Umstand, daß hier die einst berühmten und für Athen hochwichtigen laurischen Silbergruben lagen. Vermittelst des aus ihnen gewonnenen Geldes hat einer der größten Staatsmänner des Alterthums, Themistokles, die athenische Flotte geschaffen und damit die Möglichkeit des Sieges über Persien. Früher hatten die Athener diese Einkünfte unter sich vertheilt, wie man noch in manchen reichern Gemeinden unseres Vaterlandes den Ertrag der „Burgergüter" zum Theil den Bürgern zufließen läßt. Es erforderte gewiß eben so viel Talent und Ueberredungsgabe von Seite des Themistokles, die Athener zu dem Entschlusse zu bewegen, als Einsicht und Aufopferungsfähigkeit von Seite der ärmern Volksmasse, um auf eine so bequeme Rente zu Gunsten des gemeinen Wesens zu verzichten, und der Zug steht zu der späteren Genußsucht des Volkes in einem bemerkenswerthen Contrast. Die Bergwerke wurden übrigens allmälig so erschöpft, daß man zur Zeit des Kaisers Augustus die früher nicht sorgfältig gereinigten Schlacken noch einmal in die Schmelzöfen brachte, um das noch darin enthaltene Silber zu gewinnen. Von da an hörte die Bearbeitung auf, noch jetzt aber sieht man in dem ganzen Bezirke

Spuren der alten Schachte und ganze Strecken sind von den Schlacken bedeckt. An den sehr bedeutenden Ruinen eines Demos, vielleicht des alten Azenia, vorbei, führt der Weg östlich von dem Berg des h. Elias über steile Höhen quer durch's Gebirge. Vor sich sieht man, wo der Blick auf das Meer sich öffnet, dicht vor der Küste die kleine, aber sehr felsige Insel, die einst die Insel des Patroklos hieß, nicht nach dem Freunde des Achilleus, sondern einem gleichnamigen ägyptisch-makedonischen Befehlshaber. Jetzt nennt man sie Gaidaronisi, die Eselsinsel; weiterhin wurden, trotz des trüben Wetters, die Insel des h. Georg, Hydra, Poros und die argolische Küste sichtbar. Aber mehr noch zogen unsere Aufmerksamkeit acht bis zehn gewaltige Schiffe auf sich, die sich mit vollen Segeln in der Richtung von der Insel des h. Georg her nach Norden bewegten. Es war ein Theil der französischen Flotte, die Salamis zu segelte, um in dem russisch-türkischen Streite, der sich eben damals zu verwirren begann, Frankreich eine imponirende Stellung zu sichern. In großartiger Weise stellte sich hier, mitten in der sonst ungestörten Betrachtung einer vergangenen Welt, gleichsam ein Stück der neusten Geschichte vor uns.

Höchst überraschend ist, wenn man, nach der Südseite des Gebirges hinabsteigend, an dem felsigen Küstenwege nach Osten umbiegt, der Anblick von Sunion. Ein fast isolirter, nach allen Seiten steil abfallender Berg, springt es nach Süden weit in die See vor. Von den Höhen des laurischen Gebirges ist es durch eine, nur wenig über das Meer sich erhebende Fläche getrennt, so daß man zu der Vermuthung gedrängt wird, es sei einst eine kleine Insel gewesen; an seinen Felsen brechen sich schäumend die Wogen, und der höchste Punkt ist mit den weithin strahlenden, gelblichen Säulen des Athenetempels gekrönt, die ihm den Namen Cap Colonnäs gegeben haben. Auf sehr rauhem, felsigem Pfade, wo wir mehrere Mal unsere Pferde führen mußten, oft so dicht am Strande, daß wir von der Brandung benetzt wurden, auch hier wieder über alte Schlacken, näherten wir uns dem „heiligen Sunion, dem Vorgebirge Athens", wie schon Homer es nennt. Ehe man es betritt, kommt man durch einen sehr deutlich

erkennbaren, mit Marmorquadern ummauerten Platz, von etwa fünfzig Schritt Länge und nicht viel weniger Breite, der offenbar ein Heiligthum umschloß. Ich glaube, daß hier einst der Tempel des Poseidon stand, der also, wie so manche Heiligthümer, außerhalb des Ortes selbst gewesen wäre. Sunion selbst, das alle für eine griechische Festung erforderlichen Eigenschaften besitzt, und wegen des Hafens von besonderer Wichtigkeit war, hatten die Athener im peloponnesischen Kriege, als ein feindliches Heer im nördlichen Attika festen Fuß gefaßt hatte, stark befestigt. Noch sind die Mauern, welche mit Thürmen versehen waren, in einem großen Theil des Umfanges sichtbar, besonders an der Nordseite. An manchen Stellen machte der steil abfallende Felsen künstliche Befestigung unnöthig. Aber der Hauptschmuck des Ortes sind die Ueberreste des erwähnten Athenetempels. Noch stehen an der südlichen Seite neun Säulen, an der nördlichen zwei, und an der Ostseite von dem sogenannten Pronaos ein Eckpfeiler und eine Säule, mit dem darüber liegenden Architrav. An den schmalen Fronten waren ursprünglich sechs Säulen, ob an den langen zwölf oder dreizehn, läßt sich nicht sicher erkennen. Ich glaubte, nach den Substructionen, dreizehn annehmen zu müssen. Ein französischer Architekt, der einige Tage nach mir dort war, behauptete mir jedoch, er habe durch Nachgrabungen ermittelt, daß es zwölf gewesen seien. Die Ordnung ist die dorische, aber schon in den schlankern Verhältnissen, wie sie sich in Athen ausgebildet hat. Die Höhe der Säulen, die nur sechszehn Cannelirungen haben, beträgt etwa neunzehn Fuß, der untere Durchmesser drei Fuß vier Zoll, die Zwischenräume oder Intercolumnien fast fünf Fuß. Das Material ist ein ziemlich grober Marmor, der in der Umgegend gebrochen wird. Einige vor der Ostfront unter den Trümmern umherliegende sehr zerstörte Metopen sollen aus parischem Marmor gearbeitet sein. Ich habe sie selbst nicht beachtet, da der Regen, der bei unserer Ankunft etwas nachgelassen hatte, bald wieder stärker fiel und uns an der genaueren Betrachtung sehr hinderlich war. Ohne Zweifel ist der Tempel in der Zeit zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege,

um die Mitte des fünften Jahrhunderts, gebaut worden, nachdem ein älterer von den Persern zerstört worden war. Denn es läßt sich nicht denken, daß die Barbaren, die ganz Attika verwüsteten, einen Tempel auf dieser Stelle, der mehr, als irgend einer, schon von weitem ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, sollten verschont haben, und die blos sechszehn Cannelirungen kann ich, gegenüber diesem Umstande und den übrigen Verhältnissen, nicht für einen Beweis eines viel höhern Alterthums gelten lassen. Nördlich vom Tempel erkennt man die Ueberreste eines andern Gebäudes, das nach den stattgefundenen Untersuchungen einen Vorbau zu jenem bildete. Von der Plateforme des Tempels aus eröffnet sich einer der schönsten Blicke auf das tief unten wogende Meer und die kykladischen Inseln, den uns das ungünstige Wetter freilich mehr ahnen, als in seinem ganzen Umfange genießen ließ. Von den früheren Aussichten auf dem Wege von Athen bis Sunion unterscheidet sich diese wesentlich dadurch, daß man hier das weite Meer endlos vor sich ausgebreitet sieht; aber aus diesem tauchen nach Osten und Südosten die wunderbar schön geformten Inseln auf, und nach der Landseite setzen die Höhen des laurischen Gebirges dem Auge eine Gränze.

Nachdem wir bei mäßigem Regen auf den Marmorstufen des Tempels ein kleines Frühstück genommen hatten, ritten wir in einiger Entfernung vom Ufer an den Abhängen des Gebirges nordostwärts, wo man noch vielfach Spuren der alten Straße bemerkt. Längs der Küste dehnt sich das schmale, aber lange, unbewohnte Eiland Makronisi aus, im Alterthum Helena, wo nach einer Sage Paris und Helena auf der Flucht von Sparta zuerst verweilt haben sollen. Eine kleine halbe Stunde von Sunion liegen am Wege schöne Reste von einigen alten Grabmälern aus Marmor, mit Reliefs und Inschriften. Ein Bauer behauptete uns, es sei erst zwei Jahre, seit sie gefunden worden. Aber mit den Zeitbestimmungen nehmen es die Griechen in solchen Fällen begreiflich nicht genau. Gewöhnlich heißt es *πέρυσι*, was genau, im vorigen Jahre, unser schweizerisches „fern", bedeutet, aber dann ungenauer überhaupt für vor längerer Zeit

gebraucht wird. Die hier liegenden Inschriften hatte E. Curtius schon 1841 im Bulletino des Archäologischen Instituts in Rom bekannt gemacht.

Auf schönem Wege, über waldbewachsene Hügel, zuletzt durch eine kleine Schlucht, kommt man bei Porto Mandri wieder an's Meer, einer geräumigen Hafenbucht, um die sich eine kleine Fläche ausdehnt. An ihr lag einst eine der bedeutendsten Ortschaften Attikas, die Hauptfestung dieses Theils der Paralia, Thorikos, dessen Name in dem heutigen Theriko, einem an einem Hügel über der Nordseite der Bucht gelegenen Dorfe, fast unverändert erhalten ist. An dem südlichen Abhange dieser Höhe zeugen bedeutende Trümmer von der einstigen Blüthe des Ortes. Am ansehnlichsten sind die Ueberreste des Theaters, dessen Umfassungsmauer in einer sehr unregelmäßigen Curve, mit zwei Strebepfeilern, ziemlich erhalten ist. Der Breitedurchschnitt, von Ost nach West, beträgt etwa achtzig Schritte. Von den Sitzreihen ist aber gar nichts mehr erhalten*). Westlich davon sieht man noch die etwa zehn Fuß hohen Reste eines viereckigen, antiken Thurmes; von den Ruinen einer Stoa ist sehr wenig mehr zu sehen. Das alte Thorikos scheint übrigens sich auch über einen ziemlichen Theil der Niederung ausgedehnt zu haben. Ob und wie Mauerreste, die man an den südlich die kleine Ebene begränzenden Höhen sieht, mit den nördlichen zusammenhingen, weiß ich nicht zu sagen. Obgleich eine der ältesten zwölf Städte des Landes, scheint Thorikos doch später offen oder doch schwach befestigt gewesen zu sein, bis die Athener es gegen Ende des peloponnesischen Krieges, bald nach Sunion, mit Vertheidigungswerken versahen. Schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aber nennt es ein römischer Geograph „einst eine Stadt, jetzt nur noch einen Namen."

Von Thorikos wandten wir uns in nordwestlicher Richtung landeinwärts, über freundliche Hügel, wo mehrmals laurische Schlacken in großen Massen aufgehäuft sind. Nach ungefähr einer Stunde er=

---

*) Die Zeichnungen, sowohl in Leakes Demen, als in Strack, das altgriechische Theatergebäude, Taf. VI, 1, nach O. Müllers Tagebuch, sind sehr ungenau.

reichten wir das in einem fruchtbaren Thale gelegene, wie fast die ganze attische Landschaft, von Albanesen bevölkerte, Keratia. Dieses große und sauber aussehende Dorf, mit einer hübschen, neuen Kirche, ist der bedeutendste Ort des südlichen Attika, überhaupt das freundlichste Dorf, das ich in ganz Attika gesehen habe, und macht den Eindruck eigentlichen Wohlstandes. Wohlbestellte Felder, mit Oel-, Feigen- und Mandelbäumen reichlich bepflanzt, umgeben es. Daß auch im Alterthume dieses Thal stark bewohnt war, zeigt antikes Mauerwerk an mehreren Stellen, besonders sieht man solches nordöstlich vom Dorfe in bedeutender Ausdehnung*).

Südlich von Keratia erhebt sich ein Berg von ungefähr 2000 Fuß, der es von dem Thale trennt, in dem unser letztes Nachtquartier, Elymbos, liegt. Er trägt noch unverändert den antiken Namen Pani (*Πανεῖον*), nach dem Heerdengotte, der auf demselben ein Heiligthum hatte, eine hoch oben gelegene Grotte. Als am folgenden Morgen ein blauer Himmel uns entgegenstrahlte, war unser erstes, nach dieser angeblich ganz nahen Höhle zu steigen. Aber es gieng wohl anderthalb Stunden, bis unser Führer, ein Bauer aus dem Dorfe, sie fand. Sie liegt fast ganz auf dem Gipfel des Berges, gegen Südosten, und ist nur aus unmittelbarster Nähe zu bemerken. Der ziemlich enge Eingang ist künstlich behauen, sonst aber konnten wir keinerlei Spuren von menschlicher Arbeit darin wahrnehmen, wohl aber ist sie von beträchtlichem Umfang, viel größer, als die Grotte von Vari, und hat schöne Stalaktiten. Besonders wird man aber für das Ersteigen des Berges durch die umfassende Aussicht über den ganzen südlichen Theil von Attika, das Meer und die Inseln belohnt.

Keratia ist durch eine durch die Mesogeia führende Straße, die befahren werden kann, mit Athen verbunden. Wir wandten uns aber auf ziemlich unwegsamem Pfade mehr östlich. Erst eine mäßige

---

*) Eine daselbst abgeschriebene Gränzinschrift habe ich in den Epigraph. und Archäol. Beiträgen aus Griechenland, Nr. 69, mitgetheilt. Nach einer scharfsinnigen Vermuthung Karl Keils stehe ich jetzt nicht an zu lesen: *῞Ορος τεμένους Ἥρα[ς] [Ἐ]λει[θυίας.*

Höhe hinansteigend, mußten wir dann durch eine enge Bergschlucht, in deren Tiefe sich das damals fast trockene Bett eines Baches hinwindet, gegen die Küste hinabreiten. An den mit Bäumen und Buschwerk dicht bewachsenen Abhängen, wo nur hie und da weidende Ziegen und Schafe die Einsamkeit unterbrachen, war oft kaum durchzukommen, und in dem Dickichte schmetterten zahlreiche Nachtigallen, die überhaupt in Griechenland in ungewöhnlicher Menge sich finden und den Reiz einer Reise im Frühling nicht wenig erhöhen. Wie wir aus dieser Schlucht endlich an die Küste hinaustraten, sahen wir uns durch den Anblick einer ungemein schönen Bucht überrascht. Zwei schroffe, stark vorspringende Vorgebirge, das nördliche, Peratia genannt, über 1000 Fuß hoch, begränzen sie von zwei Seiten. Eine dazwischen vortretende, felsige, aber flächere Landzunge theilt sie in zwei Häfen, und drei Inselchen liegen vor derselben. Es ist die Bucht, die im Alterthum nach dem Demos Prasiä benannt wurde und von der das heilige Schiff zu dem jährlichen Feste des Apollon nach Delos auszufahren pflegte. Jetzt heißt sie Porto Raphti, der Schneiderhafen, nach einer Statue, die man auf der hohen Spitze des größten der Inselchen sieht. Es ist ein auf hohem Piedestal sitzendes Marmorbild, das aber sehr verstümmelt und verschieden gedeutet worden ist*). Die Phantasie des Volkes hat es einem Schneider verglichen, und danach Insel und Hafen benannt. Wir begnügten uns, es von weitem zu betrachten, und ritten dem Hause auf der kleinen Landzunge zu, vor dem wir bereits unsern Tisch zum Frühstück von den vorausgeschickten Knechten aufgestellt fanden. Die kleine Ebene um die Bucht sieht fruchtbar aus. Mächtige Korkeichen stehen über dieselbe zerstreut, dazwischen Oelbäume, und Gerste und Roggen standen am 4. April bereits in den Aehren. Einige Ruinen sieht man am südlichen Ende der Bucht, andere sind etwas landeinwärts, doch in geringer Entfernung vom Meere, nordwestlich von der Bucht**), diese vielleicht

---

*) Roß, Inselreisen II, S. 9 ff., gibt eine genauere Beschreibung.

**) Roß, die Demen, S. 92, setzt Prasiä an die Nordostseite der Bucht; vergl. Hall. Liter. Zeitung. 1847, S. 809 ff. Ich weiß nicht, ob er die oben ge-

die Ueberreste des Demos Steiria, dem Thrasybulos angehörte, der Befreier Athens von den dreißig Tyrannen.

Von diesem schönen Punkte führt der Weg wieder landeinwärts über die letztgenannten Ruinen nach dem Hofe Kato=Vraona, Unter=Vraona, an dem größten Flüßchen dieses Landestheiles, dem Erasinos, einem ziemlich reichlich fließenden Bache. Es ist eine Mühle mit einem türkischen Thurme, von großen Bäumen und sonstiger üppiger Vegetation umgeben. Kurz ehe man dazu kommt, steht links über dem Wege ein ziemlich großes, antikes, thurmartiges Gebäude aus Quadern, vielleicht ein altes Grabmal. In Vraona (*Βραῶνα*, etwas nördlicher gibt es noch ein Apano= oder Ober=Vraona) ist offenbar der Name der alten Stadt Brauron erhalten, die in dieser Gegend zu suchen ist, wiewohl die Lage noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden konnte.

Von Kato=Vraona steigt der Weg auf die Hochebene der Mesogeia, über deren wellenförmige Anhöhen man eine geraume Zeit an den Ruinen neuerer und alter Orte, da und dort auch bei kleinen bewohnten Dörfern vorbeireitet. Links dehnt sich, nur durch geringe Höhenzüge unterbrochen, dieses Mittelland bis zu dem, auch von dieser Seite reizend schönen, Hymettos aus, und man sieht in der Ferne mehrere größere Dorfschaften, während man vor sich den Brilessos hat, und östlich der niedrige, von diesem Berge südwärts laufende, Hügelzug die Ebene vom Meere trennt. Allmälig aber kommt man in die bewaldeten Höhen und Schluchten des südöstlichen Abfalles des Brilessos, durch die ein starker Bach dem Meere zufließt. Diese ganze Gegend ist ungemein lieblich und bildet einen schneidenden Contrast zu der Vorstellung, die man sich gewöhnlich, nach der unmittelbaren Umgebung Athens und den westlichen Gegenden Attikas, von dem ganzen Lande macht. Der Wald ist größtentheils von Nadelholz, besonders der Strandkiefer (Pinus maritima), gebildet, einem

---

nannten Ruinen meint, oder ob andere mehr nach dem Vorgebirge Peratia zu liegen, die ich nicht gesehen habe.

ungemein schönen, malerischen Baume. Er bildet Kronen, die dem schönsten Laubholz gleichkommen und zeichnet sich durch ein sehr frisches Grün aus. Zwischen und unter diesen Kiefern wuchern in üppigstem Wuchse Sträuche aller Art, Lentiskus, Mastix, die beiden schönen Arten des Arbutus oder Erdbeerbaums, mit den dunkeln, glänzenden Blättern, oft zu wahren Bäumen sich erhebend, und wo in der Tiefe ein Bach sich hinzieht, Myrthen und Oleander, die freilich damals noch nicht in der Blüthe standen, und auf dem frischen, grünen Boden überall die bunten Frühlingsblumen. Hie und da öffnet sich unter oder zwischen den Kronen der Bäume ein Blick auf die Küste, auf das blaue Meer und die Inseln Andros und Euböa, dessen südlichen Theil mit den felsigen Ufern und Buchten, und dem nahe an 5000 Fuß hohen Kegel des h. Elias, oder Ocha der Alten, man gerade gegenüber hat. So geht es geraume Zeit, wohl zwei Stunden, immer bergauf und bergab, oft auf den Resten der alten Straße. Allmälig wird der Raum zwischen dem Brilessos und dem Meere flacher; da tritt ein höherer Arm dieses Berges ziemlich nahe gegen die Küste, und man kommt zwischen der Bergecke links und einem Sumpfe rechts durch, in eine weite Fläche. Man ist in der Ebene von Marathon. Wir schwenkten links an dem Berge, der jetzt Argaliki heißt, hin und im raschen Galoppe ging es nun nach dem, im südwestlichen Winkel der Ebene gelegenen, elenden Dörfchen Vrana. Bis tief in die Finsterniß mußten wir an spärlichem Feuer, in schlecht geschlossener Kammer, ohne Licht und ohne Speise auf das zurückgebliebene Gepäck warten. Endlich kam es wohlbehalten zu unserer nicht geringen Befriedigung an. Die Nacht hatte aber in der unwirthlichen Herberge etwas eigenthümlich schauerliches. Das Wetter war auf den Abend wieder schlechter geworden; der Regen strömte, der Wind sauste durch die Berge und durch unser Gemach, Raubvögel schrieen, Hunde bellten, und hie und da fiel ein Schuß auf Wölfe, die sich den Heerden näherten. Wir konnten uns ohne große Phantasie lebendig vergegenwärtigen, wie die Alten hier jede Nacht Pferdegewieher und Schlachtgetümmel zu hören vermeinten.

Der folgende Tag war der Betrachtung des Schlachtfeldes und einem Besuche des benachbarten Rhamnus gewidmet, wozu wir uns bei guter Zeit aufmachten. Die Ebene von Marathon dehnt sich längs einer sanft geschweiften Bucht zwischen einer kleinen Landspitze im Süden und dem schmalen, weit in's Meer gestreckten Vorgebirge Kynosura im Norden oder genauer im Nordosten aus. In gerader Linie mag die Entfernung wohl etwa zwei Stunden betragen. Die Breite der Ebene ist verschieden, durchschnittlich etwa von einer halben Stunde. Im Süden ist sie durch den nordöstlichen Ausläufer des Brilessos, den mit spärlichen Fichten bewaldeten Berg Argaliki, begränzt, an den sich, durch einen Bergbach getrennt, der Aphorismos anschließt. Westlich der Ebene, dem Aphorismos zunächst, liegt der ganz kahle, rundlich platte Marmorberg Kotroni, weiter nach Norden der etwas höhere, ziemlich langgestreckte, aber auch ganz nackte Stavrokoraki, und die Nordseite schließt der Drakonera genannte Berg, der südöstlich in das vorher angeführte Vorgebirge Kynosura ausläuft. An dem südlichen Eingange der Ebene, durch den wir gekommen waren, bemerkt man Ruinen eines alten Orts; auf der anderen Seite des Weges ist der bereits erwähnte Sumpf von geringem Umfange. Bei und in diesem Sumpfe, besonders auf einem Inselchen, aber auch im Wasser selbst, sieht man noch zahlreiche Ueberreste alter Gebäude, außer einem viereckigen Unterbau, namentlich mehrere kleine Säulen, und einige Bildsäulen sind in früherer Zeit hier gefunden worden. In dem südwestlichen Winkel der Ebene zieht sich längs dem erwähnten Bache eine Schlucht zwischen dem Argaliki und Aphorismos hin. Wo sich die Schlucht in die Ebene öffnet, hinter dem Bergbache, dessen steile Ufer einen natürlichen Schutz geben, liegt das kleine Dörfchen Vrana, mit einem Klösterchen des h. Georg*). Vor dem

---

*) Auf mehreren Plänen, z. B. dem in Leakes Demen, ist Vrana auf die rechte Seite des Baches, also vor denselben gesetzt; aber sowohl das Kloster, als die meisten Häuser liegen links, hinter dem Bache. Wenn ich nicht irre, so stehen nur etwa zwei Häuser auf der rechten Seite, hingegen sind die alten Tumuli alle hier.

Bache, das heißt auf seiner rechten Seite, bemerkt man vier bis fünf alte Grabhügel, und etwa eine Viertelstunde weiter östlich, am Fuß des Argaliki, einen mäßig großen, mit Trümmern bedeckten, viereckigen Raum, wie es scheint einen alten Peribolos oder Tempelbezirk. Der Bach von Vrana verliert sich in der Ebene; weit größer ist der, der zwischen dem Kotroni und Stavrokoraki in die Ebene eintritt, und dessen tief eingefressenes, unregelmäßiges Bett, mit Massen von Kies und Geröll an den Seiten, beweist, daß er oft gewaltig anschwillt; seine Quellen entspringen ziemlich weit nordwärts am Parnes. Wo er in die Ebene eintritt, liegt links am Abhange des Stavrokoraki das Dörfchen Bei; ein anderes Dörfchen, Seferi, gerade gegenüber an seiner rechten Seite, ist jetzt zerstört. Etwas weiter aufwärts breitet sich an seinen Ufern ein geräumiges Thal aus, und da liegt jetzt der Hauptort der Gegend, das Dorf Marathona, und noch ungefähr eine halbe Stunde höher, an einer von frischer Vegetation umgebenen, in ein antikes Quaderbassin gefaßten, reichen Quelle, sind allerlei hellenische Ruinen und ein verfallener mittelalterlicher oder türkischer Thurm. Dieser Platz heißt Inoi. Der Bach von Marathona durchschneidet die Ebene ungefähr in ihrer Mitte. Der nördliche Theil derselben ist zum größten Theil von einem großen Sumpfe eingenommen, der sich vom Fuße des Berges Stavrokoraki bis an einen schmalen, sandigen, mit Fichten bedeckten Streifen Landes ausdehnt, der ihn von dem Meere trennt. An seinem östlichen Ende läuft der Sumpf in einen kleinen Salzsee aus, der heutzutage Drakonera, das Drachen= oder Zauberwasser, heißt, und dem darüber gelegenen Berg seinen Namen mitgetheilt hat; der größere Theil des Sumpfes trocknet im Sommer ziemlich aus, hohes Tamariskengebüsch bedeckt einen Theil, das bei unserer Anwesenheit mit seinen dichten, hell rothen Blüthenbüscheln sich weithin bemerklich machte. Tief aber steht das Wasser dicht am Berge Stavrokoraki, wo mehrere starke Quellen entspringen. Ein schmaler Steindamm verbindet dort den südlichen Theil der Ebene mit dem nördlichen, auf dem kaum zwei Pferde nebeneinander gehen können. Der steile Felsberg einer=

seits und der tiefe Sumpf anderseits machen eine andere Verbindung unmöglich. Auf dem kleinen, nördlich vom Sumpfe gelegenen Theile der Ebene liegt, schon an den Bergabhang gelehnt, das Dörfchen Kato-Suli (Nieder-Suli), und eine Viertelstunde davon sind auf einer Anhöhe die aus Mauern, Marmorquadern, Säulenfragmenten und andern Architekturstücken bestehenden Ueberreste eines alten Demos.

Als zusammenhängendes Blachfeld bleibt demnach nur der südliche vom Sumpf sich ausdehnende Theil der Ebene. Auch dieser ist durch das Bett des Baches von Marathona durchschnitten, das jedoch kein bedeutendes Hinderniß bildet, wenn der Bach nicht durch Regen angeschwollen ist. Der auffallendste Punkt in diesem Blachfelde ist der im südöstlichen Theile gelegene, etwa dreißig Fuß hohe Hügel, der sich auf den ersten Blick als ein künstlicher Grabhügel kund giebt. Er hat an der Basis etwa zweihundert Schritte im Umfang und ist jetzt durch neuere, ziemlich resultatlos gebliebene Nachgrabungen etwas entstellt. In der Erde hat man häufig metallene Pfeilspitzen und noch öfter scharfe Obsidiansplitter gefunden, wie sie auch an andern Gegenden Griechenlands und den verschiedensten Ländern der Erde vorkommen*). Westlich und nördlich von dem Grabhügel sieht man verschiedene Trümmerhaufen, zum Theil mit Marmorresten; unter andern steht nicht sehr weit davon, in nordwestlicher Richtung, ein wohlerhaltener Altar aus weißem Marmor, von 55 Centimeter Höhe**). Die ganze Ebene,

---

*) Vgl. Roß Königsreisen II, S. 159; Inselreisen I, 161. 173; II, 37. 38. Das ethnographische Kabinet unseres Museums in Basel besitzt eine Menge solcher aus Mexiko.

**) Die beiden auffallendsten Ruinen sind noch der von Leake, die Demen von Attika, deutsche Uebersetzung, S. 85, angeführte Pyrgos, und ein anderer viereckiger Bau von sieben Schritt in's Gevierte, mit mehreren Säulenfragmenten von 50 Centimeter Durchmesser, und einem ionischen Capitäl, das vom Ende einer Volute zum andern Meter 1,35 mißt. An der Ecke des Baues liegt ein bläulicher Marmorstein mit Inschrift, von der ich nicht weiß, ob sie publizirt ist. Was wir lesen konnten, war:

Λ Ι Ϲ

Π Ο Π Λ Ι Ο

Sie scheint also auf römische Zeit zu weisen. Dieser im nördlichen Theil des Feldes gelegene Bau scheint mit der von Leake, S. 86, nach W. Bankes Mittheilung angeführten ionischen Säule zusammenzutreffen.

die sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt, ist jetzt fast baumlos, aber fruchtbar und mit Getreide bepflanzt. Wege gibt es nur wenige darin, aber man reitet ganz unbehindert mitten durch die Kornfelder, wobei einem die Bauern noch oft die nächste Richtung quer durch die Aecker angeben. So wird es in ganz Griechenland gehalten.

Die Verbindungen der Ebene von Marathon mit dem übrigen Attika sind ziemlich schwierig. Von Marathona und Kato-Suli führen Gebirgswege nordwärts nach Rhamnus und nach Oropos. Nach Athen gelangt man auf zweierlei Wegen, entweder durch den südlichen Paß zwischen dem Argaliki und dem Meere, durch den wir gekommen waren, und dann durch die Mesogeia, oder auf einem sehr bergigen, oft die engsten Defilés bildenden Felsenpfade über den nördlichen Abhang des Brilessos. In diesen Paß laufen die Wege aus dem Thale von Vrana und Marathona zusammen. Für ein angreifendes Heer, zumal mit Reiterei, kann offenbar nur der erstere dieser Wege in Betracht kommen.

So ungefähr ist jetzt die Ebene beschaffen. Im Alterthum, wissen wir, lag hier die ionische Tetrapolis, die in den ältesten Zeiten einen fast unabhängigen Staat bildete. Sie bestand aus den Orten Marathon, Probalinthos, Trikorythos und Oinoe. Probalinthos lag ohne Zweifel am südlichen Eingange der Ebene, wo die erwähnten Ruinen sind; Trikorythos erkennt man sicher an den Trümmern nordwestlich vom großen Sumpfe; Oinoe's Lage ist durch den unverändert erhaltenen Namen Inoi (*Οἰνόη*) und die Ruinen bei der Quelle im obern Theil des größern Seitenthales mit Sicherheit gegeben. Endlich Marathon, sollte man glauben, wäre eben so bestimmt durch den neuen Ort Marathona bezeichnet. Aber höchst wahrscheinlich ist dem nicht so. Aus Gründen, die ich hier nicht auseinander setzen will, ergiebt sich fast bestimmt, daß es an der Stelle des heutigen Vrana lag, oder doch ganz nahe dabei. Daß der Name jetzt an einer andern Stelle haftet, erklärt sich genügend. Schon im Alterthum wurde die ganze Gegend nach dem bedeutendsten Orte Marathon genannt, und so

konnte sehr leicht, als vielleicht die Stelle der alten Stadt ganz verlassen war, der Name auf einen neuen und zwar den einzigen ansehnlichen Ort des Marathon benannten Gebietes übergehen, wie ich auf ähnliche Namenswanderungen schon oben beim Berge Istone in Korfu aufmerksam gemacht habe. Die Ruinen im südlichen Sumpfe gehörten vielleicht einem Tempel der Athene Hellotis, werden aber nach ihrer Beschaffenheit wohl noch richtiger einer Villa der römischen Zeit zugeschrieben. Aus ihrer Lage in Sumpf und Wasser schließt man mit Recht, daß dieser Sumpf wenigstens in dem jetzigen Umfang im Alterthum noch nicht bestand. Der Tempel der Athene ist wohl eher in einem der andern Trümmerhaufen zu suchen. Zwei andere mögen dem Denkmal des Miltiades und dem Tropäon der Athener angehören. Den großen Grabhügel hat man bisher allgemein für das Grab der gefallenen und auf dem Schlachtfeld begrabenen Athener angesehen. Erst in neuster Zeit sind darüber Zweifel entstanden, indem man ihn einer viel älteren Zeit zugeschrieben hat*). Ich will hier die Frage nicht ausführlicher erörtern, sondern mich auf die Bemerkung beschränken, daß, wenn Pausanias ein anderes Grabmal der Athener gesehen hätte, es sehr auffallend erscheinen müßte, daß er, der doch auf alte Denkmäler so ungemein aufmerksam war, diesen Hügel, der in der ganzen Ebene unwillkürlich in die Augen fällt, gar nicht erwähnt hätte, um so mehr, da er beifügt, er habe kein Denkmal der begrabenen Perser finden können, weder einen Erdaufwurf (χῶμα), noch sonst ein Zeichen.

Versuchen wir nun nach der gewonnenen Kenntniß des Terrains uns ein Bild von der Schlacht zu machen. Denn, wie man die marathonische Ebene nicht betrachten kann, ohne sich stets die Schlacht zu vergegenwärtigen, so ist es unmöglich, davon zu reden, ohne den Hergang der Schlacht kurz zu berühren. Dabei ist zuvörderst zu bemerken, daß der älteste und zuverläßigste Berichterstatter, Herodot, sehr kurz ist, die spätern ihn ergänzenden aber wegen rhetorischer

*) E. Curtius, Artemis Gygeia und die lydischen Fürstengräber, in der Archäol. Zeitung, Jahrgang XI, S. 154 oder S. 12 des Separatabdruckes.

Uebertreibung nur sehr behutsam benutzt werden dürfen, was besonders auf die Zahlen Anwendung findet. Eine nüchterne Betrachtung zeigt uns bald, daß die Uebermacht der Perser zwar immerhin sehr bedeutend, aber doch lange nicht so groß war, als man gewöhnlich annimmt.

Die persischen Feldherren Datis und Artaphernes waren, unter der Leitung des vertriebenen Fürsten Hippias, mit ihrer Flotte von 600 Kriegsschiffen in der Bai von Marathon gelandet, nachdem sie die damals mächtige Stadt Eretria auf der gegenüberliegenden Küste von Euböa durch Verrath genommen und zerstört hatten. Die Schiffe waren der langen Bucht nach aufgestellt, und zwar wohl besonders an dem nördlichen, zum Anlanden geeigneteren Theile. Das Heer hatte sich vermuthlich nicht sehr weit von den Schiffen gelagert, aber etwas mehr nach Süden, wegen des großen Sumpfes; doch muß in Anschlag gebracht werden, daß es September war, wo der größere Theil davon ausgetrocknet zu sein pflegt. An ein irgend befestigtes Lager ist nicht zu denken, wie auch nichts davon gemeldet wird, da die Perser nicht erwarteten, angegriffen zu werden; daher kann ich auch nicht glauben, daß das Lager, wie mehrere Alterthumsforscher angenommen haben, auf der Ebene bei Trikorythos war. Das wäre gewesen, als ob das Heer sich in den unangreifbarsten Winkel hätte bergen wollen, von wo es sich nur sehr schwer nach der Ebene entwickeln konnte, während die Absicht sein mußte, sich der südlichen Pässe zu bemächtigen, und allenfalls auch Marathon und die übrige Tetrapolis zu nehmen. Wenn in der spätern Zeit oberhalb des Sumpfes, also wohl am Berge Drakonera, die steinernen Krippen für die Pferde des Artaphernes und die Stelle seines Zeltes gezeigt wurden, so kann man daraus wohl nur schließen, daß die Feldherrn, oder einer derselben, dort das Hauptquartier hatten, wozu sich der Platz in sofern eignete, als er eine vollständige Uebersicht der Bucht und Ebene gewährt, und der Flotte nahe war. Nur darf man die Krippen des Artaphernes nicht, wie geschehen, in einer daselbst am Abhang des Drakoneraberges befindlichen Höhle, mit schmalem, fast

senkrechtem Eingange, suchen, in die selbst Menschen nur mit Mühe hinabklettern, Pferde gar nicht zu bringen wären.

Man hat sich nun schon vielfach gewundert, warum die Perser bei Marathon gelandet seien und nicht in einem oder mehreren der südlichern Häfen, von wo sie nur mäßige Höhe zu übersteigen und dann einen fast offenen Weg nach Athen gehabt hätten, während der Ausgang aus der marathonischen Ebene auch von einem kleinen Heere leicht gesperrt werden konnte. Herodot sagt, weil die Ebene für die Reiterei die geeignetste Gegend von Attika gewesen sei. Allein abgesehen davon, daß sie wegen der verschiedenen Terrainhindernisse für größere Reiterbewegungen nicht einmal so sehr geeignet ist, war doch der Zweck des ganzen Feldzugs, Athen zu nehmen und also zunächst einen möglichst sicheren Weg dahin zu finden, wozu eine Schlacht nur das Mittel sein konnte, und daß die Athener sie in der marathonischen Ebene annehmen würden, war nicht vorauszusehen. Man hat daher vermuthet, der Hauptgrund sei gewesen, daß man das Heer und besonders die Pferde sich in der fruchtbaren und futterreichen Ebene habe erholen lassen wollen, und auch geglaubt, die Perser hätten im Vorbeigehen die ziemlich wichtige Tetrapolis erobern wollen. Das mag sein und man kann dafür das ziemlich lange Verweilen der Perser anführen, wiewohl man wieder nicht recht begreift, warum sie, die letztere Absicht vorausgesetzt, keinen Angriff auf Marathon machten. Mehr jedoch scheint mir in Betracht zu kommen, daß wohl nirgends die ganze große Flotte so sicher und bequem landen konnte, als hier, da hier keine Ortschaft dicht am Landungsplatz lag, von der aus man beunruhigt werden konnte. Ich glaube aber, Hippias hatte noch einen andern Grund. Er hatte schon früher einmal von der marathonischen Ebene aus, mit seinem Vater Pisistratos, Athen glücklich erobert. Aber damals hatte man, nach Besetzung von Marathon, daselbst seine Anhänger gesammelt, war dann dem aus Athen durch die Mesogeia kommenden Heere durch den südlichen Paß entgegengerückt und hatte es durch Ueberraschung geschlagen und zerstreut. Diesen Weg einzuschlagen, war offenbar auch jetzt die Absicht;

denn niemand wird glauben, daß Hippias das Heer durch die Päſſe am Nordabhang des Brileſſos führen wollte. Warum nun freilich ſo lange gewartet wurde und man, wie es ſcheint, ſogar verſäumte, die Päſſe bei Probalinthos zu beſetzen, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Hauptſächlich iſt dabei wohl in Anſchlag zu bringen das langſame Verfahren, das bei den orientaliſchen, aus den verſchiedenſten Nationen zuſammengeſetzten Armeen Regel iſt, worauf Oberſt Leake aufmerkſam gemacht hat; dazu kam vielleicht, daß der greiſe Hippias, durch ein unglückliches Vorzeichen entmuthigt, die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben und ſeine Energie verloren hatte; möglich auch, daß man ſich der Täuſchung hingab, auch jetzt wieder zahlreiche Parteigenoſſen an ſich zu ziehen, eine Täuſchung, die ja bei allen Prätendenten ſich findet.

Was nur immer die Gründe ſein mochten, die Perſer landeten hier und verweilten lange genug, um den Athenern Zeit zu geben, ihnen nach Marathon entgegen zu marſchiren. Ob dieſe durch die Meſogeia und den ſüdlichen Paß von Probalinthos, oder um den nördlichen Abhang des Brileſſos gekommen ſind, wird nicht gemeldet. Erſteres iſt zu vermuthen, weil ſie den Feind auf dieſem Wege erwarten mußten und weil man auch früher dem Piſiſtratos auf demſelben Wege entgegengegangen war. Iſt dies der Fall, ſo hatten die Perſer die unverzeihliche Nachläſſigkeit begangen, ſich nicht ſogleich der Päſſe in jener Richtung zu bemächtigen. Möglich wäre jedoch, daß das Heer den kürzeren Weg durch die Gebirgspäſſe gekommen wäre, über die auf jeden Fall das Hülfscorps von Platäa zog, das ſich erſt bei Marathon mit ihm vereinte. Die Athener nahmen ihre Stellung bei einem Heiligthum des Herakles, wahrſcheinlich jenem Trümmerviereck, öſtlich von Vrana, wo ſie bei einem Verſuche der Perſer, in die Meſogeia zu rücken, deren Flanke bedrohten, ſelbſt aber geſichert waren. Denn hinter ſich hatten ſie Marathon, ihre Flanken waren durch die Berge Argaliki und Kotroni gedeckt, und vorne ſchienen ſie ſich durch Verhaue geſchützt zu haben. Die Verbindung mit dem innern Lande und der Hauptſtadt war durch den Gebirgspaß ge=

sichert. Eine Reihe von Tagen standen die Heere einander gegenüber, ohne daß die Perser sich rührten. Endlich, wahrscheinlich am zehnten Tage, rückte Miltiades, der jetzt den Oberbefehl hatte, aus und die Perser nahmen die Schlacht an. Der atheniſche Feldherr gab, um nicht überflügelt zu werden, seinem Heere eine sehr ausgedehnte Fronte, deren Mitteltreffen schwach war, während alle Kraft in die Flügel gelegt wurde. Er hatte zehn oder eilftausend Schwerbewaffnete, wozu ohne Zweifel ungefähr ebensoviel Leichtbewaffnete zu rechnen sind, die bei den alten Schriftstellern in der Regel nicht besonders angegeben werden. Die Perser hatten schwerlich viel über fünfzigtausend Mann in's Feld zu stellen*). Sie waren durch ihre Bewaffnung und Organisation des schweren Fußvolks den Griechen gegenüber in entschiedenem Nachtheile, aber ihnen weit überlegen durch ihre Bogenschützen und Reiterei, welche jenen ganz fehlten. Dieser Ueberlegenheit begegnete Miltiades hauptsächlich durch einen schnellen Angriff. Nachdem er das Heer, wie es scheint, in der Richtung von Nordwest nach Südost aufgestellt hatte, warf er sich so plötzlich auf den Feind, daß dieser überrascht worden zu sein scheint. Den bedeutenden Zwischenraum zwischen den beiden Heeren, der acht Stadien, etwa 5000 Fuß, betrug, legte das athenische Heer im Laufschritte zurück. Um diese, große Gewandtheit und Kraft erfordernde Bewegung zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Griechen bei den täglichen Uebungen in den Gymnasien und Ringschulen eine körperliche Fertigkeit und Sicherheit erlangten, die reichlich das Exerciren

*) Da die spätern Zahlenangaben durchaus unzuverläſſig und übertrieben sind, läßt sich eine annähernde Bestimmung nur nach Herodot gewinnen. Zu einer genauen Berechnung fehlen nun allerdings manche Data, daher die verschiedenen Resultate bei Leake und Finlay; aber falsch ist es, wenn Grote, history of Greece, Vol. IV, S. 468, behauptet, ihre Berechnungen beruhten auf gar keinen Grundlagen. Er hat sich freilich die Grundlage dadurch genommen, daß er ganz willkürlich zu den 600 Trieren noch viele Transportschiffe für das Fußvolk annimmt, S. 445 (many transports both for men and horses), während Herodot durchaus nur von solchen für Pferde spricht, von denen allerdings nicht sicher entschieden werden kann, ob sie in den 600 Trieren inbegriffen sind, oder nicht.

der stehenden Truppen unserer Zeit ersetzte. So kam die persische Reiterei, wie es scheint, gar nicht in's Treffen, wenigstens wird nichts von ihr gemeldet. Die Bogenschützen konnten nur wenige Schüsse thun. Dennoch dauerte der Kampf längere Zeit. Endlich wurden beide persische Flügel geworfen und flohen den Schiffen zu. Aber im Mitteltreffen, wo die persischen Kerntruppen standen, durchbrachen diese die feindliche Linie und verfolgten die Athener landeinwärts *). Daher vereinigten sich nun die beiden siegreichen Flügel, ließen einstweilen die geschlagenen Feinde fliehen und griffen das siegende persische Centrum an, das nun auch überwunden und den Schiffen zugetrieben wurde. Da diese dicht am Ufer lagen, konnten sich die meisten Perser einschiffen, nur sieben Schiffe fielen in die Hände der Sieger. Der Verlust der Perser betrug nach Herodots Angabe etwa 6400 Mann. Ein Theil der Fliehenden soll in den Sumpf gerathen sein, natürlich den nördlichen, den Pausanias ganz deutlich bezeichnet. Es waren das ohne Zweifel Leute vom rechten Flügel. Die Athener hatten 192 Todte, wobei nicht angegeben ist, ob die gefallenen Platäer und Sclaven, die besonders begraben waren, mit inbegriffen sind, oder nicht. Aber auch Ersteres angenommen, haben diese Zahlen nichts unwahrscheinliches, da der größere Theil nach entschiedenem Kampfe auf der Flucht umkommt und die Griechen weit bessere Schutzwaffen trugen, als die Perser. Spätere Phantasie hat die Zahl der gefallenen Barbaren auf 200,000 gebracht, zuerst ohne Zweifel durch eine begreifliche Verwechslung der Gefallenen mit der möglichst hoch angenommenen Gesammtzahl der geschlagenen feindlichen Macht, das ganze Schiffsvolk inbegriffen.

Bei einer solchen Betrachtung wird der Gang der Schlacht be=

*) G. Finlay meint, die Athener seien bei Probalinthos vor dem südlichen Passe aufgestellt gewesen und das Mitteltreffen von den Persern nach der Mesogela verfolgt worden. So Manches dafür sich sagen läßt, so wäre sonderbar, daß Probalinthos von keinem Schriftsteller genannt ist. Hauptsächlich aber scheint mir dagegen zu entscheiden, daß dann das persische Centrum durch die vereinten athenischen Flügel ganz von den Schiffen abgeschnitten worden wäre.

greiflich. Die That der Athener und des Miltiades bleibt gleich groß: daß sie, die Bewohner eines Ländchens von wenigen Quadratmeilen, den seit siebzig Jahren in Feldschlachten unbesiegten und von Indien bis an die Gränzen Griechenlands als Herrn anerkannten Persern unverzagt entgegentraten und sich vertrauensvoll ihrem Feldherrn unterordneten, ist das Hauptverdienst der Athener; daß er gegenüber der feindlichen Uebermacht es nicht auf eine Belagerung in der Stadt ankommen ließ, sondern angriff, und daß er durch kluge taktische Anordnungen jene Uebermacht fast unnütz machte, das begründet den unsterblichen Ruhm des Miltiades. Wir begreifen, daß die Athener stets mit besonderer Vorliebe des Tages von Marathon gedachten, wo sie allein den Feind bestanden, und daß ein späteres Geschlecht auf die „Marathonkämpfer" mit bewundernder Ehrfurcht, wie auf ein Heroengeschlecht, zurückblickte; die Schlacht von Marathon hat die europäische Civilisation vor Erdrückung durch den asiatischen Despotismus gerettet.

Ich kann mich nicht enthalten, ein Wort über die späteren Schicksale des Miltiades beizufügen, das man gewöhnlich als ein Beispiel des Undankes des athenischen Volks und der Republiken überhaupt der Jugend schon vorzuhalten pflegt. Miltiades, der nach dem Siege in Athen natürlich die größte Macht besaß, forderte eine Flotte von siebzig Schiffen, womit er, ohne Näheres anzugeben, den Athenern große Vortheile zu verschaffen versprach. Das Vertrauen war so groß, daß er sie erhielt. Nun wandte er sich gegen die Insel Paros, angeblich, weil sie den Persern mit einem Schiffe Hülfe geleistet hatte, in der That, um einen persönlichen Groll zu befriedigen. Er forderte eine Contribution von 100 Talenten (über 560,000 Fr.). Als die Parier sie zu zahlen verweigerten, begann er die Belagerung der Stadt, hob sie aber, durch einen Sturz schwer verletzt, nach sechsundzwanzig Tagen erfolglos auf und führte die Flotte nach Athen zurück, ohne etwas anderes erreicht zu haben, als üble Nachrede und schwere Ausgaben für den Staat. Darüber entstand begreiflich Unzufriedenheit und nun trat ein Mann aus einem der vornehmsten Ge=

schlechter, Xanthippos, der Vater des Perikles, selbst ein tüchtiger Feldherr, mit einer Anklage auf den Tod gegen ihn auf, weil er das Volk betrogen habe. Auf einem Ruhebette, denn der Brand hatte sein Bein ergriffen, wohnte der kranke Held der Verhandlung bei, während seine Freunde ihn vertheidigten und an seine großen Verdienst erinnerten. Das Volk aber vergaß diese nicht; es verwarf den Antrag des Xanthippos, verurtheilte aber den Miltiades zu einer Geldbuße von 50 Talenten, die als Schadenersatz angesehen werden kann. Er starb bald darauf an seiner Beinwunde, wie von Einigen berichtet wird, im Gefängniß, weil er die Buße nicht bezahlen konnte, wie dies in den athenischen Gesetzen begründet war. Es ist allerdings eine ergreifende Erscheinung, der Retter des Vaterlandes tödtlich erkrankt vor dem Volksgerichte. Man wünschte vollkommene Gnade. Aber ungerecht war der Spruch kaum; das Vergehen, das freilich Nepos ganz anders darstellt, als Herodot, dem ich gefolgt bin, war nicht klein, wenn auch einige Schuld das Volk selbst treffen mag, daß es mit unbedingtem Vertrauen ihm die Flotte gegeben hatte; der ganze Charakter des Miltiades erscheint bei aller Größe als ein willkürlicher, autokratischer, wie er denn auch viele Jahre hindurch, als Fürst des thrakischen Chersonneses, sich an unumschränktes Gebieten gewöhnt hatte. Trifft Jemanden ein Vorwurf, so ist es Xanthippos. Meine Absicht ist nicht, das athenische Volk zu vertheidigen, wo es gefehlt hat; aber wer sich mit seiner Geschichte vertraut gemacht hat, dem ist es nicht unbekannt, daß es in der Zeit seiner Größe viel besser war, als eine parteiische Geschichtschreibung, oft auf Anekdotenkram und Rhetorengeschwätz begründet, behauptet hat; das athenische Volk war auf jeden Fall dasjenige, welches seine Macht mit der größten Mäßigung unter allen griechischen Demokratien ausgeübt hat und den mildesten Sinn zeigt. Ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts n. Chr., der sich sonst durch politischen Scharfsinn nicht auszeichnet, wohl aber durch eine gewisse kindliche Naivetät, der Reisebeschreiber Pausanias, hat in der Beurtheilung der athenischen Demokratie ein wahres Wort gesprochen. Nachdem er (IV, 35, 5) er-

zählt, wie die früher monarchisch regierten Epiroten in Folge der Demokratie in Anarchie und Unglück gekommen waren, setzt er treuherzig hinzu: „denn wir wissen überhaupt nicht, daß Andere, als die Athener, durch die Demokratie groß geworden sind. Die Athener aber wurden durch sie sehr gefördert, denn sie übertrafen durch eigenthümliche Einsicht die übrigen Hellenen und sie waren den bestehenden Gesetzen am wenigsten ungehorsam."

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder auf das Feld von Marathon zurück. Von der nördlichen Ebene bei den Ruinen von Trikorythos machten wir noch einen Abstecher nach dem eine Stunde entfernten Rhamnus. Ueber einen bebuschten Hügel kommt man in ein geräumiges Hochthal, das durch Berge vom Innern des Landes getrennt ist, vom Meer durch einen niedrigeren Höhenzug. Es ist zum Theil bebaut, zum Theil mit dichtem Gestrüpp und Velonidiaeichen bedeckt, wovon damals manche in Folge eines Brandes verkohlt da standen, wie einem das in Griechenland oft begegnet. Ungefähr in der Mitte des Thales zieht sich bedeutendes Mauerwerk über eine kleine Höhe, vielleicht von einem uns unbekannten Demos. Im Norden senkt sich eine Schlucht an's Meer hinab. Ueber ihrem westlichen Rande steht eine schöne, aus großen Marmorquadern erbaute Terrasse und auf ihr liegen bunt durcheinander geworfen die Marmortrümmer zweier antiker Tempel, mit vielen schönen Architektur- und Sculpturresten. Der größere, nördliche, war der berühmte Tempel der Nemesis, mit einem Marmorbilde der Göttin, das der Schüler des Phidias, Agorakritos, oder nach Andern Phidias selbst gefertigt hatte. Pausanias erzählt, daß diese Statue aus einem parischen Marmorblocke gemacht gewesen sei, welchen die Perser zu einem Siegeszeichen nach Marathon gebracht und dann nach der Niederlage auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hätten, offenbar eine spätere, mit Hinsicht auf das Wesen der Nemesis, erfundene Tempellegende, um so sicherer, wenn, wie behauptet wird, die Bruchstücke, die noch daliegen sollen, nicht aus parischem Mormor sind, sondern, wie das Gebäude selbst, aus einem attischen. Uns war es bei dem wieder

strömenden Regen unmöglich, sie zwischen dem Gestrüpp und den Steinblöcken aufzufinden, wie überhaupt dadurch eine genauere Betrachtung der Ruine sehr erschwert ward. Dem kleinern, südlichen, Tempel geben die polygonen Mauern ein alterthümlicheres Aussehen, wenn auch diese Bauart keineswegs unbedingt auf ein hohes Alter schließen läßt, und es mag sein, daß er das ältere von den Persern zerstörte Heiligthum ist; doch möchte ich ihn, in Betracht der hohen Vollendung, mit der die Steine zusammengefügt sind, lieber einer spätern Zeit zuschreiben *). Von der Tempelterrasse steigt man in wenigen Minuten durch die erwähnte Schlucht an die Küste hinab, wo auf einem fast isolirten, in's Meer vorspringenden Hügel die schönen Ruinen der alten Festung Rhamnus liegen. Sie war klein, aber stark und wird mehr als einmal als einer der bedeutendern Plätze Attikas genannt. Die Befestigungen sind in dem größten Theil des Umfangs noch sichtbar, am schönsten aber gegen Südwesten, nach der Landseite, wo das Hauptthor und die vier viereckigen Thürme noch theilweis erhalten sind. Sie sind, wie die Mauern der Tempelterrasse, aus großen Werkstücken aufgeführt, die in horizontaler Richtung gradlinig sind, in vertikaler aber unregelmäßig, und zwar auch aus einem in der Nähe gebrochenen weißen Marmor, der mit der Zeit gelblich geworden ist und unter der Umkränzung des reichlich darüber wuchernden Gebüsches eine prachtvolle Wirkung macht. Südlich von der Burg dehnt sich eine kleine bebaute Fläche am Meere aus. Es scheint, daß ein Theil der Wohnplätze des Ortes, wie die Tempel, außerhalb der Mauern lag. Hingegen bezweifle ich sehr, daß die allerdings an einigen Stellen sichtbaren Baureste in der Schlucht auf eine Verbindungsmauer zwischen Tempel und Festung schließen lassen; eher mögen sie Heiligthümern oder Grabdenkmälern angehört haben, die man

*) Roß, Archäolog. Zeitung, 1850, S. 167 ff., denkt an einen Tempel der Artemis Upis, während sonst die rhamnusische Upis der triopischen Inschrift, als die Nemesis selbst, die Göttin des großen Tempels, gefaßt wird. Wenig begründet ist die Meinung, es sei ein Tempel der Themis. Eine Inschrift römischer Zeit, die wir dort copirten, hat Hr. v. Velsen in dem Archäolog. Anzeiger von Gerhard, 1854, S. 482, publicirt.

an Tempelwegen so oft findet. Die Ruine heißt jetzt Ovriokastro, was aus *Ἑβραιόκαστρον*, die Judenburg, entstanden ist. Es findet sich der Name mehrfach in Griechenland und beweist, wie der ebenfalls wiederholt vorkommende Gyphtokastro (*Γυφτόκαστρον*), Zigeunerburg, daß die so genannten Orte und ihre Erbauer im Bewußtsein der spätern Umwohner ganz verschollen waren, ähnlich wie unsere Heidenstadt, Heidenmauer.

So wenig Bequemlichkeit unser Quartier in Vrana bot, waren wir doch froh, als wir, gründlich durchnäßt, es Abends wieder erreichten und wenigstens gegen den Regen Schirm fanden. Auch den andern Morgen war es noch nicht besser. Erst spät brachen wir, immer noch bei Regen, zur Heimkehr nach Athen auf, zunächst durch eine Schlucht, die aus dem Thale von Vrana über eine Höhe nach dem von Marathona und Inoi führt. In dieser Schlucht sieht man noch die Reste eines alten Thores, das den Eingang in einen abgeschlossenen Bezirk gebildet zu haben scheint, dessen Umfassungsmauer noch an mehreren Orten sichtbar ist. Eine Inschrift bezeichnet ihn als Eigenthum des Herodes Attikos, des bekannten reichen Rhetors des zweiten Jahrhunderts n. Chr., den ich noch öfter zu erwähnen Anlaß haben werde. Bei dem Thore liegen noch die Ueberreste dreier sitzender Statuen, die Herodes drei nach ihrem Tode vielbetrauerten und vielgeehrten Lieblingssclaven errichtet hatte*). Als wir auf die Höhe kamen, bemerkten wir unten im Thale gegen Inoi zu einige Hütten von sogenannten vlachischen Hirten, die sich im Winter mit ihren Heerden in den niedrigen Theilen des Landes aufhalten, im Sommer aber auf die hohen Gebirge ziehen. Obgleich der Regen noch nicht aufgehört hatte, führten sie auf dem nassen Rasen Reigentänze auf. Die weißen Gestalten, wie sie sich im Kreise bewegten und nach beendigtem Tanze wieder in den Hütten verschwanden, nah=

---

*) Wir fanden noch die Reste aller drei Statuen, während Roß nach den Blättern für litterar. Unterhaltung, 1833, S. 428, nur zwei bemerkte. Auch die Inschrift des Corp. Inscr. n. 537, war mit Ausnahme der zerschlagenen letzten Zeile fast vollständig zu lesen, wie sie Fauvel giebt.

men sich in dem einsamen Thale aus der Ferne fast geistermäßig aus und erinnerten an die Nymphen und Satyrn, mit denen einst die Phantasie diese Gegenden bevölkert hatte. Eine Stalaktitenhöhle oberhalb Inoi ist klein und unbedeutend, und mit Recht die Meinung verworfen worden, daß es eine von Pausanias beschriebene sehr geräumige Pansgrotte sei. Von Inoi aus führt nun der Weg sehr steil und beschwerlich um den Nordabhang des Brilessos. Er ist an vielen Stellen so zwischen Felsen und Abgründen eingeengt, daß nur ein Pferd Platz hat; Bäume sind wenige zu sehen, dagegen sind die steinigen Abhänge des Gebirges von mannichfaltigem Gesträuche bewachsen, unter dem sich die Erica arborea auszeichnet, und hier begreift man, warum sie arborea heißt. Ihre großen, weißen Blüthenbüschel, eben in vollster Pracht, erfüllen die ganze Luft mit ihrem feinem Dufte. Wenn man auf der Westseite nach dem Thale des Kephissos hinabsteigt, sieht man auf der andern Seite die Berge des Parnes sich aufthürmen; an dessen südöstlichem Abhange, da wo der Gebirgspaß von Athen nach dem angränzenden Böotien durchführt, bemerkt man ein Dorf, Tatoi. In dessen Nähe lag einst, noch jetzt an Ueberbleibseln erkennbar, ein Ort, der für Athen eine unheilvolle Berühmtheit erlangt hat, Dekeleia. Denn dieses befestigte im Jahre 413 v. Chr., dem neunzehnten des peloponnesischen Krieges, der spartanische König Agis auf den Rath des landflüchtigen Alkibiades. Eine starke Besatzung blieb nun bis an's Ende des Krieges, über acht Jahre, daselbst, hielt Athen, das man mit der ganzen Ebene von hier aus übersieht, von der Landseite in Blokadezustand und hinderte jede Benutzung und Bebauung der Ländereien. Der Schade, der Athen daraus erwuchs, war ungeheuer. Man muß sich, um eine solche Kriegführung zu verstehen, erinnern, daß eine so stark befestigte Stadt, wie Athen, bei den mangelhaften Angriffsmitteln jener Zeit nicht anders genommen werden konnte, als durch Ueberraschung, oder durch Einschließung und Aushungerung. Letzteres konnte bei Athen nicht stattfinden, so lange es Herr der See war; denn die Verbindung mit dem Hafen war gesichert. Eine eigentliche Ein-

schließung von der Landseite wäre also zwecklos gewesen und überdies bei der großen Ausdehnung der Stadt fast unmöglich, während man durch Besetzung eines festen Punktes in der Nähe und durch Streifzüge aus demselben, ohne Gefahr und mit geringer Anstrengung, die Stadt auf den Seeverkehr beschränken konnte. Und dazu war die Lage von Dekeleia trefflich gewählt.

An dem Dorfe Stamata vorbeireitend, langten wir den Nachmittag in Kephisia an, das, schon eine der ältesten zwölf Städte des Landes, seinen Namen unverändert erhalten hat. Es ist ein Ort, wo zu allen Zeiten die wohlhabenden Bewohner Athens Landsitze hatten und einen Theil der heißen Jahreszeit zuzubringen pflegten. In der römischen Zeit hatte Herodes Attikos hier eine schöne Villa, von der Aulus Gellius eine reizende Beschreibung macht, indem er erzählt, wie der gelehrte Besitzer ihn und andere in Athen studierende junge Leute oft daselbst gastlich zu empfangen pflegte. Auch jetzt sind viele Landhäuser daselbst und der Ort verdient es. Er liegt hoch an dem südwestlichen Abhange des Brilessos und hat daher stets frische Luft, ein Wald von alten Oelbäumen dehnt sich in seiner Umgebung aus, ein Bach, der als eine der Quellen des Kephissos betrachtet wird, bildet unter dem Schatten hoher Bäume einen kleinen Wasserfall mit höchst lieblicher Umgebung, und vor sich sieht man die Kephissosebene und das Meer mit der Insel Aegina bis zu den Bergen des Peloponneses ausgebreitet. Der kleine Platz vor der Schenke wird durch eine mächtige orientalische Platane, die größte in Attika, beschattet. An jenem Tage freilich war Kühlung und Schatten noch kein Bedürfniß, aber zwei Monate später, als in Athen die Hitze unerträglich geworden war, gab mir die Einladung des preußischen Gesandten, Herrn von Thiele, der daselbst ein Landhaus bewohnte, Gelegenheit, die Annehmlichkeiten des Ortes erst recht schätzen zu lernen.

Der Weg von Kephisia nach Athen, der etwa drei Stunden beträgt, geht anfangs noch durch ein mit Bäumen reich bepflanztes Land, bis zum Dorfe Marusi, das seinen Namen nach einem im Alterthum hier stehenden Heiligthum der Artemis Amarysia trägt.

Von hier aus geht es auf breiter, aber schlecht unterhaltener Landstraße durch eine kahle Gegend bis Athen. Zur rechten Seite hat man das mitten aus der Ebene sich erhebende, nicht hohe, aber schroffe, felsige Anchesmosgebirge, als dessen äußerster südlicher Vorsprung der Lykabettos oder Berg des h. Georg, zu betrachten ist. An seinem Fuß liegt, eine halbe Stunde von Athen, zwischen Obst- und Weingärten, das Dorf Ambelokipos (*Ἀμπελόκηπος*, oder *'ς τοὺς Ἀμπελοκήπους*, die Weingärten), ungefähr an der Stelle des alten Demos Alopeke, dem Aristides und Sokrates angehörten.

Als wir Abends in die Stadt einritten, trafen wir sie in festlicher Aufregung. Der 25. März alten Styles (6. April), an dem im Jahre 1821 der Erzbischof Germanos in Kalavryta das Kreuz gegen die Herrschaft des Halbmondes erhob, wird als der Anfangstag der griechischen Freiheit alljährlich gefeiert. Gottesdienst, militärische Parade und akademische Feierlichkeiten hatten am Morgen stattgefunden. Am Abend drängte sich das Volk durch die theilweise beleuchteten Straßen, namentlich zog ein Triumphbogen an der Mündung der Hermesstraße auf den Schloßplatz die Menge an. Aus den Sälen eines Kaffeehauses an der Aeolosstraße hörte man zahlreiche Trinksprüche erschallen: hier feierte die akademische Jugend den Tag, wozu sie auch den Rektor der Universität und die Dekane geladen hatte. Und so machte die Gegenwart ihre Rechte wieder geltend gegenüber den reichen Betrachtungen der Vergangenheit, welche die letzten Tage, leider nicht vom attischen Himmel begünstigt, angeregt hatten.

Phyle und Umgegend.

Einer der interessantesten Punkte Attikas ist die Ruine der kleinen Bergfeste Phyle, noch heutzutage Phyli genannt. Sie liegt am Parnes, auf dem Wege nach Theben, hundert Stadien oder zwei und eine halbe deutsche Meilen von Athen. Von hier aus kann man den größern Theil des Weges zur Noth fahren. Es geht über den Ke-

phissos längs dem Aegaleosberge, an der Nordwestseite der Ebene, vorbei an dem Gute der Königin, das sie Amalienruhe benannt hat, das Volk aber unter dem Namen Pyrgos, der Thurm, kennt. Mit großer Mühe und Sorgfalt ist hier das Land bebaut und eine Meierei eingerichtet, der einzige oder wenigstens fast einzige Ort in Griechenland, wo Milchkühe gehalten und aus Kuhmilch Butter bereitet wird. Alle Butter, die man in den athenischen Gasthöfen erhält, kommt daher und hat die königliche Krone aufgedrückt. Sonst hat man in der Regel im ganzen Lande nur Ziegen- und Schafmilch. Wo der Aegaleosberg aufhört und sich ein Thal zwischen ihm und dem Parnes hineinzieht, lag einst, nicht weit östlich vom heutigen Dorfe Liosia, südlich von dem großen Dorfe Menidi, der größte attische Demos Acharnä; weiter aufwärts nach Nordwesten kommt man in das große Dorf Chassia, schon in den Vorbergen des Parnes. Bis hieher geht die neue Fahrstraße, weiterhin aber zieht sich der Weg nun in enger Felsenschlucht durch den Parnes hinauf, nach der andern Seite des Gebirges. Ein kleiner Bach fließt aus diesem der thriasischen Ebene zu, der aus zwei Schluchten des Parnes seine Zuflüsse erhält. In der nordöstlichen, zwischen senkrechten Felswänden, liegt ein kleines Kloster; durch die andere, mehr westliche, führt der kürzeste Weg von Athen nach Theben, an dem man noch recht klar erkennen kann, welche Sorgfalt die Athener darauf verwendeten, die Zugänge zu ihrem Gebiete stark zu befestigen. Zwar bildet schon die an mehreren Stellen ganz in den Felsen gehauene Straße ein so schwieriges Defile, daß bei geringer Besetzung ein Feind kaum daran denken durfte, sich hier den Durchgang zu erzwingen; aber dabei beruhigte man sich nicht: denn noch sieht man am Wege selbst die Ueberreste von Mauern und Thürmen, und auf einer schroff sich südlich vom Weg erhebenden und den ganzen Paß beherrschenden Bergkuppe, mit weit ausgedehnter Fernsicht auf Athen und das Meer, thronen noch die schönen Mauern und Thürme der Burg Phyle. Der Felsen ist nur von der Nordostseite zugänglich, von wo man in der Art zu zwei Thoren emporsteigen kann, daß man der Mauer die rechte Seite zugewendet

hat, nach einem Hauptprincipe der alten Befestigungskunst, weil die linke Seite durch den Schild gedeckt, die rechte aber den Geschossen bloß gestellt war. Die kleine Fläche, welche die Burg einnimmt, bildet ein unregelmäßiges Viereck von kaum 300 Fuß in der größten Ausdehnung. Noch sind an der Nordostseite Mauer und Thürme in einer Höhe von siebzehn Quaderlagen erhalten, etwas niedriger an den andern. Phyle hat seinen Namen in der Geschichte hauptsächlich dadurch, daß Thrasybulos an der Spitze von nur siebzig Verbannten während der Gewaltherrschaft der dreißig Tyrannen, 403 v. Chr., es besetzte und von hier aus mit glücklichem Erfolg die Befreiung Athens und die Wiederherstellung der Demokratie ausführte. Wenn man die Oertlichkeit sieht, begreift man leicht, wie die Versuche, die Feste auch mit weit überlegener Macht wieder zu erobern, fehlschlugen; aber was man nicht begreift, ist, daß die Dreißig einen so wichtigen Punkt unbesetzt gelassen hatten. In den Kriegen der Nachfolger Alexanders kommt Phyle noch oft als einer der Hauptplätze des Landes vor.

Ich erwähne hier im Vorbeigehen noch ein kleines Dorf der atheniſchen Ebene. Wenn man von dem oben genannten Menidi quer über das Kephissosthal gegen Marusi reitet, kommt man auf einer Anhöhe, östlich vom Kephissos, in das Dorf Irakli oder Arakli, das seinen Namen nach einem alten Heiligthum des Herakles führt, sonst aber wenig Alterthümliches hat. Vielmehr fällt schon von weitem sein spitzer Kirchthurm im Gegensatz zu den griechischen Kirchen auf; die Häuser sind in deutscher Art erbaut und die Bewohner Bayern. Man hatte mir erzählt, daß diese bayerischen Colonisten sich durch Rohheit und Völlerei auszeichneten, und es steht mir ein Urtheil über die Richtigkeit dieser Behauptung nicht zu. Aber als ich einmal bei einem Ritte durch die Gegend dahin kam und in einem der Häuser über eine Stunde verweilte, fand ich mich durch das ganze Aussehen des Ortes und den freundlichen Empfang sehr angenehm überrascht, wiewohl mein Begleiter die Bemerkung machte, die Nase unseres Wirthes zeige eine bedenkliche Röthung. Jedenfalls haben die baye=

rischen Araklioten das Verdienst, den besten Wein in Attika zu ziehen: denn während im übrigen Lande fast überall das treffliche Gewächs durch einen Zusatz von Harz für den, der es nicht gewohnt ist, ungenießbar gemacht wird, ist der Wein von Arakli, der auf deutsche Art behandelt wird, vortrefflich, ähnlich einem weißen Burgunder.

Von einigen Punkten im äußersten Norden Attikas, die ihrer natürlichen Lage nach eher zu Böotien, als Attika gehörten, werde ich bei der Tour durch das nördliche Griechenland zu reden Anlaß haben; jetzt aber will ich noch einen Blick auf den westlichen Theil des Landes werfen, mit der nach Athen berühmtesten Stadt, Eleusis.

Eine Fahrt nach Eleusis.

Wenige Orte haben in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes einen so bedeutenden und doch zugleich in geheimnißvolles Halbdunkel gehüllten Namen, wie das Städtchen Eleusis. Wer hat nicht von den eleusinischen Mysterien gehört und wohl auch umsonst nähere Auskunft über dieselben gesucht! So wird wohl auch niemand, wenn er auch nur wenige Tage in Athen verweilt, versäumen, dieser uralten Cultusstätte einen Besuch abzustatten, der überdies auch in rein landschaftlicher Beziehung sehr belohnend und mit geringster Mühe zu machen ist; denn eine gute Fahrstraße führt von Athen nach dem etwa vier Stunden entfernten Ort, und man kann die Partie mit aller Bequemlichkeit so einrichten, daß man Abends zum Essen wieder in Athen ist. Es ist dies auch der einzige Ausflug, den ich in Griechenland zu Wagen machte, am 30. März, auch diesmal in Begleitung meines gelehrten Freundes von Velsen.

Der Weg folgt fast ganz der alten sogenannten heiligen Straße, auf der sich einst an dem Feste der eleusinischen Mysterien die große Procession in feierlichem Zuge von Athen nach Eleusis bewegte. Solche heilige Straßen, die zu allen bedeutendern Heiligthümern,

oft weither führten, wurden, wie das neulich E. Curtius in der Schrift über den Wegebau schön nachgewiesen hat, die mit religiöser Scheu unterhaltenen und durch sie gesicherten Verkehrsadern und Verbindungen der verschiedenen Landestheile. An ihren Seiten erbaute man gern den Göttern Heiligthümer, bestattete man gern die Verstorbenen und errichtete ihnen Denkmäler. So war es besonders auch an dieser zwischen Athen und Eleusis der Fall, wo eine solche Menge von Monumenten standen, daß schon um das Jahr 200 v. Chr. der gelehrte Polemon von Ilion ein besonderes Buch darüber schrieb; dieses ist uns nun freilich verloren, aber in Pausanias haben wir doch eine ziemlich reichhaltige Beschreibung und noch heutzutage sieht man wenigstens zahlreiche Reste der einstigen Herrlichkeit, während andere der Boden noch deckt. Der Weg führt zunächst am heutigen botanischen Garten vorbei, vor der Befreiung der Garten eines türkischen Großen und ungefähr auf der Stelle, wo im Alterthum Lakiadä lag, der Demos des Miltiades und Kimon. Bald darauf kommt man über den Kephissos, der jetzt hier in drei kleinen Armen den Olivenwald bewässert. Einst führte hier irgendwo eine Brücke über ihn, an der die heilige Procession nach uraltem Gebrauche mit allerlei Scherz= und Spottreden empfangen wurde, gemäß einem tief im menschlichen Wesen begründeten Hange, gerade da, wo der Geist sich über das Irdische erhebt, zugleich die andere Seite des Menschen, die gemein sinnliche Natur hervorzukehren. Aus dem westlichen Theil der Ebene tritt man dann in eine Schlucht, die über den Aegaleosberg nach der Küste hinüberführt. Der Berg ist rauh und felsig, mit wenig Buschwerk und kümmerlichen Bäumen bewachsen. Auf dem höchsten Punkte des Passes liegt das Kloster Daphni, auf dem Platze, wo einst ein Tempel des Apollon, das Pythion, stand, und großen Theils aus alten Werkstücken von diesem aufgeführt. Auch der Name*) kommt gewiß von dem dem Gott geweihten Lorbeer, obwohl jetzt in der ganzen Gegend keiner mehr zu sehen ist. Drei schöne ionische

*) *τὸ Δαφνι* so viel als *τὸ Δαφνεῖον*, wie Roß, Königsreisen II. 95, bemerkt.

Säulen, die im Anfange des Jahrhunderts noch von dem alten Tempel übrig waren, hat Lord Elgin 1801 nach England entführt; denn bekanntlich hat er sich in seinem barbarischen Kunstfanatismus nicht begnügt, freistehende Kunstwerke zu nehmen, sondern rücksichtslos Säulen und andere Architekturstücke aus Gebäuden gerissen*). Die Klosterkirche ist in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, mit einer Kuppel in der Mitte, an der sich noch ein kolossales Brustbild von Christus in Mosaik findet. An der Ostseite sind drei halbrunde Nischen oder Tribünen neben einander, wie das an vielen griechischen Kirchen üblich, und auch nach Sicilien und dem südlichen Italien übergegangen ist. Die alten Malereien, mit denen die Wände bedeckt waren, sind jetzt zum größten Theil fast unkenntlich. In einem, wenn man eintritt, links gelegenen Gewölbe stehen zwei Sarkophage ohne Deckel, einfach mit Kreuz und Wappen verziert, die auf die Zeit der fränkischen Herrschaft in Athen, also das dreizehnte Jahrhundert, hinweisen, wo die Herzöge von Athen aus dem Hause de la Roche hier ihre Begräbnißstätte gehabt haben sollen. An der nordöstlichen Ecke erhebt sich ein viereckiger Glockenthurm, der auch in eine kleine Kuppel ausläuft. Man hat bemerkt, daß der Styl der Kirche und ganz besonders des Thurmes derselbe sei, den man in den Kirchen in Syrien aus der Zeit der Kreuzzüge finde, und daraus geschlossen, daß sie in der jetzigen Gestalt nicht älter, als die Zeit fränkischer Herrschaft sei. Indessen scheint mir die Kirche selber doch eher einer früheren Periode anzugehören und sicher darf man annehmen, daß weit früher an die Stelle des Apollotempels eine christliche Kirche getreten war.

Bei Daphni öffnet sich der Blick nach dem Meere und der gegenüberliegenden Insel Salamis, anfangs noch in den engen Rahmen der Berge eingeschlossen, die auf beiden Seiten der Straße hinziehen, allmälig, wie man zum Meere hinabsteigt, sich nach Nordosten und

*) In neuster Zeit, 1855, haben die Franzosen hier und beim Philäon unbefugter Weise Nachgrabungen gemacht und, wie mir aus Athen berichtet wird, mehrere Statuen und Inschriften fortgeschafft. Es ist wenigstens zu hoffen, daß sie in den Louvre kommen werden.

Norden erweiternd. Das Meer erscheint hier, von allen Seiten durch die Insel Salamis und die attische Küste geschlossen, wie ein mittelgroßer Landsee, vom tiefsten Blau. Salamis ist ein fast ganz baumloses Felseneiland, dessen glänzende Klippen und Berge aber die schönsten Linien bilden; links sieht man die kleinen Inselchen, die im Alterthum die Pharmakusen hießen, rechts über der tief ausgeschweiften Küste der eleusinischen Ebene Eleusis selbst, und dahinter die Höhen des Kithäron und die kühnen Zacken der Kerata, die gegen Westen die Ebene abschließen. Ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Daphni sieht man rechts von der Straße Mauerwerk und große Steinblöcke vor einer schroffen Felsenwand, und wenn man diese näher betrachtet, bemerkt man in ihr eine Menge Nischen, die einst Weihgeschenke trugen und zum Theil noch jetzt in den lebendigen Stein gehauene Inschriften haben, die uns belehren, daß hier das von den Alten erwähnte Heiligthum der Phila Aphrodite stand, der als Aphrodite verehrten Gemahlin*) des Demetrios Poliorketes. Man hat früher hier vor dem Felsen einige Tauben, bekanntlich der Aphrodite geheiligte Vögel, aus Marmor**) gefunden, die ohne Zweifel in den Nischen gestanden hatten. An mehreren Stellen des Passes sieht man noch deutliche Spuren alter Befestigungen, ähnlich wie am Parnespasse bei Phyle.

An der Küste, wo sich die Schlucht zu einer kleinen Ebene ausweitet, wendet sich der Weg nun rechts nach Norden, auf der westlichen Seite vom Meere bespült, an der östlichen von den dürren Abhängen des Aegaleos eingeschlossen, die aber bald wieder etwas zurücktreten und für eine kleine Fläche Raum lassen. In dieser liegt rechts

---

*) Wenn Athenäos VI, S. 255 sie Mutter des Demetrios nennt, so ist das, wie längst bemerkt worden, ein Irrthum, den Roß, Hellenika I, S. 53, nicht hätte vertheidigen sollen. Denn mag Demetrios Sohn oder Neffe des Antigonos gewesen sein, seine Mutter war Stratonike, nicht Phila. Plut. Demetr. 2. Auf die eheliche Treue des Demetrios kommt es dabei nicht an.

**) Leake, Demen, deutsche Uebers., S. 142. — Antiquit. ined. de l'Attique, franz. Ausg., S. 4. — Roß, Königsreisen II, 98 und Andere sagen von Erz. Sehr wohl möglich ist, daß beides richtig ist.

von der jetzigen Straße ein kleiner klarer See*) oder Teich, der durch hier entspringende, sehr starke Salzquellen gespeist wird und nach der Straße zu durch eine Mauer aufgedämmt ist. Dadurch hat der Abfluß einen hinreichenden Fall erhalten, um eine Mühle zu treiben, die gegenwärtig aber verlassen und verfallen ist. Die alte heilige Straße lief nicht da, wo die heutige, sondern, wie die noch erhaltenen Geleise deutlich zeigen, am Bergabhange auf der andern Seite des Wassers, das damals keinen Teich, wie jetzt, gebildet zu haben, sondern in einigen Bächen unmittelbar in's Meer abgelaufen zu sein scheint. Darauf weist auch sein alter Name, Rheitoi, die Bäche. Diese Rheitoi haben einen gewissen historischen Namen; denn auf der Fläche, die vor Aufdämmung des Wassers größer gewesen sein muß, fiel das erste Gefecht im peloponnesischen Kriege vor, indem die athenische Reiterei hier das feindliche, von König Archidamos geführte Heer angriff, sich aber natürlich bald zurückziehen mußte.

Bald nach dem Salzteiche springt der Bergrücken bis ganz nahe an's Ufer vor, und durch den so gebildeten Paß tritt man in die thriasische und eleusinische Ebene ein, die, von dem Parnes und Kithäron rings umkränzt, den ergiebigsten Getreidebau von Attika hatte, und noch jetzt durch gute Bebauung und Fruchtbarkeit sich auszeichnet; der aus dem Kithäron herabfließende Kephissos und zwei kleinere Bäche, die vom Parnes kommen, bewässern sie, sind aber auch, aus Mangel an wohlgeregeltem Ablauf, die Ursache, daß längs dem Ufer das Land versumpft ist. Jetzt ist die Gegend baumlos, aber das damals eben im frischesten Grün stehende Getreide gab ihr dennoch ein freundliches Ansehen. Gleich beim Eintritt in die Ebene trennt sich, bei den Marmorruinen des alten Grabmales eines gewissen Straton, die Straße; quer durch die Ebene führt der Weg nach Böotien, links, nicht weit

*) Es bildet das Wasser hier nur einen einzigen Teich, ein zweiter kleinerer ist erst jenseits des letzten Vorsprungs des Aegaleos, beim Eintritt in die eigentliche Ebene, der mir aber vom ersten zu sehr getrennt scheint, um mit zu den Rheitoi gerechnet werden zu können. Daß im Alterthum die Rheitoi nur Bäche waren, geht aus Pausanias I, 38, 1 klar hervor.

vom Meere, nach Eleusis und weiter nach Megara und dem Isthmos. Eleusis, oder wie es jetzt mit wenig verändertem Namen heißt, Levsina (auch Lepsina), liegt an einem fast isolirten, mit der nahen Küste parallel laufenden Hügel im Westen der Ebene. Auf dem schmalen Rücken des Hügels war einst die Burg gebaut, deren Mauern sich noch verfolgen lassen, und zwischen denen eine Anzahl alter Cisternen sichtbar sind. Auf dem äußersten westlichen, zugleich höchsten Punkt, mit einer prächtigen Rundschau, steht auf antiken Grundmauern ein viereckiger mittelalterlicher Thurm, der besonders unten aus mächtigen alten Werkstücken zusammengesetzt ist. Die Stadt selbst dehnte sich auf der ebenen Fläche um den Hügel, namentlich südöstlich nach dem Meere aus; die mit der Burg zusammenhängenden Stadtmauern sind noch an einigen Stellen sichtbar. Zwei scheerenförmige Steindämme, von denen besonders der westliche noch wohlerhalten ist, bildeten einen kleinen künstlichen Hafen. Eleusis war seit den ältesten Zeiten ein bedeutender Ort; zuerst finden wir es im Kriege mit Athen, dann unter den alten zwölf Städten Attikas, und nicht selten kommt es als fester Platz vor, wie ihm denn seine Lage an dem Wege nach dem Peloponnese eine militärische Wichtigkeit gab, seitdem Megara von Athen getrennt war. Aber sein Hauptruhm, seine über alle hellenischen Stämme und allmälig weit über Griechenlands Gränzen hinausreichende Bedeutung war nicht politischer oder militärischer Art, sondern religiöser. Hier war der berühmte Tempel der Demeter und ihrer Tochter, der Persephone oder, wie sie hier heißt, der Kore; hier der Sitz der Mysterien, welche die Eingeweihten nach dem Glauben der Hellenen der Seligkeit theilhaftig machten. Den eigentlichen Inhalt des Geheimdienstes und der Geheimlehre zu erforschen, hat man sich vielfach bemüht; aber vollständig sie zu ergründen, wird nie gelingen, nicht nur, weil mit größter Gewissenhaftigkeit das Geheimniß bewahrt wurde, sondern wohl noch mehr, weil man sich kein zusammenhängendes System von Lehren darunter denken darf. Es wurde mehr gezeigt, als eigentlich gelehrt, mehr durch mystische Symbole auf das Gemüth und die Sinne, als durch Lehren auf den Verstand gewirkt.

Doch ist nicht zu bezweifeln, daß der Glaube an ein Fortleben nach dem leiblichen Tode, mit Beziehung auf die schaffende Kraft der Natur und die heilige Geschichte der Demeter, einen Mittelpunkt der Mysterien bildeten, wie denn von ihnen gerühmt wird, daß sie den Eingeweihten süßere Hoffnungen für das Ende des Lebens und für die Ewigkeit gäben. Es ist höchst merkwürdig, wie sie fortwährend Gegenstand der heiligsten Ehrfurcht waren. Die attische Komödie, die sonst kaum etwas mit ihrem Spotte verschonte, und namentlich auch später eingedrungene Geheimdienste bitter verfolgte, hat sie nie anders, als im Tone des frömmsten Ernstes berührt, und Aristophanes selbst in seinen „Fröschen" sie glänzend verherrlicht. Alkibiades stürzte von seiner Höhe, als er in den Verdacht kam, die Mysterien verhöhnt zu haben; zurückgekehrt aus langer Verbannung, legte er einen besondern Werth darauf, die große Procession, die seit Jahren wegen der Anwesenheit feindlicher Truppen in Attika nicht in regelmäßiger Weise stattgehabt hatte, unter dem Schutze seines Heeres nach Eleusis zu geleiten. Ganz Athen war von frommer Freude ergriffen, als das Fest wieder einmal in seinem vollen Glanze konnte gefeiert werden. Als die öffentlichen Culte mit dem althergebrachten Polytheismus mehr und mehr verfielen und der Glaube an die Götter dahinschwand, hielten sich die Mysterien und gewannen an Einfluß, indem die gläubigen Gemüther zu ihnen ihre Zuflucht nahmen. In der römischen Zeit waren sie hochangesehen, die Einweihung von Römern gesucht, und bis in die spätesten Zeiten des sinkenden Heidenthums blieben sie bedeutungsvoll. Merkwürdig ist, wie das politisch längst zur Null gewordene Athen durch die Mysterien einerseits, wie durch die Philosophenschulen anderseits, am längsten dem neuen Geiste des Christenthums Widerstand leistete. Es erscheint auch in dieser Hinsicht als der geistige Centralpunkt des eigentlichen Hellenenthums. Wann das älteste Heiligthum in Eleusis erbaut worden, ist so wenig bekannt, als die Zeit der Einführung des Cultus der Demeter überhaupt, der entschieden aus der Fremde gekommen ist, wie schon der Name Eleusis, d. h. die Ankunft, verräth. Aber der berühmte Tem=

pel, das „Mysten aufnehmende Haus", wie Aristophanes ihn nennt, war wie die Prachtbauten der Akropolis nach den Zerstörungen des Perserkrieges, in der Zeit von Athens höchster Blüthe unter Perikles' Staatsverwaltung aufgeführt worden. Die Oberleitung des Baues hatte der größte griechische Architekt, Iktinos, unter dem aber mehrere andere namhafte Meister arbeiteten. Erst über ein Jahrhundert später aber ließ Demetrios von Phaleron die äußere Säulenhalle ansetzen. Es war einer der größten griechischen Tempel und nach einem ganz eigenthümlichen Plane gebaut, was durch seine besondere Bestimmung bedingt war. Der gewöhnliche griechische Tempel war nichts als ein Gotteshaus im engern Sinne, das heißt, er war gedacht als die Wohnung des betreffenden Gottes. Der eleusinische aber war nicht nur dies, er war zugleich bestimmt, an den Mysterien die ganze Masse der Eingeweihten aufzunehmen, um die Heiligthümer zu schauen*). Er stand auf einer mächtigen, mit Platten belegten Terrasse am östlichen Ende des Akropolishügels, den durch die Ebene von Athen Herkommenden zugewandt. Große Ueberreste des Unterbaues und des Tempels selbst bedecken jetzt den Raum. Aber es ist sehr schwer, sich an Ort und Stelle eine klare Vorstellung davon zu machen: denn der größere Theil des Dorfes Levsina ist in die alten Tempelruinen und den heiligen Bezirk hineingebaut. Die verdienstvolle englische Gesellschaft der Dilletanti, der wir die erste genaue Vermessung und Untersuchung der Alterthümer Athens und später der Tempel in Sunion und Rhamnus verdanken, hat indessen auch in Eleusis, so weit es möglich war, die genauesten Nachforschungen anstellen lassen und in dem Werke „die unedirten Alterthümer von Attika" herausgegeben. Der Bezirk hatte danach eine doppelte Einfriedigung, von denen die innere, die den eigentlichen Tempelhof bildete, die Gestalt eines unregelmäßigen Fünfecks hatte. Zwei Vorhallen führten von der Nordostseite hinein; die äußere, von der große Trümmermassen noch daliegen, ganz den athenischen Propyläen nachgebildet, nur ohne die

*) Aristoph. Wolken 302. ἵνα μυστοδόκος δόμος ἐν τελεταῖς ἁγίαις ἀναδείκνυται.

zwei Seitengebäude; die innere, kleiner, mehr nur ein eigentliches Thor zum Tempelhof. Der Tempel selbst bestand aus einer großen, quadratförmigen Cella von 167 engl. Fuß Länge und Breite im Innern, und quer durchschnitten von vier Reihen von je sieben dorischen Säulen, über denen sich ein zweites Stockwerk erhoben zu haben scheint. Unter der Cella war eine Krypta nicht von eigentlichen Säulen, sondern von unverjüngten Cylindern, getragen. Nach außen schmückte die Südostfronte mit der Thüre eine Halle, von zwölf dorischen Säulen getragen, die übrigen drei Seiten entbehrten diesen Schmuck. Die ganze äußere Länge betrug 212′ 10″ 2‴, die Breite 178′. Nicht weit vor den äußeren Propyläen am Abhange des Hügels sieht man die wenigen Ueberreste eines kleinen Tempels der Artemis Propyläa, und nahe dabei soll man die Grundfläche des Tempels des Poseidon unterscheiden, die ich selbst aber nicht bemerkt habe. Weiter entfernt, links von der Straße nach Athen, wo jetzt die als kleines Museum dienende Kirche des h. Zacharias steht, ist ohne Zweifel der Tempel des Triptolemos zu suchen, des eleusinischen Heros, den Demeter zuerst den Getreidebau gelehrt hatte; wenigstens erkennt man noch deutlich, daß dort ein Tempel stand. Da in den vorhandenen Ueberresten des großen Tempels und der Propyläen sich Spuren des Verfalls der Kunst zeigen, so hat man daraus in Verbindung mit einigen Andeutungen späterer Schriftsteller den Schluß gezogen, daß die Gebäude, deren Trümmer jetzt zu sehen sind, nicht jener Zeit der Blüthe attischer Kunst angehören, sondern einer viel spätern, römischen Zeit, und zwar hat man den Anfang der Propyläen der Zeit des Cicero, die Vollendung erst dem zweiten Jahrhundert n. Chr., angewiesen, den Tempel selbst dem zweiten Jahrhundert unter den Antoninen. Man meint, es sei der ältere Tempel durch Feuer zerstört und dann eilig wieder aufgebaut worden. L. Roß hat sogar aus dem Stillschweigen des Pausanias gefolgert, er habe den neuen Tempel keiner Erwähnung würdig erachtet; aber das wenigstens ist ein Irrthum. Der abergläubische Pausanias berichtet ausdrücklich, daß ihm ein Traum verboten habe, von den innerhalb des

Hofes gelegenen Gebäuden, die zu schauen den Uneingeweihten nicht erlaubt war, zu erzählen. Uebrigens halte ich die Annahme, so weit sie die Propyläen betrifft, für durchaus richtig, dagegen nur in beschränktem Maße hinsichtlich des großen Tempels. Die hieher gehörigen Stellen scheinen nur auf eine Reparatur, nicht auf den Neubau eines ganz zerstörten Tempels zu deuten, und selbst im letzteren Falle hätte man sich sicherlich so treu als möglich an den alten Plan gehalten, so daß die heutigen Ueberreste immerhin einen Schluß auf die ursprüngliche Construction erlauben würden. Wie dem aber auch sein mag, Eleusis hat seit der ältesten Zeit bis in die späteste Periode einen staunenswerthen Reichthum an heiligen Gebäuden gehabt und muß besonders dem von Athen Herkommenden einen prachtvollen Anblick geboten haben. Von der verhältnißmäßigen Blüthe in der römischen Zeit, als manche andere attische Orte schon zu bloßen Namen herabgesunken waren, zeugen noch mehrere Mosaikböden in der Nähe des Tempels und beim Hafen. Im Anfange des dritten Jahrhunderts richtete eine, wie es scheint, durch Brandstiftung entstandene Brunst Verwüstung an, aber die eigentliche Zerstörung aller dieser Pracht ist ohne Zweifel hauptsächlich das Werk der Westgothen, oder richtiger der mit ihnen ziehenden fanatischen Mönche, gewesen, als im Jahre 396 Alarich verheerend bis Athen vordrang, das nach der Sage nur durch die drohende Erscheinung der Athene gerettet wurde.

Zu der einstigen Herrlichkeit von Eleusis bildet das elende heutige Levsina einen schneidenden Contrast, und doch fehlt es auch hier wieder nicht an Dingen, die die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nehmen. Als wir am Strande hingiengen und einige Muscheln aufhoben, kamen eine Anzahl Mädchen des Dorfes und bemühten sich, uns dabei hülfreich zu sein. So ärmlich und einfach ihr Aussehen war, denn die ganze Kleidung bestand in dem weißen albanesischen Unterkleide, natürlich ohne Schuhe und Strümpfe, war damit doch ein eigenthümlicher Luxus verbunden; denn mehrere von ihnen trugen ihr Kleid vorne mit schweren silbernen Haften zusammengeneftelt, die aus je zwei künstlich gearbeiteten Platten von meh=

reren Zoll im Durchmesser bestanden und in ihrer Form ganz an manche antike Fibulä erinnerten.

Bei der Rückfahrt trennt man sich auf der Höhe von Daphni nur ungern von dem prachtvollen Anblicke des eleusinischen Meerbusens, aber dennoch schaut man, wo man in die athenische Ebene hinabsteigt, mit wahrem Entzücken auf die in der Abendsonne erglänzende Akropolis. Wo man auch herkommen mag, immer begrüßt man sie wieder mit neuem Staunen, und so Herrliches das attische Land an Kunst und Natur darbietet, und in unendlich höherem Maße im Alterthum darbot, so war doch die Hauptstadt die Krone und der Mittelpunkt, auf den jeder Athener mit gerechtem Stolze blickte. Dieses „Hellas von Hellas", wie ein alter Athener es genannt hat, wollen wir jetzt flüchtig betrachten, das alte Athen und seine Ruinen.

Das alte Athen und seine Ueberreste.

Historischer Ueberblick.

Athen ist, wie alle Städte der ältesten Zeit in Griechenland, in einiger Entfernung vom Meere, auf einer mäßigen Höhe und deren Umgebung gebaut worden. Eine kleine Gruppe von felsigen Hügeln erhebt sich nordwestlich vom Ilissos, unter denen der nordöstlichste am meisten in die Augen fällt und am isolirtesten da steht. Von drei Seiten erhebt er sich schroff und unzugänglich, nur im Westen hat er eine allmälige Abdachung und einen bequemen Zugang. Auf diesem Felsen wurde die älteste Burg erbaut, oder richtiger, die älteste Stadt. Denn wir müssen uns in der frühsten Zeit hier oben außer den Heiligthümern nicht nur den Pallast des Fürsten, sondern auch die Wohnungen seiner Leute denken; darum hieß sie auch bei den Athenern noch in späteren Zeiten, da sie längst nicht mehr bewohnt war, die „Stadt". Zum Behufe der Ansiedlung war die Höhe des Felsens geebnet und der zugängliche westliche Abhang mit einem starken Festungswerke versehen worden, welche beide Arbeiten von Pelasgern ausgeführt worden waren. Aber der Raum auf dem Felsen konnte nicht lange genügen, zumal als Athen durch Theseus eigentliche Hauptstadt des Landes wurde. Die nächstgelegenen Theile der Niederung am Fuße der Burg wurden mit zur Stadt gezogen; Heiligthümer und Häuser erhoben sich zunächst besonders an der Südostseite gegen den Ilissos zu. Je mehr die Bevölkerung zunahm, desto

weiter dehnte sich die Stadt aus, und nun zwar auch nach der nördlichen, gegen den Lykabettos gelegenen Ebene. Ganz besonders wurde für sie die Regierung des Pisistratos und seines Sohnes Hippias wichtig, indem diese Fürsten theils aus Kunstliebe, theils um das Volk zu beschäftigen, große Bauwerke aufführten. Doch lagen auch diese meist noch in der Nähe der Burg. Die Stadt muß schon einen beträchtlichen Umfang gehabt haben, als sie 480 und 479 v. Chr. von den Persern ganz zerstört wurde. Nach der Besiegung und Vertreibung der Barbaren wurde sie aber rasch wieder aufgebaut, im Ganzen an derselben Stelle, wo sie früher gestanden hatte; nur wurden die neuen Stadtmauern weiter ausgedehnt, so daß sie einen viel größeren Umfang umschlossen, als zuvor. Dieser wurde auch später nicht mehr überschritten, wohl aber sind sehr bedeutende neue Werke innerhalb desselben ausgeführt und ist eine eigenthümliche Erweiterung durch Verbindung mit den Seehäfen erzielt worden. Das erste Augenmerk der Staatsmänner, welche damals Athens Geschicke leiteten, mußte natürlich auf die Sicherheit gerichtet sein, und so finden wir mehrere der größten Namen mit verschiedenen Befestigungswerken verknüpft. Themistokles setzte die Ummaurung der Stadt gegen den Willen der Spartaner mit List und Energie durch, und er hat die prachtvollen Befestigungen des Piräeus aufführen lassen; Kimon hat die südliche Mauer der Akropolis gebaut, die deßhalb die kimonische hieß, er hat aber auch schon die ersten Arbeiten für die Verbindungsmauern mit den Hafenstädten vornehmen lassen; Perikles endlich führte diese aus. Durch zwei Mauern von vierzig Stadien oder einer deutschen Meile Länge verband er den Piräeus mit Athen, durch eine etwas kürzere das südlicher gelegene Phaleron; Athen war jetzt die größte Festung von Griechenland geworden. Aber die Männer jener Zeit dachten nicht nur an die Sicherheit der Stadt, sie sollte auch durch Schönheit der öffentlichen Gebäude alle andern übertreffen. Themistokles zwar hat noch nicht in diesem Sinne gewirkt; als er der Hauptleiter Athens war, hatte man sich zunächst noch des Persers zu erwehren, es fehlten noch die für solche Bauten nöthigen

materiellen Mittel und er scheint auch für dergleichen Werke weniger Sinn besessen zu haben. Aber bald dehnte sich die Macht des im Kampfe mit Persien gekräftigten Staates weit aus, die glücklichen Feldzüge und die Tribute der sogenannten Bundesgenossen, die aber bald Unterthanen wurden, gewährten das nöthige Geld; zugleich forderten die in den Perserkriegen zerstörten Tempel zu neuen Bauten auf. So wurden schon durch Kimon mehrere ansehnliche Werke aufgeführt, wie er namentlich den Marktplatz verschönerte und das Gymnasion der Akademie anlegte, auch zu seiner Zeit mehrere Tempel erbaut wurden. Aber die Hauptperiode der athenischen Kunstschöpfungen fällt noch etwas später unter die Staatsleitung des Perikles. Etwa zwischen 450 und 431 sind die herrlichsten Werke entstanden. Damals hat in Athen ein Verein von Künstlern aller Art zusammengewirkt, wie er niemals in der Geschichte wieder vorkommt. An der Spitze desselben stand der größte Meister der bildenden Kunst, Phidias, neben und unter ihm die Baumeister Iktinos, Mnesikles und zahllose andere in den verschiedensten Kunstzweigen ausgezeichnete Männer. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden die größten Werke unternommen und ausgeführt, und glücklicher Weise hatten die meisten ihre Vollendung ganz oder doch fast erreicht, als 431 der unglückselige peloponnesische Krieg ausbrach, der, abgesehen von allem andern Unheile, das er mit sich brachte, die sämmtlichen Mittel des Staates in Anspruch nahm. Athens Reichthum, der öffentliche und der der einzelnen Bürger, geht zu Grunde. Doch finden wir selbst noch während des Krieges einen bewundernswerthen Bau wenigstens zu Ende geführt, den des Erechtheions. Der verhängnißvolle Ausgang des Krieges vernichtet Athens Größe und mit ihm ist auch die Zeit der größten Bauwerke und der höchsten Blüthe der Kunst vorbei. Die Tribute hörten auf, die Bevölkerung nahm allmälig ab und mit dem hohen Sinne des älteren Geschlechtes schwindet auch das edle Bestreben dahin, die öffentlichen Gebäude auf's Herrlichste auszustatten. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts klagt bereits Demosthenes bitter darüber, daß sie in elender Art gebaut werden, dagegen prächtige Pri=

vatwohnungen sich erheben, während in früherer Zeit die Wohnungen eines Miltiades, Themistokles, Aristides sich von denen des ersten besten Mannes aus dem Volke nicht unterschieden hätten. Doch sind gerade zu seiner Zeit noch, unter der vortrefflichen Finanzverwaltung des Redners Lykurgos, mehrere früher unvollendete Gebäude zu Ende gebracht, andere neu aufgeführt worden.

Mit dem Jahre 338 hat im Grunde durch die Schlacht bei Chäronea Griechenlands und Athens Freiheit, wenigstens die politische Selbständigkeit, aufgehört. Die Fürsten Makedoniens und anderer aus Alexander's Eroberungen hervorgegangener Reiche, später Rom bestimmen seine Geschicke. Doch fallen auch in diese Zeit noch sehr ansehnliche Bauwerke. Athens alter Ruhm, die Bedeutung, welche es als Mittelpunkt der ganzen antiken Kunst und Wissenschaft hatte, übten fortwährend einen solchen Zauber, daß die verschiedensten Fürsten und Großen eine Ehre darin suchten, es mit Gebäuden zu schmücken und endlich tritt mit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. noch eine letzte glänzende Epoche ein, wo der den Griechen sehr gewogene, baulustige Kaiser Hadrian und der schon mehrfach genannte Herodes prachtvolle Bauten aufführten. Damit ist aber auch die Baugeschichte der alten Stadt Athen abgeschlossen; denn die Herstellungen der verfallenen Stadtmauern unter den Kaisern Valerian und Justinian sind kaum noch dahin zu rechnen. Athen wird zur christlichen byzantinischen Provinzialstadt. Von einer vollständigen Zerstörung, wie manche andere griechische Städte, ist es nie betroffen worden, es ist, wie bereits oben bemerkt, immer bewohnt und selbst verhältnißmäßig volkreich, zu Zeiten selbst blühend geblieben, was namentlich vor der Periode des fränkischen Herzogthums gilt. Aber unter dem mannigfaltigen Wechsel der Schicksale, die hier nicht ausgeführt werden können, ist eben doch ein großes Werk des Alterthums nach dem andern verschwunden und die theilweise Erhaltung einiger der schönsten Tempel verdankt man dem Umstande, daß sie in christliche Kirchen verwandelt worden sind. Die alte Herrlichkeit ist jetzt längst verschwunden, aber die wenigen Ueberreste, die geblieben sind, lassen sie uns ahnen. Die

Topographie der alten Stadt ist sehr schwierig und trotz der großen Verdienste, die sich im vorigen Jahrhundert Stuart, in diesem der englische Oberst Leake, O. Müller, Professor L. Roß und Andere darum erworben haben, in manchen Punkten noch Gegenstand lebhaften Streites. Ist man doch nicht einmal über den Lauf der Stadtmauern einig. Indessen sind doch einige Hauptpunkte so bestimmt gegeben, daß sich danach, wenn auch nicht ein Plan der alten Stadt mit allen Einzelheiten, so doch ein ziemlich genügendes Gesammtbild gewinnen läßt. Nur ein solches mit besonderer Rücksicht auf die erhaltenen Monumente zu geben, will ich hier in möglichster Kürze versuchen, ohne mich in das Einzelne der topographischen Controversen einzulassen.

Museion, Pnyx, Nymphenhügel und Areopag.

Das Terrain, auf welchem die alte Stadt lag, besteht aus der schon oben erwähnten Hügelgruppe und der Fläche, die sich nördlich und östlich davon bis an den Fuß des Lykabettos und den Ilissos ausdehnt. In der Hügelgruppe können wir zwei Züge unterscheiden, die im Ganzen von Südosten gegen Nordwesten streichen und an der östlichen Spitze am höchsten sind, im Nordwesten aber mit ihren niedrigsten Abdachungen zusammenlaufen. Durch querlaufende Einschnitte oder Einsattlungen werden sie in mehrere ziemlich selbständige Hügel getrennt. Der östlichste Hügel des südlichen Zuges ist das Museion, angeblich so genannt, weil hier der Dichter und Wahrsager Musäos begraben gewesen sei. Es ist der höchste Punkt der ganzen Gruppe, aber der Gipfel bietet fast keine Fläche dar und fällt auch nicht so schroff ab, als die Akropolis, die daher zur Anlage der Stadtburg weit geeigneter war. Dagegen baute im Jahre 298 v. Chr. auf dem Museion Demetrios Poliorketes eine kleine Burg, von der aus längere Zeit Athen durch eine fremde Besatzung im Zaume gehalten wurde. Ueberreste derselben sind nicht, oder doch nur sehr unkenntliche vorhanden, da sie von den Athenern gänzlich zerstört wurde.

Hingegen sieht man noch über den höchsten Grat die alte Stadtmauer laufen und ein wenig vor dieser, der Stadt zugewandt, das einst prachtvolle Denkmal des Antiochos Philopappos, eines Enkels des von Vespasian abgesetzten letzten syrischen Königs von Kommagene. Er war athenischer Bürger geworden und muß nach den Inschriften des Denkmals im Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gestorben sein. Das Denkmal bestand aus einer größern Nische in der Mitte und zwei kleinern an den Seiten, mit Bildsäulen und reichem architektonischem Schmucke, wovon jetzt noch zwei Nischen mit den verstümmelten Statuen stehen. In dem Charakter und Style des Monuments erkennt man leicht die römische Zeit der Entstehung; von weitem bietet es den Anblick eines kleinen Thurmes dar. An der Abdachung des Hügels gegen Süden und Westen sieht man an mehreren Orten Grabkammern in den Felsen gehauen, besonders an der Schlucht, die das Museion von dem nordwestlichern Pnyxhügel trennt. Eine davon wird ohne Grund für das Grab der kimonischen Familie ausgegeben. Drei an der Nordseite des Hügels, der Akropolis gegenüber gelegene, aneinander stoßende, große Kammern dagegen, wovon zwei viereckig, die dritte rund und in Form einer Kuppel oder Tholos, mit einer Oeffnung nach oben, werden von den athenischen Ciceronen mit noch viel weniger Berechtigung das Gefängniß des Sokrates benannt. Was ihre Bestimmung gewesen, weiß ich nicht zu sagen; sie tragen nichts, was sie als Gräber bezeichnet und scheinen eher Wohnungen oder Vorrathskammern gewesen zu sein.

Nach Nordwesten ist das Museion durch eine enge Felsenschlucht von einem weit niedrigern Hügel getrennt. Durch die Schlucht führt ein, an den in den Felsen gehauenen Geleisen noch sehr wohl erkennbarer, alter Fahrweg, der sehr starke Steigung auf beiden Seiten hatte, und ein Thor hat einst hier gestanden. Der niedrigere Hügel jenseits der Straße, der sich nach Norden und Süden ziemlich sanft abdacht und dessen Boden jetzt zum größeren Theile mit Getreide bepflanzt wird, zieht die Aufmerksamkeit durch eine eigenthümliche, großartige Construction auf sich. An dem untern nordöstlichen Rande

des Hügels, also gegen die Stadtseite, ziehen sich die Reste einer gewaltigen Mauer hin, die das darüberliegende Erdreich terrassenartig in Form eines Kreissegmentes stützte. Erhalten ist ein sehr ansehnliches Stück von etwa 200 Fuß Länge, ungefähr in der Mitte; doch läßt sich der Lauf der Mauer nach Osten zu noch weiter verfolgen. Diese Mauer ist ohne Mörtel, aus mächtigen Steinblöcken aufgeführt, welche keine ganz regelmäßige Gestalt haben, aber sich doch sehr der Quaderform annähern und wohl zusammengefügt sind. Die Größe der Steine ist verschieden, im Ganzen aber sehr bedeutend. Man hat einen Block gemessen, der zwölf Fuß in der Breite und sechs in der Höhe hat, und ich selbst habe mir aufgezeichnet, daß mehrere der größern über zwei Meter hoch und von noch größerer Breite sind. Die äußere Fläche ist meist ziemlich so geblieben, wie sie sich beim Brechen ergab, der Rand aber in der Regel in einem schmalen Striche glatt gemeißelt, ähnlich wie bei der sogenannten Rustica. Jetzt hat die Mauer, wo sie am höchsten ist, nach der verschiedenen Größe der Steine, zwei oder drei Lagen und zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe; daß sie früher höher gewesen, erkennt man an der unregelmäßigen Linie der obern Steine und dem darüber emporragenden Erdreiche. Geht man von der Mitte der Mauer auf der Terrasse den Hügel aufwärts, so trifft man nach etwa achtzig Schritten auf eine senkrecht abgemeißelte Felswand, die von Südost nach Nordwest läuft und wo sie am höchsten ist, sich etwa fünfzehn Fuß über die Fläche erhebt, nach den beiden Enden aber niedriger wird und an der nordwestlichen Seite zuletzt ganz mit dem Niveau der Terrasse zusammenläuft. Diese Felswand bildet aber keine gerade Linie, sondern ihre beiden Hälften treffen in der Mitte in einem stumpfen Winkel zusammen, so daß sie als die zwei Radien eines Kreises erscheinen und die vor ihnen liegende, etwas geneigte Fläche als ein dem Halbkreis sehr nahe kommendes Kreissegment, das von der vorher beschriebenen Mauer begränzt und gestützt wird. Offenbar hatte die Mauer den Zweck, dem fast halbkreisförmigen Platz nach Nordosten die gehörige Höhe zu geben, da das Terrain sich von Natur dort senkt, und durch das Ver-

schwinden der obersten Steinlagen ist es jetzt wieder etwas abhängiger, als es einst war, darum war und ist auch die Mauer in der Mitte der Halbkreislinie, das heißt am tiefsten Theile des Platzes, am höchsten, nach den beiden Seiten aber machte die natürliche Steigung des Bodens sie immer weniger und zuletzt gar nicht mehr nöthig. In der Mitte der Felswand, wo die beiden Radien in stumpfem Winkel zusammentreffen, tritt, aus dem lebendigen Gesteine gemeißelt, ein Würfel hervor, der sich auf einer kleinen, von drei Stufen umgebenen Plateform oder Plinthe ungefähr zehn Fuß hoch erhebt, nach drei Seiten frei, nach hinten aber mit der Felswand zusammenhängend, die noch etwas über ihn herausragt und unmittelbar dahinter noch einige niedrige Stufenreihen hat. Zwei kleine Treppen führen von unten an den Seiten auf den Würfel. Seine Breite und Länge betragen etwa eilf Fuß. Um denselben ist eine künstliche Ebenung des Felsenbodens in ziemlicher Ausdehnung zu erkennen.

Oberhalb der Felswand und hinter diesem Steinwürfel dehnt sich eine etwas ansteigende zweite Fläche aus, von geringerer Größe, als die untere halbkreisförmige, auch sie theilweise durch eine geglättete Felswand begränzt, die mit dem östlichen Theil der ersten parallel läuft, aber kürzer und niedriger ist, und sich nicht über acht Fuß erhebt. Vor dieser sieht man in dem Felsboden, in nicht ganz gerader Richtung hinter dem Würfel der untern Wand, eine viereckige Basis mit einem etwas vertieften Umgang und außerdem noch viele viereckige Einschnitte in den Felsen von kleinerm Umfange, ohne Zweifel Fundamente von kleinen Häusern. Nicht weit hinter der obern Felswand ziehen sich die Reste der alten Stadtmauer über die Höhe, welche jenseits derselben sich in die Ebene nach Süden hinabsenkt.

In diesem Hügel, dessen Beschaffenheit durch bloße Beschreibung ganz klar zu machen, etwas schwierig ist, hat man nun seit längerer Zeit die Pnyr zu erkennen geglaubt, den Ort, wo die Athener in der Zeit ihrer Größe die Volksversammlungen hielten, den Ort also, welcher der Mittelpunkt des politischen Lebens war, wo alle die großen Staatsmänner von Themistokles bis auf Demosthenes hinab das

bewegliche Volk für ihre Gedanken zu gewinnen und zu begeistern suchten, wo aber auch Demagogen gemeinen Schlages seinen Launen schmeichelten und seine Leidenschaften anfachten. In dem vorspringenden Felswürfel, zu dem die zwei Treppen hinaufführen, hat man die Rednerbühne, oder wie sie oft genannt wird, „den Stein" (ὁ λίθος) erkannt, indem man voraussetzte, daß die jetzt unebene obere Fläche im Laufe der Zeit sich etwas verändert, oder wohl auch einst durch eine Bekleidung eine regelmäßigere Gestalt gehabt habe, was aber schwerlich nöthig und passend war. Auf den Stufen zunächst hinter dem Steine mochten vielleicht Beamte ihre Sitze haben. Auf dem halbkreisförmigen Raume vor der Rednerbühne und der Felswand dachte man sich das Volk auf Bänken sitzend. Von dem Steine aus sah der Sprechende etwas rechts gegenüber die Akropolis mit den Propyläen, auf welche die Redner bisweilen als Denkmäler von Athens Größe hingewiesen haben. Nach dieser Meinung wäre auch der Platz ursprünglich zu diesem Zwecke eingerichtet, die untere Mauer aufgeführt, um eine für die Versammlung geeignete, ziemlich ebene Fläche zu erhalten, und eben dazu der Boden vor der Felswand abgeebnet und diese selbst behauen worden, wodurch zugleich der Raum nach hinten begränzt und für besseres Hören gesorgt wurde. Immerhin begreift man leicht, daß es einer gewaltigen Stimme und großer Uebung bedurfte, um die Massen des Volks zu beherrschen und sich Allen verständlich zu machen.

In neuster Zeit ist nun diese, wie es schien, ganz feststehende Meinung von zwei Seiten angegriffen worden. Einerseits hat mein werther Lehrer und Freund, Herr Hofrath Göttling in Jena, zwar zugegeben, daß es die Pnyx sei, aber behauptet, die Substructionsmauer sei ursprünglich zu einem ganz andern Zwecke errichtet worden, sie sei der Ueberrest einer uralten, von den Pelasgern erbauten Burg, die man bisher immer an der Akropolis suchte und in der noch Pisistratos und seine Söhne residirt hätten. Nach dem Sturze der Tyrannen sei diese von dem Volke geschleift und auf die Ruine der Gewaltherrschaft nun der Ort der Volksversammlung, gleichsam die

Burg der Freiheit, gesetzt worden. So ansprechend diese Vermuthung auch erscheinen mag, so muß ich sie dennoch, theils wegen der Beschaffenheit der Localität und der Mauerreste, noch viel mehr aber wegen der Zeugnisse der Alten, gänzlich verwerfen. Die Substructionsmauern des Hügels sind sicherlich nie Befestigungswerke gewesen, und die sämmtlichen Stellen der alten Schriftsteller sagen, wenn man ihnen nicht Gewalt anthut, auf's Klarste aus, daß die Pelasgerburg an der Akropolis gewesen sei*).

Der zweite Angriff gegen die herkömmliche Meinung geht zunächst von einem Umstande aus, den ich oben noch nicht erwähnt habe. In der abgeglätteten Felswand, östlich von der vermeinten Rednerbühne, ist nämlich eine größere Nische eingehauen, offenbar zum Aufnehmen

---

*) Göttling über das Pelasgikon in Athen. Gesammelte Abhandlungen, 1851. I, S. 68, und: das Pelasgikon und die Pnyx in Athen, 1853. Eine eingehende Widerlegung seiner Ansicht würde hier zu weit führen. Hinsichtlich der Oertlichkeit kann jetzt außer L. Roß, die Pnyx und das Pelasgikon in Athen, 1853, auch noch auf Bursian, die athenische Pnyx, im Philologus IX, S. 631 ff., verwiesen werden, mit dem ich in den meisten Punkten übereinstimme. Wundern muß ich mich, daß er den Ort, den Göttling für den alten Eingang, das Enneapylon, ansieht, nicht beachtet hat (S. 637). Eine Vertiefung im Felsboden ist dort am Südostende des Halbkreises allerdings, nur aber keinerlei Spur eines Einganges in eine Burg, am allerwenigsten eines neunfachen. Göttling hat besondern Nachdruck darauf gelegt, daß *περί* nicht nur heiße „um", sondern auch „in der Nähe". Ich denke, das wird ihm niemand bestreiten; was er aber hätte beweisen sollen, ist, daß in den Worten *τὸ τεῖχος τὸ περὶ τὴν ἀκρόπολιν ἐληλαμένον* bei Herod. VI, 137, und: *ἠπέδιζον τὴν ἀκρόπολιν, περιέβαλλον δὲ ἐννεάπυλον τὸ Πελασγικόν* bei Kleidemos, *περί* diese Bedeutung haben könne. Das hat er nicht gethan und wird es nicht thun können. Da er aber die Möglichkeit der Bedeutung „um" damit bestreitet, daß die Akropolis in alter Zeit nicht ringsum, sondern blos nach einer Seite befestigt gewesen, also keine Ummauerung stattgefunden habe, so erinnere ich daran, daß die Ausdrücke *περιτειχίζειν, περιτείχισμα, κύκλος*, bei der Belagerung von Syrakus durch die Athener, von Plutarch und selbst dem genauen Thukydides gebraucht werden, obwohl die Mauern nur eine Seite der Stadt umschlossen. An den andern Seiten stieß sie an's Meer und konnte nicht mit Belagerungslinien umgeben werden. So sagte man auch, die Pelasger hätten eine Mauer um die Burg gebaut, weil sie sie da um dieselbe geführt hatten, wo damals überhaupt eine Befestigung nöthig schien.

einer Statue, und daneben sind etwa fünfzig kleinere, viereckige Vertiefungen, in die einst Votivtäfelchen eingelassen waren, deren noch mehrere gefunden worden sind. Sie waren alle dem „höchsten Zeus" (Ζεὺς ὕψιστος) geweiht, dessen Statue also in der großen Nische vorausgesetzt werden muß. Obwohl die Täfelchen selbst ganz später Zeit angehören, hat man doch angenommen, daß der Ort schon in alter Zeit dem gleichen Gotte geheiligt gewesen, und die Behauptung aufgestellt, der ganze vermeintliche Volksversammlungsplatz sei vielmehr ein altpelasgisches Heiligthum des höchsten Zeus gewesen, gegründet zu der Zeit, als die Götter, nach pelasgischer Art, noch ohne Bild verehrt worden seien; die vermeinte Rednerbühne sei der Altar des höchsten Zeus; die Felsmauer abgeglättet, der Boden um den Altar geebnet und die untere große Mauer aufgeführt worden, um einen würdigen Raum für den Gottesdienst zu gewinnen. Dieses alte Heiligthum habe aber später, als der Cultus des Göttervaters vor dem der jungfräulichen Tochter, der Pallas Athene, mehr in den Hintergrund getreten und die Akropolis zum Hauptsitz der Schutzgöttin Athens gemacht und auch der Altar des höchsten Zeus dahin verlegt worden sei, seine alte Bedeutung verloren und sei nur als ein gottgeweihter Platz der Anbauung verschlossen geblieben; die nicht große Statue in der Nische würde natürlich einer spätern Zeit angehören. Die Pnyx selbst sei nicht hier, sondern sonst irgendwo an oder zwischen den Hügeln des obern Stadttheils zu suchen, wo aber bisher keinerlei Spuren davon gefunden worden sind und ich mich wenigstens umsonst nach einem passenden Platze umgesehen habe. Diese Meinung ist zuerst durch meinen trefflichen Universitätsfreund, den in Athen verstorbenen Professor Ulrichs, geäußert und dann von Welcker mit großer Wärme erfaßt und mit gewohnter Gelehrsamkeit in einer besondern Abhandlung ausgeführt worden*). Welcker hatte mir in

*) F. G. Welcker, der Felsaltar des höchsten Zeus und das Pelasgikon zu Athen, bisher genannt die Pnyx, 1852, in den Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und: Pnyx oder Pelasgikon? 1854, in dem Rhein. Museum, beides auch besonders abgedruckt; zuletzt: Ueber C. Bursians „Athe-

Rom, wo ich mit ihm zusammen wohnte, seine Ansicht auseinandergesetzt und das erste Exemplar der Abhandlung, das nach Athen gekommen ist, mitgegeben; ich war daher eher für die neuere Meinung eingenommen und prüfte sie, mit der Abhandlung meines verehrten Freundes in der Hand, wiederholt an Ort und Stelle. Allein je öfter ich dies that, desto mehr befestigte sich die Ueberzeugung, daß die Pnyx hier und nirgends anders gewesen sei. Die dagegen vorgebrachten Gründe sind meines Erachtens nicht beweisend, und vollends entschieden ist die Frage, wenn die Angabe über den Fundort eines Gränzsteines mit der Inschrift: *ὅρος Πυκνός*, Gränze der Pnyx, als sicher angesehen werden darf. Schon seit einer Reihe von Jahren wird dieser Stein mit alterthümlicher Schrift in dem Museum der Propyläen bewahrt, ohne daß in weitern Kreisen sein Fundort bekannt war*). Bei der neuangeregten Frage über die Pnyx erklärte aber, während meines Aufenthaltes in Athen, der Conservator der Alterthümer, K. Pittakis, er habe ihn im Jahre 1839 in einem Loche an der viereckigen Basis auf der obern Fläche hinter der Rednerbühne gefunden, und nach deutlichen Anzeichen habe er ursprünglich nicht weit davon gestanden, wo noch ein Loch zur Einsenkung eines Gränzsteins im Felsen sichtbar ist. Bei der Auffindung seien die deutschen Architekten Hansen und Schaubert zugegen gewesen. Herr Pittakis hat mir selbst die Stellen gezeigt und in meiner Gegenwart beide Löcher ganz ausräumen lassen.

Also die Pnyx, glaube ich, war hier, wo man sie bisher gesucht hat. Eine andere Frage ist aber die, ob der Platz ursprünglich zu dem Zwecke der Volksversammlungen eingerichtet worden sei, oder früher eine andere Bestimmung gehabt habe. Entscheidende Gründe

---

nische Pnyx", Rhein. Museum, N. F. X. S. 592—610. Auch diese Meinung kann hier natürlich nicht im Einzelnen geprüft werden.

*) Roß, das Theseion und der Tempel des Ares in Athen, S. 61, Anm. 170; die Pnyx und das Pelasgikon, S. 29, Anm. 12. Vgl. *Ἐφημ. Ἀρχαιολ.* Nr. 1270 und meine Epigraph. und Archäol. Beiträge aus Griechenland, Nr. 63, S. 54; jetzt auch Rangabé Antiquités Helléniques II, N. 889, S. 579 ff.

gegen jenes sehe ich keine, aber auch keine zwingenden Beweise dafür, daher ich es gänzlich dahingestellt sein lasse. Undenkbar kommt es mir gar nicht vor, daß in frühen Zeiten hier ein Heiligthum des Zeus gewesen sei, welches später, als die Akropolis zur Hauptcultusstätte geworden und es selbst mehr in Vergessenheit gerathen, für die Volksversammlung eingerichtet worden wäre *). Auffallend bleibt mir dabei nur, daß Pausanias, der Allem, was mit dem Cultus und Götterglauben zusammenhängt, so große Aufmerksamkeit schenkt, durchaus kein Wort von diesem Zeusheiligthum sagt. Es müßte zu seiner Zeit ganz und gar verschollen gewesen sein; daß er dagegen von der Pnyx nichts sagt, wird Niemanden befremden **).

Inwiefern der Raum oberhalb der Rednerbühne mit dem Volksversammlungsplatz in Verbindung gestanden habe, läßt sich nicht mehr sicher entscheiden ***). Das erwähnte Felsenviereck mag einem Altare angehört haben, sicherlich aber ist es nie eine Rednerbühne gewesen, wie einige Topographen angenommen haben, um eine bekannte Erzählung Plutarchs zu erklären. Dieser berichtet nämlich, die früher nach dem Meere gerichtete Rednerbühne sei von den dreißig Tyrannen vom Meere abgekehrt worden, und nun haben Einige geglaubt, der große untere Stein sei die Rednerbühne, die von den Dreißigen eingerichtet worden, das obere Viereck der Rest der alten. Allein, von andern Schwierigkeiten abgesehen, ergiebt sich die Haltlosigkeit der ganzen Erzählung schon daraus, daß die Dreißig einen Platz für

*) Die eigenthümliche Bauanlage an dem Felsen der Larisa in Argos, auf die ich später noch kommen werde und die Curtius, der Peloponnes, II, S. 353. 357, beschreibt, hat mich von Allem, was ich in Griechenland gesehen, am meisten an die Pnyx erinnert. Curtius glaubt darin das „Kriterion" zu erkennen, was eine Analogie mit der Pnyx gäbe. Doch gestehe ich, daß der Platz mit der eigenthümlichen Felsennische auf mich eher den Eindruck eines Heiligthums gemacht hat.

**) Es war das niedergeschrieben, ehe ich Bursians Abhandlung erhalten hatte, der dieselbe Bemerkung macht.

***) Zu bedauren ist, daß Göttling, das Pelasgikon und die Pnyx, S. 27, über den obern Platz seine Meinung zurückhält. Ob er seither sich darüber ausgesprochen, ist mir unbekannt.

Volksversammlungen gar nicht brauchten und nie für dieses demokratische Institut eine so bedeutende Einrichtung hergestellt haben würden, wie die untere Rednerbühne mit der Felsmauer ist. Möglich ist aber allerdings, daß in spätern Zeiten das obere Viereck für eine alte Rednerbühne gehalten wurde und zu der Erzählung Veranlassung gab.

Wie im Südosten vom Museion, so wird im Nordwesten der Pnyxhügel von einer andern ihn überragenden Höhe, auf der jetzt die Sternwarte liegt, durch eine nur weniger tiefe Schlucht getrennt. Auch hier scheint ein Thor gestanden zu haben, der Weg ist aber so steil, daß er schwerlich je zum Fahren eingerichtet war. Der Hügel selbst ist fast bloßer Felsen. Zahlreiche Einschnitte im Boden, glattgehauene Felsenwände, Fundamente, Wasserabläufe und dergleichen zeigen, daß die Seite nach der Stadt einst dicht mit Wohnungen besetzt war, einige Inschriften auf dem Felsen weisen auf Heiligthümer; wie aber der Hügel im Alterthum geheißen, wissen wir nicht. Man nennt ihn jetzt gewöhnlich den Nymphenhügel, weil auf der Höhe eine Weihinschrift an die Nymphen eingehauen ist; doch ist nicht daran zu denken, daß der ganze Hügel ihnen geweiht gewesen sei. Eine neue Curiosität, die aber vielleicht in ihrem Ursprung auf alte Zeiten zurückgeht, ist eine mehrere Fuß hohe, glattgeriebene Stelle am Felsen, dicht über dem Wege am Fuße des Hügels. Dort pflegen nämlich die Frauen hinunter zu rutschen, um mit Nachkommenschaft gesegnet zu werden.

Jenseits dieses Hügels führte einst ein ziemlich ebener Weg aus der Stadt und darauf folgt noch eine kleine Höhe, auf der jetzt eine Kirche des h. Athanasios steht, womit sich dieser südliche Höhenzug in die Ebene verläuft. Nördlich davon stand anerkanntermaßen das größte Thor von Athen, das Dipylon oder Doppelthor, das aber auch mit andern Namen genannt worden zu sein scheint, eben weil es aus zwei Eingängen bestand*). Nicht weit davon ist jetzt die kleine Kirche der h. Triada. Ueber den Kamm des ganzen Höhenzugs vom

*) Vgl. jetzt Curtius, zur Geschichte des Wegebaus bei den Griechen, S. 73.

Museion bis gegen den Platz des alten Dipylon sieht man die Reste einer alten Stadtmauer sich hinziehen, deren Bauart aus regelmäßigen Quadern auf die beste Zeit hinweist, und daran schließen sich die theilweise noch sichtbaren Ueberbleibsel der Verbindungsmauer mit den Häfen. Ob die südwestlichen Abhänge der Hügelreihe je zur eigentlichen Stadt gehört haben und namentlich in die Mauer des Themistokles mit eingeschlossen waren, wie in neuerer Zeit behauptet worden ist, wage ich nicht zu entscheiden, waren sie es aber, so standen doch auf jenem rauhen Felsterrain gewiß nie irgend bedeutende Gebäude und ist der Umfang bald wieder durch die erwähnte Mauer über den Kamm beschränkt worden; denn daß diese in verhältnißmäßig frühe Zeit fällt, nicht erst in die römische, darf unbedingt als sicher gelten *).

*) Forchhammers Ansicht über den Lauf der Mauern kann ich in ihrer ganzen Ausdehnung nicht für richtig halten. Ohne in eine weitere Ausführung der Gründe einzutreten, kann ich doch, da Forchhammer bei seinen Gegnern die kleinsten Ungenauigkeiten mit größter Schärfe urgirt, mich nicht enthalten, auf eine merkwürdige Behauptung hinzuweisen, die er zur Unterstützung seiner Ansicht aufstellt. Um zu beweisen, daß man aus dem Fehlen aller Reste, da wo er seine Mauern ansetzt, keinen Schluß ziehen dürfe, sagt er S. 295 der Kieler Studien: „Ist doch von den 180 Stadien langen Mauern von Syrakus gar nichts erhalten." Da der Vielgereiste, wenn ich nicht sehr irre, auch Syrakus besucht hat, so begreife ich diese Worte nicht. Ich selbst habe im November 1852 die Stadtmauern von Syrakus sowohl an der Achradina, als den Epipolä auf lange Strecken verfolgt und verweise überdies auf Cavallaris Schrift zur Topographie von Syrakus (Göttingen, 1845). Die Ausdehnung der athenischen Mauern also, wie sie Forchhammer oder gar Kiepert in seinem Atlas annimmt, halte ich für unrichtig. Dagegen mag der südwestliche Abhang der Hügel in der Art in die Mauern gefaßt gewesen sein, wie es Ulrichs auf dem Plan zu der Abhandlung „über das attische Emporium im Piräeus", in der Zeitschrift f. d. A. W., 1844, S. 17 ff., angenommen hat. L. Roß, das Theseion, S. IX, hat Ulrichs, wie mir scheint, nicht richtig verstanden, wenn er sagt: „eben dies (die Spuren einer äußeren Mauer) war die Ausbiegung, mit welcher die *μακρὰ σκέλη* sich an den *κύκλος τοῦ ἄστεος* anschlossen, wie mein verstorbener Freund Ulrichs genau und deutlich angegeben hat." Denn Ulrichs vermuthet, die Mauer, die vom Museion über die Pnyx läuft, sei im peloponnesischen Krieg gebaut worden, während die älteren Stadtmauern (also die des Themistokles) weiter nach Süden ausgeschweift seien. In der Sache selbst neige ich eher zu

Während also der beschriebene Hügelzug die Stadt nach Südwest begränzte, lag der nördlichere, an Umfang kleinere, aber steiler sich erhebende, ganz in der Stadt. Er besteht nur aus zwei durch eine immer noch ziemlich hohe Einsattlung zusammenhängenden Hügeln, dem Areopag und der Akropolis. Der erstere, westlich gelegen, tritt nahe an den gegenüberliegenden Pnyxhügel, so daß die Ausläufer der beiden Höhen in einander übergehen, die östliche Akropolis dagegen ist durch eine breite, flache Niederung von dem gegenüberliegenden Museion getrennt. Der Areopag, das heißt der Hügel des Ares, ist ein von der Akropolis weit überragter, ziemlich unförmlicher Felsklumpen, auf dessen Höhe sich einst der berühmte Rath und Gerichtshof versammelte, der danach seinen Namen führte. Noch führen an dem südöstlichen Ende fünfzehn in den Fels gehauene Stufen zu einem kleinen, künstlich geebneten Platze, mit Spuren von Sitzen, wo vielleicht einst der Rath seine Sitzungen unter freiem Himmel hielt. Eine andere, künstlich ausgehauene, viereckige Fläche findet sich mehr nach der Westseite. Am östlichen Fuße, fast gerade der Akropolis gegenüber, ist eine Felsenspalte, in deren Tiefe eine Quelle hervorsprudelt, vermuthlich der Ort, wo einst das Heiligthum der Erinnyen, oder wie sie in Athen hießen, der Semnä, ehrwürdigen Göttinnen, mit einem Grabe des Oedipus, stand. Man hat sich wohl zu denken, daß vor die Spalte ein Gebäude gesetzt war.

der Meinung von Roß und halte nicht für unwahrscheinlich, daß beim Bau der *μακρὰ σκέλη* jene Mauer um die Südwestabhänge der Hügel gezogen worden sei. Wenn neuerdings Bursian, in der Abhandlung über die Pnyx im Philologus IX, S. 637, die Richtung der Mauer auf dem Pnyxhügel gegen ihre Eigenschaft als Stadtmauer geltend gemacht hat, so hat er dabei übersehen, daß die Mauer diese Richtung durchaus nicht auf eine längere Strecke innehält, sondern nach der Beschaffenheit des Bodens aus- und einspringende Winkel bildet.

Die Akropolis und ihre Umgebung.

Vor der ganzen genannten Hügelgruppe zeichnet sich durch eigenthümliche Gestalt und kühnes Emporsteigen der nordöstlichste Hügel der Akropolis aus. Er erhebt sich nach den Angaben der französischen Karte 154 Meter, oder 513 Schweizerfuß, über das Meer, etwa 400 Fuß über die umliegende Stadt*), nach drei Seiten schroff abfallend, nur nach Westen, der Seite des Areopags, sanfter abgedacht und zugänglich. Das Plateau, wie es einst von den Pelasgern geebnet worden war, mißt ungefähr neunhundert Fuß in der Länge, vierhundert in der größten Breite, so daß es zu einer kleinen Ansiedlung hinlänglichen Raum darbietet und leicht gegen Angriffe sicher gestellt werden konnte. Kein Wunder daher, daß die ältesten Beherrscher des Landes hier eben ihren Wohnsitz aufschlugen und die von Natur nicht geschützte Westseite durch eine starke Befestigung, die sogenannte Pelasgerburg oder das Neunthor, sicherten, wovon unzweifelhafte Fundamentreste noch heutzutage sichtbar sind. Wie im Einzelnen dieses Werk und die ganze Akropolis in ältester Zeit beschaffen waren, darüber sind wir nur wenig unterrichtet und will ich hier nicht untersuchen. Nur so viel sei bemerkt, daß, so weit die Erinnerung zurückreicht, hier die Hauptheiligthümer des Landes standen und bis auf die Perserkriege der Burg ihre militärische Bedeutung blieb. Ihr Besitz schien die Herrschaft über die Stadt zu bedingen. Pisistratos und Hippias haben ohne Zweifel auf ihr residirt, wie sie durch ihre Besetzung die Herrschaft gewonnen hatten. Ob beim endlichen Sturze ihrer Macht die Pelasgerburg gebrochen worden, ist nicht deutlich. Aber in den Perserkriegen wurde Alles, was auf der Burg gewesen war, heilige und profane Gebäude, gänzlich zerstört. Den Staatsmännern der nächsten Zeit war eine völlig neue Schöpfung zur Aufgabe geworden, die sie unübertrefflich gelöst haben.

---

*) Die letztere Angabe entnehme ich Curtius, die Akropolis, S. 5. Der Schweizerfuß verhält sich zum Meter wie 3 : 10.

Zunächst scheint man, nach der siegreichen Rückkehr in die Heimat, an die Befestigung geschritten zu sein. Die ganze Burg wurde mit einer starken Mauer umgeben, die noch jetzt fast überall wenigstens den untersten Theil der später von Byzantinern, Franken, Türken und Griechen aufgeführten oder ausgebesserten Mauer bildet. Einen sehr merkwürdigen Anblick gewährt sie an einem Theile der Nordseite, wo sie ganz aus mächtigen Säulentrommeln, Gebälktheilen, Triglyphen und andern Architekturstücken eines großen dorischen Gebändes zusammengesetzt ist, an denen man theilweise noch bis auf den heutigen Tag Spuren alter Bemalung wahrnimmt. Es ist kein Zweifel, daß sie von einem der ältern, im Perserkrieg zerstörten Tempel und zwar von dem alten Parthenon herrühren. Man hat sich dabei an die unter Themistokles Leitung in größter Eile aufgeführten Ringmauern der Stadt erinnert, in die eine Menge ehemaliger Baustücke eingemauert wurden, wie Thukydides erzählt, und eine gewisse Analogie läßt sich nicht verkennen. Indessen ist doch ein wesentlicher Unterschied da. In jenen Stadtmauern hatte man der Eile wegen alles irgend verfügbare Material, also gewiß, wie es der Geschichtschreiber auch andeutet, bunt durcheinander verwendet. Hier an der Burgmauer hat man offenbar mit Absicht die Reste eines alten Tempels zusammengelegt, um dadurch ein Denkmal der einstigen Zerstörung zu erhalten, sei es, daß man dies gleich nach der Heimkehr gleichzeitig mit dem Bau der Stadtmauer that, oder erst als man die Ruinen des alten Parthenons zum Behufe des Neubaues aufräumte. An der Südseite wurde die Mauer von Kimon aus dem Erlös der Beute seiner siegreichen Feldzüge aufgeführt*).

*) Wenn Pausanias I, 28, 3 sagt, die Mauer um die Akropolis sei, soweit sie nicht Kimon gebaut habe, von den Pelasgern errichtet worden, so ist das nicht so zu verstehen, als ob die spätere Mauer ganz von den Pelasgern und von Kimon gebaut gewesen, mit andern Worten, als ob die alte Pelasger Mauer stehen geblieben und nur da, wo sie die Burg mauerlos gelassen, eine neue Mauer gebaut worden sei, sondern kann nur heißen, die Pelasger schon hätten die Burg mit Ausnahme des Stücks, wo später die kimonische Mauer stand, ummauert. Die Perser hatten, nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß, Alles

Wie damals die Vertheidigungswerke und der Zugang an der schwächsten Seite, der westlichen, beschaffen waren, läßt sich jetzt mit Sicherheit nicht mehr sagen, weil die ganze Breite hier durch die einige Jahrzehnte später erbauten Propyläen eingenommen wird. Kaum läßt es sich aber anders denken, als daß eine Mauer mit Thor gleich anfangs an dem Platze des späteren Prachtbaues hier quer durchgeführt wurde. Ich zweifle auch nicht daran, daß man sich mit der einfachen Mauer jetzt so wenig, als früher, hier begnügte, sondern daß weiter unten am Abhange Außenwerke errichtet wurden bis dahin, wo jetzt die untern Vertheidigungswerke der neueren Zeit stehen und wo neuerdings Reste antiker Bauten zu Tage gefördert worden sind.

Indessen war die Bedeutung der Akropolis als Festung Nebensache geworden. Zum Schutze eines Fürsten war sie nicht mehr nöthig; die Macht des Staates ruhte ja in den Händen des gesammten Volkes; zur Vertheidigung gegen äußere Feinde war sie bei der starken Befestigung der Stadt nutzlos, da sie nicht, wie die meisten griechischen Akropolen, mit einer Seite an die Stadtmauer stieß, sondern auf allen Seiten von der Stadt eingeschlossen war. Ihre Bestimmung war fortan recht eigentlich, der Sitz der Schutzgötter Athens zu sein, gleichsam ein großes Weihgeschenk, und als solches haben sie die großen Männer jener Zeit, vor allen Perikles und Phidias, mit allen Mitteln verherrlicht, über welche die Kunst in ihrer höchsten Blüthe verfügte; und wenn auch nicht mehr ganz unter ihnen, so doch bald nach ihnen, im Laufe des peloponnesischen Krieges, hat die Burg ihre wesentliche Vollendung erhalten. Viel Einzelnes ist später noch dazu gekommen, besonders zahllose Weihgeschenke, es hat aber ihren Charakter nicht mehr verändern können. Im Mittelalter und der

---

zerstört; Kimon hat, nach Plutarchs bestimmter Angabe, die Südmauer gebaut, der übrige Theil der Mauer an der Nordseite, wo die erwähnten Architekturstücke den Neubau deutlich genug beweisen, an der Ost- und an der Westseite, muß also unter der Leitung eines andern der damaligen Staatsmänner neu aufgeführt worden sein, wenn auch früher hier schon eine alte Mauer gestanden hatte, die man aber schwerlich über diese ganze Strecke ausdehnen darf.

neuern Zeit ist sie wieder der feste Sitz der verschiedenen Herrn Athens geworden, die fränkischen Herzoge und die türkischen Woiwoden haben hier residirt, Befestigungsbauten und kriegerische Ereignisse haben fortgearbeitet an der Zerstörung dessen, was Christen und Mohammedaner nicht aus religiösen Gründen vertilgt hatten. Die Hauptgebäude der perikleischen Zeit sind aber wenigstens als prachtvolle Ruinen übrig geblieben, in neuster Zeit ist Vieles zur Erhaltung des Ursprünglichen und Entfernung späterer Zuthaten geschehen und dadurch ermöglicht, sich eine Vorstellung von dem Zustande in der Zeit ihrer Herrlichkeit zu machen. Betrachten wir daher diesen in Verbindung mit dem, was erhalten ist, kurz.

Treten wir von der westlichen Seite an die Burg, so begegnen uns zunächst die ziemlich weit in die beschriebene Einsattlung gegen den Areopag herabreichenden neueren Außenbefestigungen, hinter denen der Aufgang nach dem Plateau bis in die neuste Zeit mit tiefem Schutte überdeckt war, über dem sich Batterien erhoben. Die obere Hälfte ist bereits in den dreißiger Jahren durch die griechische Regierung, die untere erst 1852 und 1853 durch einen Zögling der französischen Schule in Athen, E. Beulé, mit Unterstützung der französischen Regierung, abgeräumt worden. Die letzten Arbeiten wurden während meiner Anwesenheit beendigt und ihre Resultate sind seither durch ihren Leiter in seinem Werke „l'Acropole d'Athènes" dargelegt worden.

Man tritt jetzt zunächst in einen etwa vierundzwanzig Fuß breiten, oben offenen, zwischen zwei Mauern laufenden Thorweg, der am Ende durch eine Quermauer abgeschlossen ist. Ein Thor von wenig über sechs Fuß Breite führt durch diese in's Innere. Die Quermauer ist aus alten, zum Theil Inschriften enthaltenden Werkstücken mit geringer Sorgfalt aufgeführt und mit einem alten, verschiedenen anderen Gebäuden entnommenen, dorischen Gebälk gekrönt. Das Thor selbst, in Nachahmung alter Weise, verengert sich nach oben. Sehr verschieden von diesem sich deutlich genug als spät darstellenden Mauerwerk ist aber das zunächst daran stoßende Gemäuer, das den hinter=

sten Theil des jetzigen Thorweges bildet. Rechts und links nämlich von der Quermauer springen die Reste zweier alter viereckiger Thürme nach außen vor, an die sich weiter abwärts neueres Gemäuer anschließt. Der obere Theil dieser Thürme, oder vielmehr Thurmreste, ist in der schönsten Weise der besten griechischen Zeit gebaut und hat die größte Aehnlichkeit mit dem sich zunächst zur Vergleichung darbietenden Unterbau des nördlichen Propyläenflügels. Ein etwas vortretender Sockel bezeichnet das untere Ende dieses Theiles. Was darunter ist, zeigt selbst flüchtiger Betrachtung weit weniger sorgfältige Arbeit. Ich habe die Thürme viereckig genannt, muß aber beifügen, daß das Gemäuer am südlichen, oder wenn man von außen kommt rechts liegenden, nur an den drei äußern Seiten alt ist, nach innen, also in gleicher Linie mit der Thormauer, ist jüngeres Gemäuer, am nördlichen Thurme sind gar nur zwei Seiten alt, die südliche und westliche. Man hat, wie es scheint im Mittelalter, in denselben ein dreifaches Gewölbe eingebaut und, um mehr Raum zu gewinnen, die nördliche Mauer weiter hinausgerückt, so daß der Thurm jetzt beträchtlich breiter ist, als der gegenüberliegende.

Ist man durch das Thor, das jetzt durch ein Gitter verschlossen wird, gegangen, so befindet man sich erst auf dem eigentlichen Aufgange der Akropolis, der zu den etwa 120 Fuß entfernten und 45 Fuß höher liegenden Propyläen hinauf führt. Er wird gebildet durch eine großartige Marmorstiege, die freilich jetzt nur sehr fragmentarisch erhalten ist. Die ganze Treppe besteht aus zwei Haupttheilen, die durch einen breiten Ruheplatz sehr bestimmt unterschieden sind. Im untern Theile, der mit einem breitern Antrittsplatze beginnt, liefen die Stufen, sechsundzwanzig an der Zahl, in der ganzen Breite durch*), an beiden Seiten durch Mauern, die mit Marmor bekleidet sind, eingefaßt. In den darauf folgenden Ruheplatz mündet von rechts, oder der Süd=

*) In der Mitte dieser Treppe ist unter ihrer Flucht die von Beulé I, S. 84 beschriebene polygonische, von West nach Ost laufende Mauer, merkwürdig durch die kleinen Steine, aus denen sie kunstreich zusammengefügt ist. Sie war gerade während meines Aufenthaltes in Athen blosgelegt.

seite, der gewöhnliche Weg zur Akropolis. Es war in neuerer Zeit, so lange die Akropolis als Festung diente, und noch bis zu Ausgrabungen Beulé's, der einzige Eingang, zu dem man von außen her durch mehrere Thore und gewölbte Gänge kommt, der eigentliche Festungsweg. Aber daß schon im Alterthum der Weg bestand, zeigt seine ganze Beschaffenheit; denn im Felsboden sind Rillen zu sicherem Auftreten ausgehauen. Ihm gegenüber scheint von Norden her, oder links, ein Fußpfad ebenfalls auf den Ruheplatz geführt zu haben, noch ist dort eine kleine alte Treppe in den Felsen gehauen. Achtunddreißig Stufen folgen über dem Ruheplatz, den obern Theil der Treppe bildend; aber sie laufen nicht mehr über die ganze Breite, sondern werden durch einen mittleren Weg in zwei parallele Stiegen getheilt. Der bedeutend steil ansteigende Weg war mit Marmorplatten belegt, in die, wo sie noch erhalten sind, zum sichern Auftritt von Menschen und Thieren querdurchlaufende Rillen eingehauen sind; immerhin war es ein unbequemer, für Wagen nicht eben geeigneter Aufgang. Ein schmaler Ruheplatz, oder fast nur eine breitere Stufe, bezeichnet das Ende der Aufgangstreppen, wo sie an die mächtigen vier Stufen des Propyläenbaus anstoßen, und entspricht dem Antrittsplatz am untern Anfange. An der südlichen, oder beim Aufsteigen rechten Seite ist die Treppe vom mittleren Ruheplatz bis oben in neuerer Zeit, freilich nicht mit vollkommenem Erfolge, restaurirt worden.

So haben wir also einen großartigen Aufgang, der uns innerhalb einer Außenbefestigung eine Treppe von vierundsechzig Stufen zeigt, in ihrem unteren Theile die ganze Breite ausfüllend und demnach nur für Fußgänger bestimmt, während die stufenlose Mittelbahn der obern Hälfte nothwendig auf die Bestimmung für Thiere, vielleicht für Wagen und Reiter, weist, welche auf dem südlichen Nebenwege, dem jetzigen Eingange zur Akropolis, dazu gelangen konnten. Hier drängt sich nun die Frage auf, welcher Zeit die Werke angehören und wie sich die verschiedenen Theile zu einander verhalten. Im ersten Momente der Entdeckung des unteren Theiles ist vielleicht

die Bedeutung derselben zu hoch angeschlagen worden. Es ist das der Freude über den Fund nicht zu verargen. Von der andern Seite, und das scheint jetzt besonders in Deutschland die vorherrschende Meinung, hat man sie unterschätzt, wovon nicht die geringste Ursache in der Schwierigkeit liegt, sie mit den bisherigen Annahmen in Uebereinstimmung zu bringen und überhaupt befriedigend zu erklären. Herr Beulé hat in seinem angeführten Werke die Meinung aufgestellt, daß in der Zeit des Propyläenbaues auch eine untere Befestigungsmauer mit einem dorischen, von den beiden Thürmen flankirten Thore errichtet, aber von Lysander im Jahre 404 v. Chr. geschleift und später vielleicht von Konon wieder hergestellt worden sei. Nach der Eroberung Athens durch Sulla im Jahre 86 v. Chr. wieder zerstört, sei sie in Trümmern geblieben, bis unter Kaiser Valerian in der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. man sie wieder hergestellt habe, und zwar habe man damals die beiden Thürme, die nur noch in der Höhe von etwa zehn Fuß gestanden hätten, weiter abgegraben und, tiefer als die alten Fundamente, bis auf den Felsboden unterfahren, so daß nur der obere Theil aus der guten Zeit, der untere mehr als sechshundert Jahre neuer sei. Damals sei denn auch mit möglichster Nachahmung des ursprünglichen Baues die jetzt noch existirende Quermauer mit dem Thor gebaut worden. Die Marmortreppe dagegen, in ihrer ersten Anlage aus des Perikles Zeit als Aufgang zu den Propyläen gebaut, sei zur Zeit des Augustus, in der Hauptsache nach dem alten Plane, nur nicht mehr mit gleicher Sorgfalt und vollendeter Technik restaurirt worden. Gleich von Anfang sei der untere Theil nur für Fußgänger eingerichtet gewesen, die Opferthiere seien vom südlichen Wege her auf den großen Ruheplatz gekommen und von dort auf der Mittelbahn hinaufgestiegen, Wagen und Reiter hätten seit dem Bau der Propyläen die Akropolis nicht mehr betreten.

Anderseits hat man behauptet, nach den Perserkriegen und dem Bau der Propyläen habe es keine äußere Befestigungslinie mehr gegeben, man sei frei bis an diesen Prachtbau hinangestiegen, der Hauptaufgang habe durchweg einen Weg für Pferde und Wagen gehabt,

die an den großen Processionen in die Burg hinaufgegangen seien; die ganze untere Mauer mit den Thürmen gehöre der spätesten römischen Zeit an und sei wohl von Seite der christlichen Regierung aufgeführt worden, um den heidnischen Processionen den Weg abzuschneiden; der untere quer durchlaufende Theil der Treppe gehöre der gleichen spätest römischen oder der byzantinischen Zeit an.

Zu einer vollständigen Lösung der Frage wird es noch weiterer Untersuchung bedürfen, in mehreren Hauptpunkten aber halte ich die Meinung von Beulé für die richtigere. Namentlich glaube ich, wie schon oben bemerkt, daß auch nach den Perserkriegen eine äußere Befestigungslinie aufgeführt und nach dem Bau der Propyläen beibehalten, wahrscheinlich jetzt mit ihnen in Uebereinstimmung gebracht wurde. Denkbar wäre auch, daß erst, als man die Propyläen baute, die untere Mauer errichtet wurde, die eher entbehrlich war, als über den westlichen Rand der Burg, wo jetzt die Propyläen stehen, noch eine eigentliche Festungsmauer lief. Denn darüber sind jetzt doch wohl die Meisten einverstanden, daß die Propyläen, die wir nachher noch betrachten werden, ein Prachtportal, aber in keiner Weise ein Festungsthor waren. Die Akropolis aber, wenn sie auch damals in der Hauptsache nur der Sitz der athenischen Götter war und als solcher ausgebaut wurde, konnte doch noch immer als Burg benutzt werden und wurde in einzelnen Fällen als solche benutzt. So legten, um von späteren Vorgängen abzusehen, die dreißig Tyrannen eine spartanische Besatzung hinein. Man hat nun freilich eingewendet, in keiner unserer Quellen stehe etwas von einer solchen unteren Mauer mit Thor und Thürmen, vielmehr gehe umgekehrt aus dem Lustspiel Lysistrate des Aristophanes hervor, daß es keine gegeben habe. Ersteres ist richtig, aber beweist nichts. Jedermann weiß zur Genüge, über wie viele und wichtige Dinge wir in den schriftlichen Resten des Alterthums umsonst Nachrichten suchen. Das zweite halte ich nicht für begründet. Einen bestimmten Schluß läßt sich meines Erachtens aus jenem aristophanischen Stücke nicht machen; aber selbst zugegeben, daß es der Fall wäre, so würde daraus noch nicht folgen, daß der un=

tere Mauerbau erst spät römischer Zeit angehöre. Es ließe sich denken, daß er, wenn auch erst nach der Zeit, wo die Lysistrate gegeben wurde, 411 v. Chr., doch noch in bester Zeit gemacht worden wäre, etwa gerade unter den Dreißigen, als diese die Akropolis als Festung benutzten. Es wäre ganz im Sinne dieser Oligarchen gewesen, während sie die langen Mauern, die Mauern der großen Hafenstadt im Piräeus und manche kleine Festungen im Lande zerstörten, die alte Zwingburg als solche wieder herzustellen. Indessen würde hier das Schweigen der gleichzeitigen Schriftsteller allerdings auffallen, die über jene Zerstörungen uns so genau berichten. Ich bleibe also bei der Annahme eines frühern Baues. Dann darf man aber nicht mit Beulé eine Zerstörung durch Lysander und einen spätern Wiederaufbau etwa durch Konon annehmen; denn es ist das ein wiederholt wiederkehrender Irrthum Beulé's, der seine Untersuchungen stört, daß er glaubt, bei der Uebergabe Athens an Lysander seien auch die Stadt- und Burgmauern zerstört worden. Diese sind durchaus unberührt geblieben und bedurften darum auch keiner Wiederherstellung. Eine Zerstörung hat vor der Eroberung der Stadt durch Sulla nicht stattgefunden; damals aber mögen die Vorwerke gebrochen worden sein, wie die Ringmauern der Stadt, und da wir wissen, daß diese seit jener Zeit zum erstenmal unter Valerian hergestellt wurden, läßt sich auch kaum etwas gegen eine gleichzeitige Herstellung der Burgmauer einwenden. Was die technische Schwierigkeit anbetrifft, die in dem von Beulé angenommenen Unterfahren der Thürme bei der Wiederherstellung liegt, so wage ich darüber nicht zu entscheiden. Eine Verschiedenheit des obern und untern Theils der Thürme läßt sich aber nicht verkennen. Ich hatte bei ihrer Betrachtung geglaubt, sie lasse sich dadurch erklären, daß der jetzt freistehende untere Theil zwar aus gleicher Zeit, wie der obere sei, aber, weil ursprünglich dazu bestimmt, im Boden zu stehen und also nicht gesehen zu werden, nicht die genaue Ausführung, wie der obere erhalten habe, und dann später, als man den Boden darum abgrub, oberflächlich und nachlässig mit dem obern in Uebereinstimmung gebracht worden sei; denn daß der Boden

früher viel höher hinauf reichte, ist unläugbar. Das innere Gefüge der Mauer, das nach Beule für den späten Bau des untern Theils entscheidet, habe ich nicht untersucht. Mag aber die Sache sich verhalten, wie sie will, die Schwierigkeit der Erklärung kann uns die meines Erachtens sichere Thatsache eines frühen Baus des obern Theils der Thürme nicht wegnehmen.

Waren nun die Thürme von Alters her da, so konnte natürlich auch ein Thor dazwischen nicht fehlen. Ich zweifle aber sehr, daß wir mit Beulé aus dem neuentdeckten Thore auf die Construction des ursprünglichen einen Schluß machen dürfen. Am allerwenigsten sind wir berechtigt, einen so schmalen Eingang vorauszusetzen, wie er jetzt da ist, vielmehr möchte ich vermuthen, daß dieser nach Analogie mancher andern alten Thore den Raum zwischen den beiden Thürmen nahezu eingenommen habe und somit hinlängliche Breite hatte, um auch einer großen Procession den ungestörten Durchgang zu gewähren.

Was die Treppe anbetrifft, so weist unläugbar die Construction der jetzigen Ueberreste auf eine viel spätere Zeit, als die perikleische, und Manches mag für die Vermuthung angeführt werden, daß sie erst in der christlichen Zeit angelegt worden sei. Ich gestehe, daß mir selbst die große Marmortreppe von Sta. Maria in Araceli in Rom zur Vergleichung sich aufdrängte, die, wenn ich nicht irre, im vierzehnten Jahrhundert aus antikem Material gebaut worden ist. Allein das darf uns nicht irre machen; denn zunächst erkennt man deutlich, daß die jetzige Treppe auch in ihrem untern Theile älter ist, als das Thor. Das sieht man aus der Art, wie die Verbindung des Eingangs mit der Treppe vermittelt ist. Der Antrittsplatz nämlich, mit dem die Treppe beginnt, liegt entschieden höher, als die Schwelle des Thores; daher ist in sehr roher Weise, zunächst dem Thore und dessen Breite entsprechend, eine kleine Treppe von sieben Stufen hineingebaut, die von der Schwelle auf die große Treppe führt. Wäre die Treppe mit dem Thore gleichzeitig oder sogar später gebaut worden, so wäre zu dieser unschönen Aushülfe kein Grund da gewesen, man hätte die ganze Treppe von dem Niveau der Thorschwelle

ausgehen lassen; sobald man aber den Eingang tiefer legte, als er ursprünglich gewesen, war es nothwendig, es war durch das Abgraben der Thürme bedingt. Ist also das Thor selbst auch in spätest römischer oder selbst byzantinischer Zeit gebaut, so ist die Treppe entschieden älter. Nun trifft aber, wie Beulé unläugbar gezeigt hat, der Antrittsplatz der Treppe genau mit dem ursprünglichen Sockel der Thürme zusammen, woraus sich die Zusammengehörigkeit der Treppe und der unteren Befestigungslinie ergiebt. Ueberhaupt wird man, sobald man die Thürme für alt hält, einen künstlichen Aufgang von hier an zugeben müssen, der sich nicht wohl anders, als mit Treppen denken läßt. Den nachlässigern Bau der Stiege wird man mit Beulé durch eine spätere Restauration vielleicht in der Zeit des Augustus erklären dürfen. Nur darin stimme ich ihm nicht bei, daß uns dieser restaurirte Bau einen Schluß auf die vollkommen gleiche Anlage des ursprünglichen erlaube. Es ist möglich, daß in der älteren Zeit auch unten zwischen zwei Treppen ein Weg hinaufführte, so daß die Processionen ungehindert von dem Thore nach der Burg hinaufziehen konnten.

Doch ich habe schon länger, als ich wollte, bei dem Aufgange verweilt, was in der Neuheit der dortigen Entdeckungen eine Entschuldigung finden mag. Steigen wir nun dem prachtvollen Thore entgegen. Aber ehe wir es erreichen, wird unser Blick nach rechts gezogen. Bis an den oben erwähnten südlichen Eingang zur Akropolis tritt hier als äußerster westlicher Vorsprung der südlichen Burgmauer ein bastionartiges Mauerwerk vor, das oben eine Terrasse bildet. Die Höhe über dem Wege beträgt etwa fünfundzwanzig, die Breite an seiner äußersten Spitze über dreißig Fuß. An der westlichen Außenseite sind am Wege zwei zusammenhängende Nischen von verschiedener Größe, die einst wohl irgend einem religiösen Zwecke gedient haben*). An der Nordseite, die von dem mittleren Ruheplatz

*) Daß es das Heiligthum der Ge Kurotrophos und der Demeter Chloe sei, wie Leake (Topographie von Athen, zweite Ausgabe, deutsche Uebersetzung, S. 219)

der obern großen Treppe entlang läuft, führt von dieser eine kleine Stiege auf die Terrasse. Steigen wir diese hinauf, so stehen wir vor einem Tempel oder vielmehr einem Tempelchen, das bei den kleinsten Dimensionen eine unglaubliche Vollendung zeigt. Das ganze aus pentelischem Marmor aufgeführte Gebäude, das sich auf drei Stufen erhebt, ist in der Richtung von Ost nach West nur ungefähr siebenundzwanzig englische Fuß lang und achtzehn breit. Auf der Vorder- und Hinterseite hat es je vier Säulen ionischer Ordnung, mit Basis und Capitäl dreizehn und einen halben Fuß hoch, die ganze Höhe von dem Säulenfuß bis zum Giebel beträgt dreiundzwanzig Fuß. Die kleine Cella war an der Ostseite offen, wo zwischen den Anten zwei Pfeiler den Eingang bildeten und das Gebälk trugen. In diesem Raume, der nur die Größe eines mäßigen Zimmers hat, stand einst ein alterthümliches Bild der Athene, dargestellt mit unbedecktem Haupt, den Helm in der Linken haltend, einen Granatapfel in der Rechten. Sie stand hier als Siegesgöttin, aber nicht wie die gewöhnlichen Victorien mit Flügeln, sondern ungeflügelt, sie sollte bleibend hier weilen. Es war der Tempel der Nike Apteros, der ungeflügelten Siegesgöttin. Auch der äußere Bilderschmuck des Gebäudes entsprach der Gottheit, der es geweiht war. Um den Tempel läuft nämlich ein Fries mit Darstellungen, die in ziemlich hohem Relief gearbeitet, leider aber außerordentlich verstümmelt sind; auch fehlen einige Platten ganz, während andere in England sind. Die östliche Front über den Säulen des Eingangs zeigt in der Mitte Athene von anderen Gottheiten umgeben, an die sich weitere göttliche oder heroische Figuren reihen. Unzweifelhaft war hier irgend ein mit dem Tempel im Zusammenhang stehender Mythus dargestellt, den man in Folge der Verstümmelung nicht genau zu bestimmen vermag. Die drei andern Seiten enthalten Kämpfe, in denen die Athener siegreich sind, die beiden langen, oder die südliche und nördliche, gegen Barbaren zu Roß und zu Fuß, kennbar an ihrer orientalischen Tracht, die schmale

und Roß (der Tempel der Nike Apteros, S. 4, 5) annehmen, hat Beulé I, S. 267 ff. meines Erachtens mit Recht bestritten.

Westseite gegen Griechen oder wenigstens griechisch gekleidete und gewaffnete Fußkämpfer. Mit großer Wahrscheinlichkeit erkennt man darin Kämpfe aus den Perserkriegen gegen Perser und mit ihnen verbündete Griechen. Mag es immerhin mißlich sein, die Schlacht näher zu bezeichnen, so möchte ich doch gerne an die bei Platää denken, weil dort die Athener sich eben so sehr gegen die persische Reiterei, als später gegen die auf Seite der Feinde streitenden Nordgriechen hervorthaten. Wäre der von Kimon erfochtene Sieg am Eurymedon gemeint, wie man vermuthet hat, so wäre gewiß nicht versäumt worden, die Schiffe bemerklich zu machen. Die ungemein bewegte und lebendige Darstellung der Kämpfe bildet einen sehr schönen Gegensatz zu der würdigen Ruhe, die in der Götterversammlung der Vorderseite herrscht.

Am Rande der Terrasse, gegen die große Treppe zu, war eine Balustrade aus Marmorplatten angebracht, die ebenfalls an der Außenseite mit Reliefs geschmückt war. Eine Anzahl geflügelter Siegesgöttinnen waren hier in verschiedenen Stellungen und Beschäftigungen dargestellt. Am besten erhalten sind zwei, die einen Stier führen, an Kunstwerth aber werden sie übertroffen von einer sitzenden Nike, die mit der rechten Hand ihre Sandalenriemen auflöst, einem der vollendetsten und lieblichsten Werke, welche die Sculptur je hervorgebracht hat. Nicht ohne Grund werden übrigens die Reliefs der Balustrade einer späteren Zeit zugeschrieben, als die des Frieses, die einer verhältnißmäßig frühen Periode der Kunst angehören; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Tempel unter der Staatsleitung des Kimon erbaut wurde, vermuthlich bald nach dem Jahre 470, als er nach dem Siege am Eurymedon die südliche Burgmauer und also wohl auch die Terrasse, die den Tempel trägt, errichtete.

Der ganze zierliche Bau, der, mit Ausnahme des Daches fast vollständig, sich wie ein Kleinod in dem blauen Himmel hervorhebt, lag, wahrscheinlich seit dem Jahre 1687, unter dem Schutte einer türkischen Batterie. Erst 1835 wurden die meisten Stücke bei deren Abtragung daraus hervorgezogen und bald nachher auf der ursprünglichen Stelle mit großer Geschicklichkeit wieder zusammengesetzt.

Die Plateform des Tempels liegt nur wenige Stufen niedriger, als der Boden der Propyläen, zu denen wir uns jetzt wenden. Man sieht, daß, als sie gebaut wurden, es sich nicht darum handelte, hier ein Festungsthor zur Vertheidigung gegen Feinde zu errichten, sondern vielmehr einen Bau, der zwar auch den Weg zur Burg verschließen, aber hauptsächlich doch in würdiger Weise den Zugang zu den Heiligthümern des Staates vermitteln und ihre Herrlichkeit den Herannahenden schon von ferne verkündigen sollte. Die Breite des Burgfelsens, welche durch das Gebäude abzuschließen war, beträgt hier 168 englische Fuß. Der mit dem Bau beauftragte Baumeister, Mnesikles, führte die Aufgabe in der Weise aus, daß er ein Mittelgebäude und zwei ungleiche, vorspringende Seitenflügel hinsetzte. Ueber vier prächtigen Marmorstufen, die, wie oben bemerkt, sich an den obersten Ruheplatz der Treppe anschlossen, stehen in der westlichen Façade des Mittelgebäudes sechs neunundzwanzig Fuß hohe dorische Säulen, über deren Gebälk einst ein Giebelfeld sich erhob, ähnlich wie an einem Tempel. Aber abweichend von der Säulenstellung an Tempeln stehen hier die beiden mittlern weiter von einander, als die übrigen; denn zwischen ihnen führt die Fortsetzung des in Mitte der Doppelstiege aufsteigenden Weges durch*).

Sechs schlanke, zierliche ionische Säulen, fast vierunddreißig Fuß hoch, drei auf jeder Seite, fassen, in gleicher Linie mit den zwei Mittelsäulen der dorischen Reihe laufend, den Weg ein und trugen einst die prachtvolle Marmordecke, die sich über die dreifache Halle

---

*) Gegen die gewöhnliche Meinung behauptet Beulé I, S. 146 ff., daß auch dieser mittlere Durchgang der Propyläen, sowohl unter der dorischen Halle, als weiter innen beim großen Thore, Stufen gehabt habe. Ich kann es nicht geradezu in Abrede stellen, aber bemerkt habe ich sie nicht und begreife auch nicht, wozu überhaupt der Weg zwischen den Treppen dienen sollte, wenn man ihn wieder durch Stufen gerade im Thore unterbrach. Uebrigens aber stimme ich ihm darin bei, daß man bei der Steilheit des Wegs nicht wohl begreift, wie an der Procession die Wagen sollen hinauf- und hinabgefahren sein. Zur Zeit des Pisistrates, der unstreitig hinauf fuhr, war der Aufgang noch anders.

spannte, dreifach, da rechts und links an den von den Säulen gebildeten Weg um weniges breitere Räume zwischen den Säulenreihen und der nördlichen und südlichen Mauer des Gebäudes sich anschließen Die mehr als zwanzig Fuß langen Marmorbalken, auf denen das Dach ruhte, waren schon im Alterthum Gegenstand der Bewunderung. Im Hintergrunde wird die etwa fünfzig Fuß tiefe Halle durch eine Quermauer abgeschlossen, durch welche fünf Thore in die Akropolis führen, ein großes für den Mittelweg, je zwei kleinere, und zwar das äußere je kleiner, als das innere, für die Nebenhallen. Die fünf Thore entsprechen also den fünf Intercolumnien der dorischen Säulenreihe, und wie man hier zu dem breiten mittleren auf geneigter Fläche aufstieg, zu den vier schmälern rechts und links auf Stufen, so auch zu den Thoren, die einst durch eherne Doppelflügel geschlossen wurden. Durch die Thore tritt man in eine zweite innere Halle, die sich nach der Akropolis öffnet; sie wird durch sechs den äußern genau entsprechende dorische Säulen gebildet, hat aber von der Thürmauer bis zu den Säulen nur ungefähr die halbe Tiefe der äußern Halle, daher die ionischen Säulen im Innern hier fehlen. Den Mittelpunkt des Baues bildet also ein fünffaches, zwischen zwei parallel laufenden Mauern angebrachtes Thor, an das sich zwei geräumige dorische Vorhallen anschließen, eine sehr tiefe durch die ionischen Säulen wieder gleichsam in drei Schiffe getheilte nach außen, eine weniger tiefe ungetheilte nach innen. Dies ist das Hauptgebäude, das aber nicht die Hälfte der abzuschließenden Breite einnimmt. Zwei ungleiche daran sich anschließende und nach Westen vortretende Flügel füllen den übrigen Raum aus. Der größere nördliche, oder wenn man hinaufsteigt links gelegene, besteht aus einem geräumigen viereckigen Saale, nebst einer gegen Süden offenen Vorhalle, mit drei dorischen Säulen, die aber viel kleiner sind, als die des Hauptgebäudes. Die Mauer, die den Saal von der Vorhalle trennt, hat außer der Thüre auch zwei Fenster, während an den drei andern Seiten keine Lichtöffnungen sind. Der Saal war einst mit Gemälden der ersten Meister geschmückt und hieß darum die Pinakothek. Jetzt freilich sind die

schon zur Zeit des Pausanias nur theilweise noch erkennbaren Gemälde längst verschwunden, und die Pinakothek dient als ein besonders an alten Inschriften reiches Museum, wie denn auch der Raum des Hauptgebäudes mit Marmorfragmenten aller Art angefüllt ist. Der kleinere südliche Flügel bildete nur eine nach Norden geöffnete Halle. Jetzt steht in ihn ein gewaltiger mittelalterlicher Thurm hineingebaut, der Hauptüberrest des Schlosses der fränkischen Herzoge von Athen, die hier oben einst ihren glänzenden Hof hielten, den der Spanier Muntaner als einen der feinsten schildert, die er gesehen habe. Durch die hineingebauten Festungswerke waren in den letzten Jahrhunderten die Propyläen so maskirt, daß die ersten Reisenden sie gar nicht erkannten. Erst im Jahre 1835 wurden sie von dieser Hülle befreit und dem bewundernden Blicke wieder freigegeben. So viel jetzt auch an ihnen fehlt, so ist doch genug erhalten, um die einstige Pracht und Vollendung des Ganzen zu beurtheilen. Man begreift, daß nicht nur die Athener mit Stolz und Freude darauf sahen, sondern auch die andern Griechen sie als eine der Hauptzierden Athens betrachteten. Fünf Jahre war daran gebaut worden, von 436 bis 431 v. Chr., und wer etwa glaubt, die Bauwerke der Alten hätten wenig gekostet, der mag sich hier eines andern belehren. Die Propyläen haben 2012 Talente, oder über eilf Millionen Franken gekostet*). „Es war dies Gebäude," sagt Ernst Curtius**) schön, „das glänzende Stirnband der Akropolis, der würdige Vorsaal zu der Audienz der Götter und zeugte vor Allem von der Herrlichkeit der Stadt, indem es mit seinen Giebeln, seinen ausgebreiteten Flügelhallen, dem eng verbundenen Siegestempel und der heraufführenden Burgtreppe weithin in die Ebene hinabglänzte."

Aber es war eben doch nur das Thor, durch das man einst zu der zahllosen Menge der Tempel, Weihgeschenke und Kunstwerke aller Art schritt, welche der heilige Bezirk der Akropolis umschloß. Ich will hier nicht versuchen, den verschiedenen Werken, die sich zum Theil

*) Böckh, Athen. Staatshaush. I, S. 283.
**) Die Akropolis von Athen, S. 13.

noch in ihren Ueberresten erkennen, zum Theil aus alten Beschreibungen bestimmen lassen, ihre Plätze anzuweisen. Der Boden des Burgfelsens ist jetzt mit Marmortrümmern aller Art bedeckt, die von der vergangenen Herrlichkeit Zeugniß ablegen. Aber zwischen ihnen erheben sich noch, auch in der Zerstörung unvergleichlich, zwei Tempel, die wir näher zu betrachten haben. Doch, wie wir auf sie zugehen, zieht noch ein viereckiger Einschnitt in dem Felsboden die Aufmerksamkeit auf sich. Hier stand einst die Bronzestatue der Athene Promachos, der vorkämpfenden Athene, ein Werk des Phidias, mit der Basis über siebzig Fuß hoch, und daher, die Propyläen weit überragend, den zur See Heranfahrenden schon von fernher sichtbar. Sie war hier gleichsam die wehrhafte, ihre Burg vertheidigende Göttin, die noch in den Zeiten, wo nicht nur die Macht Athens, sondern die Kraft des Heidenthums dahin war, am Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr., den Gothenkönig Alarich drohend zurückwies.

Gehen wir an dieser Stelle vorbei, so kommen wir bald zu dem an der nördlichen Seite der Burg, verhältnißmäßig ziemlich niedrig gelegenen Tempel der Athene Polias, der stadtschirmenden Athene, der, weil mit ihr dort auch der Heros Erechtheus verehrt wurde, auch schlechtweg das Erechtheion genannt wurde. Er steht an dem Platze des ältesten Heiligthums der Burg, das schon Homer als das Haus des Erechtheus erwähnt und das die heiligsten Gegenstände des athenischen Cultus umfaßte. Hier stand das uralte Bild der Athene aus Olivenholz, das man nicht von Menschenhand gearbeitet, sondern vom Himmel gefallen glaubte; hier befanden sich die Wahrzeichen, durch welche Poseidon und Athene ihre Ansprüche auf die Herrschaft über Attika geltend gemacht hatten. Denn die heilige Sage erzählte, der Meergott und die jungfräuliche Tochter des Zeus hätten um die Herrschaft über Attika gestritten und wunderbare Zeugnisse ihrer Besitzergreifung aufgestellt: Poseidon habe mit dem Dreizack auf den nackten Felsen geschlagen und eine Meeresquelle (θάλασσα) auf der Burg eröffnet, aber auf Athenes Wink sei ein Oelbaum emporgesproßt, der Baum, dessen Cultur den Hauptreichthum des attischen

Bodens ausmacht. Ihr wurde die Herrschaft zugesprochen, aber Poseidons Gewalt über das Land ebenfalls anerkannt dadurch, daß ihm im Heiligthum der siegreichen Mitbewerberin ein Altar geweiht wurde, auf dem er mit dem alten Landesfürsten und Heros Erechtheus identifizirt als Poseidon=Erechtheus Opfer erhielt. Der Brunnen, Erechtheïs genannt, mit den Dreizackspuren und der Oelbaum wurden als bleibende Zeichen jenes Streites in das Heiligthum eingeschlossen und bewahrten auch ferner wunderbare Eigenschaften. Denn in der Quelle glaubte man bei sturmbewegtem Meere das Brausen der Wellen zu vernehmen, und nachdem im Perserkriege mit dem Tempel auch der Oelbaum niedergebrannt worden war, und am andern Tage König Xerxes, um den Zorn der Göttin zu besänftigen, ihr Opfer darbringen lassen wollte, da hatte der Stumpf schon wieder ein frisches Schoß von einer Elle getrieben. Die Legende vom Streite des Poseidon und der Athene hat ihre Wurzel in dem Verhältniß des Cultus dieser Gottheiten; der erderschütternde Meergott war in der ältesten Zeit die Hauptgottheit des ionischen Stammes, von dessen Hauptsitzen einer ja eben Athen war, aber später trat er vor den geistigern Potenzen des Apollon und der Athene mehr in den Hintergrund. Sie enthält aber zugleich gleichsam eine prophetische Hinweisung auf die spätere Geschichte Athens; denn die Herrschaft über das Element des Poseidon wurde die materielle Grundlage der Größe der Stadt, auf der sich aber zu weit größerer Bedeutung mit unvergänglichem Glanze die geistige Blüthe unter dem Schutze der erhabenen Zeustochter entwickelte. Außer Athene aber hatte in dem Tempel die Kekropstochter Pandrosos, die Thaugöttin, ihre eigene Abtheilung, die alten Könige Kekrops und Erichthonios ihre Gräber, neben Poseidon = Erechtheus auch der Heros Butes und Hephästos ihre Altäre, und der höchste Zeus (*Ζεὺς ὕπατος*) den seinigen vor dem Tempel im Freien. Es hatten somit hier die ehrwürdigsten Götter und Heroen des ältesten Athens ihren Sitz. Das alte Gebäude, das alles dies in sich schloß, war im Perserkriege zerstört worden; bei dem Neubau kam es nun darauf an, die alten geheiligten Stätten und Gegenstände der Ver=

ehrung unverändert in ein Gebäude aufzunehmen, das sich demnach so eng als möglich an den Plan des alten anschließen mußte, und doch zugleich den Anforderungen der entwickelten Kunst jener Zeit Genüge zu thun. Aus dieser Aufgabe entsprang die von allen andern griechischen Tempeln abweichende Construction des Erechtheions, deren vollständige Erklärung zwar vielfach versucht worden, aber bisher nicht gelungen ist, ohne neue Quellen, die sich möglicher Weise noch in Inschriften finden, auch schwerlich je ganz gelingen wird*). Wann der Bau begonnen wurde, ist unbekannt, wohl aber sind wir durch Inschriften, die Rechnungen über denselben enthalten und höchst bedeutende Aufschlüsse geben, unterrichtet, daß man noch gegen Ende des peloponnesischen Krieges, im Jahre 407 v. Chr., damit beschäftigt war, und schon im darauf folgenden Jahre litt der Tempel durch eine Feuersbrunst nicht geringen Schaden, erforderte also ohne Zweifel kostspielige Reparaturen. Sollte man sich wundern, daß der Bau in jener die athenischen Finanzen erschöpfenden Kriegszeit betrieben wurde, so erinnere man sich, daß gerade damals die glänzenden Siege des Alkibiades auf einige Zeit neue Hülfsquellen eröffnet hatten. In der christlichen Zeit ist auch in diesen Tempel eine Kirche hineingebaut worden, deren Spuren sich noch erkennen lassen; nach der Besitznahme Athens durch die Osmanen wurde er zum Harem eines türkischen Großen gemacht und scheint verhältnißmäßig gut erhalten geblieben zu sein, bis Lord Elgins räuberische Hände und die Kriegsereignisse ihm

---

*) Eine sicherere Grundlage, als sie früher da war, ist jetzt der Untersuchung über das Erechtheion gegeben durch die sehr verdienstliche und genaue Arbeit der archäologischen Gesellschaft in Athen: *Πρακτικὰ τῆς ἐπὶ τοῦ Ἐρεχθείου ἐπιτροπῆς ἢ ἀναγραφὴ τῆς ἀληθοῦς καταστάσεως τοῦ Ἐρεχθείου γενομένη κατ' ἐντολὴν τοῦ Ἀρχαιολογικοῦ Συλλόγου καὶ ἐκδοθεῖσα δαπάνῃ τῆς Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρίας (μετὰ πινάκων λιθογραφικῶν ὀκτώ). Ἀθήνησιν, ἐκ τοῦ τυπογραφείου καὶ λιθογραφείου Ἰω. Ἀγγελοπούλου.* 1853 (aber erst 1855 wirklich erschienen). Manche Irrthümer, wodurch frühere Untersuchungen zu falschen Schlüssen geleitet wurden, sind dadurch beseitigt, manche neue wichtige Thatsachen gegeben.

verderblich wurden, wogegen in neuerer Zeit wieder Manches geschehen ist, um ihn möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen.

Die Construction weicht, wie gesagt, wesentlich von der bei den griechischen Tempeln üblichen ab. An ein länglich viereckiges Hauptgebäude, das sich von Westen nach Osten erstreckt, schließen sich zwei kleinere Anbaue an der Nord- und Südseite an. Das Hauptgebäude hat die sehr mäßige Größe von etwa 67 Schweizerfuß in der Länge und 37 Fuß in der Breite *). Vor der Ostfront, der Hauptseite des Gebäudes, läuft eine offene Säulenhalle hin, von etwa 8 Fuß Tiefe, so daß mit ihr die ganze Länge des Tempels etwa 75 Fuß beträgt. Sechs ionische Säulen trugen, nebeneinander aufgestellt, das Dach mit dem Giebelfelde, fünf davon stehen noch mit einem Theil des Gebälkes an ihrem Platze, die sechste, nördlichste hat Lord Elgin entführt. Aus dieser um drei Stufen über den Boden erhobenen Halle trat man in das Tempelhaus durch eine Thür ein, die aber jetzt mit dem größten Theil der Mauer dieser Seite verschwunden ist; wahrscheinlich wurde sie beim Einbau der byzantinischen Kirche entfernt. Die entgegengesetzte westliche Front ist ohne Vorhalle, hatte dagegen, was bei Tempeln sonst ohne Beispiel ist, in bedeutender Höhe über dem Boden drei Fenster zwischen vier ionischen Halbsäulen. Die wenige Jahre zuvor wieder aufgerichteten Halbsäulen lagen bei meiner Anwesenheit bis auf ein Fragment von Neuem am Boden, in Folge eines Sturmes, der im October des Jahres 1852 gewüthet hatte. Die einstige innere Einrichtung des Hauses ist durch den Einbau der Kirche und im westlichen Theile angebrachte neuere Cisternengewölbe schwer erkennbar geworden, so viel sich aber noch wahrnehmen läßt, war das Ganze durch zwei Quermauern in drei Räume getheilt. Wie der Boden, auf dem das Gebäude steht, waren aber auch die innern Räume nicht im gleichen Niveau. Der östliche Theil, in den man unmittelbar aus der Halle eintrat, lag mit der Halle

*) Genau Metr. 20,03 Länge, Metr. 11,21 Breite nach Felaz, in der Revue Archéol. 1852, S. 3. Der Schweizerfuß, wie früher schon bemerkt, verhält sich zum Meter, wie 3 : 10.

selbst ungefähr in gleicher Fläche, die beiden westlichen aber um acht Fuß tiefer, und darunter sind noch Krypten gewesen*). An der Außenseite lief um das ganze Gebäude unter dem Dach ein Fries von schwärzlichem eleusinischem Marmor, auf dem Reliefs, nicht, wie man früher wohl meinte, aus Metall, sondern aus weißem Marmor angebracht waren. Zahlreiche Ueberreste davon sind in neuerer Zeit gefunden worden, doch nicht genug, um daraus über den Gegenstand der Darstellung ein sicheres Urtheil zu begründen.

An das westliche Ende des Hauptgebäudes schließen sich nun aber noch die erwähnten beiden Anbaue an. Der nördliche besteht aus einer großen offenen Halle, deren gegiebeltes Dach, von dem noch ein Theil mit den prächtigen Marmorcassetten erhalten ist, von sechs schlanken ionischen Säulen getragen ward, vier in der nördlichen Fronte in einer Reihe, zwei hinter den Ecksäulen, zwischen ihnen und den aus der Rückwand der Halle vortretenden Anten. Der Boden dieser Halle ist etwa acht Fuß tiefer, als der der östlichen Vorhalle, dem des inneren westlichen Gemaches gleich, mit welchem eine große Thüre mit prachtvoller Einfassung sie verbindet. Es reicht aber die Halle mit ihrer Rückwand über die nördliche Mauer des Hauptgebäudes nach Westen hinaus und eine zweite kleinere Thüre führt aus ihr durch die Mauerverlängerung in den unmittelbar hinter dem Tempel liegenden Hofraum, der demnach offenbar abgeschlossen war, da sonst eine Thürverbindung mit der Halle nicht nöthig gewesen wäre. Unter den Marmorplatten der Halle ist an deren östlichem Ende der Boden mehrere Fuß tief bis auf den Felsen ausgehöhlt, und auf dem

---

*) Die kleine Thüre der Krypte der nördlichen Halle, wovon nachher die Rede ist, führt unter dem muthmaßlichen Boden in das Innere des Tempels. Vgl. die angeführten Πρακτικά. 24. 38. Wie weit die neuere Cisterne im westlichen Gemach an die Stelle alter unterirdischer Räume getreten ist, ist schwer zu entscheiden, auch nicht klar zu ersehen, wie weit sich der höhere Boden des östlichen Theiles ausdehnte. Ich lasse dies hier dahin gestellt. so wichtig es auch für eine genaue Erörterung und Bestimmung der einzelnen Theile ist, und ebensowenig trete ich auf die Frage über die Eintheilung des östlichen Raumes in der Richtung von Ost nach West ein.

Felsen bemerkt man noch einige auffallende, ohne Zweifel natürliche Löcher. Dieser unterirdische Raum war durch eine ganz kleine Thüre in dem Fundamente der nördlichen Tempelmauer mit dem Innern des Tempels unter dem Boden verbunden.

Nach Norden also hatte das westliche Gemach des Tempels die große Prachtthüre zur Verbindung mit der Nordhalle, eine wirkliche Thüre, nicht, wie man früher irrig wohl meinte, eine geblendete; ein ganz kleines einfaches Thürchen führte durch die Westmauer, auf der die Halbsäulen stehen, in den Tempelhof; eine dritte, größer als diese, aber viel kleiner, als die nördliche und ihr gerade gegenüber gelegen, so hoch, daß man auf einigen Stufen zu ihr hinaufsteigt, öffnet sich nach dem südlichen Anbau, der kleiner, als der nördliche ist und nicht über die westliche Mauer des Hauptgebäudes hinausreicht. Eine Halle ist auch dieser Anbau, aber doch sehr verschieden von der nördlichen, nicht allein kleiner, sondern auch weit weniger offen; denn um die drei vorspringenden Seiten läuft eine ziemlich hohe, mit einem Gesims versehene Mauer, in der nur an der Ostseite, dicht an dem Hauptgebäude, ein kleiner Eingang gelassen ist. Auf dieser Mauer aber stehen, das flache, zum größeren Theil noch erhaltene, zierliche Marmordach tragend, nicht Säulen, sondern sechs reich gekleidete Jungfrauen, die Korä, wie die Athener sie nannten, vier in der Südfronte in einer Reihe und je eine hinter den beiden äußeren, also mit gleicher Anordnung, wie die Säulen der Nordhalle, nur näher beieinander. Eine der Jungfrauen hat Lord Elgin unter dem Gebälke wegreißen lassen und sie steht jetzt im brittischen Museum, ist aber in neuster Zeit durch eine darüber abgeformte Thonstatue ersetzt worden, welche die englische Regierung als kleinen Ersatz nach Athen gegeben hat, nachdem lange Zeit nur ein roher Pfeiler aus Backsteinen das Dach vor Einsturz geschützt hatte; zwei bei verschiedenen Anlässen zertrümmerte und in Bruchstücken unter den Ruinen gefundene, sind in neuerer Zeit ergänzt worden, die eine, weniger verletzte, auf Veranstaltung der griechischen Regierung durch unsern Landsmann Imhof in Rom, die andere erst 1846 durch die dankens=

werthen Bemühungen des französischen Gesandten Piscatory, so daß jetzt die in ihrer Art einzige Halle sich wieder fast vollständig dem Blicke darbietet. Lange hat man geglaubt, daß eine schöne Karyatide von unbekanntem Fundorte in Rom, jetzt eine Hauptzierde des Braccio nuovo im vaticanischen Museum, auch dieser Halle angehört habe. Es ist das aber ein Irrthum, obwohl es auch in neuester Zeit noch da und dort wiederholt worden ist und selbst noch in dem offiziellen Cataloge vom Jahre 1850 als wahrscheinlich angeführt ist. Man kann, wie es scheint, in Rom den Gedanken noch nicht aufgeben, unter den zahllosen antiken Werken auch ein Hauptstück aus der ältern Kunstperiode Athens zu besitzen.

So ungefähr ist das Erechtheion, das in allen seinen Einzelheiten zu beschreiben, hier schon deshalb nicht am Platze wäre, weil es dazu der detaillirtesten Zeichnungen bedürfte. Eben so wenig will ich mich in einen Versuch einlassen, allen den verschiedenen, uns durch alte Nachrichten überlieferten Gegenständen ihren Platz anzuweisen, nicht nur weil ein solcher Versuch die genauste Beschreibung voraussetzte und viel zu weit führen würde, sondern auch, wie ich gerne gestehe, weil mir viel zu vieles selbst unklar ist und ich mich keineswegs berufen finde, zu den zahlreichen unhaltbaren Hypothesen eine neue zu liefern. So viel nur geht wohl aus dem sicher ermittelten Thatbestande hervor, daß zwei Haupttheile in dem Gebäude zu unterscheiden sind, die östliche Cella, zu der man aus dem Porticus der Ostfront eintrat, und der westliche Theil mit den beiden Anbauen, dessen Haupteingang die Prachtthüre in der nördlichen Halle bildet und aus dem man nach Süden in die Jungfrauenhalle, nach Westen durch die kleine, ohne Zweifel nur zum Tempeldienst bestimmte Thüre in den abgeschlossenen Tempelhof gelangte. Zu dem westlichen Theile hat wohl auch der mittlere der drei Räume des Hauptgebäudes gehört. Als ganz ausgemacht darf angesehen werden, daß das Bild der Athene Polias in der nach Osten gerichteten Cella so stand, daß es dem durch die Thüre eintretenden entgegenschaute; der östliche Theil war also der eigentliche Tempel der Polias; der westliche scheint im

engeren Sinne das Erechtheion gewesen zu sein; das Gemach mit den Fenstern vielleicht der Tempel der Pandrosos. In den unterirdischen westlichen Räumen sind gewiß die Heroengräber zu suchen und hauste wohl auch die heilige Schlange. Die Zeichen von Poseidons Dreizack erkennt man in den Löchern im Felsen unter der nördlichen Halle, in deren Nähe denn ohne Zweifel einst auch der Brunnen gezeigt ward, von dem sich freilich bisher keine Spur gefunden hat. Wo aber der Oelbaum gestanden habe, ist am wenigsten sicher; man hat ihn schon in alle möglichen Abtheilungen verlegt, und es mögen am Ende die Recht haben, welche ihn gar nicht in dem Tempelgebäude selbst, sondern in dem westlich daran stoßenden Tempelhofe vermuthen; denn ein geschlossener kleiner Tempelhof, westlich vom Tempel und innerhalb des großen Tempelbezirks, ist wohl nach den neuern Forschungen bestimmt anzunehmen.

Nur im Vorbeigehen will ich erwähnen, daß man in neuerer Zeit viel Mühe darauf verwendet hat, um die ganze Construction daraus herzuleiten, daß das Gebäude ursprünglich ein Pallast des Königs Erechtheus gewesen sei, während man von anderer Seite es in Nachahmung ägyptischer Sitte für ein sogenanntes Mammisi erklärt hat, einen kleinern Tempel, wie solche in Aegypten regelmäßig neben den großen vorkamen und als der Ort gedacht waren, wo die Göttin oder eine der Göttin assimilirte Königin niedergekommen war und den jungen Gott oder dem Gotte assimilirten König erzogen hatte; so sei hier ursprünglich Erechtheus, als Sohn des Hephästos und der Athene, oder der saïtischen Gottheiten Phtha und Neith, geboren und erzogen worden*). Hätte aber auch vielleicht eine dieser

---

*) Gegen die von L. Roß aufgestellte Ansicht, daß das Erechtheion ein Mammisi sei, habe ich vor Allem einzuwenden, daß ein solches nach seiner eigenen Angabe einen größern Tempel in der Nähe voraussetzt, ein solcher aber hier ursprünglich fehlte. Roß freilich nimmt den Parthenon als alten Haupttempel an, den er in vielen Fällen versteht, wo man sonst das Erechtheion gemeint glaubte. Wie konnte aber Athene in dem ältern Haupttempel als Parthenos verehrt werden, wenn sie dicht daneben ein „Haus der Niederkunft“ hatte, wo sie als Mutter galt? Ich weiß nicht, ob Roß sich durch die Annahme hilft, der Name

Anschauungen für den ersten Bau eine gewisse Berechtigung, was ich nicht zugeben kann, so ist sie doch sicherlich bei dem Neubau nach den Perserkriegen ganz aus dem Bewußtsein der Athener verschwunden gewesen und damals nur beabsichtigt worden, die ältesten Staatsheiligthümer mit möglichstem Anschluß an den ältern Zustand in dem Gebäude unterzubringen.

Mag nun aber die Ursache des eigenthümlichen Baus und vieles Einzelne stets ein Räthsel bleiben, so wird doch dem Ganzen die höchste Bewunderung nie fehlen. Der Architekt hat hier die Aufgabe, ein ganz unregelmäßiges Gebäude zu vollkommenster Harmonie zu verbinden, mit einer unübertroffenen Meisterschaft gelöst, und in dieser Hinsicht ist das Erechtheion vielleicht das bewundernswertheste Gebäude des Alterthums und widerlegt auf's schlagendste die häufig vorkommende Ansicht, als hätten die alten Griechen es nur verstanden, rein symmetrische, ich meine in unserem Sinne symmetrische Gebäude, wo eine Seite genau der andern entspricht, herzustellen. Schon bei den Propyläen haben wir gesehen, wie der Oertlichkeit wegen die beiden Flügel sehr bedeutend von einander abweichen und doch ein prachtvolles Ganze hervorgebracht ist; in höherem Grade noch weicht das Erechtheion von symmetrischer Regelmäßigkeit ab, und doch welch harmonischer Gesammteindruck! Dazu kommt nun die vollendete Ausführung im Einzelnen. Ich will nicht von der Genauigkeit sprechen, mit der die Marmorquader geglättet und zusammengefügt sind, als wären sie zusammengewachsen; wir finden das an allen Werken jener Zeit; aber welche Schönheit der Zeichnung und welche unübertreffliche Technik zeigen uns die unter dem Dache rings um das ganze Gebäude laufenden architektonischen Glieder mit ihren Blumenverzierungen und Kymatien; das Auge kann sich von diesen so scharfen und doch so

---

Parthenos sei erst neuer, was aber mit der von ihm selbst aus Hesychios angeführten Stelle im Widerspruch wäre. Vgl. Roß, Archäol. Aufsätze, I, S. 130 ff. und Zeitschr. f. d. A. W. 1850, S. 206 ff. Alles spricht dafür, daß der Tempel der Polias der ursprüngliche war und der Parthenon, auch der ältere, erst viel später erbaut wurde.

zarten Linien kaum trennen; wie einzig sind die Cassetten der Marmordecken! Und nun die Pracht der ionischen Säulen: schlank und zierlich erheben sie sich auf ihrer schönen Basis und prächtig breitet sich über dem Schafte zur Aufnahme des Gebälks das Capitäl in seiner dreifachen Schneckenlinie aus, so frei und edel geformt, und dabei doch so lieblich; und damit noch nicht zufrieden, hat der Baumeister ihnen unter dem Capitäl noch den Schmuck eines Blumengewindes (ἀνθέμιον) gegeben, das ohne Ueberladung sie doch noch reicher emporhebt. Endlich die Mädchen in der sogenannten Karyatidenhalle: in reich gefaltetem Gewande, das üppige Hauptḥaar über der Stirne zusammengefaßt und in dichten Flechten über den Nacken und die Schultern herabfallend, ernsten und doch heitern Ausdrucks, wie die attischen Jungfrauen am Feste der Athene, so stehen sie da, als hüteten sie noch heute das Haus ihrer Schutzgöttin, der Polias. So ist der Gesammteindruck des Gebäudes auch in seinem jetzigen Zustande noch heute ein ebenso erhebender, als lieblicher, den auch der nahe großartige Prachtbau des Parthenon's nicht schwächt, sondern nur durch den Contrast in seiner ganzen Eigenthümlichkeit wirken läßt.

Denn wenn auch in diesem Tempel die Göttin Athens, umgeben von den ältesten Gegenständen der Verehrung, ihre würdige Wohnung hatte, so genügte er doch den Athenern nicht. Neben dem uralten „Haus des Erechthens“ haben sie, wir wissen nicht wann*), der Athene einen andern Tempel gebaut, den Parthenon, d. h. das Haus der Jungfrau, wie die jungfräuliche Athene vorzugsweise genannt wurde. Auch dieser ältere Parthenon ging aber im Perserkriege zu Grunde und wir haben oben gesehen, wie die Bruchstücke seiner Säulen und seines Gebälkes in die nördliche Burgmauer eingemauert sind; aber bald erhob er sich zu größerer Herrlichkeit und nicht beengt durch Cultusrücksichten, wie sie den Bau des Poliastempels bedingten. Das

*) Daß es unter Pisistratos geschehen, wie Manche vermuthen, ist möglich, aber durchaus nicht zu erweisen.

Genie des Phidias, der die Oberleitung der Bauten hatte, und der Architekten Iktinos und Kallikrates konnte hier ungehemmt schaffen. Der Parthenon erhebt sich südlich vom Erechtheion auf dem höchsten Punkte des Burgplateaus. Durch einen prächtigen Unterbau aus einem gelblichen Muschelkalk, sogenanntem Poros, dessen Höhe nach der Ungleichheit des Felsbodens eine sehr verschiedene ist, an der Südseite aber bis 18 Fuß beträgt*), wurde zunächst eine ganz ebene Fläche gewonnen, und auf ihr erhebt sich über drei hohen ringsumlaufenden Stufen der Tempel selbst, den Säulengang inbegriffen 227 englische Fuß lang, 101 Fuß breit, ohne Zweifel genau 225 griechische Fuß lang und 100 breit**). Wie in der Regel bei größern griechischen Tempeln, umgiebt eine Säulenhalle das ganze Gebäude. Je acht dorische Säulen stehen vor der Ost- und Westfront, je siebzehn auf den beiden langen Seiten, die Ecksäulen doppelt gezählt. Diese sechsundvierzig Säulen haben bei etwas mehr als sechs Fuß Durchmesser am Fuße eine Höhe von vierunddreißig Fuß; es ist in ihnen die Strenge und Schwere des alten dorischen Styles zu der höhern Schönheit des jüngern attisch-dorischen entwickelt, ohne daß sie an Würde und Ernst verloren haben. Die Verhältnisse sind schlanker, die Zwischenräume zwischen den Säulen breiter, der sogenannte Echinus oder die Ausladung des Capitäls kleiner, aber doch Alles im Verhältniß zu der Last, die sie zu tragen bestimmt sind. Ueber diesen Säulen erhob sich auf reichem Gebälke das Dach, dessen Giebel eine Höhe von etwas über 65 Fuß erreichte. Von diesem Säulenumgange umschlossen also ist das eigentliche Tempelhaus, aber auch dieses hat an den beiden schmalen Seiten nach Osten und Westen wieder je eine zweite Halle von sechs dorischen Säulen. Es ist gleichsam ein Amphiprostylos Hexastylos in den äußern Säulengang hineingestellt. Erst

*) Genau Metr. 5,50 nach Roß, Archäol. Aufsätze, I, S. 88. An der Südseite liegt er jetzt zum großen Theil bloß.

**) Die Maße nach Stuart, Thl. II, S. 23, genau 227 Fuß 7,05 Zoll in der Länge, 101 Fuß 1,7 Zoll in der Breite. Ueber das griechische Maß vergleiche Böckh, Metrolog. Untersuchungen, S. 198.

durch den Vorplatz, der dadurch auf beiden Seiten gebildet wird und der einst durch Gitter geschlossen war, trat man durch die Thüren in den von Mauern umschlossenen inneren Raum. Dieser war durch eine Scheidemauer in zwei Abtheilungen von ungleicher Größe geschieden. Der größere östliche war die eigentliche Tempelcella, oder der Hekatompedos, der „hundertfußige" Raum, wahrscheinlich nach seiner ungefähren Tiefe so genannt*), und sein innerer, ohne Zweifel durch Gitter abgegränzter Theil hieß im engeren Sinne der Parthenon, weil hier das Bild der Parthenos stand. Die ganze Cella war durch zwei Reihen dorischer Säulen, deren Spuren auf den Marmorplatten des Fußbodens zuerst der deutsche Architekt Schaubert bemerkte, der Länge nach in drei Schiffe getheilt. Ueber ihnen waren zunächst Gallerien und zwei obere Säulenreihen trugen erst das Dach, in dem sich eine Lichtöffnung befand. Außer dem Bilde der Göttin waren im Hekatompedos und seinem innersten Theile, dem Parthenon, und selbst im vergitterten Vorplatze, dem Proneion, zahlreiche kostbare Weihgeschenke und Geräthschaften aufgestellt, über welche eine Reihe von Inschriften uns Nachricht geben. Die westlichere, kleinere Abtheilung, von der Cella durch eine Mauer getrennt, hatte ihren Eingang an der Westseite. Vier Säulen, deren Spuren man auch noch sieht, trugen die Decke. Dieser Raum hieß der Opisthodomos, das Hinterhaus, und in ihm wurden der der Athene geweihte Staatsschatz und die Schätze anderer Götter bewahrt. — Das sind die einfachen Verhältnisse und Theile des Tempels, welcher durchweg im dorischen Style ausgeführt, natürlich der anmuthigen Verzierungen des ionischen Erechtheions entbehrte. Dafür aber trat hier die Plastik

*) Sehr unwahrscheinlich ist die Herleitung von der Breite des äußern Stylobaten, weil man dies Maß nicht wohl auf den einen innern Theil allein übertragen konnte, und die von der harmonischen Ebenmäßigkeit. Roß, Archäol. Aufsätze, I, S. 131, 15, meint, die Cella des alten Parthenon, der keinen Opisthodomos gehabt habe, sei 100 Fuß lang gewesen und daher der Name auf den neuen übertragen worden. Es ist das möglich, aber im Grunde mit der oben angegebenen Ansicht nicht im Widerspruch, da der Name der neuen Cella eben darum bleiben konnte, weil auch sie ungefähr 100 Fuß in der Länge maß.

in weit größerer Ausdehnung mit der Architektur in Verbindung, indem aus ihrer Durchdringung eigentlich erst recht ein organisches Ganze hervorgegangen ist. Hier ziehen zunächst die Metopen die Aufmerksamkeit auf sich. Die Metopen sind ein der dorischen Architektur eigenthümlicher Theil des Gebälkes. Ueber den Säulen liegt zunächst, sie verbindend, der Architrav oder Hauptbalken, auf den der Fries folgt. Dieser hat in der dorischen Ordnung zwei Haupttheile, die Triglyphen oder Dreischlitze, die aus den Köpfen der über dem Architrav liegenden Querbalken entstanden sind, und die zwischen diesen gebildeten Zwischenräume oder Metopen. Diese wurden mit Platten verkleidet, welche theils durch Malerei, theils durch Reliefs geschmückt eine Hauptzierde der dorischen Tempel ausmachten. Ueber jeder Säule steht eine Triglyphe und eine über jedem Säulenzwischenraum, zwischen zwei Säulen also je zwei Metopen. Der Parthenon mit seinen 46 äußern Säulen hatte demnach 92 Metopen, welche Darstellungen in sehr hohem Relief enthielten. Die an der Ost= und Westseite sind alle noch an ihrem Platze, an den beiden langen Seiten ist eine große Anzahl mit der Säulenhalle selbst eingestürzt; wo diese noch steht, sind an der Nordseite noch dreizehn am Platze, die der Südseite aber fast alle nach England entführt; eine steht im Louvre in Paris. Und gerade nur die der Südseite sind ziemlich gut erhalten, die übrigen haben nicht nur durch die Länge der Zeit und zufällige Ereignisse gelitten, sondern sind offenbar durch Menschenhand absichtlich bis zur Unkenntlichkeit zerstört, daher eine Deutung der Darstellungen nicht mehr leicht ist. Manche beziehen sich auf die Mythen der Athene, auf Einrichtungen des attischen Cultus und auf andere Momente der alten Sagen; eine bedeutende Anzahl enthalten Kampfsscenen, die besterhaltenen Kämpfe von Helden mit Kentauren, an denen bekanntlich der alte Ordner des atheniſchen Staates, Theseus, sich vorzugsweise betheiligt hatte. Sicherlich sind sie nicht bloß wegen der reichen Motive gewählt worden, die sie dem Künstler darbieten. Bei der Bedeutsamkeit, welche in der griechischen Kunst in der Regel selbst die kleinsten Verzierungen haben, ist es unglaublich,

daß ein Hauptschmuck am ersten Tempel Athens so zufälligen und äußerlichen Umständen sein Dasein verdanken sollte, die Metopenvorstellungen müssen eine innere Beziehung zu der heiligen Stätte, an der sie angebracht waren, gehabt haben, und die findet sich ohne Zweifel in den Segnungen, welche der Cultus der Athene dem unter ihren Schutz gestellten Land brachte, und unter denen nicht die geringste die Gesittung war, welche sich im Gegensatze zu den wilden Naturkräften der Urzeit und im Kampfe mit ihnen entwickelte. Die Vertreter dieser sind die eben von Theseus siegreich bekämpften Kentauren, und auch wenn ein Theil der Darstellungen Kämpfe mit den Feinden Athens in der historischen Zeit, besonders den Persern, enthalten, wird niemand den Zusammenhang mit dem Hauptgedanken verkennen. Die in einer Reihe eingerahmter Einzelbilder bestehenden Metopen gestatteten auch beim Festhalten eines Grundgedankens die größte Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit der Darstellung.

An den beiden schmalen Seiten der Ost= und Westfront waren die Metopen nicht der einzige Schmuck des Gebälkes. Unter ihnen waren einst goldene Schilde, allerdings erst längere Zeit nach Erbauung des Tempels aufgehängt.

Dagegen gehörten von Anfang an als organischer Theil zu dem Ganzen die Werke, welche die Giebelfelder schmückten. In dem Dreiecke, das über den beiden schmalen Seiten eines Tempels der Dachgiebel bildet und das man einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln verglich, pflegten die Griechen gerne zusammenhängende Reihen von Bildsäulen aufzustellen, welche von fernher schon dem Herantretenden die Bedeutung des Tempels verkündeten. Wir kennen manche Beispiele dieses Gebrauches, und besonders wohl erhalten sind die jetzt in München stehenden Bildwerke des Tempels der Pallas in Aegina, die in eine ziemlich alte Zeit fallen. Nirgends aber war dieser Schmuck in größerer Vollendung angebracht, als an dem Parthenon, wo auf jeder Seite für etwa zwanzig Figuren von mehr als menschlicher Größe Platz war, die unter der Leitung des Phidias ausgearbeitet waren. Im östlichen Giebelfelde, dem der Vorderseite, war die Geburt der

Athene und ihre Aufnahme unter die Götter dargestellt, die als im Olymp versammelt gedacht sind, in der Mitte der Vater Zeus; an die Olympier reihten sich zu beiden Seiten einige Heroen und Heroinen des attischen Sagenkreises, wodurch die Geburt der Göttin gleich mit ihrem bevorzugten Lieblingssitze in Verbindung gebracht wurde; am südlichen Ende tauchte der Sonnengott mit seinem Wagen aus dem Meere empor, am andern nördlichen fuhr die Mondgöttin mit dem ihrigen nieder. Leider kennen wir die mittleren Figuren nicht einmal mehr aus Zeichnungen, da sie schon früh müssen entfernt worden sein, aber die mehr oder weniger erhaltenen der Seiten sind von einer unübertrefflichen Schönheit. Allgemein bekannt und berühmt ist besonders die halb liegende Figur eines jugendlichen Mannes zunächst den Sonnenpferden, gewöhnlich Theseus genannt, von Andern für Herakles genommen, vielleicht mit dem meisten Rechte aber als der alte Landesherr Kekrops gefaßt, unter dem ja der Cultus der Athene in Athen aufgenommen wurde. In nächster Beziehung zu ihm steht dann auf der andern Seite die herrliche Gruppe von drei bekleideten weiblichen Figuren, die gewöhnlich als die drei Pareen oder Mören erklärt werden, aber gewiß weit richtiger für die drei so innig in die alte attische Landessage verflochtenen Töchter des Kekrops, die Pandrosos, Aglauros und Herse, genommen werden. Das westliche Giebelfeld enthielt die Darstellung des Streites des Poseidon und der Athene um das attische Land, oder richtiger die Besitzergreifung der siegreichen Athene im Momente der geschehenen Entscheidung. Die Figuren dieser Seite kennen wir wenigstens fast vollständig aus Zeichnungen, die vor ihrer Zerstörung genommen wurden; die Bildwerke selbst sind zum großen Theil durch die venezianische Katastrophe vom Jahre 1687 zu Grunde gegangen. In der Mitte standen die beiden streitenden Gottheiten, rechts dem Beschauer der Meergott, erzürnt über den Ausgang und den Blick noch auf die siegreiche Mitbewerberin gewandt, mit heftiger Bewegung sich zurückziehend; links Athene dem von der Nike gelenkten Wagen siegesfroh entgegen eilend. Um die beiden Hauptfiguren gruppirten sich auch hier zahlreiche Götter

und Heroen, die mit ihnen und dem attischen Lande in Beziehung stehen. Die noch mit Ausnahme des Kopfes wohlerhaltene Figur eines liegenden Flußgottes aus der linken Ecke, gewöhnlich der Ilissos genannt, ist ein würdiges Gegenstück zu dem sogenannten Theseus der Ostfronte. Die dreieckige Gestalt der Giebelfelder brachte es von selbst mit sich, daß die in ihnen aufgestellten plastischen Werke sich in pyramidaler Form zu künstlerischer Einheit abschlossen, was bei den verschiedensten Darstellungen dadurch erreicht wurde, daß die Hauptfiguren in der Mitte aufrecht standen, bisweilen, um sie noch mehr hervorzuheben, absichtlich in größerem Maßstabe als die andern, während dann nach rechts und links die übrigen Figuren sitzend oder in die Kniee gesunken und zuletzt liegend an Höhe abnahmen und sich in den gegebenen Rahmen fügten. Mit ganz besonderer Kunst war diese Anordnung an dem Parthenon angewandt, wo vorzüglich an der Ostfronte die aus dem Meere hervortauchenden Pferde des Sonnenwagens und der Kopf und Arm des Gottes selbst, gegenüber die untertauchenden Pferde des Mondes, die ganze Scene in wunderbarer Vollendung abschlossen. So beschädigt und verstümmelt auch die sämmtlichen noch erhaltenen Statuen der beiden Giebelfelder sind, die bekanntlich durch Lord Elgin größtentheils nach England gebracht, jetzt den werthvollsten Besitz des brittischen Museums ausmachen (nur verhältnißmäßig wenige Stücke sind zurückgeblieben), so bewundert man doch in ihnen mit Recht die größten auf uns gekommenen Meisterwerke griechischer Plastik. Neben ihrer großartigen Hoheit müssen die gefeiertsten Werke einer spätern Zeit, die mehr auf Zierlichkeit und Anmuth, auf individuelle Charakteristik oder gar auf bravourartigen Effekt und Ueberwindung von Schwierigkeiten berechnet sind, zurücktreten. Durch ihre Kenntniß hat man erst das einstimmige Urtheil des Alterthums, das den Phidias unbedingt als den ersten seiner Bildhauer betrachtete, verstehen und würdigen gelernt. Denn billig lassen wir die geistreiche, aber wenig begründete Vermuthung von Beulé, daß die Werke des östlichen Giebels von Phidias, die des westlichen von seinem Schüler und Nebenbuhler, Alkamenes, gear=

beitet seien, auf sich beruhen. Den Alkamenes finden wir noch im Jahre 403 in Thätigkeit. Bei dem 35 Jahre früher vollendeten Bau des Parthenons stand er im Anfang seiner künstlerischen Laufbahn; sicherlich würde ihm daher nicht selbständig ein so bedeutendes Werk neben Phidias übergeben worden sein, sondern er wird, wenn er überhaupt am Parthenon beschäftigt war, unter des Phidias Leitung gearbeitet haben, dessen Geist gewiß die beiden grosen Compositionen entsprungen sind, wenn er zur Ausführung sich auch der Hülfe seiner Schüler bedient hat. Die feinen Unterschiede, welche Beulé zwischen den beiden Darstellungen entdeckt zu haben glaubt, werden, so weit sie nicht in dem Gegenstande selbst begründet sind, schwerlich Stich halten. Vielmehr scheint ein mächtiger Geist das Ganze zu durchwehen.

Das ist der plastische Schmuck über dem äußern Säulenumgange gewesen; trat man aber zwischen den Säulen durch an das Haus selbst, so wurde man noch einen andern gewahr. Um das ganze Tempelhaus nämlich zog sich, an den beiden schmalen Seiten über den innern Säulenhallen, an den langen Seiten über der Mauer ein kaum drei und einen halben Fuß hoher Fries hin, der eine zusammenhängende Darstellung in sehr flachem Relief enthielt. Es ist ein Festzug, der sich von der Westseite her an den beiden langen Seiten nach der Ostfronte zu bewegt. In der Mitte der östlichen Front sieht man linker Hand zwei Mädchen mit kleiner Last auf dem Kopfe vor einer Priesterin stehen, der sie das, was sie tragen, übergeben zu wollen scheinen, oder vielleicht es eben von ihr empfangen haben, um es wegzutragen; rechts davon übergiebt ein langbekleideter Priester einem Knaben ein zusammengelegtes Kleid oder Tuch, oder nimmt es von ihm in Empfang. Diese zwei Gruppen, deren beide Hauptpersonen, der Priester und die Priesterin, einander den Rücken zukehren, trennen zwei einander entsprechende Reihen sitzender Figuren. In heiterer Ruhe thronen auf jeder Seite auf reichen Sesseln je sechs Gottheiten, schon durch ihre größere Gestalt von den Sterblichen unterschieden; den sechs sitzenden ist auf jeder Seite je eine untergeord=

nete stehende beigesellt. Sie blicken, die einen nach rechts, die andern nach links, dem nahenden Zuge entgegen. In diesem sehen wir zunächst eine Anzahl Männer, Priester und verschiedene Beamte, die mit dem Gottesdienste zu thun hatten, dann in langen Gewändern Frauen und Jungfrauen mit mannigfachen heiligen Geschirren und Geräthen. Soweit die Ostfront. Daran schließen sich an der Nord- und Südseite Opferthiere, Kühe und Widder mit ihren Führern, dann wieder Männer und Frauen mit allerlei Geräthschaften, Musiker mit Blas- und Saiteninstrumenten, und darauf eine Reihe Viergespanne, mit je einem Manne von einer weiblichen Figur begleitet, meist beide im Wagen stehend, da und dort auch für den Augenblick vom Wagen auf den Boden gesprungen, in den verschiedensten Stellungen und Bewegungen, bei jedem Wagen außerdem noch ein Mann, wie es scheint ein Herold, einherschreitend; hinter den Wagen endlich in langem Zuge Reiter, nur leicht mit dem in der Luft flatternden Mantel bekleidet, den Kopf bloß oder mit dem breitkrämpigen thessalischen Hute bedeckt, und die gedrungenen muthigen Pferde meist im kurzen Galoppe lenkend. Diese Reiter schließen die Nord- und Südseite, mit ihnen aber steht in unmittelbarem Zusammenhang die Westseite. Auf dieser auch, und zwar sind hier die Reliefs fast alle an dem ursprünglichen Platze geblieben, ist die athenische Reiterei dargestellt, aber noch nicht in geordnetem Zuge. In mannigfaltigster Weise sieht man Jünglinge nebst ihren Dienern mit ihren Pferden beschäftigt, die einen eben aufgestiegen und die feurigen Thiere tummelnd, andere daneben stehend und das sich bäumende, ungeduldige Roß zurückhaltend oder ihm freundlich schmeichelnd, noch andere die Fußbekleidung ordnend oder den Leibrock anziehend.

Das ist in den Hauptzügen der Gegenstand der ganzen Darstellung, die man seit längerer Zeit gewohnt ist den panathenäischen Festzug zu benennen. Seit ältester Zeit nämlich feierten die Athener mit mancherlei Wettkämpfen jährlich der Athene ein Fest, als dessen Gründer schon der mythische König Erichthonios genannt wird. Später wurde es mit Beziehung auf die Vereinigung aller Athener durch

Theseus die Panathenäen genannt und immer mehr zu dem Hauptfeste des athenischen Volkes ausgebildet. Alle vier Jahre aber wurde das Fest, wie berichtet wird seit Pisistratos, mit besonderer Pracht und Herrlichkeit begangen; es hieß dann die großen Panathenäen. Wettkämpfe von mancherlei Art, Vorträge homerischer Gesänge, Aufführung von Chören, gymnastische Kämpfe, Wagen- und Pferderennen folgten auf einander; aber den Höhenpunkt erreichte das Fest am vierten Tage in dem großen Zuge, der panathenäischen Procession. Athenische Frauen und Jungfrauen pflegten nämlich auf das Fest ein kunstreiches Gewand, den sogenannten Peplos, zu sticken, zur Bekleidung des Bildes der Athene*). Am Morgen des Festtages versammelte sich das Volk auf einem Platze außerhalb der Stadt, dem sogenannten äußeren Kerameikos. Das Gewand wurde, wenigstens in späterer Zeit, wohl um es allgemein sichtbar zu machen, wie ein Segel an einem künstlichen Rollschiffe ausgespannt und durch die Stadt gezogen. Priester und Magistrate, nebst den dazu gehörigen Tempeldienern, führten den Opferzug mit verschiedenen Opferthieren, ausgewählte edle Jungfrauen trugen heiliges Geräthe in Körben, die schönsten Greise mit Oelzweigen in den Händen schlossen sich an, die in der Stadt niedergelassenen Fremden oder Metöken mit ihren Frauen und Töchtern trugen den bürgerlichen Theilnehmern Sonnenschirme, Sessel und allerlei Gefäße nach, und die ganze wehrhafte Mannschaft zog in glänzendem Waffenschmucke einher; ganz besonders zeigte sich die vornehme, der Reiterei zugetheilte Jugend in ihrem ganzen Glanze und es war eine Hauptaufgabe der Reiterbefehlshaber, an diesem

---

*) Gewöhnlich meint man, es sei das Kleid für das Bild der Athene Polias gewesen und dafür scheinen die dürftigen Nachrichten der Alten zu sprechen. Andere haben darunter den Vorhang, das παραπέτασμα, der Parthenos verstanden; ich zweifle aber, daß ein solcher je πέπλος hieß. Weiter eher mag Karl Bötticher Recht haben, der unter dem Peplos der großen Panathenäen das Tuch versteht, in das das Bild der Parthenos gewöhnlich zur Erhaltung eingehüllt ward und es von dem Kleid des alten Bildes der Polias unterscheidet; doch sind genauere Beweise noch sehr wünschenswerth. Das Rollschiff wird nicht vor der Zeit der Herodes Attikos erwähnt, was kaum ganz zufällig ist.

Tage die Mannschaft geschickt ihre Bewegungen ausführen zu lassen. So bewegte sich der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt und über den Markt, und stieg dann in die Burg hinauf zu dem Tempel der Göttin, wo das Gewand übergeben und ohne Zweifel den Siegern in den vorangegangenen Wettkämpfen die Preise überreicht wurden. Es war unter den vielen athenischen Festen das schönste, an dem sich die Macht und Herrlichkeit des Staates in vollstem Glanze entfaltete. Diesen Festzug also glaubt man gewöhnlich auf dem Friese dargestellt zu sehen, wobei man dann die mittleren Gruppen auf der Ostfront, den Mittelpunkt des Ganzen so faßt, daß ein Priester einem Knaben den Peplos übergebe oder ihn von ihm in Empfang nehme, die zwei Mädchen aber vor der Priesterin die sogenannten Arrephoren seien, welche jährlich einen ihnen selbst unbekannten Gegenstand aus dem Tempel der Polias durch einen unterirdischen Gang in das Heiligthum der Aphrodite in der untern Stadt trugen und etwas anderes dafür zurücktrugen, und welche auch bei der Anfertigung des Peplos betheiligt waren. Die sitzenden Personen, die man bald für in Athen verehrte Götter, bald für alte Landesheroen nahm, dachte man sich als ideelle Zuschauer des Zuges, der von beiden Seiten sich naht. Gegen diese Auffassung, die, beiläufig gesagt, nicht etwa auf der Angabe eines alten Schriftstellers beruht, wie der Gegenstand der beiden Giebelfelder, daher nicht mehr äußere Berechtigung hat, als eine andere Erklärung, hat man nun verschiedene Bedenken erhoben, die in der Hauptsache darauf hinauslaufen, daß ein zusammenhängender, geordneter Zug schon wegen der bloße Vorbereitungen enthaltenden Darstellung der Westfront nicht zu erkennen sei, insbesondere aber die Einzelheiten mit dem panathenäischen Zuge nicht in Uebereinstimmung seien. Man hat daher nicht sowohl den panathenäischen Zug selbst, als die Vorübungen und Exercitien der einzelnen Chöre und Abtheilungen zur Aufführung der attischen Staatsprocessionen, insbesondere derer der Athene, darin gefunden, oder auch wohl die Processionen mehrerer anderer Feste darin nachzuweisen ge-

sucht*). Die Einwendungen sind allerdings nicht unbegründet, aber diese neuen Erklärungen kaum geeignet, Beifall zu finden, namentlich kann ich nicht glauben, daß die Vorstellung von Exercitien und Vorübungen ein geeigneter Schmuck für einen Tempel wäre. Man muß vor Allem wohl beachten, daß eine im Einzelnen getreue Nachahmung eines Festzuges hier nicht gesucht werden darf. Das zeigen uns die an der Vorderseite angebrachten sitzenden Personen, mag man sie als Götter oder Landesheroen auffassen, und selbst wenn man, weil sie ja blos Zuschauer, nicht selbst Theilnehmer des Zuges sind, von ihnen absehen wollte, bleiben die weiblichen Figuren auf den Wagen, welche, mag man sie deuten, wie man will, durchaus einen ideellen Charakter behalten. Der Künstler hat also jedenfalls idealisirt, wie die Kunst jener Zeit überhaupt, der es offenbar widersprechend wäre, wenn hier eine sklavische Copie eines wirklichen Zuges gegeben wäre. Damit fällt also die Forderung einer vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Festzuge, wie er uns beschrieben wird, weg. Müssen wir aber einerseits eine solche ideelle Auffassung und Behandlung durchaus zugeben, so ist anderseits eben so wenig zu verkennen, daß der Stoff von athenischen Festzügen hergenommen ist, und wenn wir nun sehen, wie Theile der panathenäischen Procession, die uns aus Beschreibungen bekannt sind, fehlen, andere da sind, die andern Festen angehören, so kommen wir zu dem natürlichen Schlusse, daß der Künstler aus dem reichen Kreise der Feste und Pompen zu Ehren der Athene die Partien ausgewählt habe, die besonders bedeutend und zu einer plastischen Darstellung vorzugsweise geeignet waren**). So

*) Man vergleiche besonders Karl Bötticher in dem Aufsatz über den Parthenon in der Zeitschrift für Bauwesen von Erbkamm, 1852 und 1853; und Petersen in Gerhards Archäolog. Zeitung, 1855, S. 19 ff.

**) In der Hauptsache trifft meine Auffassung mit der von Beulé zusammen, nur daß ich es nicht für richtig und nöthig halte, die dargestellten Scenen auf die Panathenäen zu beschränken; denn die Ceremonie der Arrephoren gehört schwerlich dem Vorabende dieser an. Bötticher beseitigt sie ganz, indem er glaubt, was die Mädchen auf dem Kopfe tragen, seien nichts als Sessel. Aber wie kommen solche Sesselträgerinnen in den Mittelpunkt der ganzen Darstellung?

werden wir das Rollschiff, selbst wenn es damals schon sollte gebraucht worden sein, nicht vermissen, das für eine künstlerische Darstellung in Relief nicht eben passend erscheint und um so eher entbehrt werden konnte, als der Peplos selbst auf der Ostfronte erscheint; wir werden uns nicht wundern, hier Handlungen dargestellt zu sehen, die erst nach Ankunft der Procession im Tempel stattfanden, während weiterhin Momente erscheinen, die ihr vorangehen; wir dürfen in den beiden Mädchen wohl die Arrephoren erkennen, auch wenn das Wegtragen der geheimnißvollen Körbe, wie wahrscheinlich, mit den Panathenäen nicht unmittelbar zusammenhing; wir begreifen leicht, warum gerade die Wagen und Reiter im Zuge und vor demselben einen so großen Theil des Raumes einnehmen, da sie ja dem Künstler die reichsten Motive darboten, und wir haben vielleicht in dem verhältnißmäßigen Mangel solcher den Grund zu erkennen, warum ein Hauptbestandtheil des panathenäischen Festzuges, das schwerbewaffnete Fußvolk, ganz weggelassen ist; pflegte doch die Kunst jener Zeit selbst in Schlachtdarstellungen die Kämpfenden gerne ohne die Rüstung nur leicht oder gar nicht bekleidet zu geben. Erkennen wir also in den Bildern des Frieses eine solche freie, idealisirte Zusammenstellung von Festscenen zu Ehren der Athene, so gab eben doch der panathenäische Zug, als die glänzendste aller atheniſchen Feierlichkeiten, den reichsten Stoff dazu, und in sofern geht die Bezeichnung als panathenäischer Festzug wenigstens nicht weit vom Richtigen ab, und mögen auch die Erklärungen im Einzelnen von einander abweichen, über den Grundgedanken kann kein Zweifel walten, daß in den bedeutungsvollen Momenten aus den Athenefesten die Huldigung dargestellt ist, welche der athenische Staat seiner Schutzgöttin darbrachte.

Der ganze Fries ist in seiner Composition eines der größten Kunstwerke, das uns aus dem Alterthum geblieben ist: bei größter

Ich will nicht bestimmt behaupten, daß es die Arrephoren seien, zumal da mir die eigene Anschauung der Originale fehlt, aber ich glaube, daß ihre Darstellung nichts Ungehöriges wäre.

Einfachheit nirgends Einförmigkeit, sondern das mannigfaltigste, bewegteste Leben, nirgends ein Haschen nach Effekt, nach Uebertreibung, sondern überall Einhalten des strengsten Maßes innerhalb der Schranken des wahrhaft Schönen. Den Entwurf des Ganzen wird man niemanden als Phidias beischreiben können; die Ausführung des großen Werkes geschah natürlich durch eine Reihe von Künstlern unter seiner Leitung, daher gewisse Ungleichheiten im Einzelnen, die man bemerken will. Die Reliefs sind so wenig über der Grundfläche erhaben, daß sie gleichsam darauf gehaucht zu sein scheinen; durch Farbenschmuck waren sie einst mehr hervorgehoben, und im Lichte des reinen attischen Himmels traten ihre Linien ganz anders vor das Auge, als in den düstern Räumen des brittischen Museums. Denn dort ist bekanntlich jetzt der größte Theil dieses Frieses, eine Platte im Louvre; die der Westseite, wie oben bemerkt, großentheils an der ursprünglichen Stelle, dreizehn stehen jetzt in den offenen Räumen des Parthenons selbst.

Dies Alles, die Metopen, die Giebelfelder, der Fries, war aber nur die würdige Ausschmückung des Hauses der Göttin. Für den Hellenen das Höchste und als Kunstwerk am meisten bewundert war das von Phidias' Hand gearbeitete Bild der Jungfrau Athene selbst, das im eigentlichen Parthenon im engeren Sinne, nach Osten schauend stand. In dieser sechsundzwanzig Ellen hohen, aus Gold und Elfenbein kunstreich zusammengefügten Statue hatte der große Bildner die ganze Idee der jungfräulichen Göttin ausgedrückt. Gerüstet, mit goldenem Helme und dem Aegispanzer stand sie da, die Lanze, um die sich die heilige Burgschlange wand, in der einen Hand, aber nicht als zum Kampfe schreitend gedacht, sondern ruhig in siegreicher Majestät, eine vier Ellen hohe Siegesgöttin von Gold auf der andern Hand. Der Schild, auf dessen innerer Seite der Kampf der Götter mit den Giganten, jenen wilden Vertretern einer noch ungeordneten Weltperiode, auf der äußern eine Amazonenschlacht dargestellt war, lehnte an ihre Seite. Selbst auf dem Rande der Sandalen war ein Kentaurenkampf vorgestellt und auf dem Postamente die Geburt der

Pandora. Es ist uns jetzt fast unmöglich, den Eindruck zu ermessen, den ein solcher Koloß von Gold und Elfenbein hervorbrachte, aber wenn wir erwägen, daß die untergeordneten Werke, welche unter desselben Meisters Leitung an dem gleichen Gebäude gearbeitet waren, das Schönste sind, was uns von griechischer Kunst übrig geblieben ist, so können wir ihn uns kaum mächtig genug vorstellen.

So vereinigte sich denn einst in diesem Tempel Alles, um die jungfräuliche Göttin zu verherrlichen, und zwar zu verherrlichen als besondere Schutzgöttin des Staates, der ganz Athen angehörte. Diesem Gedanken ist das Ganze entsprungen, diese Idee bis in alle einzelnen Theile ausgeführt*). Wie das Gebäude eigentlich nur die würdige Wohnung der Göttin ist, in dem an den größten Festen ihr Volk sich ihr naht, so bezieht sich aller plastische Schmuck auf sie. In den Giebelfeldern haben wir ihre Geburt und Aufnahme unter die Olympier einerseits und die Besitzergreifung des ihr vorzugsweise angehörigen Landes auf Erden anderseits, in den Metopen die Entwicklung ihres wohlthätigen Cultus und den Sieg über rohe Naturkräfte und Barbarei, in dem Friese die glänzende Verehrung, welche

*) Auch wenn die von K. Böttichér in der Tektonik der Hellenen, 2r Bd. (der hellenische Tempel in Hinsicht auf Zweck und Form) und in der oben angeführten Abhandlung aufgestellte Ansicht, daß der Parthenon, sowie der Tempel in Olympia kein eigentlicher Cultustempel, sondern nur ein Festtempel gewesen sei, sich als richtig bewährt, bleibt das oben Gesagte gültig. Das Fest der Panathenäen war ja eben das Hauptfest der Athene und der Parthenon, wie Bötticher selbst sagt, ein der Gottheit geweihtes Anathema. Uebrigens bezweifle ich noch sehr, ob Festtempel so scharf von Cultustempeln geschieden werden können, als der geistvolle und gelehrte Verfasser besonders in der Abhandlung der Bauzeitung thut. In der Tektonik scheint er wenigstens Anfangs den Unterschied noch nicht so scharf gefaßt zu haben, wenigstens liest man dort noch S. 31, daß das Bild des Zeus in Olympia einen Cult gehabt habe und deshalb in eine Cella eingeschlossen worden sei, und S. 53 wird wenigstens während der Festzeit ein Cultus für das Parthenosbild angenommen. Daß aber, wie auch behauptet wird, die Bestimmung zu einem Schatzhause als die ursprüngliche zu betrachten sei, widerlegt sich durch die Thatsache, daß der ältere Parthenon einen Opisthodomos, das eigentliche Schatzhaus, nicht hatte. Aber selbst die Weihung des Staatsschatzes an Athene, wenn auch immerhin nur eine Form, spricht doch den Gedanken aus, daß der ganze athenische Staat ein Eigenthum der Göttin sei.

das dankbare attische Volk ihr darbringt, endlich im Hause die Göttin selbst, so weit ihre Darstellung menschlicher Kunst möglich war. Welche Feinheit liegt in der Abstufung von dem flachsten Relief, in dem die Huldigung der Sterblichen erscheint, zu dem Hochrelief, welches vorzugsweise die Thaten der Heroen darstellt, dann zu den runden Figuren vor der Giebelwand, welche uns in den Götterkreis selbst einführen bis zu dem ganz freistehenden Gold- und Elfenbeinbilde im Innern!

Und nun denke man sich das Gebäude und seine Sculpturen, noch durch den Schmuck verschiedener Farben gehoben, auf der Höhe des Burgfelsens, von dem Unterbau und den Stufen gleichsam in den blauen südlichen Himmel emporgetragen, so wird man zugeben, daß kein anderes ihm gleichkommt, keines wenigstens über ihm steht. Es ist nicht das Massenhafte, das uns in diesem Bau überwältigt; die ägyptischen Pyramiden und Tempel, die Prachtbauten der Römer und so viele Kirchen und Schlösser der neueren Zeit, ja selbst manche griechische Tempel besonders asiatischer Colonien sind und waren viel größer; es ist auch nicht die ins Unendliche strebende Majestät, die an den gothischen Domen mit ihren Spitzbogen, hohen Gewölben und Thürmen uns ergreift und das Gemüth mit geheimnißvollem Schauer und dunkler Ahnung erfüllt; es ist vielmehr die Alles durchdringende und bis ins Einzelne organisch und harmonisch durchgeführte und zur reinsten Form verklärte Idee des Ganzen, die den Geist zugleich beruhigt und erhebt und die den Eindruck einer stillen anspruchslosen Hohheit hervorbringt; es ist das, was das Wesen des griechischen Geistes überhaupt ausmacht, was uns in allen Kreisen seines Lebens und Schaffens entgegentritt, nicht sowohl dem Unendlichen, Unerreichbaren nachzustreben, als in begränztem Kreise das dem menschlichen Geiste Ergreifbare in der entsprechenden Form möglichst vollendet darzustellen, den klar aufgefaßten Gedanken auch äußerlich verständlich auszuprägen. Ein solches Kunstwerk, und vor allen der Parthenon, erscheint daher gleichsam als ein Nothwendiges, jeder Theil als organisches Glied des Ganzen, es ist, als könnte es gar nicht

anders sein. Und gerade darum steht es so anspruchslos und ruhig da. Man vergleiche nur damit die Riesenwerke der römischen Kaiserzeit, selbst die schönsten: sie scheinen uns gleichsam zur Bewunderung aufzufordern, ihre Schönheit und den zu ihrer Errichtung erforderlichen Kraftaufwand selbstgefällig uns entgegenzuhalten. Bei den griechischen der guten Zeit vergißt man, wie bei einer sophokleischen Tragödie, über der Schönheit des Geschaffenen vollständig die Mühe des Schaffens. Sie enthüllt sich erst den eingehendsten Forschungen, und wahrlich sie war beim Parthenon nicht klein. Architektur und Sculptur mußten in langer, stätiger Entwicklung ihre Höhenstufe erreicht haben, ehe ein solches Meisterwerk entstehen konnte. So leicht und einfach die Linien und Verhältnisse dem Blicke sich darstellen, so kunstreich und, wäre es nicht so ganz anspruchslos, man möchte sagen so raffinirt sind sie in der That erfunden und berechnet. Wo das Auge nur schön verbundene horizontale und verticale Linien zu sehen glaubt, da ergiebt sich, wie erst der genauesten neueren Forschung zu entdecken gelungen ist, eine schräge oder krumme Linie, die nur das Produkt des tiefsten Nachdenkens sein kann und zugleich die vollkommenste Technik in der Ausführung erforderte. Davon nicht zu reden, daß die Ecksäulen stärker sind, als die andern, und die Zwischenräume der zwei letzten Säulen enger, als die übrigen, so bilden die Säulenschäfte alle keine geraden Linien, sie sind nicht oben abgeschnittene Kegel, wie man wohl glauben sollte, sondern sie schwellen erst leise an, ehe sie nach oben sich verjüngen. Diese Anschwellung findet sich in weit stärkerem Maße bei den älteren dorischen Säulen, hier ist sie so ermäßigt, daß erst die sorgsamsten Messungen sie nachgewiesen haben, sie ist gerade so weit angewendet, als nöthig war, um die optische Täuschung zu verhindern, wodurch eine ganz gleichmäßig in gerader Linie verjüngte Säule sich in der Mitte zu verengen scheint. Aber es steht auch keine der Säulen senkrecht, sondern alle sind um ein Kleines einwärts geneigt, so daß die äußere Seite etwas länger ist, als die innere. Verlängert würden die sämmtlichen Säulen zuletzt in einer Spitze zusammentreffen und eine Pyramide bilden. So-

dann ist der Boden, auf dem die Säulen stehen, auf allen vier Seiten des Tempels nicht horizontal, sondern bildet eine convexe Curve, die in der Mitte um einige Zoll höher ist, als an den Enden und entsprechend der Architrav. Diese Regeln sind mehr oder weniger auch bei den andern Gebäuden der guten griechischen Zeit angewandt, nirgends aber mit größerer Feinheit durchgeführt, als am Parthenon. Ich weiß nicht, ob den leise geschwungenen krummen Linien das eigenthümliche Leben der griechischen Werke entspringt. Die krumme Linie ist die der organischen Wesen, ihre Anwendung in der Architektur statt ganz gerader Linien erhebt die Bauwerke, ohne ihnen doch den Charakter der Stätigkeit und Ruhe zu nehmen, gewissermaßen zu einem lebendigen Organismus. Hat man doch in neuester Zeit sogar in den vorzüglichsten Werken der Architektur und besonders im Parthenon die Verhältnisse des menschlichen Körpers, des vollendetsten der organischen Gebilde, zu finden geglaubt. Die Unkenntniß solcher Gesetze erklärt sicherlich mit, warum so viele, wie man meinte, mathematisch genaue Nachahmungen antiker Baukunst doch als mißlungen erscheinen. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, mit welcher geistigen Anstrengung und welchem klaren Bewußtsein der Meister seine Idee verwirklichte. Und dem entspricht dann auch die Ausführung in allen Theilen. Die Sculpturen der Giebelfelder sind z. B. ringsum mit der gleichen Sorgfalt fertig gearbeitet; es ist nicht darauf gerechnet, daß man die der Wand zugekehrten Theile nicht sehe; am Hause der Göttin sollte Alles vollendet sein.

Im Jahre 438 v. Chr. war das Bild der Göttin aufgestellt und der Tempel geweiht worden. Fast ein Jahrtausend blieb er in der Hauptsache unverändert, aber er sollte nicht unversehrt bis auf unsere Zeiten fortbestehen. Zwar wurde er, Anfangs wohl mit verhältnißmäßig geringen Veränderungen, in eine christliche Kirche umgewandelt. Die Bildsäule der Athene wurde entfernt, vielleicht nach Konstantinopel geschleppt, und an die Stelle der jungfräulichen Göttin der Weisheit trat als Besitzerin die heilige Weisheit Gottes (ἡ ἁγία Σοφία), der die Kirche geweiht wurde, später die heilige Mutter

Gottes, die Panagia (ἡ Παναγία Θεοτόκος). Es zeigt sich darin, wie in unzähligen ähnlichen Umwandlungen, die versöhnliche, friedliche Art, in der in Griechenland häufig der Uebergang aus dem abgestorbenen Heidenthum in das Christenthum stattfand: man setzte an die Stelle der alten heidnischen Gottheit den nächstverwandten christlichen Begriff, der denn freilich mit der Zeit sich oft wenig genug von jenem unterschied. Aber auch die Panagia sollte nicht im ruhigen Besitze dieses Hauses bleiben. Wie die h. Sophia in Konstantinopel, mußte auch sie dem Halbmonde weichen; der Parthenon ward zur Moschee. Aber nicht dieser Wechsel der Religionen, denen er diente, war die Hauptursache der Zerstörung, vielmehr schützte er, von gewissen Umänderungen und Verstümmelung eines Theils der Bildwerke abgesehen, im Ganzen das Gebäude. Bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war der Parthenon verhältnißmäßig gut erhalten, wie wir aus Berichten und Zeichnungen wissen. Da trat die verhängnißvolle Katastrophe vom Jahre 1687 ein. In dem Kriege, den damals die Republik Venedig mit der Türkei führte, lief im Herbste jenes Jahres der Admiral Francesco Morosini in den Golf von Aegina ein und landete beim Piräeus, um Athen anzugreifen. Die Griechen schlossen sich den Venezianern an, und die schwache türkische Mannschaft zog sich in die Akropolis zurück. Die venezianischen Landtruppen unter dem Grafen Königsmark rückten vor diese und beschossen sie aus mehreren Batterien mit Mörsern und Kanonen von schwerem Kaliber. Leider hatten die Türken nicht nur andere Habseligkeiten und Vorräthe, sondern auch Schießpulver in dem Tempel, und zwar in dem östlichen Theile, verwahrt. Am 28. September fiel eine Bombe auf das Pulvermagazin, zündete und der ganze östliche Theil der Cella mit den näheren Säulen des Peristyls stürzte zusammen. Ein Theil des Hinterhauses und die beiden Fronten blieben stehen, und zwar so wenig erschüttert, daß nur zwei oder drei Statuen der Giebelfelder von ihren Stellen verrückt wurden, ein schlagender Beweis für den soliden Bau. Die Akropolis fiel nun freilich in die Hände der Venezianer, blieb ihnen aber nicht viel über sechs

Monate, und zu so erfolglosem Unternehmen waren der Parthenon und mehrere andere bis dahin fast unbeschädigte Gebäude ruinirt worden. Auch der Niketempel ist ohne Zweifel damals beim Herannahen der Venezianer von den Türken abgebrochen und in die vor den Propyläen aufgeführte Batterie vermauert worden, aus der man ihn in neuer Zeit herausgezogen hat. Ja beim Abzuge wollte Morosini noch den prächtigen Wagen der Pallas im westlichen Giebelfeld des Parthenon, zur Verherrlichung seines Einzuges in Venedig, herunternehmen; aber die damit beauftragten Leute ließen ihn herabfallen, so daß er, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, zu Staub zertrümmert ward. Das war die Hauptkatastrophe, in Folge deren der Parthenon zur Ruine wurde, aber zu einer Ruine, die noch einen großen Theil des alten plastischen Schmuckes trug. Den hat ihr Lord Elgin im Anfang unseres Jahrhunderts geraubt, wobei es ihm nicht darauf ankam, den Rest des Gebäudes noch weiter zu zerstören. Um die kunstreich eingefügten Metopen herauszunehmen, wurde das prächtige Kranzgesimse herabgestürzt. Weitern Schaden haben die wechselnden Schicksale des Befreiungskrieges gebracht, wogegen dann seit der unabhängigen Constituirung des Landes auch sehr Wesentliches zur Erhaltung des Vorhandenen, zur Aufräumung des Schuttes und Entfernung ungehöriger Zuthaten geschehen ist, wie denn namentlich die hineingebaute Moschee jetzt verschwunden ist.

Und auch in dem jetzigen Zustande übt die Ruine einen unbeschreiblichen Zauber aus, dem niemand widersteht, und mit den übrigen Resten auf der Akropolis bildet sie ein unvergleichliches Ganze. So lange ich in Athen war, bin ich, wenn irgend möglich, täglich hinaufgestiegen, aber jedesmal hat mich der Anblick überwältigt; der Gesammteindruck war immer ein so mächtiger, daß ich kaum dazu kam, das Einzelne genauer zu betrachten. Ich bin zu allen Tageszeiten oben gewesen, und Nachts beim klaren Scheine des Mondes; es ist immer schön, aber am schönsten Abends bei Sonnenuntergang. Nach Norden überblickt man die heutige Stadt, den Lykabettos und die attische Ebene mit dem Oelwalde und dem frischen Grün längs

dem Laufe des Kephissos, begränzt von den schönen nördlichen attischen Gebirgen, nach Süden das Küstenland mit seinen Buchten und Spitzen, dazwischen nach Westen und Südwesten die Hafenstadt, den saronischen Meerbusen mit Aegina, Salamis und den kleinern Felseninseln bis an die zackigen Küsten von Argolis, über denen sich in mehreren Stufen zunächst die Gebirge von Argolis selbst, dann die von Arkadien erheben, die Kuppen der letztern im Frühling noch weit hinab von Schnee bedeckt. Und wenn dann die Sonne jenen Bergen sich nähert und das Meer ihren Glanz zurückwirft, und das Blau des Himmels sich ins glühendste Roth verwandelt, da vergolden die letzten Strahlen die Korä des Erechtheions und die Säulenreihen des Parthenons, und zwischen ihnen durch sehen wir den im Osten sich lang hinstreckenden Hymettos sich rosig und purpurn färben, bis die Sonne sich hinter den Schneegipfeln Arkadiens birgt und nun der mannigfaltigste Farbenwechsel bei der kurzen Dämmerung des Südens rasch dem blinkenden Sternenhimmel weicht. „Verachten Sie uns hier in Rom nicht allzusehr, wenn Sie auf der Akropolis sind", hatte mir beim Abschiede auf dem Capitol halb scherzend Welcker gesagt. Er war zehn Jahre früher in Athen gewesen. Dieser Worte erinnerte ich mich unwillkürlich, so oft ich auf der Burg war. Die Akropolis von Athen ist der Ort, wo Natur und Kunst sich zu dem schönsten harmonischen Ganzen vereinigen, das ich gesehen habe.

So ist die Akropolis und so der Eindruck, den ich von ihr mitgenommen habe. Bei der Beschreibung sind nur die Hauptpunkte, nur die jetzt noch großartig dastehenden Monumente genannt, absichtlich aber sowohl die spärlichen Reste älterer Heiligthümer übergangen, als die Ueberbleibsel römischer Zeit. Unter jenen haben für den Alterthumsforscher besonderes Interesse die Tempel der Artemis Brauronia und der Athene Ergane, beide einst zwischen den Propyläen und dem Parthenon gelegen, aber fast spurlos verschwunden; Werke römischer und zwar augusteischer Zeit sind ein Tempel der Roma und des Augustus, von dem einige Stücke östlich vom Parthenon liegen und ein kolossales Postament gegenüber dem Niketempel, links von

der großen Aufgangsstiege, das einst die Reiterstatue des M. Vipsanius Agrippa trug, eines Mannes, der sich den Athenern freundlich gezeigt und ihnen auch den Augustus günstig gestimmt hatte. Aber diese Werke gehören nicht mehr der Akropolis des freien blühenden Athen an.

Noch haben wir aber von den Heiligthümern und öffentlichen Gebäuden zu sprechen, welche sich außerhalb der Mauern an den Felsen und an dem Abhange der Burg befanden. Die größere Zahl freilich der uns bei Pausanias und andern alten Schriftstellern genannten ist verschwunden, aber einige ziehen noch jetzt die Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe früher darauf hingewiesen, wie gern die Griechen die in ihren zerklüfteten Bergen häufig vorkommenden Grotten verschiedenen Gottheiten weihten. Auch der Fels der Akropolis hat eine Anzahl solcher, denen die Athener ihre Besitzer angewiesen hatten. Sie befinden sich alle ungefähr in gleicher Höhe, wo der Felsen senkrecht aus den weniger steilen Abhängen des Hügels emporsteigt, so daß sie, wenn auch mit einiger Mühe, zugänglich sind. Besonders namhaft war eine, welche, unter dem nördlichen Flügel der Propyläen gelegen, dem Pan geheiligt war. Diesem arkadischen Heerdengotte, der früher in Athen keinen Cultus gehabt hatte, war sie geweiht worden, als er, wie die Athener glaubten, ihnen in der Schlacht von Marathon hülfreich zur Seite gestanden hatte. Zahlreiche Nischen in den Wänden zeigen noch, daß auch hier einst viele Votivtafeln und Weihgeschenke aufgestellt waren*). Nicht weit west=

*) Nach Pausanias I, 28, 4, wo freilich die Lesart nicht ganz sicher ist, scheint die gleiche Höhle dem Pan und Apollon heilig gewesen zu sein, also wie die bei Vari und andere mehr. Da sie schon im altattischen Mythus von Ion mit Apollon in Verbindung gebracht wird, der hier mit Kreusa zusammengekommen sein soll, so war sie vielleicht zuerst dem Apollon allein geweiht, bis nach der Schlacht bei Marathon auch dem Pan dort ein Bild und Altar aufgestellt wurde. Doch ist unmittelbar daneben etwas östlicher noch eine zweite kleinere Grotte (nicht mit der Aglaurosgrotte zu verwechseln), so daß möglicher Weise auch jeder der beiden Götter seine besondere Localität hatte. Sehr begreiflich ist aber, daß von Apollon, der noch manches andere Heiligthum in Athen hatte, hier weniger die Rede ist, als von Pan, dem bei einem so vielbesprochenen Ereig=

lich von der Grotte ist heute, wie im Alterthume, die Quelle Klepsydra, aber sie ist wenigstens jetzt in die Vorwerke der Akropolis eingeschlossen, so daß der Zugang zu ihr von der großen Aufgangstreppe her hinter dem Postament des Agrippa stattfindet. Man steigt auf einer erst in neuer Zeit überwölbten, übrigens alten in den Felsen gehauenen Treppe von etwa fünfzig schmalen Stufen, die ich schon oben erwähnt habe, zu der Brunnenkammer hinab, in der eine unterirdische, an den sehr verdorbenen Wandmalereien noch kenntliche byzantinische Kapelle angebracht ist. Hier ist die marmorne Brunneneinfassung des noch ziemlich tief unten sichtbaren Wassers, das man mit Eimern heraufziehen muß. Durch eine runde kleine Oeffnung fällt sehr spärliches Licht von oben herab. Die jetzige Ummaurung der Klepsydra, wodurch sie in die Befestigung der Burg gezogen ward, hat 1822 Odysseus gebaut, aber ohne Zweifel war sie schon im Alterthum in die oben besprochenen Vorwerke geschlossen.

An der gleichen Nordseite des Burgfelsens, aber bedeutend weiter östlich, schon unterhalb dem einst zum Erechtheion gehörigen heiligen Bezirke, ist eine andere, jetzt vorn mit einer Mauer und Schießscharten versehene Höhle. Aus ihr führt ein enger steiler Felsengang, offenbar natürlichen Ursprungs, auf das Plateau der Akropolis, wo er nicht weit westlich vom Erechtheion mündet. Eine kleinere Höhle folgt weiter östlich in gleicher Höhe, gerade unter dem Erechtheion. In dieser Gegend am Abhange der Akropolis war, wie wir wissen, ein Heiligthum der Kekropstochter Aglauros, die hier in Verbindung mit Athene einen geheimen Cultus hatte. Die Sage erzählte, Athene habe den drei Töchtern des Kekrops, Pandrosos, Aglauros und Herse, eine geheimnißvolle Lade zur Bewahrung übergeben, mit dem Befehl, sie nicht zu öffnen. Nur Pandrosos sei gehorsam geblieben, die beiden andern Schwestern aber hätten, von Neugier getrieben, die Lade geöffnet, in der das wunderbare Kind des Hephästos und

---

niß, wie die Schlacht bei Marathon, hier sein einziges Heiligthum in Athen angewiesen worden war.

der Erde, Erichthonios mit Schlangenfüßen, gewesen sei. Darob von Wahnsinn ergriffen, hätten sie sich von den Felsen der Burg hinabgestürzt. Pandrosos wurde, wie wir früher schon gesehen haben, mit der Athene in dem Erechtheion verehrt; Aglauros aber auch erhielt ihr Heiligthum, wo sie sich hinabgestürzt hatte, und vielleicht auch Herse, wenn uns gleich der Ort nicht angegeben wird. Es kann auffallen, daß auch die ungehorsamen Schwestern ihren Cultus hatten, und so mochte eine andere Sage willkommen erscheinen, wonach Aglauros sich für die Rettung des Vaterlandes freiwillig geopfert hatte. Das schien besonders gut dazu zu passen, daß die jungen Athener, wenn sie bei dem Eintritt der Mündigkeit wehrhaft gemacht wurden, im Aglaurosheiligthum den Bürgereid schworen. Und doch ist diese Sage wohl spätern Ursprungs, vielleicht gerade aus dem Herkommen entstanden, daß man dort den Eid leistete. Das wahre Wesen der drei Schwestern, das in jenem ersten Mythus allerdings sehr verhüllt ist, aber in Verbindung mit anderen Zügen hervortritt und am deutlichsten in den Namen sich ausspricht, war das von Göttinnen des Thaues, den sie in verschiedenen Formen ausdrücken, und daß in einer Naturreligion, im trockenen Attika das feuchte Naß des Himmels seinen Cultus erhielt, begreift sich leicht. Unter den steilen Felsen hatte also Aglauros ihren geweihten Bezirk, ob darin auch ein Gebäude, wird nicht berichtet. Eine kleine Capelle, die am Wege aus der untern Stadt vom Horologium der Andronikos her nach der Akropolis, ungefähr unterhalb der Höhle liegt und aus alten Werkstücken erbaut ist, hat die Vermuthung veranlaßt, daß dort das Aglaurion gestanden habe, und es liegt allerdings nahe, bei der Capelle, an der man jedesmal, wenn man auf die Akropolis steigt, dicht vorbei kommt, nach dem alten Heiligthume zu fragen, dem sie entnommen ist und zunächst ans Aglaurion zu denken. Doch läßt sich Sicherheit nicht gewinnen; es waren noch andere Heiligthümer in der Nähe, von deren einem die Bruchstücke herrühren können, und die Erzählung von der Eroberung der Akropolis durch die Perser scheint eher für die jetzt gewöhnliche Meinung zu sprechen, daß die Höhle

mit dem Felsengang das engere Heiligthum der Aglauros gewesen, an das sich der geweihte Bezirk (das τέμενος) anschloß. Denn Herodot sagt in Uebereinstimmung mit Pausanias, die Perser seien beim Aglaurion in die Burg hinaufgestiegen, und die Oertlichkeit erlaubt an keinen andern Weg, als den Felsengang zu denken, durch den sie unbemerkt den Vertheidigern in den Rücken kamen. Jedenfalls ergiebt sich wohl daraus, daß die Höhle zum Aglaurosheiligthume gehörte, selbst wenn noch ein besonderes Gebäude daneben sollte existirt haben. Daß die weiter östlich gelegene Höhle, wie vermuthet worden ist, der Herse geweiht gewesen, bezweifle ich, da wir nirgends etwas davon lesen und Pausanias schwerlich versäumt hätte, es zu sagen, wenn neben dem Heiligthum der Aglauros ein ähnliches der Herse gewesen wäre, oder beide Schwestern denselben Bezirk mit den zwei Höhlen gehabt hätten, da er bei der Angabe über die Lage des Aglaurions des Schicksals der beiden Schwestern gedenkt. Doch zeigen Nischen in den Wänden, daß auch diese Höhle in alter Zeit zu religiösen Zwecken benutzt worden ist.

An Höhe und Breite endlich, obwohl nicht an Tiefe, werden die genannten Höhlen übertroffen von einer an der schmalen Ostseite des Felsens. Spuren alter Bearbeitung habe ich zwar durchaus keine daran finden können, erinnere mich auch nicht, daß Andere solche erwähnen; dennoch dürfen wir sicher voraussetzen, daß auch sie irgend einer Gottheit geweiht war. Daß aber das Eleusinion oder das Palladion hier war, wie vermuthet worden ist, das sind sehr schwach begründete Hypothesen.

Diese Grotten sind also die einzigen Ueberreste der einst zahlreichen Heiligthümer an dem Nord- und Ostabhange des Burghügels. Auch an der Südseite sind sie zum größern Theil verschwunden, hingegen sind hier noch Spuren eines Gebäudes sichtbar, das an Wichtigkeit kaum von einem andern übertroffen wurde, des Theaters. Ein griechisches Theater hatte eine ganz andere Bedeutung, als ein modernes; es war der Ort, wo den Göttern zu Ehren Chöre und die daraus erwachsenen Tragödien und Komödien aufgeführt wurden, und

später benutzte man es dann auch zu allen größern Versammlungen festlicher oder politischer Art. Jene Aufführungen fanden nur an großen Festen, die dramatischen speciell an den Festen des Bakchos oder Dionysos statt, unter der Leitung der obersten Staatsbehörden und der Theilnahme der ganzen Bevölkerung und zahlreich dazu herbeiströmender Fremden. Die ersten Dichter kämpften um den Preis und die reichsten Bürger wetteiferten als Vertreter ihrer Stämme in prachtvoller und kostbarer Ausstattung der Stücke. Die dramatische Poesie war die jüngste der verschiedenen Gattungen, die die Griechen hervorgebracht haben und in ihrer vollkommenen Form recht eigentlich ein Erzeugniß des attischen Geistes. Unter der Herrschaft des kunstsinnigen Pisistratos treten erst ihre Anfänge ans Licht. Anfangs begnügte man sich, für die paar Feiertage jeweilen hölzerne Gerüste in dem großen Tempelbezirke des Bakchos, der sich an der Südseite der Burg ausdehnte, aufzuschlagen. Als diese aber einmal im Jahre 500 v. Chr. unter dem Gedränge der Menschen zusammengestürzt waren, wurde der erste Bau eines steinernen Theaters unternommen und auch bald so weit gefördert, daß die Aufführungen dort stattfinden konnten, wiewohl die gänzliche Vollendung erst in viel spätere Zeiten fällt. Zwei Haupttheile müssen wir bei dem griechischen Theater unterscheiden, oder sofern der erstere wieder zwei bestimmt unterschiedene Räumlichkeiten enthält, drei. Der eine war für das spielende Personal bestimmt, für die Schauspieler und den Chor, und scheidet sich in Scene und Orchestra. Das Scenengebäude bestand aus einer gegen die Zuschauer gerichteten Façade, die nach Bedürfniß verschieden decorirt werden konnte und mit den Seitendecorationen, unsern Culissen vergleichbar, einen nicht tiefen, aber breiten Raum, das Proscenium, umfaßte, auf dem sich die Schauspieler bewegten. Vor diesem, aber einige Stufen niedriger, lag halbkreisförmig die Orchestra, das heißt der Tanzplatz, wo der mehr oder weniger zahlreiche Chor sich aufstellte und seine Bewegungen und Tänze ausführte. Der zweite Theil war der für die Zuschauer bestimmte und stieg in concentrischen, sich hinter einander erhebenden Sitzreihen um die Orchestra auf. Wo

möglich wählte man für die Theater die Lage an einem Abhange, der als natürliche Substruction für die emporsteigenden Sitze benutzt wurde, ja bisweilen wurden diese geradezu in den Felsen gehauen, wie das zum Beispiel in Argos und Chäronea der Fall war. So war auch zu Athen das Theater in den Abhang hineingebaut, der von dem Burgfelsen unterhalb des Parthenons sich nach der Ebene hinabzieht. Dreißigtausend Menschen hat es nach alten Nachrichten gefaßt, und Architektur und Sculptur hatten zu seiner würdigen Ausstattung beigetragen. Jetzt freilich ist das Scenengebäude ganz verschwunden, von dem Sitzraum für die Zuschauer erkennt man nur die allgemeine Form und sieht einige wenige Stufen. Eine Menge griechischer Theater in den übrigen Theilen Griechenlands, in Sicilien, Unteritalien, Kleinasien, sind unendlich besser erhalten; denn bald verbreitete sich die athenische Erfindung in alle Länder griechischer Zunge so sehr, daß ein Theater als ein wesentlicher Bestandtheil einer Stadt betrachtet wurde. Und von den Griechen nahmen mit geringer Veränderung die Römer das Theater und trugen es in die eroberten Länder, wie ja in unserer nächsten Nähe noch die Ruinen des Theaters von Augusta Rauracorum bezeugen, die viel bedeutender sind, als jene in Athen. Trotzdem erwecken aber die dürftigen Spuren des Dionysostheaters in Athen ganz andere Gedanken und Gefühle in dem Beschauer, als alle jene andern; nicht etwa nur, weil es das erste war, dem alle andern nachgebildet sind, wiewohl auch das Beachtung verdient, sondern darum hauptsächlich, weil es die Wiege der dramatischen Kunst gewesen ist und die Stätte, wo sie ihren höchsten Triumph gefeiert hat. Was wissen wir von jenen Theatern anderer Städte viel, als daß in ihnen an verschiedenen Festen mehr oder weniger glänzende Feierlichkeiten stattfanden, daß in ihnen die Poesien in Athen berühmt gewordener Meister wiederholt, oder wohl auch die jetzt längst verschollener Dichter untergeordneten Ranges aufgeführt worden. Nur wenige machen eine Ausnahme, wie etwa das große und vortrefflich erhaltene Theater in Syrakus, sofern sich daselbst eine eigenthümliche, in ihrer Art ausgezeichnete Gattung der Komödie, die dorische des

Epicharmos, entwickelt und selbst Aeschylos dort neue Stücke zur Aufführung gebracht hat. Aber das Theater in Athen ist der eigentliche Schauplatz der Geschichte der dramatischen Poesie. Hier haben Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre Meisterwerke dem attischen Volke zur Beurtheilung vorgelegt, und während sie darum rangen, von Seiten dieses feinst auffassenden Theaterpublicums den Preis zu erhalten, zugleich durch würdige Darstellung der Gesetze einer göttlichen Weltordnung die edleren Gefühle im Volke geweckt und gestärkt. Die attische Tragödie ist nicht nur ein intellectuelles Bildungsmittel gewesen, sondern eben so sehr ein sittliches, und der mildere Sinn des athenischen Volkes war, wie schon Niebuhr, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo gesagt hat, wesentlich durch sie bedingt. Und wie die Tragödie allen ihren Ernst und ihre religiöse Feierlichkeit hier entfaltete, so führte ihr Gegenpol, die Komödie, am gleichen Orte dem Publicum mit kecker Genialität die phantastischen Bilder vor, in denen sie die Kehrseite des Lebens darstellte. Hier griff Aristophanes mit seiner beispiellosen Kühnheit die mächtigen Demagogen und Volksverführer an und stellte jene glänzenden Bilder der Heldenzeit der Perserkriege der, wie er meinte, verdorbenen Gegenwart gegenüber. Hier ist endlich, hauptsächlich durch Philemon und Menander, die neuere Komödie ausgebildet worden, welche erst der römischen und dann mittelbar der modernen zum Vorbilde geworden ist. Es ist also das athenische Theater der Schauplatz einer litterarischen Entwicklung, wie es einen andern nicht mehr giebt; und außerdem wurden hier eine Menge bürgerlicher Handlungen von größter Wichtigkeit vorgenommen. Hier wurden später Volksversammlungen abgehalten, hier die Söhne der im Krieg Gefallenen, wenn sie mündig geworden waren, mit Wehr und Waffen unter die Vollbürger aufgenommen, und verdiente Bürger mit goldenen Kränzen beehrt. So kann man kaum einen andern Punkt finden, der reichere Erinnerungen aus der Geschichte des menschlichen Geistes weckt, als die paar Stufen, die uns von diesem Theater übrig geblieben sind.

Darum betrachtet man denn auch mit viel mehr Gleichgültigkeit

die ungleich besser erhaltene, nah gelegene Ruine eines Baues von verwandter Bestimmung, des Odeon des Herodes oder der Regilla. Odeen waren Gebäude, die auch zu öffentlichen Aufführungen bestimmt waren, aber zu solchen, wo die Musik mehr vorherrschte, als in der Tragödie und Komödie, bei denen sie zwar auch nicht fehlte, aber doch nur in zweiter Linie mitwirkte. Sie scheinen im Ganzen ein kleineres Publicum angezogen zu haben. Die Gebäude waren daher weit weniger umfangreich, als die Theater, und um den Ton mehr zusammenzuhalten, mit einem Dache versehen, während die Theater oben ganz offen waren und höchstens gegen die Sonnenstrahlen Tücher darüber gespannt wurden. Auch unter den Bauten des Perikles wurde ein Odeon besonders wegen der kunstreichen Construction des Daches bewundert. Es lag östlich vom Theater und wurde im mithradatischen Kriege, als Sulla Athen eroberte, zerstört. Obwohl nachher wieder hergestellt, ist es jetzt spurlos verschwunden. Gehen wir hingegen vom großen Theater nach Westen, längs der Ruine einer einst von König Eumenes von Pergamum erbauten Halle, so treffen wir gerade unter dem gewöhnlichen Eingang in die Akropolis auf die sehr ansehnlichen Reste des Odeons, das der oft genannte Herodes in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bauen ließ. Er nannte es Odeon der Regilla, nach seiner verstorbenen Frau, die er durch mancherlei Monumente ehrte, indem er dadurch, wie es scheint, die Behandlung in Vergessenheit bringen wollte, die er ihr während ihres Lebens hatte zukommen lassen. Er wurde nämlich beschuldigt und von dem Bruder der Regilla angeklagt, daß er deren Tod durch Mißhandlungen herbeigeführt, die ihr ein Freigelassener auf seinen Befehl zugefügt habe, und wenn er auch freigesprochen wurde, so macht doch die Art, wie sein Biograph und Lobredner Philostratos die Sache erwähnt, den Eindruck, als sei die Klage keineswegs aus der Luft gegriffen gewesen. Nach dieser Regilla also benannte er auch das Odeon. Welches Bedürfniß den Bau veranlaßte, ist schwer zu sagen, die Eitelkeit des Herodes war wohl die Hauptveranlassung dazu. Es war aber ein vielbewundertes Gebäude und soll das größte Odeon in Griechen-

land gewesen sein. Und dennoch sieht man es, trotz seiner ziemlich guten Erhaltung, ziemlich gleichgültig an. Große Erinnerungen knüpfen sich natürlich keine daran und gegen die Gebäude der römischen Zeit, deren Charakter es entschieden trägt, wird man in Griechenland bald stumpf. Sie sind hier etwas Fremdartiges, das hinter dem Altgriechischen überdies an Schönheit weit zurücksteht, und als Denkmäler betrachtet nur Zeugniß einer Zeit des Verfalls.

Mehr Aufmerksamkeit erregen einige kleine mit dem Dionysostheater im engsten Zusammenhang stehende Monumente. In den Wettkämpfen des Theaters wurden als Preis Dreifüße gegeben und diese dann von den Siegern den Göttern geweiht und an öffentlichen Orten aufgestellt, auf mehr oder weniger kunstreichen und kostbaren Unterbauen oder Postamenten. Nun ist gerade über den obersten Sitzstufen des großen Theaters eine Höhle, heutzutage zu einer Capelle des Panagia Spiliotissa*), der h. Jungfrau von der Grotte, benutzt. Im Alterthum war sie dem Dionysos, dem Schutzgotte des Theaters, geweiht und ein Sieger, Thrasyllos, hatte sie im ersten Jahre der hundert und fünfzehnten Olympiade, oder 319 v. Chr., mit einem schönen Vorbau geschmückt. Zwei Eckpfeiler und einer in der Mitte trugen das Gebälk, über dem noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts eine Statue saß, die vielleicht einst den Dreifuß trug. Auf beiden Seiten der Statue hat etwa fünfzig Jahre später der Sohn des Thrasyllos, Thrasykles, Denkmäler für choregische Siege aufgestellt. Die Statue hat Lord Elgin nach England entführt, diesmal zum Glücke; denn im Befreiungskriege ist das Monument zum größten Theile zerstört worden. Die Trümmer liegen jetzt mit den Inschriften vor der Höhle. Die Architektur dieses Monumentes hat für uns Basler ein besonderes Interesse, da sie dem Erbauer unseres Museums, dem verstorbenen Architekten Berri, die Idee zu den Fenstern gegeben hat, nur daß er statt eines Pfeilers je zwei zwischen die Seitenpfosten gestellt hat.

*) Dies ist die gewöhnliche Benennung. Roß nennt sie (Archäol. Aufsätze, S. 263) Chrysospiliotissa, von der goldenen Grotte.

Ueber diesem schönen choregischen Monumente des Thrasyllos stehen noch auf fast unzugänglichen Felsvorsprüngen zwei einzelne Säulen von verschiedener Größe mit dreieckigem Capitäl, worauf einst auch Dreifüße standen. Doch zeigen die dazu gehörigen Inschriften, daß sie einer späten römischen Zeit angehören, wie überhaupt die Sitte, einzelne Säulen als Postamente von Bildsäulen und andern Gegenständen anzuwenden, der ältern griechischen Zeit ziemlich fremd ist und erst unter den Römern recht ausgebildet wurde, wo sie in der Trajanssäule ihren Höhenpunkt erreicht hat*).

Das schönste der choregischen Denkmäler aber und überhaupt eines der niedlichsten Gebäude des Alterthums liegt etwas entfernter, südlich vom Theater, als einziges Ueberbleibsel der Straße, die einst „die Dreifüße" hieß, weil an derselben eine Menge Dreifüße auf kleinen Tempeln aufgestellt waren. Diese Tempel waren mit prächtigen Werken der Sculptur geziert; unter andern stand in einem eines der berühmtesten Werke des Praxiteles, der Satyr. Das einzige erhaltene Gebäude dieser Art (der eherne Dreifuß ist natürlich längst verschwunden) führte sonderbarer Weise lange den Namen „die Laterne des Demosthenes" und man erzählte, der Redner habe sich hier für seine rhetorischen Studien eingeschlossen. Es ist aber, wie die Inschrift darauf berichtet, das choregische Monument eines Lysikrates, der im Jahre 335 v. Chr., zur Zeit Alexander des Großen, einen Sieg mit einem Knabenchor gewonnen hatte. Auf einer etwa vierzehn Fuß hohen viereckigen Basis erhebt sich ein thurmähnlicher Rundbau, mit sechs mehr als zur Hälfte aus der Mauer vortretenden korinthischen Säulen. Ueber dem Gebälk, das sie tragen, läuft das Dach spitz zu, erweitert sich aber oben wieder zu einem mit Akanthusblättern reich verzierten Gestell für den Dreifuß; die ganze Höhe be=

---

*) In der ältern griechischen Zeit kommen solche Säulen wohl nur als Postamente für kleinere Gegenstände vor, wie z. B. das goldene Bild eines Mädchens auf einer Säule (κόρη χρυσῆ ἐπὶ στήλης) unter den Weihgeschenken im Hekatompedos. Corp. Inscr. Gr. n. 141 b, Z. 6 und Böckh, Athen. Staatshaush. II, S. 79 ff.; doch ist στήλη vielleicht gar keine eigentliche Säule.

trägt vierunddreißig Fuß. Es ist das älteste erhaltene Gebäude, in dem die korinthischen Säulen allein angewandt sind, freilich nicht ganz freistehend, und sie sind mit großer Zierlichkeit ausgeführt; auch das Gebälk ist sehr reich, dessen Fries mit einer Darstellung aus dem Sagenkreise des Bakchos geschmückt ist. Der Gott war, wie die Sage erzählte, von tyrrhenischen Seeräubern, die ihn für einen Königssohn hielten, geraubt worden. Aber die Banden fielen von seinen Händen. Umsonst warnt der Steuermann; da fließt Wein durch das Schiff, Reben und Ephen umranken den Mastbaum und der Gott, in einen Löwen verwandelt, erschreckt die Frevler so, daß sie sich ins Meer stürzen und in Delphine verwandelt werden. So ist die älteste Erzählung in einem homerischen Hymnus. Der Künstler hat die Sage nach seinen Zwecken frei gestaltet. Satyrn als Gefährten des Gottes führen die Züchtigung der Seeräuber aus, von denen ein Theil unter ihren Schlägen büßt, während andere sich köpflings ins Meer stürzen und im Sturze in Delphine verwandelt werden. Zu dieser bewegten Scene, die dem Künstler die verschiedensten Motive gewährte, bildet der Gott selbst den schönsten Contrast. Während sein Wille von seinen Dienern ausgeführt wird, sitzt er von den Leidenschaften unberührt in heiterer Ruhe in der Mitte und bietet einem Löwen eine Schale zum trinken; links und rechts, ihn von dem Getümmel trennend, sitzt je ein jugendlicher schöner Satyr. Dieses kleine Relief ist mit ungemein viel Geist und Leben entworfen, wenn auch der Ausführung etwas Flüchtigkeit vielleicht mit Recht vorgeworfen wird. Wir haben hier schon Arbeit aus der Zeit, wo die Kunst mehr auf Zierlichkeit und Anmuth, als auf die großartige Schönheit der Periode des Phidias hinarbeitete, gerade aber für den hier behandelten Gegenstand eignet sich diese spätere Richtung sehr, wie ja der ganze Kreis der dionysischen Gestalten, sowie der der Aphrodite und des Eros, wo das sinnlich Reizende oder auch leidenschaftlich Bewegte vorherrschend sind, erst seit Praxiteles recht ausgebildet worden ist.

Das etwa sind die Ueberreste des alten Athen, welche auf der Burg und zunächst an und unter ihr auch jetzt noch die Bewunderung

oder doch die volle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es giebt Leute, die sagen, man habe in Athen außer der Burg nichts zu sehen und es liegt etwas Wahres darin; denn vor der Herrlichkeit der Akropolis tritt alles Andere zurück; aber wenn die Burg nicht da wäre, so würde man nach Athen reisen, um den Tempel des Theseus zu sehen, dem an Erhaltung kein anderer in Griechenland gleichzustellen ist, und wären die Säulen vom Riesentempel des olympischen Zeus in Italien, so würden sie den Strom der Touristen anlocken. Werfen wir daher noch einen kurzen Blick auf die untere Stadt mit ihrer nächsten Umgebung, in der die beiden genannten Tempel die bedeutendsten, aber darum nicht die einzigen beachtenswerthen Reste des Alterthums sind.

Die untere Stadt.

Wie oben schon gesagt, beabsichtige ich auch hier nicht eine Topographie der alten Stadt, sondern will nur einige besonders bemerkenswerthe Punkte hervorheben. Betrachten wir zuerst den sogenannten Tempel des Theseus, der nördlich vom Areopag auf einer mäßigen Erhöhung liegt. Sie ist der letzte Ausläufer der früher beschriebenen Hügelgruppe, aber doch viel niedriger, als jene Hügel selbst und schon zur Unterstadt zu rechnen. Theseus war bekanntlich der König, dem Athen vorzugsweise seine spätere Größe verdankte, sofern er das früher nur lose zusammenhängende Attika zu einem Staate vereinigt hatte. Man betrachtete ihn darum später geradezu als den Gründer der Staatsordnung, welche das Lebenselement Athens wurde, der Demokratie. Zugleich war er ein ritterlicher Held, der, wie Herakles, ruchlose Menschen strafte, Ungethüme bezwang, überhaupt Ordnung und Gesittung begründete und schirmte. Aber seine Verdienste und seine Aufopferung hatten nicht vermocht, ihm eine ruhige Regierung bis an sein Ende zu sichern. In der letzten Zeit waren neue Parteikämpfe ausgebrochen, in Folge derer er vertrieben worden war und

auf der Insel Skyros im ägäischen Meere eine Zufluchtsstätte fand, wo ihn bald der Tod erreichte. Als nach den Perserkriegen Kimon diese von Seeräubern bewohnte Insel eroberte, gedachte man wieder des alten Fürsten und Wohlthäters. Ein Orakel gebot, seine Gebeine nach Athen zu bringen. Ein Adler, heißt es, zeigte die Stätte, wo er begraben war und Kimon fand daselbst, als er nachgraben ließ, die riesigen Ueberreste des Helden mit Lanze und Schwert aus Erz. Sie wurden unter feierlichem Gepränge nach der Vaterstadt gebracht und ihm nun ein Heiligthum errichtet, das man jetzt fast allgemein in dem wohlerhaltenen Tempel auf jener Höhe zu erkennen glaubt, wiewohl für die Identität desselben keineswegs eine sichere Ueberlieferung da ist, wie etwa für den Parthenon, das Erechtheion oder den Tempel des olympischen Zeus. Daher ist auch die Bestimmung nicht ohne Widerspruch geblieben. L. Roß hat mit nicht verächtlichen Gründen die Stelle des Theseions an einem andern Platze gesucht und den bisher dafür gehaltenen Tempel dem Kriegsgotte Ares zugewiesen*). Was er gegen die Meinung, daß der Tempel das Theseion sei, anbringt, scheint mir schwer zu widerlegen; weniger überzeugend aber sind für mich die positiven Gründe, daß es der Arestempel sei. Ohne also damit etwas entscheiden zu wollen, bleibe ich in Ermanglung einer andern sichern Bestimmung bei der herkömmlichen Benennung, die wenigstens das Gute hat, daß sie mit der Zeit, auf welche die Architektur des Tempels hinweist, in Uebereinstimmung ist.

Dieser Tempel also ist ein Gebäude, das in seiner Construction mit dem Parthenon eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit hat, nur alterthümlicher, kleiner und weniger reich ausgeschmückt ist. Es ist, wie so viele ältere Tempel, ein dorischer Hexastylos Peripteros, er hat einen Säulenumgang von je sechs Säulen an den Fronten und je dreizehn an den langen Seiten. Die Cella hat an der Ostseite

*) Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Eine archäologisch-topographische Abhandlung von L. Roß; Halle, 1852. Es ist eine Umarbeitung und Erweiterung eines griechischen Aufsatzes: *τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως* (Athen, 1838).

einen tiefern, an der Westseite einen weniger tiefen Vortempel (Pronaos und Posticum) mit je zwei Säulen zwischen den beiden Anten. Die ganze Länge beträgt nur 104 Fuß, die Breite 45, die Höhe bis zur Spitze des Giebels 33½, also nicht die Hälfte des Parthenons, und während die Säulen des Parthenons etwas über 6 Fuß Durchmesser und 34 Fuß Höhe haben, messen die des Theseions im untern Durchschnitte nur 3 Fuß 4 Zoll und fast 19 Fuß in der Höhe. Es sind aber nicht nur diese Dimensionen, in denen der Theseustempel weit hinter dem Parthenon zurücksteht, sondern der ganze plastische Schmuck ist noch in beschränkterem Maße angebracht. Ueber die Bildsäulen des Giebelfeldes können wir nicht mehr urtheilen, da sie ganz und gar verschwunden sind. Daß am östlichen Giebel solche angebracht waren, ist sicher, man sieht noch die Nägel zu ihrer Befestigung; ob auch am westlichen, ist streitig, Nägel sieht man wenigstens von unten keine, L. Roß aber sagt, daß man auf dem Boden desselben die deutlichen Spuren von sechs bis sieben Figuren sehe. Ich selbst habe leider versäumt hinaufzusteigen. Von den achtundsechzig Metopen sind nur die zehn der Ostfronte und auf jeder Langseite die nächsten vier, also achtzehn mit Reliefs verziert. Die zehn der Ostfronte enthalten Thaten des Herakles, die acht an den Langseiten solche des Theseus. Die andern fünfzig sind alle glatt geblieben und haben ohne Zweifel einst gemalte Figuren gehabt. Endlich lief nicht ein mit Figuren geschmückter Fries rings um die Cella, sondern dieser Schmuck ist nur über den beiden schmalen Seiten angebracht, und zwar läuft der östliche Fries über die Cella hinaus, auf beiden Seiten auch noch über die Breite des Peristyls, während der westliche sich auf die Breite der Cella beschränkt. Auf diesem, dem westlichen, ist ein Kampf der Kentauren und Lapithen, in dem auch Theseus sich ausgezeichnet hatte, angebracht; auf dem östlichen ist auch eine Kampfesscene dargestellt, in der O. Müller den Streit des Theseus und der Pallantiden hatte erkennen wollen, Ulrichs dagegen die siegreiche Schlacht des Theseus und der unter seinen Schutz geflüchteten Herakliden gegen deren Feind und Verfolger, König Eurystheus von My-

kenä, wo denn freilich die sämmtlichen Darstellungen sehr schön zu einem Tempel des Theseus passen würden. Die beiden Friese sind schrecklich verstümmelt, übrigens von vortrefflicher Arbeit, das Relief aber viel runder, als am Parthenon, den Metopen nahekommend. Ueberall also sehen wir die Anfänge von dem, was am Parthenon erst zur gänzlichen Vollendung gebracht ist, und selbst der Umstand, daß der Fries verhältnißmäßig hoch gearbeitet ist, scheint mir dahin zu rechnen, obschon man auch wohl darin einen Vorzug hat finden wollen*); denn offenbar ist die feine Unterscheidung, die am Parthenon zwischen Fries und Metopen statt hat, eine weitere Entwicklung und die kunstreiche Behandlung des ganz flachen Reliefs eine der Eigenthümlichkeiten der ächt griechischen Kunst auf ihrer höchsten Stufe.

So bildet das Theseion mehr als irgend ein anderer Tempel für uns den Uebergang von den ältern dorischen Tempeln zu denen der vollendetsten attischen Zeit, aber so, daß es dieser schon ganz nahe steht; auch das Säulenverhältniß ist noch etwas weniger schlank als am Parthenon. Sehr ähnlich ist ihm in dieser Hinsicht der Tempel in Sunion, den ich als ungefähr der gleichen Zeit angehörig betrachte, nur daß dort die Säulen statt der zwanzig Cannelirungen des Theseustempels blos sechszehn haben.

Besonders interessant ist das Theseion auch durch die in den Säulenhallen zum Theil sehr wohlerhaltene Felderdecke und durch die an dieser sowohl, als an andern Theilen sichtbaren Reste der Bemalung, wie denn überhaupt der treffliche Zustand, in dem es auf uns gekommen, vorzugsweise erfreulich ist. Es steht dadurch über allen griechischen Tempeln und selbst in Rom wird es in dieser Hinsicht von größern Tempeln wohl nur von dem Pantheon übertroffen. Es verdankt diese Erhaltung der frühen Umwandlung in eine christliche Kirche. An die Stelle des hellenischen Inhabers trat der ritterliche heilige Georg, dessen Kirche es auch während der ganzen Zeit der

*) Leake, Topogr. von Athen, deutsche Uebersetzung der 2. Ausg., S. 366. 367.

türkischen Herrschaft geblieben ist, und die Lage in der Unterstadt hat es von den Katastrophen bewahrt, welche die in der Burg belegenen Heiligthümer in Folge kriegerischer Ereignisse zu verschiedenen Zeiten betroffen haben. Nur die zwei Säulen am östlichen Vortempel haben weichen müssen, weil hier ein halbrunder Ausbau angefügt wurde; das Dach der Cella ist neu und auch der größere Theil der Decke des Säulenganges fehlt. Ein eigenthümliches Andenken hat sich der, wenn ich nicht irre, letzte türkische Statthalter gestiftet. Es wurde ihm berichtet, daß hinter der östlichen Giebelwand Bienen ihre Zellen gebaut hätten, und um denen beizukommen und den Honig zu gewinnen, ließ er einige große Quader nebst einem Theil des Dachgesimses herunterreißen; sie liegen noch heute vor dem Tempel. Sonst bietet er, aus einiger Entfernung gesehen, noch jetzt den Anblick eines ganz erhaltenen Gebäudes dar.

Gegenwärtig ist er zu einer Art von Museum umgewandelt, welches mit Resten des Alterthums, Inschriften, Grabmonumenten, Reliefs, Bildsäulen so angefüllt ist, daß man Mühe hat, sich darin zu bewegen, und da die Cella nicht alle hier aufgehäuften Gegenstände zu fassen vermag, sind viele in die Vorräume gestellt, oder stehen und liegen vor dem Tempel umher. Den heiteren Eindruck, wie die italienischen Museen, gewährt daher diese Sammlung allerdings nicht, um so weniger, als durchaus nichts ergänzt ist und die Torsen und Fragmente ein wahres Bild der Zerstörung geben; aber auf der andern Seite braucht man sich auch nicht über falsch aufgesetzte Köpfe oder verkehrte Restaurationen zu ärgern, womit selbst das vaticanische Museum noch in neuester Zeit bereichert worden ist*). Für die Kunstgeschichte ist die Sammlung von großer Wichtigkeit.

---

*) Ein Beispiel dieser Art ist der 1848 gefundene Apoxyomenos, ohne Zweifel eine Copie nach einer Statue von Lysippos. Man hat dem Athleten einen Würfel gegeben, den er gar zierlich zwischen zwei Fingern hält, nach falschem Verständniß der Stelle des Plinius nat. hist. XXXIV, 55, wo er von einer Statue des Polyklet sagt: fecit et destringentem se et nudum talo incessentem. Vgl. Annali dell' Instituto d. C. A. 1850, S. 232 — 251.

Wenig zahlreich sind im Verhältniß die Statuen, unter diesen aber von großem kunsthistorischem Werthe zwei uralte Bilder des Apollon. Das eine, in Lebensgröße, ist von der Insel Thera und mit Ausnahme des fehlenden unteren Theils der Beine wohl erhalten. Die ganze Haltung zeigt noch eine große Steife; das linke Bein ist etwas vorgesetzt, Brust und Schultern breit, der Leib über den Hüften sehr eng eingezogen, beide Arme gerade herabhängend und anliegend, nur wo der Leib am engsten, ist ein Zwischenraum gelassen. Die Muskeln sind im Ganzen wenig ausgedrückt, die Formen mehr flach als rund, besonders am Unterleib. An dem aus einem besondern Stücke gearbeiteten Kopfe treten Nase und Kinn, deren Spitzen aber abgebrochen sind, stark vor, und ebenso die Backenknochen; die Lippen sind voll und der Mund zu jenem steifen Lächeln gezogen, das man an den äginetischen Statuen in München und andern alten Werken bemerkt, die Augen stark gegen die Nase abwärts gehalten, die Augenbrauen hoch gewölbt, die Stirne hoch und flach, die Haare in geringelten Locken um die Stirne gelegt und in Flechten über Schultern und Nacken herabfallend, von einem etwa einen Zoll breiten Band um den Kopf zusammengehalten. Sehr ähnlich ist die zweite Statue aus Naxos, nur daß sie etwas kleiner und unvollendet ist, und die Arme vom Ellbogen an etwas vorwärts gebogen sind. Beide Bilder gehören zu den ältesten Ueberresten griechischer Kunst und tragen einen sehr alterthümlichen Charakter.

Nicht weniger interessant, aber schon von einer entschieden fortgeschrittenen Kunstentwicklung zeugend, ist eines der sehr zahlreichen Grabmonumente, der Pfeiler oder die Stele eines Atheners Aristion. Die ganze Gestalt des Aristion ist in flachem Relief lebensgroß im Profil auf dem Pfeiler abgebildet, gewaffnet, mit der Lanze in der linken Hand. Die Arbeit zeigt auch noch eine gewisse alterthümliche Steifheit; der linke Fuß ist etwas ausschreitend ganz gerade vor den rechten gesetzt. Gewandfalten, Haarlocken und Bart sind mit conventioneller Zierlichkeit ausgeführt, die Verzierungen am Gürtel und Panzer ohne Sculptur mit Farben aufgetragen. Die Muskeln

sind nicht mit derselben Strenge und Naturwahrheit ausgearbeitet, die man an den Aeginetenstatuen bewundert, was aber wenigstens zum Theil seinen Grund darin haben kann, daß wir hier nur flaches Relief haben, anderseits ist die ganze Haltung auch weniger hart und hat namentlich das Gesicht nicht jenes ausdruckslose starre Lächeln, sondern einen streng ruhigen Ausdruck. Das ganze Bild macht einen ernsten, alterthümlichen, aber trotz der vorhandenen Mängel durchaus nicht unangenehmen Eindruck. Es ist, wie die Inschrift aussagt, das Werk eines Künstlers Aristokles, etwa aus der Zeit der Perserkriege, daher man den Krieger wohl als Marathonskämpfer zu bezeichnen pflegt, und zu den Vorstellungen, die wir uns von jener Zeit machen müssen, paßt der ganze Ausdruck trefflich. Aber der Fortschritt von dieser noch etwas steifen, gleichsam noch gebundenen Arbeit zu der idealen Freiheit, die wir ein Menschenalter später unter Phidias finden, ist ein ungeheurer. Die Stele ist bei dem Dorfe Velanideza in dem früher geschilderten östlichen Theile Attikas, zwischen Braona und der marathonischen Ebene, gefunden worden. Neben diesen durch ihr Alter bemerkenswerthen Werken finden sich aber andere, besonders Reliefs auf Grabdenkmälern aus der besten Zeit, und auch an spätern fehlt es nicht.

Von Inschriften stehen hier unter andern die im Piräeus gefundenen Urkunden über das atheniſche Seewesen im vierten Jahrhundert v. Chr., die unter Böckhs meisterhafter Bearbeitung uns über diesen wichtigen Zweig der athenischen Staatsverwaltung überaus reiche Belehrung gebracht haben. Sie dürfen mit den jetzt in der Pinakothek der Propyläen aufgestellten Tributverzeichnissen der attischen Bundesgenossen als die bedeutendsten Inschriften betrachtet werden, die seit der Unabhängigkeit Griechenlands ans Licht gezogen worden sind, und man erstaunt bei ihrer Betrachtung, bis in welches Detail die Aktenstücke der Verwaltung auf Stein übertragen wurden.

Vor dem Tempel steht unter freiem Himmel eine schöne, nur leider ihres Kopfes beraubte Victoria aus weißem Marmor, von mehr als natürlicher Größe, die in Megara gefunden worden ist. Außer

mehreren Sarkophagen bemerkt man auch eine Anzahl marmorner Lehnsessel, von denen der Invalide (ἀπόμαχος), der den Dienst eines Custoden des Theseions versieht, mit gravitätischer Miene versichert, es seien die Sitze, auf denen einst die Mitglieder des Areopages zu Gericht gesessen hätten. Es ist sehr zu bedauern, daß für die zahlreichen hier, auf der Burg und an andern Orten aufgestellten Gegenstände auch gar kein Catalog existirt, der doch leicht sollte gemacht werden können, da der Oberaufseher der Alterthümer, Herr Pittakis, behauptet, daß über Alles genaue schriftliche Aufzeichnung geführt werde. Es ist kaum zu bemerken nöthig, wie wichtig es namentlich wäre, sichere Nachricht über die Fundorte zu haben. Wäre z. B. die oben angeführte Inschrift über die Pnyx von Anfang an als auf dem Pnyxhügel gefunden bezeichnet gewesen, so könnte ihr die volle Beweiskraft nicht abgehen, während jetzt die nachträgliche Erklärung ziemlich begreiflicher Weise auf Zweifel stößt.

Von dem Theseion östlich dehnte sich einst der Markt der alten Stadt, die Agora, aus, von dem jetzt freilich wenig mehr zu sehen ist. Einst aber lagen an ihm eine Menge bedeutender Gebäude und außer einigen andern Resten sind als Erinnerung an denselben, wie es scheint, noch einige merkwürdige Bildsäulen zu betrachten. Auf dem Markte standen nämlich einst die Steinbilder der sogenannten Eponymen, das heißt der alten Heroen, nach denen die zehn (in späterer Zeit zwölf und seit Kaiser Hadrian dreizehn) Stämme benannt waren, in die das athenische Volk zerfiel. Diese glaubt man wohl nicht ohne Grund in drei in neuerer Zeit wieder zum Vorschein gekommenen Statuen zu erkennen. Zwei schon vor einer Reihe von Jahren unter weggeräumten Mauern entdeckte stehen frei, die eine freilich ohne Kopf und die andere sonst sehr verstümmelt und bis in die Mitte noch in die Erde vergraben. Sie haben bedeutend mehr als Lebensgröße und lehnen an viereckige Pfeiler. An der Vorderseite des Piedestal, auf dem die erstere steht, ist ein Oelbaum, um den sich eine Schlange, ohne Zweifel die heilige Burgschlange, windet. Ein zweites solches Piedestal ohne die Statue steht in der Nähe. Das

Eigenthümlichste ist aber, daß die Beine des erstern Bildes unten in zwei aufwärts gekrümmte Schlangen auslaufen, der Leib des zweiten, wie es scheint, in Fische. Eine dritte Statue war erst kurz vor meiner Ankunft in Athen gefunden worden und lag quer unter einem kleinen Gebäude, mit der Vorderseite nach unten gekehrt, so daß man, um sie zu sehen, sich in dem dunkeln Kellerraume, wo die Erde ein wenig darunter weggegraben war, auf den Boden legen mußte. Vermuthlich liegt sie noch dort. Sie ist der erstern ziemlich ähnlich und von dem mit Blattwerk umgebenen Unterleib läuft die Figur in schuppige Schlangen aus. Eine genaue Betrachtung war noch nicht möglich. Man hatte früher diese Statuen als Atlanten gefaßt, bestimmt ein Gebälke zu tragen, was aber nicht wahrscheinlich ist. Die oben angegebene Erklärung hat mehr für sich, wonach unter den Schlangenfüßlern Kekrops und Erechtheus zu verstehen wären, unter dem mit dem tritonenartigen Fischleibe einer der Poseidonssöhne Hippothoon oder Aegeus*). Auffallend ist nur, daß gerade alle drei gefundenen in Thierformen ausgehen, was man doch nicht bei den sämmtlichen Eponymen voraussetzen darf. Uebrigens weist die Arbeit auf eine späte Zeit und wir haben auf keinen Fall die Eponymen der classischen Periode Athens.

Unter einem Hause zwischen dem Platze, wo diese Bildsäulen stehen und dem Aufgange zur Akropolis, sind in den letzten Jahren eine ungewöhnliche Menge von Inschriften, die Staatsurkunden enthalten, nebst mancherlei architektonischen Fragmenten gefunden worden. Die archäologische Gesellschaft in Athen, welche die Nachgrabungen veranstaltet hatte, hat auch bereits einen Theil davon bekannt gemacht, während eine große Anzahl, freilich sehr zertrümmert, noch unentziffert da liegen. Man glaubt wohl mit Grund, daß an dieser Stelle das alte Rathhaus (βουλευτήριον) lag, und nicht weit davon etwas höher nach der Burg hin, an der Stelle der kleinen Kirche,

---

*) Für die Eponymen hat sie zuerst L. Roß genommen (vgl. das Theseion, S. 67), dem Raoul Rochette beigetreten ist.

der Hypapanti (Ὑπαπαντή), das alte Archivgebäude, oder Metroon, das so genannt wurde, weil es der Mutter der Götter geweiht war. So wichtig für die Topographie die Entdeckung ist, so hat sie doch hauptsächlich nur für den Gelehrten Interesse, da von den Gebäuden selbst außer Grundmauern nichts mehr steht. Hingegen sind nicht sehr weit nordöstlich davon noch einige alte Monumente ziemlich wohl erhalten, die eine Erwähnung verdienen. Das eine ist ein thorartiges Gebäude mit einem dreifachen Durchgange zwischen Säulen, einem weitern in der Mitte, zwei engeren an den Seiten, nach den Inschriften aus Geschenken des Cäsar und Augustus erbaut und der Athene Archegetis geweiht, zugleich aber auch ein Ehrendenkmal für die Familie des Augustus, da die Statue des Lucius Cäsar, des Enkels und Adoptivsohnes des Augustus, auf dem Giebel stand. Ohne Zweifel bildete es den Eingang zu einem Platze. Noch mehr fesselt den Blick das etwas ältere, unter dem Namen des Thurmes der Winde bekannte und oft abgebildete Monument, richtiger das Horologium oder die Uhr des Andronikos. Es ist ein achteckiges Gebäude mit einem in der Mitte spitz zulaufenden Dache. Auf dem rings herum laufenden Friese sind in Relief die acht Hauptwinde in den entsprechenden Richtungen abgebildet, jeder seinem Charakter gemäß. Unter den Winden sind Sonnenuhren angebracht, im Innern war einst eine Wasseruhr und auf der Spitze des Daches ein beweglicher Triton, der mit einem Stabe den Wind anzeigte. Wenige Monumente sind so gut erhalten, als dieses; die Aeolosstraße, an deren oberstem Ende es nahe der Akropolis steht, hat von ihm ihren Namen, da ja Aeolos der Vater der Winde war.

Nördlicher, gerade am obern Ende der Athenestraße, sieht man noch die stattlichen Ueberbleibsel eines einst außerordentlich weitläufigen Baues später Zeit, der Stoa des Kaiser Hadrian. Eine Mauer mit Säulenhallen umschloß einen großen viereckigen Raum, innerhalb dessen einige kleinere Gebäude standen. Von der westlichen Seite steht noch ein Theil der Façade mit den Säulen, der jetzt auch zur Verwahrung

von Alterthümern benutzt wird, außerdem ein großes Stück der Mauer der Nordseite.

Aber ein noch großartiges Denkmal seiner Liebe für Athen und seiner Baulust hatte derselbe Kaiser nahe am Ilissos im südöstlichen Theile der Stadt errichtet, der daher nach ihm die Hadriansstadt genannt wurde. Gehen wir vom östlichen Fuße der Akropolis, etwa vom Monumente des Lysikrates gegen den Ilissos, so kommen wir an ein in römischem Style erbautes Thor. Der untere Theil bildet einen bogenförmigen Thorweg, über dem sich ein zweites Stockwerk erhebt, das mit einem Giebel gekrönt war. Die korinthischen Säulen, welche einst das Thor schmückten, sind weggebracht, aber noch liest man die Inschriften, welche auf jeder Seite gerade über dem Bogen in großen Buchstaben eingehauen sind. „Athen ist dieses hier, des Theseus alte Stadt," steht auf der westlichen Seite nach der Burg zu; „dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt," auf der östlichen. Und allerdings sieht man noch jetzt, daß der Kaiser sich bemüht hat, nicht nur der Stadt des Theseus, sondern auch der des Perikles eine Hadriansstadt an die Seite zu stellen, ja selbst jene an Großartigkeit zu überbieten. Denn auf einer großen, aus prächtigen Quadern aufgeführten Plateform steht eine Gruppe von dreizehn riesigen korinthischen Säulen mit dem Architrav, und nicht weit westlich davon noch zwei einzelne. Eine dritte hat im October 1852 der furchtbare Orkan, der auch am Erechtheion Verheerungen angerichtet hat, niedergeworfen. Wie ein Riese liegt sie jetzt da, von der Basis bis zum Capitäl gerade hingestreckt, Trommel an Trommel und erst an ihr ermißt man recht die ganze Größe. Denn die Säulen sind über sechzig Fuß hoch und haben sechs und einen halben Fuß Durchmesser an der Basis. Es sind die immer noch bewunderenswerthen, aber verhältnißmäßig ärmlichen Reste des Tempels des olympischen Zeus, des größten und zugleich des zuletzt vollendeten in Athen, eines der größten, die überhaupt im Alterthum existirt haben. Schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. hatte der kunstsinnige Fürst Pisistratos hier einen großen Tempel des olympischen Zeus zu bauen begonnen,

der aber unvollendet blieb. Wie er beschaffen war und wie weit ausgeführt, ist uns unbekannt, auch über sein Schicksal im Perserkrieg erfahren wir nichts Näheres, doch wird er die allgemeine Verwüstung getheilt haben. Sehr glaublich ist aber, daß der Haß gegen das gestürzte Tyrannenhaus Ursache war, daß er liegen blieb. Erst im zweiten Jahrhundert unternahm ein fremder Fürst, der aus seinen Kriegen mit den Juden wohlbekannte König Antiochos Epiphanes von Syrien, die Fortführung des Baues und zwar unter Leitung eines römischen Baumeisters Cossutius. Aber bei seinem Tode (164 v. Chr.) hörten die Arbeiten auf und von dem unvollendeten Gebäude führte Sulla im Jahre 86 einige Säulen nach Rom für den capitolinischen Tempel, nach einer damals einreißenden Unsitte, die zur Zerstörung griechischer, später aber auch römischer Werke ganz vorzüglich beigetragen hat. Denn den heidnischen Römern haben es ihre christlichen Nachfolger in Rom und Byzanz, und endlich auch die Türken getreu nachgemacht, wie denn die noch vor einem Jahrhundert stehende siebzehnte Säule des Olympieions von einem türkischen Pascha für eine Moschee genommen wurde. Es ist dies Verfahren immer ein rohes, unkünstlerisches. Denn an einem wahren, einer Idee entwachsenen Kunstwerke muß eine Säule in Harmonie mit dem Uebrigen geschaffen sein, was beim Zusammenschleppen an und für sich noch so schöner Stücke von andern Orten nie der Fall ist. Doch am Olympieion machte ein späterer Römer gut, was der den Athenern allerdings aus guten Gründen ungnädige Sulla gesündigt hatte; denn nachdem zu Augustus' Zeit unterworfene und verbündete Fürsten Asiens auf gemeinsame Kosten das Werk gefördert hatten, vollendete es Kaiser Hadrian mehr als sechs und ein halbes Jahrhundert nachdem Pisistratos es angefangen hatte. Es hat also der Kölner Dom in dieser Hinsicht in dem Olympieion seinen Vorgänger, aber bei diesem ist nicht der ursprüngliche Plan festgehalten worden; wahrscheinlich Cossutius schon hat einen neuen entworfen. Die korinthische Ordnung, in der der Tempel jetzt gebaut wurde, ist mehr als ein Jahrhundert jünger, als das Zeitalter des Pisistratos; der ursprüngliche Bau war

ohne Zweifel dorisch. Ob die kolossalen Verhältnisse den ursprünglichen entsprechen, müssen wir dahin gestellt sein lassen, es ist aber nicht wahrscheinlich. Die künstliche Terrasse, auf der der Tempel stand und die an der Süd- und Ostseite sich noch zu bedeutender Höhe erhebt, hatte vier Stadien*) im Umfang; die Länge des Tempels, wie die jetzigen Ruinen zeigen, maß 359 Fuß, die Breite 173**), also über die Hälfte mehr, als beim Parthenon, und die Säulen ohne Gebälk und Dach erreichen beinahe die Giebelspitze desselben Tempels. Endlich umgab an den langen Seiten eine doppelte Reihe von je zwanzig, an den schmalen eine dreifache Reihe von je zehn Säulen die Cella, wozu noch je vier Säulen an der Vorder- und Hinterseite zwischen den Anten kamen. Diese hundert und vier und zwanzig Säulen bildeten einen wahren Wald, dessen Großartigkeit sich aus den noch stehenden fünfzehn abnehmen läßt. In der Cella stand ein kolossales, an Größe von wenigen übertroffenes Gold- und Elfenbeinbild des Gottes; der ganze Tempelbezirk war mit Statuen angefüllt, worunter zahllose des Kaisers, der sich auch einen Altar errichtet hatte.

Die noch stehenden Säulen nehmen sich ganz besonders bei einer klaren Mondnacht sehr imposant aus und würden, wie oben gesagt, an jedem andern Orte höchste Bewunderung erregen. Aber hier wird man unwillkürlich zur Vergleichung mit dem Parthenon gedrängt, und die kann nicht zu Gunsten des Olympieions ausfallen, wir mögen es in seinem jetzigen Zustande, oder in der Zeit seines unversehrten Bestandes ins Auge fassen. Jene unnachahmliche Vollendung und Hoheit, jene wohlthuende Harmonie, welche an jedem Theile des Parthenons uns entgegentritt, vermissen wir hier. Das riesige Gebäude mit seinem Säulenwalde mußte allerdings einen gewaltigen, aber

*) So Pausanias; nach Leake jetzt 2300 Fuß, was ziemlich entspricht.

**) Nach Leake, Topographie von Athen, 2te Ausg., deutsche Uebersetzung, S. 377. Etwas abweichende Maße giebt Stuart. Vergl. auch O. Müller, Handbuch der Archäolog., S. 58. Mir kommt es hier nur darauf an, zu zeigen, daß er die andern größten Tempel Athens weit an Umfang übertraf.

mehr verwirrenden als beruhigenden Eindruck hervorbringen, und dem entspricht auch die Idee des Ganzen. Der Parthenon war der verkörperte Ausdruck der althellenischen Frömmigkeit. In dankbarer Gesinnung hatte hier der Staat Alles, was in seinen Kräften lag, aufgeboten, die Gottheit, der er sein Gedeihen zuschrieb, zu verherrlichen, und wenn wir auch diesen Glauben nicht theilen, so werden wir ihm doch als einem subjectiv wahren unsere Anerkennung nicht versagen können, es war der wirkliche Glaube des atheniſchen Volks und die Erbauung des Parthenons eine religiöse Handlung. Man wollte damit die Gottheit ehren, nicht sich selbst vergöttern*). In der Zeit, wo der Tempel des olympischen Zeus vollendet wurde, ja schon als Antiochos seine Fortsetzung unternahm, war der alte Glaube zwar der Form nach noch da, aber dem Wesen nach großentheils verschwunden. Man baute jetzt entweder aus bloßer Baulust, oder um sich selbst zu verherrlichen und beides hat in dem Kaiser Hadrian seinen Höhenpunkt erreicht. Darum stellte er in dem vermessenen Dünkel, der selbst die bessern römischen Kaiser charakterisirt, sich selbst neben den höchsten Gott, er weihte mit dem Altar des Gottes seinen eigenen, ließ in dem Tempel sein eigenes Bild aufstellen und füllte den ganzen heiligen Bezirk mit seinen Statuen. Das Olympieion ist mehr ein Tempel Hadrians, als des höchsten Gottes; die Idee, die

*) Sonderbar spricht sich Beulé, l'Acropole d'Athènes I, S. 43, aus, indem er sagt: „Dans toutes ces explications il n'est guère question de l'amour de l'art, encore moins des motifs religieux et de la nécessité d'élever à Minerve des temples dignes d'elle: omission singulière devant des hommes aussi jaloux de leur réputation de piété que l'étaient les Athéniens. Avantages matériels pour chaqu'un, aisance pour tous, voilà le but avoué de ces magnifiques constructions;“ als ob eine Stelle des Plutarch (Perikl. 12), wo von den Vortheilen der perikleischen Bauten für die Masse geredet wird, den but avoué dieser Unternehmungen bezeichnen könnte. Man nehme den ersten besten Redner oder Dichter der Zeit zur Hand, so wird man eine andere Ansicht gewinnen, z. B. das schöne Chorlied in den „Wolken“ des Aristophanes, V. 299 ff. An jener Stelle des Plutarch handelt es sich nur um die Gründe, mit denen Perikles den Vorwurf, daß er die Tribute der Bundesgenossen zu einem fremdartigen Zwecke vergeude, widerlegte.

wenigstens bei seiner Vollendung vorwaltete, war die der menschlichen Selbstvergötterung. Wir haben in ihm und dem Parthenon den ganzen Gegensatz der römischen Kaiserzeit und der schönsten Periode des hellenischen Republikanismus, einerseits eines zwar in hohem Grade großartigen Despotismus, der nicht zufrieden, alle irdische Macht in sich zu vereinigen und sich nach dem Tode vergöttern zu lassen, sich noch lebend in den Olymp drängt, anderseits einer alle Glieder des Staates zu den größten Leistungen begeisternden Freiheit, welche die höchste Ehre in natürlicher Frömmigkeit der Gottheit giebt und deren Schöpfungen daher auch von einem göttlichen Hauche durchweht sind. Das ist der Eindruck, den die beiden Tempelruinen auf den machen, der sie an der Hand der geschichtlichen Erinnerungen betrachtet und sie sich im Geiste herstellt. Lächerliche Ziererei scheint es mir aber, wenn man, wie das in Athen mir selbst bei Reisenden vorgekommen ist, dem Olympieion Schönheit und Großartigkeit absprechen will, nur weil es eben nicht aus der Zeit des Perikles ist. Der größte Triumph für den Parthenon und seine Schöpfer ist eben der, daß der großartige Zeustempel, anstatt ihn zu verdunkeln, nur gleich einer Folie seine ganze Herrlichkeit noch strahlender erscheinen läßt.

Die Terrasse des Olympieions liegt schon ganz nahe am Ilissos in der Gegend, in der einige der ältesten Heiligthümer der Stadt gegründet waren. Geht man vom Tempel etwas südlich dem Flußbette zu, so wird man bald von einem Lärm begrüßt, der einem in Griechenland fast von jedem in der Nähe einer Ortschaft befindlichen Bache oder Brunnen entgegentönt, ich meine von den Schlägen der waschenden Frauen, mit denen sie das Weißzeug zur Verzweiflung des nur mit dem nöthigsten versehenen Reisenden bearbeiten. Aus mehreren Felsspalten quillt reichliches Wasser hervor, das noch heutzutage, wie vor dreitausend Jahren Kallirrhoe, Schönborn, heißt, und wie jetzt, wuschen zu jener Zeit hier die Atheneriunen und holten hier Wasser, nur daß sich damals, wie wir ja auch von Homers Nausikaa wissen, auch die Töchter der Vornehmsten mit diesem Geschäfte befaßten, da=

her die am Hymettos hausenden Pelasger sie hier einmal überfallen und entführen konnten. Pisistratos ließ die Quelle prächtig fassen, so daß das Wasser aus neun Röhren hervorfloß und nun Enneakrunos, der Neunbrunn, genannt wurde. Diese Fassung ist längst verschwunden und mit ihrer Zerstörung hat sich der alte Name, der also ohne Zweifel beim Volke fortwährend im Gebrauch geblieben war, wieder allein geltend gemacht.

Mit der Kallirrhoe haben wir aber wohl den Kreis der alten Stadt schon überschritten, da ohne Zweifel die Mauern innerhalb derselben über die kleine Erhöhung rechts vom Ilissos hinliefen und der Brunnen, wie viele Brunnen alter Städte, unmittelbar außerhalb der Stadt war. Wir wollen daher gleich noch einen Blick auf einige andere Punkte der nächsten Umgebung werfen. Jenseits des trockenen Ilissosbettes, oder auf dem linken Ufer, zieht sich eine Reihe niedriger Hügel und Thaleinschnitte hin. Im Alterthum, wo auch der Bach in der Regel Wasser hatte, waren sie mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, und an ihnen ist das Plätzchen zu suchen, das Platon im Gespräche Phädros so reizend geschildert hat, wo Sokrates mit Phädros unter einer prächtigen Platane von duftenden Gesträuchen umgeben, sich hinsetzte und wo, nach der Sage, Boreas einst die Oreithyia entführt hatte. Jetzt ist Alles kahl und öde, aber noch sieht man die unscheinbaren Reste und Fundamente mancher Tempel und Heiligthümer, die hier standen. Ein wunderhübscher kleiner Tempel im ionischen Style, der viel Aehnlichkeit mit dem der Nike Apteros hatte, war noch im siebzehnten Jahrhundert fast vollständig, noch um 1760 theilweise erhalten, ist aber seither gänzlich verschwunden. Ursprünglich vielleicht dem Heros Triptolemos aus Eleusis erbaut, war er in christlicher Zeit in eine Kirche der Panagia *στὴν πέτραν*, der h. Jungfrau auf dem Felsen (wie „Maria zum Stein“ in unserer Nähe), umgewandelt worden. Die Ursache seines Verfalles ist bezeichnend genug. Im Jahre 1674 ließ nämlich der damalige französische Botschafter in Konstantinopel, Marquis von Nointel, in der Kirche eine Messe nach lateinischem Ritus lesen. Dadurch schien sie den ortho-

doxen Griechen entweiht, blieb vernachläßigt und gerieth in Verfall, und bei dem Einfalle der Albanesen in Folge des durch die Russen veranlaßten Aufstandes von Morea (1772) wurde sie gänzlich zerstört.

Das einzige noch in die Augen fallende, bedeutende Denkmal alter Zeit in dieser Gegend ist das panathenaische Stadium. Stadien waren eigentlich Plätze für den Wettlauf. Um einen mehr oder weniger breiten, aber regelmäßig sechshundert griechische Fuß langen Raum erhoben sich auf den beiden langen Seiten, wie bei einem Theater, die Sitzreihen über einander, an der einen schmalen Seite halbkreisförmig verbunden, während sie an der gegenüberliegenden einander nicht berührten und der Raum hier nur durch eine niedere Mauer abgeschlossen war, wie man das im Stadium von Sikyon noch deutlich sieht. Das athenische Stadium war, wie das überhaupt, wo die Localität es erlaubte, geschah, in einen natürlichen Thaleinschnitt, der sich gegen den Ilissos öffnet, hineingebaut und hatte eine ungewöhnliche Größe. Die Länge der Laufbahn freilich war auch hier die gewöhnliche, aber die Sitze erstreckten sich darüber hinaus und die Breite war sehr bedeutend; wohl an vierzig Sitzreihen stiegen über einander auf, über denen sich auf beiden Seiten die natürliche Höhe noch weiter erhob. Auf den Sitzen mochten wenigstens vierzigtausend Personen Platz haben. Wann zuerst dieser von Natur dazu geeignete Platz als Stadium benutzt wurde, wissen wir nicht. Ausgebaut aber hat es der schon erwähnte Redner und Finanzmann Lykurg. Aber erst Herodes Attikos hat es ganz mit Marmor aus den pentelischen Brüchen belegen lassen, so daß es als eines der ausgezeichnetsten Prachtwerke bewundert wurde. Ursprünglich fanden in demselben die gymnastischen Wettkämpfe an den Panathenäen statt; später in der römischen Zeit wurden auch die eigentlich den Griechen fremden, rohen Thierkämpfe darin gehalten, wie denn Kaiser Hadrian tausend Bestien hier hetzen ließ. Die Marmorsitze sind jetzt wieder weggekommen, überhaupt die Sitzreihen verschwunden, aber die Substructionen nach dem Ilissos zu noch da und die ganze Gestalt vollständig erkennbar, und leicht wäre hier wieder ein Schauplatz herzu-

stellen. Vom Grabe des Herodes, der in diesem stolzesten seiner Denkmäler beigesetzt war, ist keine erkennbare Spur erhalten, hingegen stehen noch in gerader Richtung mit dem Stadium die Pfeiler und Widerlager einer Brücke über den Ilissos, die den Zugang von der Stadt her vermittelte.

Die Erwähnung des Stadiums als des Schauplatzes der körperlichen Wettkämpfe an den Panathenäen mag den Uebergang zu einigen Worten über die athenischen Gymnasien bilden. Gymnasien waren bei den Griechen die Orte, wo die verschiedenen gymnischen Uebungen stattfanden, das heißt die Körperübungen, bei denen man sich entkleidete. Da aber diese einen Hauptttheil der griechischen Erziehung und der gesammten griechischen Bildung ausmachten, so waren die Gymnasien recht eigentlich die öffentlichen Bildungsplätze. Anfangs waren sie sehr einfach und wohl nicht viel anders, als eingeschlossene Plätze unter dem Schutze eines Heroen, mit den für die Uebungen nöthigen Vorrichtungen. Athen hatte in der Zeit seiner Blüthe drei, alle außerhalb der Mauern gelegen. Erst in späterer Zeit erbaute König Ptolemäos Philadelphos eines in der Stadt, dem Hadrian noch ein zweites beifügte. Von jenen drei ältern war das eine dem Heros Akademos geweiht und hieß die Akademie, das zweite dem Heros Lykos, das Lykeion, das dritte, für die nicht aus legitimen Ehen stammende Jugend bestimmt und dem Herakles geweiht, hieß Kynosarges; die beiden letztern lagen nicht weit von einander nordöstlich von der Stadt, das Lykeion nahe am rechten Ufer des Ilissos, zum Theil im Bereich des jetzigen Schloßgartens, das Kynosarges etwas mehr nach Norden gegen den Lykabettos; die Akademie hingegen nordwestlich von der Stadt in der wohlbewässerten Niederung, die sich rechts vom Wege nach Eleusis, dem Olivenwalde und dem Kephissos zuzieht, wo sich der Name bis in die neueste Zeit erhalten hat. Nach den Perserkriegen wurden auch die Gymnasien zu kunstreichen Anlagen ausgebildet und zwar hat zuerst Kimon die Akademie mit Baumgängen bepflanzt und zu einem der schönsten Punkte in der Gegend Athens gemacht. Später wurde auch das Lykeion reich aus-

gestattet. Wir haben uns nun diese Gymnasien als umfassende Anlagen mit Säulengängen, verschiedenen größeren und kleineren Gebäuden, Rasenplätzen und Baumpflanzungen vorzustellen, wo sich nicht nur die Jugend herumtummelte, sondern Männer aller Alter hinströmten, theils dem Treiben der kräftigen Jugend zuzusehen und sich wohl auch noch mit ihr zu messen, theils heitere Unterhaltung zu pflegen oder auch in ernsten Gesprächen Fragen der Politik und Philosophie zu erörtern. Daher waren sie namentlich auch ein Lieblingsaufenthalt des Sokrates, der, selbst ein in allen körperlichen Uebungen gewandter, gegen alle Beschwerden abgehärteter Mann und Bewunderer jugendlicher Schönheit, hier gern Jung und Alt aufsuchte und die wichtigsten Interessen des Menschen zum Gegenstande geistvoller Gespräche zu machen pflegte. Wenn wir ihn aber bald in der Akademie, bald im Lykeion, oder auf dem Wege von einem zum andern finden, so setzen sich seine Nachfolger ausschließlich an einem oder dem andern Orte fest. Sein größter Schüler, Platon, lehrte vorzugsweise in den schattigen Räumen der Akademie und zog im Alter sich in ein daran gränzendes kleines Besitzthum zurück, das an seine Nachfolger übergieng und fast ein Jahrtausend der Sitz der „akademischen" Philosophenschule blieb. Platons ausgezeichnetster Schüler, der aber bald seinen selbständigen Weg einschlug, Aristoteles, der Tiefe des Geistes mit Umfang des Wissens vereinigt, wie kein Anderer, entwickelte seine Lehren, indem er im Lykeion auf und ab spazierte, daher seine Schule die peripatetische, das heißt wörtlich die „lustwandelnde", hieß. Im Kynosarges schlugen die Kyniker ihren Sitz auf, deren berühmtester, der asketisch-originelle Diogenes von Sinope mehr durch den Contrast seiner wunderlichen Bedürfnißlosigkeit zu der damals einreißenden Ueppigkeit und durch das gänzliche Beiseitesetzen aller conventionellen Rücksichten, als durch Tiefe der Lehre seinen Ruf begründete. Auf Veranlassung dieser Schulen sind denn die Ausdrücke Gymnasium, Lyceum, Akademie in die neuern Sprachen übergegangen, freilich auf so verschiedene Anstalten angewandt, daß ein Grieche der früheren Zeit schwer begreifen würde, wie wir zu diesen Namen gekommen

sind. Das reizendste der athenischen Gymnasien war offenbar die Akademie, deren dichte Schattengänge von Platanen, Ulmen, Pappeln und andern Bäumen die Dichter nicht genug preisen können. Noch jetzt wäre dort mit leichter Mühe eine ähnliche Anlage herzustellen; denn noch rieseln die Wasser des Kephissos erquickend durch die Gärten und lassen Weinstock, Oel- und Feigenbäume üppig gedeihen. Nördlicher stieß an die Akademie der Demos Kolonos, zum Unterschiede von einem gleichnamigen Platz in der Stadt, der Hippios zubenannt, wegen eines Heiligthums des Poseidon, der das Pferd geschaffen hatte. Es war die Heimatgemeinde des größten attischen Dichters, Sophokles, der sie in seiner letzten Tragödie, dem Oedipus auf Kolonos, mit unsterblichen Worten gefeiert hat. Die attische Sage erzählte nämlich, daß der unglückliche thebanische Fürst, von seiner treuen Tochter Antigone geleitet, sich hieher zurückgezogen und von Theseus gegen die eigene Familie geschützt, endlich hier in einem den Eumeniden geweihten Platze eine Ruhestätte gefunden habe. Unter Donner und Blitz öffnete sich die Erde und nahm den mit den Göttern versöhnten Dulder in ihren Schoß auf. Sein Grab galt den Athenern als ein Pfand ihrer Sicherheit und Macht. Ein niedriger Hügel aus kahlem Kalkfelsen erhebt sich dort über der grünen tiefer gelegenen Niederung des Kephissos, der eigentliche Kolonos, auf und an dem die Heiligthümer des Poseidon, mit dem auch hier Athene im Cultus vereinigt war und ihren Altar hatte, des Prometheus und der Eumeniden lagen. Der von Sophokles gepriesene Hain, in dessen Dickicht von Lorbeer, Oelbaum und Weinstock Nachtigallen schmetterten, wird sich aber nach dem Kephissos hingezogen haben, wo wohl auch die Wohnungen der Koloneer standen. Auf der Höhe ruhen jetzt die sterblichen Reste eines der verdientesten und geistvollsten Alterthumsforschers, Ottfried Müllers, den als ein Opfer seines unermüdlichen Wissensdurstes ein hitziges Fieber in der Blüthe des Mannesalters dahin raffte. Ein weißer Grabpfeiler aus pentelischem Marmor bezeichnet weithin seine Ruhestätte. Ein zweiter etwas nördlicher gelegener Hügel mag ein Heiligthum der Demeter getragen haben.

Soviel über Athen. Wer die Stadt mit ihrer nähern und fernern Umgebung mit einem Blicke betrachten will, der muß auf den nördlich davon gelegenen, spitzigen Gipfel des Lykabettos steigen. Dort genießt man bei der Capelle des h. Georg eine vortreffliche Uebersicht, die besonders bei früher Morgenbeleuchtung ungemein schön ist.

Ein Besuch auf der französischen Flotte bei Salamis. Die Häfen Athens.

Mit demselben Courriere, den ich bei dem Ausfluge nach Sunion und Marathon gehabt hatte, war der Accord für eine längere Reise durch den Peloponnes abgeschlossen und Alles vorbereitet, um am 10. April von Athen aufzubrechen. Unerwartet schob sich indessen die Abreise noch um einen Tag weiter hinaus. Die französische Flotte, die wir von Sunion aus auf der hohen See gesehen hatten, war an der Küste von Attika angekommen und hatte auf der Rhede von Salamis Anker geworfen. Die zahlreiche Mannschaft der Schiffe brachte ein reges Leben, täglich sah man französische Officiere und Matrosen in der Stadt. Die Griechen, bekanntlich selbst kühne und gewandte Seeleute, sahen mit Bewunderung die prächtigen Schiffe und nicht ohne das Gefühl des Schmerzes über ihre eigene Ohnmacht auf einem Elemente, das gleichsam ihnen eigen zu gehören scheint. Unvergeßlich bleibt mir in dieser Hinsicht ein Zusammentreffen mit dem damals im Marineministerium angestellten Capitän Mianlis, einem nahen Verwandten, wenn ich nicht sehr irre, Enkel des berühmten Seehelden von Hydra. Er ist ein schöner, ernster Mann, mit einem Ausdrucke, der gleich beim ersten Anblicke Vertrauen einflößt und gewinnt. Seine Erziehung hat er in unserm Vaterlande, in Genf, von dem er noch mit großer Liebe sprach, erhalten und später längere Zeit zu seiner weitern Ausbildung in England verweilt. Wie ziemlich natürlich, befragte ich ihn über den Stand der Kriegsmarine, aber mit trauri=

gem Blick und Ton entgegnete er mir: „Ich bitte Sie, fragen Sie mich darüber nicht." Ich fragte nicht weiter, aber Thatsache ist, daß nur einige wenige Kriegsschiffe untergeordneten Ranges da sind, das größte war kurz zuvor durch Schuld des commandirenden Offiziers gestrandet. Bei dem Halbleben, zu dem die europäischen Großmächte Griechenland verurtheilt zu haben scheinen, mag darauf wenig ankommen; es genügt einstweilen, wenn die Kriegsmarine das Aufkommen der Seeräuberei, wozu die an verborgenen Buchten und Schlupfwinkeln so reichen Gewässer des Archipels immer einladend waren, zu verhindern im Stande ist. Sollte aber Griechenland wieder einmal in einen Krieg verwickelt werden, so würde gewiß die trotz aller Chicanen und Bloeaden in ununterbrochener, außerordentlicher Entwicklung begriffene Handelsmarine wieder ihre Schiffe und Seeleute liefern. Die Zukunft des Landes beruht hauptsächlich auf der See. Miaulis ist jetzt Marineminister geworden und ich zweifle nicht, daß er thut, was die Kräfte des Staates gestatten.

Am 9. April hatte ich im Gasthofe beim Mittagessen einen jungen Marineoffizier vom Schraubenlinienschiffe Napoleon zum Nachbarn, der mich mit der die Seeoffiziere überhaupt auszeichnenden Artigkeit zu einem Besuche auf dem Schiffe einlud, was ich mit Vergnügen annahm; daher ich die Abreise nach dem Peloponnese um einen Tag hinaus schob. Der 10. April, es war ein Sonntag, brach für den kleinen Seeausflug nicht günstig an. Es gieng in der Frühe ein Sturm, daß die Häuser erbebten, und ein Bekannter, der mich hatte begleiten wollen, trat zurück. Aber wie das im Süden so häufig ist, war nach wenigen Stunden Alles vorüber und der Himmel strahlte in wolkenloser Heiterkeit. So ritt ich um zehn Uhr nach dem Piräeus hinunter, wo bald nach mir eine Gesellschaft mir bekannter griechischer Herren und Frauen eintraf, mit der ich hinausfuhr. Bald waren wir durch die enge Mündung aus dem Hafen hinaus, aber langsamer gieng es draußen, wo die See noch stark bewegt und der Wind uns entgegen war, und fast neidisch sahen wir mehrere Bote mit französischen Offizieren unter dem kräftigen, gleichmäßigen Ruder=

schlage zahlreicher Matrosen an uns pfeilschnell vorübergleiten. Die Küste Attikas ist nördlich vom Piräeus felsig, wenn auch nicht gerade hoch, mit mehreren scharf eingeschnittenen kleinen Buchten; das südöstlichste Vorgebirge von Salamis, im Alterthum Kynosura, jetzt nach der h. Barbara, oder wie die Griechen sprechen Varvára (Ἁγία Βαρβάρα) genannt, tritt ihr ziemlich nahe entgegen; weiterhin bildet dann die Insel eine nach Westen ausgeschweifte Bucht, an der die alte Stadt Salamis lag*). Aber fast im entsprechenden Verhältnisse springt gegenüber der Berg Aegaleos vor, so daß zwischen dem attischen Festlande und der Insel eine Meerenge sich hinzieht, die überall geringe Breite hat, welche überdies gerade in der Mitte vor der Stadt Salamis noch durch ein kleines Klippeneiland verringert wird. Südöstlich von der Spitze der h. Varvára liegt vor der Einfahrt in die Enge linker Hand eine andere etwas größere Felseninsel, ohne irgend eine zum Landen geeignete Bucht, jetzt Lipsakutali, im Alterthum Psyttaleia. Die französische Flotte lag ziemlich im Eingang in den Canal. Von der „Ville de Paris", dem Flaggenschiff des Admirals de la Süsse, tönte uns Musik entgegen und auf den andern Schiffen machte sich der Sonntag durch die Ruhe der Mannschaft bemerklich. Wir besuchten mehrere Linienschiffe und die Officiere benahmen sich um so zuvorkommender, als sich bei der Gesellschaft eine sehr hübsche Dame befand, und die, welche so glücklich waren ihren Arm zu erhalten, zeigten uns mit besonderer Gründlichkeit alle Räume. Vorzügliche Aufmerksamkeit erregte natürlich das erst vor Kurzem fertig gebaute und damals noch in seiner Art einzige Schraubenschiff Napoleon, mit seiner Maschine von nahe an tausend Pferdekräften. Die Ordnung und Reinlichkeit sowohl der Mannschaft, als der sämmtlichen Räume war überraschend. Auffal-

*) Von Herrn v. Velsen erhalte ich so eben einen Brief mit einem Bericht über einen Besuch auf Salamis, wo es heißt: „Von der Neustadt Salamis (im Gegensatz zu einer noch ältern) sind an der Ostseite der Ambelakiabucht ausgedehnte Reste von Hafenbauten vorhanden; sonst giebt es hier nur noch wenige Sepulcralinschriften und ein Grabrelief von etwa vier Fuß Höhe."

lend war mir, von einem Officier zu vernehmen, daß erst der jetzige Kaiser jedem Schiffe wieder einen Geistlichen (aumonier) gegeben habe, während sie unter der Regierung von Louis Philipp keine gehabt hätten.

Trotz der französischen Flotte trat aber doch vor Salamis die Vergangenheit mit ganzer Kraft vor den Geist. Die berühmte Seeschlacht hat sich über einen großen Theil der Meerenge ausgedehnt und auch besonders der Ort, wo die französischen Schiffe jetzt ankerten, ist der Schauplatz großer Verluste der Perser gewesen. Zehn Jahre nach der Niederlage des Datis und Artaphernes bei Marathon führte bekanntlich der König Xerxes zahllose Völker des Orients gegen Griechenland. Eine Flotte von zwölfhundert Kriegsschiffen folgte den Bewegungen des Landheeres. Die kleine Heldenschaar bei Thermopylä war gefallen, ganz Mittelgriechenland unterworfen, Attika selbst, dessen Bevölkerung sich auf die Flotte und in befreundete Orte geflüchtet hatte, ohne Widerstand besetzt. Nur auf der Akropolis hatte sich eine Handvoll Leute, welche die hölzernen Mauern des Orakels in einem Pallisadenwerke suchten, erfolglos vertheidigt. Die griechische Flotte hatte sich zwar an der Nordküste der Insel Euböa dem übermächtigen Feinde tapfer entgegengestellt, aber nachdem die Thermopylen in die Hände des Feindes gekommen waren, zurückziehen müssen. Die persische Armada war durch den Euripos und um Sunion gefahren und lag in der weiten Bucht von Phaleron, südöstlich vom Piräeus. Nach Persien war die Siegesbotschaft geschickt worden, daß das Hauptziel des Krieges erreicht, Athen in den Händen des Großkönigs sei. Und die Geschwader der Griechen standen indessen vor Salamis und — haderten. Denn die egoistischen, kurzsichtigen Peloponnesier wollten sich nach ihren Häfen zurückziehen, in der Hoffnung, durch die Mauer, die sie quer über den Isthmos bauten, hinlänglich gesichert zu sein. Geschah es, so war Alles verloren. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Sie hatte den Griechen einen jener seltenen Männer gegeben, die den Gang der Weltgeschichte bestimmen, den Themistokles, der nicht nur mit scharfem Blicke das

Herannahen des Krieges längst gesehen und das einzige Widerstandsmittel, die athenische Flotte geschaffen hatte, sondern von keiner Gefahr erschreckt, nur um so größere Gaben des Geistes entwickelte, je unüberwindlicher die Schwierigkeiten der Lage zu sein schienen. Es läßt sich über Themistokles Charakter Vielerlei mit Recht sagen und ist noch viel mehr gesagt worden, aber kein anderer griechischer Staatsmann oder Feldherr hätte damals Griechenland gerettet. Seine Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel hat den Sieg wider Willen eines Theils der Hellenen erzwungen. Anfangs hatte er durch Ueberredung und Drohung die Flotte, deren Oberbefehl der Spartaner Eurybiades führte, zurückzuhalten gewußt, aber als das nicht mehr fruchtete, sondern der Kriegsrath durch Stimmenmehrheit Salamis zu verlassen beschlossen hatte, griff er zu jenem bekannten verzweifelten Mittel. Er ließ dem Könige durch einen Vertrauten Alles wahrheitsgemäß berichten und forderte ihn auf, durch Umstellung und Angriff der Flucht der Griechen zuvorzukommen; leicht werde der Sieg über die Uneinigen sein. Xerxes gieng in die Falle. Was Themistokles rieth, war ja nur die rasche, vollständigere Ausführung dessen, was von persischer Seite bereits ohnedies beschlossen war. In einem Kriegsrathe hatte sich die große Mehrheit der Stimmen für den Angriff ausgesprochen; nur die Fürstin von Halikarnasses, Artemisia, hatte gerathen, zuzuwarten, bis die Griechen aus Mangel an Lebensmitteln und Angst für den Peloponnes ihre Stellung verlassen und sich zerstreuen würden. Ihr kluger Rath war von Xerxes belobt, aber nicht angenommen worden. Noch denselben Abend setzte sich die Flotte in Bewegung, um den folgenden Tag anzugreifen. Aber noch stand den Griechen der Rückzug offen durch die westliche Meerenge zwischen Salamis und der Küste von Megara. Da kam mit Anbruch der Nacht der Bote von Themistokles. Hocherfreut glaubte nun Xerxes, es handle sich nicht sowohl um eine Schlacht, als darum, keine Flüchtlinge entwischen zu lassen. Um Mitternacht wurden zweihundert Schiffe detachirt, um die schmale westliche Meerenge zu sperren und so den Weg nach dem Peloponnes

abzuschneiden, die Hauptmacht*) füllte den ganzen Canal zwischen der Südspitze von Salamis und Attika. Die Griechen waren gänzlich umgarnt und zu aller Fürsorge eine auserlesene Mannschaft persischen Fußvolks auf das Inselchen Psyttaleia gebracht, um dahin verschlagene Griechen zu tödten, Perser zu retten. Mit Tagesanbruch fuhr die Perserflotte weiter in den Canal vor, in der Art, daß der rechte Flügel mit den phönikischen Schiffen am weitesten gegen Eleusis zu stand, während der linke mit den asiatischen Griechen seine Stellung am meisten ostwärts dem Piräeus zu hatte**).

An dem letzten südlichen Abhange des Aegaleosberges über der Bucht saß König Xerxes, von seinen Großen umgeben. Seine Gegenwart sollte die Kämpfenden zur Tapferkeit aufeuern, und Schreiber waren nach persischer Sitte bereit, die Namen und Thaten derer, die sich auszeichneten, in die Chroniken des Reiches einzutragen. Die anstoßenden Höhen waren von persischen Landtruppen bedeckt, von denen ein Theil gegen den Isthmos vorgerückt war. Aber die Griechen waren nicht unvorbereitet. Schon am Vorabende hatten sie alle

*) Wenn Herodot VIII, 66 richtig rechnet, daß die frühern Verluste der Perser durch die von den Inseln gekommenen Verstärkungen vollständig ersetzt worden seien, so betrug dieser Haupttheil der Flotte etwa 1000 Schiffe. Aeschylos giebt dagegen die Gesammtzahl auf 1000 an, worunter 207 Schnellsegler, also bleiben nach Detachirung jener 200 Schiffe 800. Vgl Leake, die Demen Attikas, deutsche Uebersetzung, S. 187 ff. Die Erklärung, Aeschylos rechne 1000 gewöhnliche Schiffe und 207 Schnellsegler, ist durchaus erzwungen und sprachwidrig.

**) Der Verfasser einer neueren Schrift über die attischen Demen (Recherches sur la Topographie des Dèmes de l'Attique, Napoléon-Vendée 1853), C. Hanriot, stellt S. 37 die Ionier umgekehrt auf den rechten Flügel, indem er sich wohl die Schlachtordnung von der attischen Küste bis nach Salamis quer durch die Meerenge aufgestellt denkt. Allein Herodot sagt ausdrücklich, die Phönikier seien am meisten gegen Eleusis gestanden, was nur möglich ist, wenn sie den rechten Flügel hatten, und Diodor. XI, 17 sagt bestimmt, die Athener seien auf dem linken Flügel den Phönikiern gegenüber gestanden, folglich diese auf dem rechten persischen. Aus der Angabe Herodots, daß gleich als die Griechen von Salamis in die See fuhren, die Perser auf sie eindrangen (VIII, 84 *ἀναγομένοισι δέ σφι αὐτίκα ἐπεκέατο οἱ βάρβαροι*), folgt auch entschieden, daß diese ziemlich weit in die Meerenge vorgefahren waren, wenn auch vielleicht nicht so weit, als Leake und Kiepert auf ihren Plänen angeben.

ihre Schiffe in Bereitschaft gesetzt, freilich ein Theil in der Absicht zu fliehen. Als aber die Nachricht von der Einschließung, erst durch Aristides und dann durch ein von den Persern übergelaufenes Schiff der Insel Tenos gebracht worden war, da hörte das Hadern auf und Alle rüsteten sich freudig zur Schlacht. Wie die Perserflotte sich näherte, die Phönikier auf dem rechten Flügel, die asiatischen Griechen auf dem linken, ruderten ihnen die dreihundertachtzig griechischen Fahrzeuge entgegen, auf dem linken Flügel die Athener mit hundertachtzig Schiffen den Phönikiern gegenüber, auf dem rechten die Spartaner mit zehn und dann zunächst die tapfern, seegeübten Bewohner der Insel Aegina mit dreißig Schnellseglern. Einige Zeit versagten sie, wie es scheint aus absichtlicher Berechnung, den Kampf, bis der kühne Angriff eines athenischen Schiffes das Zeichen zur allgemeinen Schlacht wurde. Doch hören wir, wie ein Mitkämpfer selbst den Vorgang schildert. Ein Bote berichtet in den „Persern" des Aeschylos der Königin Mutter Atossa *):

Sobald mit weißer Rosse Zug der Tag
Das ganze Land erleuchtend kam im Strahlenglanz,
Da scholl zuerst von jenen her mit Klang ein Ruf
In froher Liedesweise, hell auf gab zugleich
Den Kriegesruf des Felsgestades Widerhall
Zurück, und Furcht empfanden alle Barbaren da
Getäuscht in ihrem Hoffen: denn zu keiner Flucht
Das stolze Kriegslied stimmten jetzt die Hellenen an,
Vielmehr zur Schlacht zu stürmen kühn in tapfrem Muth.
Trompetenruf dann alles überschmetterte,
Und alsobald der lauten Ruder Zusammenschlag
Gelenkt vom Taktruf traf der Salzflut brausend Feld.
Und schnell vor Augen standen sichtbar alle da:
Zuerst der rechte Flügel wohlgereihet fuhr
Voran in Ordnung, hinter ihm der ganze Zug
Kam angerückt; zu hören war zu gleicher Zeit

---

*) Aeschylos Perser, V. 386, nach der Uebersetzung von Salomon Vögelin.

Vielfacher Ruf: Hellenensöhne dringet vor,
Die Freiheit schafft dem Vaterland, die Freiheit schafft
Für Weib und Kind und heim'scher Götter Heiligthum
Und der Ahnen Grabmal, jetzt für alles gilt der Kampf.
Und auch von uns in Perserspräche scholl Getön
Entgegen, nicht mehr säumen ließ der Augenblick,
Eindrang nun alsbald Schiff auf Schiff mit ehernem
Vorsprung: den ersten Anfang bot ein hellenisches
Fahrzeug das eines Phönikerschiffes Zeichen ganz
Abriß, auf andre lenkten andre dann den Kiel.
Und wohl zuerst hielt Stand der Schwall des Perserheers,
Doch bald gerieth im engen Sund der Schiffe Zahl
Ins Gedräng und Hülfe bot dem Nachbar keiner dar,
Vom eignen Volk durch erzbewehrten Schnabels Stoß
Traf Schlag und Riß allüberall die Ruderwehr.
Der Hellenen Schiffe währenddeß nicht unbedacht
Andrängten rings im Kreise, hoch auf schlug der Bauch
Der Schiffe, nicht des Meeres Fläche sah man mehr
Von Schiffsgetrümmer überdeckt und Männermord.
Das Ufer war, der Klippenrand von Leichen voll,
Und jedes Schiff in wilder Flucht fortruderte
So viel sich fanden in der Barbaren Heereszug;
Indessen wie auf Thunfisch' oder ein volles Netz
Mit Ruderstücken, losgerissnem Trümmerwerk
Die Feind' einschlugen, spießten, Jammerlaut zumal
Mit Wehgeschrei des Meeres Salzflut rings umfing,
Bis hin im Blick der dunkeln Nacht das Ganze schwand.
Die Schaar der Uebel, ob ich gleich zehn Tage dir
Fortredend spräche, nicht zu Ende brächt ich sie,
Das wisse sicher, nimmermehr an einem Tag
Erlag dem Tod ein Menschenheer von solcher Zahl.

Und weiter:

So viel der Perser Körperkraft auszeichnete,
An Muth die ersten, prangend auch in Adelsglanz,

Dem Herrscher selbst an Treue stets die Vordersten,
Die starben kläglich, Schmach bedeckt ihr Todesloos.

— — — —

Es liegt ein Eiland vorn an Salamis Gegend dort,
Klein, schwer zur Landung, oft vom reigenliebenden
Gott Pan betreten, nach dem Saum der Meeresbucht.
Dorthin entsandt' er diese, daß sie, sobald vom Schiff
Gestürzt der Feind sich Rettung sucht' am Inselstrand,
Umbrächten leicht bewältigend der Hellenen Heer,
Die Freunde aber vom Meergewog erretteten;
Wohl schlecht der Zukunft kundig. Denn nachdem der Gott
Den Hellenen jenes Schiffgefechtes Ruhm verliehn,
Noch selben Tags mit fester eherner Wehr den Leib
Umschirmt aus seinen Schiffen springt und ganz im Ring
Umstellt der Feind die Insel, nirgends fanden sie
Zur Flucht den Ausweg, viel von Hand zerschmetterten
Sie Felsenstücke, Pfeile viel der Bogenschnur
Entsendet brachten wo sie trafen Todesnoth.
Zuletzt zum Angriff angerückt in Einem Sturm
Einhaut, zerhackt ihr Schwert der Unglückselgen Leib,
Bis insgesammt das letzte Leben allen schwand.
Und Xerxes schrie da solches Unheils Tief' er sah,
Denn ganz das Meer überschauend war ein Sitz ihm dort
Ein hoher Hügel nah am Rand der Meeresflut,
Sein Kleid zerriß er, hellen Lauts aufjammert er,
Und gab dem Landheer alsofort des Zugs Befehl
Und fuhr dahin in wilder Flucht.

So Aeschylos, der, wie früher bei Marathon, so damals bei Salamis mitgekämpft hatte und der zuverläßigste Zeuge der Schlacht ist. Jenes Schiff, das den Kampf eröffnete, war das eines Atheners Ameinias aus Pallene, der nach der Schlacht den Preis der Tapferkeit erhielt, nach einer freilich kaum glaubwürdigen Nachricht ein Bruder des Aeschylos. Die Schwerbewaffneten aber, welche die Perser auf Psyttaleia niedermachten, hatte Aristides dahin geführt. Die eigentliche Entscheidung des Kampfes hatte in dem mittleren Theile

des Canales statt, aber der Hauptverlust der Perser in der südlichen Mündung, wo die Aegineten vom rechten Flügel her sich in den Weg stellten und schreckliches Verderben unter den Flüchtigen anrichteten. Die Schiffe, welche entkamen, fanden im Phaleron eine Zuflucht. Die Perser hatten auch hier, in noch höherm Grade als bei Marathon, Fehler, fast unbegreifliche Fehler begangen; denn hätten sie ruhig zugewartet, so wäre nach aller menschlichen Berechnung die Sache der Griechen verloren gewesen. Daß sie überhaupt eine Seeschlacht lieferten, war gefehlt, noch mehr, daß sie sie in so engen Gewässern lieferten, wo ihre Ueberzahl ihnen mehr schadete, als nützte. Die Verblendung begreift sich aber, wenn man bedenkt, daß bei dem Mißverhältniß der Streitkräfte die meisten persischen Flottenbefehlshaber gar nicht am Siege zweifelten und gern die Gelegenheit benutzen wollten, um unter den Augen des Monarchen ohne Gefahr Auszeichnung zu gewinnen, und manche, die vielleicht anders dachten, mochte die Angst für feige zu gelten zurückhalten, ihre wahre Meinung zu äußern, besonders gegenüber den kampflustigen Führern des persischen Landheeres. Und der Fehler ist um so eher zu entschuldigen, wenn man erwägt, daß ohne Themistokles die Perser auch so ohne Zweifel ihr Ziel erreicht hätten. Nicht als ob die Peloponnesier feige gewesen wären; sie haben im Kampfe das Gegentheil bewiesen; aber beschränkte Ortspolitik ließ sie das Richtige verkennen, gerade wie im Jahre 1798 die kleinen Cantone Bern im Stiche ließen und dann zu spät an der Schindeleggi und am Rothen Thurm Wunder der Tapferkeit verrichteten. Themistokles kam einem ähnlichen Ausgange zuvor, indem er die Schlacht in der Meerenge herbeiführte, und mit Recht schrieben die Athener den glücklichen Erfolg sich bei, weil sie die drei wichtigsten Dinge für den Sieg gestellt hätten: die größte Zahl der Schiffe, den einsichtigsten Führer und die unverdrossendste Kampfesfreudigkeit. Athen hat hier zum zweiten Mal die Civilisation und Freiheit Europas gerettet und das in einer Schlacht, wo sich Menschenmassen gegenüber standen, wie selten zur See. Zwischen zwei=

und dreimal hunderttausend Mann haben an jenem Tag in den engen Gewässern gegen einander gestritten.

Eigenthümliche Gedanken drängten sich bei dem Besuch dieser welthistorischen Stätte unwillkürlich auf. Die Meere und Inseln sind dieselben geblieben, wenn auch Alles öder und kahler ist und nur spärliche Mauerreste den Platz anzeigen, wo einst die Stadt Salamis lag. Die Bucht von Salamis ist so schön geschweift, ihre Ufer sind so malerisch geformt, wie vor Jahrtausenden, als „des Felsgestades Widerhall“ den Kriegesruf zurückgab; noch ist das Inselchen Psyttaleia „schwer zur Landung“ und noch überschaut man vom Abhang des Aegaleos den ganzen Kampfplatz, wie König Xerxes. Aber welche Gegensätze boten sich im Uebrigen dar. Wo damals die tausende von Kriegsschiffen der Asiaten in übermüthiger Siegesgewißheit sich drängten, um bald in schmählicher Flucht zu bezeugen, daß der freie Geist des Occidents hoch über den unorganischen Massen des despotischen Orients stehe, da ankerte auch jetzt eine stolze Kriegsflotte, aus dem fernen Westen gesandt, der zur Zeit der salaminischen Schlacht den Griechen noch wenig bekannt, Barbarenland hieß. An Zahl der Fahrzeuge und auch der Bemannung war sie mit jener Perserflotte, ja selbst mit der griechischen lange nicht vergleichbar und doch wie weit überlegen! Welch ungeheurer Fortschritt von jenen Ruderschiffen mit einigen Bogenschützen und Speerschleuderern zu den Dampflinienschiffen mit ihren Geschützreihen, deren eines ganze Flotten des Alterthums wie Spreu zerstreuen würde; und wie bemerkenswerth doch andrerseits, daß die heutige Schiffsmechanik, nach langem ausschließlichem Gebrauch der Segel, wieder zu dem Principe der alten Kriegsschiffe zurückgekehrt ist, das Fahrzeug durch Ruder zu bewegen und so vom Winde fast unabhängig zu machen. Nur ist freilich an die Stelle der Menschenhände eine andere viel mächtigere Bewegungskraft getreten, wodurch eine unglaubliche Ersparniß an Menschen eingetreten ist. Die größten Flotten neuerer Zeit brauchen nicht so viele Seeleute, als mäßige des Alterthums. Und diese Flotte einer großen Westmacht war nicht etwa gekommen, den orientalischen Barbaren,

unter dessen Joch noch die meisten Länder des südöstlichen Europa schmachten, der noch fast bis an die Thermopylen Gebieter heißt, in das Land, in das er gehört, nach Asien, zurückzuweisen, sondern auch hier ist die Lage der Dinge so verändert, daß das Umgekehrte der Fall war. Sie war da, um ihn in seinem Besitze zu schützen gegen seinen mächtigern halbeuropäischen nördlichen Nachbaren, dessen Herrschaft in jenen schönen Ländern allerdings das westliche Europa ganz anders bedrohen würde, als die hinsiechenden Türken. Die Erhaltung einer Macht, die ihrem Grundwesen nach nothwendig mit unserer ganzen Civilisation im Widerspruch steht und die sich auflösen muß, sobald sie es nicht mehr ist, wird jetzt als eine Hauptaufgabe der Völker bezeichnet, die sich rühmen an der Spitze der Civilisation zu geben, oder vielmehr sie wurde es, als die Flotte bei Salamis lag. Denn schon hat sich das wahre, natürliche Verhältniß soweit hergestellt, daß die eifrigen Helfer zu höchst lästigen Beschützern und unbequemen Freunden geworden sind und den Boden des wankenden Osmanenreiches vollends untergraben haben.

Meine Absicht, von der Flotte noch weiter nach Norden in den Canal zu fahren und die Stätte der alten Stadt Salamis selbst zu besuchen, wurde durch starken Gegenwind verhindert, dagegen benutzte ich, im Piräeus angekommen, die Gelegenheit, die alte Hafenstadt etwas näher zu betrachten. Die Natur hatte den Athenern in der That hier einen herrlichen Platz gegeben, den sie trefflich zu benutzen verstanden. Südlich von dem tief ins Land eindringenden Hafen liegt nämlich eine für eine sehr bedeutende Stadt hinlänglichen Raum darbietende felsige Halbinsel, die, von drei Seiten vom Meere bespült, nur nach Osten durch eine sumpfige Niederung mit dem Festland zusammenhängt, so daß man deutlich erkennt, daß sie einst eine Insel gewesen ist. Ihre ganze Beschaffenheit machte sie im Alterthume nach dem damaligen Standpunkte der Kriegskunst und Schifffahrt noch weit mehr als jetzt ebensowohl zur Festung, als zu einem Hafenplatze geeignet. Drei Häfen hatte die Natur hier gebildet; der größte ist der jetzt noch vorzugsweise im Gebrauch stehende und als Piräeus be=

kannte, der durch eine schmale von Norden vorspringende Landzunge, die schon früher erwähnte Ectioneia, so geschlossen wird, daß nur eine enge Einfahrt bleibt. Von einem früher am Ufer liegenden, durch Morosini nach Venedig gebrachten Löwen führt er auch den besondern Namen Porto Leone oder Drakos. Dieser Hafen also begränzt die Halbinsel fast in der ganzen Länge ihrer Nordseite; die zwei andern viel kleinern, beide fast kreisrund, befinden sich am südlichen Ufer, rings bis an den engen Eingang von der Halbinsel selbst umschlossen. Der westlichere, jetzt Stratiotiki oder Pascha Limani genannt, tritt dem großen, nördlichen Hafen so weit entgegen, daß nur ein ziemlich schmaler Rücken dazwischen bleibt, der die westliche Hälfte der Halbinsel mit der östlichen verbindet. Von dieser östlichen Hälfte wird der dritte und kleinste Hafen, Phanari, umschlossen. Pascha Limani und Phanari sind für die jetzigen größeren Schiffe nicht brauchbar, waren aber für die des Alterthums vortrefflich. Die westliche Halbinsel steigt von allen Seiten nach der Mitte ziemlich sanft zu einer mäßigen Höhe empor, auf der jetzt einige Windmühlen stehen, in der östlichen dagegen erhebt sich viel höher gerade über dem Hafen Phanari ein steiler Felsenhügel, der alle drei Häfen beherrscht und zugleich den ganzen Platz gegen die Landseite hin schützt. Er bildet die natürliche Akropolis der ganzen Halbinsel und heißt noch Kastella. Nordwestlich davon aber breitet sich bis an den innern Theil des großen Hafens ein ziemlich ebenes Terrain aus, das die jetzige Stadt zum Theil einnimmt. Südöstlich von der Halbinsel zieht sich an dem ganz niedrigen, sumpfigen Ufer die weite, seichte phalerische Bucht hin bis zu der Capelle des h. Georg, wo sich das Ufer wieder zu der Höhe erhebt, die jetzt Tris Pyrgi, die drei Thürme, heißt.

Bis in die neueste Zeit nahm man nun fast allgemein an, der Phanari sei der alte Hafen Phaleron, den die Athener bis in die Zeit des Themistokles im ausschließlichen Gebrauche hatten, an ihm habe die Ortschaft Phaleron gelegen und auf dem steilen Hügel Kastella die phalerische Burg, von der nun freilich kein alter Schriftsteller spricht. Den Pascha Limani nahm man für den Hafen von

Munychia und nannte die ganze westliche Halbinsel Munychia, indem man auf die Windmühlenhöhe die Burg setzte, obwohl von einer solchen keine Reste zu sehen sind. Den großen Hafen nahm man ausschließlich für den Piräeus, die gleichnamige Hafenstadt beschränkte man auf den ebenen Platz im inneren Winkel desselben, und in einigen Buchten, welche er bildet, glaubte man die von den Alten erwähnten drei verschließbaren Häfen zu erkennen.

Diese im Einzelnen, besonders in Hinsicht auf die Burg Munychia, schon von Andern mit Recht angefochtene Anschauung hat aber Ulrichs sowohl auf die Grundlage der oben beim Theseion erwähnten Seeurkunden, als der Angaben der alten Schriftsteller und an der Hand der genauesten Localkenntniß als irrig nachgewiesen und eine andere Ansicht über die alten Hafenorte aufgestellt, die meines Erachtens zu den schönsten Ergebnissen der neuern topographischen Forschungen zu rechnen ist und der ich mich daher im Folgenden anschließe *).

Der älteste Hafenort Athens, Phaleron, welcher der Stadt um

---

*) Zuerst hat Ulrichs seine Ansicht entwickelt in der athenischen Zeitschrift *Ἐρανιστής. φυλλάδιον Η'. Τομ. Α'. 5 Φεβρ.* 1843, in dem Aufsatze: *Οἱ λιμένες καὶ τὰ μακρὰ τείχη τῶν Ἀθηνῶν*, später in der Zeitschrift für die Alt. Wiss. 1844, S. 17 ff.: Ueber das attische Emporium im Piräeus. — Neuerdings hat der oben angeführte C. Hanriot in seinen Recherches sur la Topographie des Dèmes de l'Attique, S. 18 ff. die Meinung von Ulrichs in nicht sehr angemessenem Tone als die eines „jeune antiquaire allemand" verworfen, den die Sucht Neues, oft auf Kosten der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, zu sagen, bewogen habe, die herkömmliche Ansicht umzustürzen (si l'amour de dire du nouveau, souvent au prix de la verité et de la vraisemblance, a pu entrainer un érudit estimable a bouleverser, sur cette question des trois ports d'Athènes, toutes les idées reçues etc.). Unter den Gründen, die er dagegen anführt, finde ich aber nur einen einzigen, der Beachtung verdient, nämlich, daß bei der Capelle des h. Georg ein Hafen nie möglich gewesen wäre wegen der Beschaffenheit des Meeres. Der scharf und fein beobachtende Ulrichs behauptet aber das Gegentheil. Leider habe ich selbst diesen Punkt nicht näher betrachtet. Im Uebrigen ist die Polemik höchst oberflächlich gehalten und rechtfertigt in keiner Weise den angeschlagenen Ton und den zuversichtlichen Schluß, daß man nun die Auflehnung gegen die alte, evident richtige Benennung nicht begreifen könne.

ein Bedeutendes näher war, als der Piräeus, lag nicht beim Hafen Phanari, sondern an dem südöstlichen Ende der phalerischen Bucht bei der Capelle des Hagios Georgios. Sobald aber Athen anfieng eine Seemacht zu werden, konnte dieser nicht mehr genügen. Themistokles erkannte die Vorzüge des Piräeus und bewog die Athener, ihn zu befestigen und zum Kriegshafen einzurichten. Unter dem Piräeus haben wir im weiteren Sinne die ganze vorher beschriebene Halbinsel mit den drei Häfen Drakos, Pascha Limani (Stratiotiki) und Phanari zu verstehen. Bis dahin war er ein gewöhnlicher offener Demos gewesen, dessen Wohnungen ohne Zweifel hauptsächlich am innern Ende des nördlichen Hafens lagen, wo wieder die heutige Stadt ist. Andere werden aber schon damals an dem Munychia genannten Hügel Kastella und dem gleichnamigen daran stoßenden Hafen, dem jetzigen Phanari, gestanden haben. Munychia war aber nie ein selbständiger Demos, sondern nur ein Theil des Piräeus, während Phaleron von jeher eine selbständige Gemeinde war und blieb. Auf Betrieb des Themistokles wurden nun also große Hafen- und Befestigungsbauten schon vor den Perserkriegen angefangen, aber erst einige Jahre nach diesen mit der Ringmauer abgeschlossen, wodurch der Piräeus zum ersten und festesten Seeplatz von Griechenland wurde. Die mächtigen prachtvollen Mauern, die ganz aus Quadern ohne Mörtel, in ungewöhnlicher Dicke und Höhe aufgeführt waren, umschlossen nicht nur die ganze Halbinsel, sondern auch noch die Nordseite des großen Hafens bis zur Landzunge Eetioneia*). Thukydides giebt die ganze Aus-

---

*) Ueber die Mauer des Piräeus ist jetzt Roß in den Archäologischen Aufsätzen I, S. 230 ff. zu vergleichen, der sich gegen die von Appian angegebene Höhe von sechzig Fuß ausspricht, außerdem meint, daß die Angabe des Thukydides, daß zwei Wagen beim Bau in entgegengesetzter Richtung an einander vorbei hin- und hergefahren seien, auf die untern Steinlagen zu beschränken sei und endlich selbst vermuthet, daß nur der untere Theil von Quadern, der obere aber von Lehmziegeln erbaut gewesen sei, obgleich er zuzugeben scheint, daß sie zuerst bis zur Zerstörung durch Lysander vielleicht ganz aus Quadern gewesen sei. An Letzterem darf aber bei dem ausdrücklichen Zeugniß des zuverlässigen Thukydides gar nicht gezweifelt werden. Ueberhaupt scheint mir Roß bei der Untersuchung die von Konon erbauten und von Sulla zerstörten Mauern nicht hinlänglich von

dehnung auf sechszig Stadien oder anderthalb deutsche Meilen an. Alle drei Häfen waren also vollständig in die Befestigungen inbegriffen und die Mauern liefen bis an die durch Steindämme gebildeten engen Einfahrten, welche, gleichsam die Seethore, durch große Ketten und Taue geschlossen wurden. Um die zwei kleinern Häfen und eine in die Halbinsel eindringende Bucht des großen, rechts von der Einfahrt, wurden sogenannte Schiffshäuser zum Verwahren der Kriegsschiffe angelegt, hundert an dem Hafen Phanari oder Munychia, zweihundert an dem Pascha Limani, der damals Zea hieß, und hundert an der Bucht des großen, welche der Hafen Kantharos genannt wurde. Eigentlich führte wohl der ganze große nördliche Hafen diesen Namen, aber als der bedeutendste und als der einzige Handelshafen wird er gewöhnlich kurzweg der Piräeus oder der Hafen genannt. Beim Bassin des Kantharos waren das Seearsenal und die sämmtlichen übrigen großartigen Anstalten für die Kriegsflotte errichtet. Der innere östliche Theil des Hafens aber war für die Handelsschiffe bestimmt; ihn umgaben Waarenlager, Hallen und andere für den Seehandel erforderliche Gebäude, es war dies das sogenannte Emporion. Ein reges, vielbewegtes Leben entfaltete sich; die Bevölkerung vermehrte sich rasch, an der Stelle des frühern dorfartigen Demos entstand eine große Stadt mit breiten, planmäßig angelegten Straßen und einem prächtigen, geräumigen Marktplatze; zahlreiche Tempel und ein Theater*) erhoben sich, und auf dem Felsenhügel im

---

den themistokleischen durch Lysander und die Dreißig zerstörten zu unterscheiden und die damalige Zerstörung zu sehr zu beschränken. Denn wenn auch Lysander und die Spartaner mit einer nur theilweisen Zerstörung sich begnügten, so scheinen die Dreißig nachher sie vollständiger durchgeführt zu haben. Vgl. Lysias z. Eratosth. §. 40. 63, womit auch wohl stimmt, daß dieselben die Schiffshäuser um drei Talente auf den Abbruch verkauften; Isokrat. Areopag. §. 66. Die kononischen Mauern, die mitten im Kriege und zugleich mit den langen Mauern aufgeführt wurden, sind aber gewiß nicht mit der gleichen Sorgfalt, wie die frühern, gebaut gewesen.

*) Man nimmt gewöhnlich zwei Theater an, eines in Munychia am Abhange des Hügels und eines im Piräeus, westlich vom Hafen Pascha Limani. Ulrichs hat glaube ich zuerst bemerkt, daß das von den Alten bald nach Munychia, bald nach

östlichen Theile wurde die feste Burg Munychia erbaut, deren militärische Bedeutung allerdings erst in der spätern makedonischen und römischen Zeit mehr hervortritt, daher sie vielleicht als besondere Burg erst später befestigt worden ist. Die Verbindung des Piräeus mit Athen durch die zwei langen Mauern (eine dritte kürzere lief nach dem Phaleron) war endlich der würdige Abschluß des großen themistokleischen Werkes. Alles das entstand nun freilich nicht auf einmal, sondern in allmäliger, aber doch sehr rascher Entwicklung und erreichte seinen Höhenpunkt in der Zeit der ausgebildeten attischen Seeherrschaft unter der Staatsleitung des Perikles in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr.

Der Sturz der attischen Macht traf natürlich keinen Punkt so schwer, wie die Hafenstadt. Die Mauern des Piräeus sind im Jahre 404 mit den langen nach der Uebergabe Athens an Lysander niedergerissen, die Schiffshäuser von den Dreißigen zum Abbruche verkauft worden; Athen sollte seine Seeherrschaft vergessen. Aber es dauerte nicht viel über zehn Jahre, bis Konon vermittelst persischen Geldes die Befestigungen herstellte. Eine eigenthümliche Wendung der Verhältnisse hatte dahin geführt, daß Persien den Staat, an dessen kühnem Muthe einst seine Eroberungspläne gegen Europa gescheitert waren, gegen Sparta unterstützte, nachdem es diesem wenige Jahre zuvor durch seine Subsidien zum Siege verholfen hatte. Athen wurde, wenn es auch nie mehr die frühere Macht gewann, doch wieder der erste Seestaat Griechenlands, der Piräeus wieder ein ungemein belebter Platz. Nach den jetzt im Theseustempel bewahrten, aber im Piräeus gefundenen Seeurkunden waren an den drei Kriegshäfen

---

dem Piräeus benannte Theater ein und dasselbe sei, dessen Reste man am Abhang der Burg Munychia sieht, und ich stimme ihm auch in dieser Hinsicht vollständig bei. Wo Leake das Theater des Piräeus hinsetzt, konnte ich von einem Theater nichts finden; die wechselnde Benennung nach Munychia und Piräeus erklärt sich aber ganz natürlich, sobald man weiß, daß Munychia eben nur ein Theil des Piräeus war, wo zwei Theater sehr auffallend wären. Ich begreife daher nicht, daß Kiepert, der sonst Ulrichs durchweg folgt, zwei Theater auf seinem Plane behalten hat.

wieder Schiffshäuser für dreihundert sechs und achtzig Trieren und der Handelshafen war nach wie vor der Mittelpunkt des hellenischen Verkehrs. Als aber durch die makedonischen Eroberungen nicht allein Athens politische Macht ein Ende nahm, sondern auch der Verkehr neue Wege einschlug und andere Plätze den Handel an sich zogen, da verödete allmälig die Hafenstadt. Wie gewaltig jedoch die Befestigung noch war, beweist die ausgezeichnete Vertheidigung des Platzes durch den pontischen Feldherrn Archelaos im mithradatischen Kriege. Alle Anstrengungen Sulla's, durch Sturm, durch Belagerungsmaschinen, Gegenwerke und Minen die Festung zu nehmen, führten zu keinem vollständigen Erfolg, bis Archelaos nicht sowohl durch die Römer gezwungen, als durch Befehle seines Königs genöthigt, sie räumte. Sulla zerstörte die Mauern und Arsenale, die jetzt nie mehr hergestellt wurden. Zur Zeit des Augustus erwähnt der Geograph Strabon hier nur noch einen unbedeutenden offenen Ort. Aber trotzdem findet man noch heute überall die ansehnlichsten Reste der Hafen- und Befestigungsbauten. In einem großen Theile des Umfanges lassen sich noch die Ringmauern mit den viereckigen Thürmen in regelmäßiger Entfernung und mehrere Thore erkennen, obgleich seit der Erbauung der neuen Hafenstadt Vieles davon verschwunden und als Baumaterial verwendet worden ist; noch sieht man die Befestigungen der Munychia fast rings um den Hügel und die Werke auf der nördlichen Seite des großen Hafens, auf der Landzunge Eetioneia und einer kleinen Höhe darüber; an vielen Stellen sind in und am Meere die alten Damm- und Wasserbauten sichtbar, ganz besonders an dem Hafen Pascha Limani, dem alten Zea; Trümmer und Grundmauern von alten Tempeln und andern großen Gebäuden begegnen einem an vielen Stellen, auch diese sehr augenfällig über dem genannten Hafen, wo eine Menge Säulenfragmente umherliegen; am Nordwestabhange des Hügels von Munychia stehen die Ueberreste des Theaters, und der unterste Theil der südlichen langen Mauer ist bis nahe an die alte Ringmauer zu verfolgen. Am westlichen Ufer der Halbinsel steht unter zahlreichen alten Grabstätten ein Denkmal, das man als das

Grab des Themistokles, freilich ohne Grund, zu bezeichnen pflegt, und nördlich von der alten Stadt ist die letzte felsige Abdachung des Aegaleosberges weithin mit alten Gräbern bedeckt, die nach den dabei gefundenen Inschriften meist in die Zeit zwischen dem peloponnesischen Krieg und Sulla fallen. Die im Piräeus gefundenen Inschriften gehören, wie schon erwähnt, zu den wichtigsten Funden der neueren Zeit; Manches aber birgt noch der weite Raum unter seinen Trümmern, wie denn in allerletzter Zeit (1855) wieder mehrere Inschriften und Bildwerke entdeckt worden sind, aus denen hervorgeht, daß der Piräeus auch ein bisher ganz unbekanntes Heiligthum der Göttermutter, ein Metroon hatte.

Als ich den Burghügel von Munychia hinaufritt, begegnete mir ein kleines Abenteuer, das ich als charakteristisch für den Courrier und die Reiteinrichtungen erwähne. Der Felshang, nur von spärlichen Kräutern bewachsen, stieg so steil, daß bei uns kein Mensch daran denken würde, ihn hinauf zu reiten. Ich hatte ein Pferd, das mir der Courrier als vortrefflich für die Reise angepriesen hatte, obwohl es mir wegen seiner ungewöhnlichen Magerkeit gleich mißfallen hatte; es müsse nur etwas herausgefüttert werden, meinte der gute Mann, der es erst kürzlich gekauft hatte. Es war mir daher ganz erwünscht, es noch vor der Reise zu probiren. Der Führer ritt vor mir rasch den Berg hinan. Ich folgte ihm, als ich plötzlich eine Bewegung des Sattels fühlte und ehe etwas zu thun war, rücklings auf dem Felsen lag, das Pferd mit dem Rücken auf mir; der Sattel, obschon ganz fest gegürtet, war dem dürren Klepper über den Rücken hinabgerutscht und ich hatte das Thier mitgerissen, so daß es überschlug und auf mich stürzte. Der Courrier kam eilend herbeigelaufen und brachte mir das Pferd vom Leib und wieder auf die Beine; als er aber sah, daß weder dieses noch ich Schaden genommen hatte, äußerte er ganz ruhig, wenn man so steil bergan reite, müsse man sich eben an der Mähne festhalten. Ich merkte mir das für die Zukunft, fand aber doch angemessen, mir für die Reise ein anderes

Pferd zu nehmen und schätzte mich glücklich, mit einigen blauen Flecken davon gekommen zu sein.

In der Niederung östlich von Munychia, zwischen der südlichen langen Mauer und dem Meere, erinnert ein einfaches Monument an den tapfern Karaiskakis, der im Befreiungskriege hier den Tod gefunden hat. An diesem vorbei und über die Reste der südlichen langen Mauer kam ich wieder auf die große Straße und noch früh genug nach Athen, um die nöthigen Vorbereitungen für die Abreise nach dem Peloponnese auf den folgenden Morgen zu machen.

III.

Die Reise durch den Peloponnes.

Von Athen bis Korinth. Megara und der Isthmos. Der Peloponnes im Allgemeinen. — Korinth, Sikyon. Phlius, Nemea. Kleonä. — Die Ebene von Argos. Tiryns. Nauplia. Mykenä. Das Heräon. Argos. — Von Argos bis Krevata. Hysiä und Achladokambos. Arkadien im Allgemeinen. Die Hochebene von Tripolizza. Tzipiana (Nestane). Mantinea. Tegea. — Das nördliche Lakonien. Sparta und Umgegend. Das südwestliche Arkadien. Leondari. Megalopolis. — Messenien. Ampheia. Thuria. Kalamata. Navarin. Lygodisto. Messene. Eira. — Der Tempel in Bassä. Andritzena. Das untere Alpheiosthal. Heräa. Olympia. Kumani. — Das nördliche Arkadien. Psophis. Kleitor. Kalavryta. Megaspiläon. Die Styx. Pheneos. Stymphalos. — Von Stymphalos nach Epidauros. Das Hieron des Asklepios. Epidauros. Aegina. Rückkehr nach Athen.

Von Athen bis Korinth. Megara und der Isthmos. Der Peloponnes im Allgemeinen.

Bei prächtigem Wetter ritt ich Montag, 11. April, nicht sehr früh von Athen weg. Ein amerikanischer Professor der Philologie aus dem Staate New-York, der zuerst halb entschlossen gewesen war, mit mir zu gehen, war wieder anderen Sinnes geworden und so zog ich allein mit dem Courrier, der natürlich auch ritt. Außerdem hatte ich ein Gepäckpferd, einen Bedienten und einen Pferdeknecht, welche beide zu Fuß giengen. Allein zu reisen hat seine schlimmen und guten Seiten. Ist man in Gesellschaft, so sieht man mit mehr als zwei Augen, einer macht den andern auf dies und jenes aufmerksam, man tauscht seine Beobachtungen, Gefühle und Gedanken aus, findet in der geselligen Unterhaltung nach überstandenen Beschwerden des Tages eine wohlthätige Erholung und hat das tröstliche Bewußtsein, bei Krankheiten oder sonstigen Unfällen nicht verlassen zu bleiben. Das Alles entbehrt, wer allein reist; aber er ist dafür vollkommen unabhängig, Herr und Meister aller seiner Entschlüsse und durch keinerlei Rücksichten gehemmt und gebunden. Mit Gefährten, die vollkommen zu einem passen, wird man gewiß genußreicher reisen, als allein, aber auch nur, wenn sie vollkommen passen, und solche zu finden, ist ein seltenes Glück; denn es gehört dazu nicht nur ein gleiches Interesse und das Geschick, gegenseitig vor- und nachzugeben, sondern auch ungefähr gleiche körperliche Fähigkeit und Lust zum Ertragen der Mühen und Entbehrungen, die eine Tour in Ländern,

wie Griechenland, nothwendig mit sich führt, und nichts ist peinlicher, als den Gefährten ermattet und verstimmt zu sehen, während man selbst noch frisch und munter ist, oder gedrängt und getrieben zu werden, wenn man irgendwo länger verweilen möchte. Darum ziehe ich in der Regel es durchaus vor, allein zu reisen und habe auch in Griechenland mich wohl dabei befunden, zumal da ich auf der ganzen Wanderung auch nicht von der leisesten Unpäßlichkeit befallen oder von sonst einem Unfalle betroffen wurde.

Bis Eleusis hatte ich den früher beschriebenen schönen Weg über Daphni und an den Rheitoi vorbei durch die thriasische Ebene. Von Eleusis an wird die Gegend gebirgiger und man kommt zuerst durch ödes, unfruchtbares Land am Bergabhange der Kerata, unweit der Küste. Der Bergzug, der mit den Kerata endet und sich von dem Kithäron her quer über die Landenge zieht, bildete hier die westliche Gränze des attischen Gebietes. Westlich davon lag das Ländchen Megaris, das sich vom korintbischen Meerbusen bis zum saronischen ausdehnte und dessen bester Theil in einer fast von der nördlichen bis zur südlichen Küste sich erstreckenden kleinen Ebene bestand. Nach Osten und Norden ist sie von dem genannten Bergzuge, nach Westen von dem hohen Geraneiagebirge eingeschlossen und an ihrem südwestlichen Ecke lag die Hauptstadt Megara. Es war im Ganzen ein rauhes, wenig ergiebiges Ländchen, aber wichtig wegen der Lage an beiden Meeren und auf der Landenge, über die aller friedliche und kriegerische Verkehr zwischen dem Peloponnese und Mittelgriechenland statt finden mußte und darum von Kriegszügen vielfach heimgesucht und in die Kämpfe der Nachbarstaaten verwickelt. In früher Zeit lange mit Attika verbunden und wie dieses von den an manchen Punkten des saronischen Meerbusens angesiedelten Joniern bewohnt, war es nach der Eroberung des Peloponneses durch die Dorier von diesen besetzt worden, als sie bis nach Athen vordrangen. Während aber des Kodros Tod dieses von den Eindringlingen befreite, blieb ihnen Megara und bildete fortan gleichsam den äußersten Vorposten der dorischen Festung des Peloponneses, anfangs von Korinth ab=

hängig, bald aber als selbständiger Staat, der seine vielbewegte eigene Geschichte und selbst seine litterarische Bedeutung hatte. Die unmittelbare Nachbarschaft Athens war aber den Megarern nicht nur in politischer Hinsicht oft sehr drückend, sondern hat auch ihr geistiges Leben in übeln Ruf gebracht, indem die witzigen und meist auf feindlichem Fuß mit ihnen stehenden Nachbaren die wie es scheint etwas derben Megarer gern als plumpe Gesellen verspotteten und megarische Späße bei ihnen für schlechte, grobe sprichwörtlich geworden waren. Aber abgesehen von der Komödie, die auf megarischem Boden ihre ersten Anfänge nahm, zeigen der Dichter Theognis und die Philosophen Eukleides und Stilpon, daß es so schlecht nicht stand, sondern das kleine Megara manche weit größere Staaten übertraf.

Im ersten Theil des Weges zwischen Eleusis und Megara also kommt man über die unfruchtbaren und dürren Abhänge der Kerata, aber fast ununterbrochen hat man einen herrlichen Blick auf die nahe gegenüberliegende Nordküste von Salamis. Allmälig wird die Gegend minder rauh und mit Vergnügen bemerkt man in den kleinen Thälern und an den Berghalden weit ausgedehnte Pflanzungen junger Oelbäume, die erst seit kurzer Zeit von den Megarern angelegt sind. Wenn man dann in die Ebene hinabsteigt, erblickt man von weitem das malerisch gelegene Megara, während gegenüber die Küste von Salamis so nahe an das Festland herantritt, daß der Meerbusen hier geschlossen zu sein scheint. Nicht weit von dem äußersten Vorsprunge der Insel liegt ungemein schön das Kloster Phaneromeni*). Den Weg von Eleusis nach Megara, der auf vier Stunden angegeben wird, legte ich, ohne mich zu übereilen, in weniger als zwei und

*) Herr von Velsen schreibt mir über Phaneromeni: „Alterthümer haben die Mönche nicht aufzuweisen, aber wohl haben sie es verstanden, sich einen Punkt mit überraschend schöner Aussicht auszuwählen. Sie haben ja das Kloster von Eleusis und vom Wege nach Megara aus gesehen und können sich daher eine ungefähre Anschauung des Panoramas, das sich von da entfaltet, bilden. Eine Viertel stunde westlich, beim megarischen Perama, liegen am Ufer die Ruinen eines viereckigen und auf einer benachbarten Anhöhe die Ruinen eines Rundthurmes. Dies scheint die Stelle von Buderon zu sein."

einer halben zurück und kam so zeitig genug an, um mich den Abend noch ziemlich umzusehen und mehrere Inschriften abzuschreiben*).

Wie alle ältern griechischen Städte, war auch Megara an eine Höhe gebaut, die als Burg diente, oder vielmehr an zwei Höhen mit zwei Burgen. Denn der isolirte Berg, der sich am westlichen Ende der Ebene etwa eine halbe Stunde vom Meere erhebt und von Westen nach Osten streicht, bildet zwei nur durch einen niedrigen Rücken verbundene Gipfel, von denen der östliche niedrigere und plattere ziemlich sanft ansteigt, der westliche viel höhere und spitzere nach allen Seiten, besonders aber nach Norden, ziemlich steil abfällt, ohne indessen irgendwo die senkrechten Felsen zu haben, wie die Akropolis in Athen. Auf diesem, nimmt man jetzt gewöhnlich an, habe die Burg gelegen, welche die Akropolis des Alkathoos hieß, auf dem niedrigern westlichen die Karia, ohne daß es aber ganz sicher zu erweisen ist**). Die eigentliche Stadt, die großentheils an der Südseite lag, zog sich von der Ebene amphitheatralisch an dem Berg hinauf und zieht sich noch heutzutage daran hinauf, nur daß sie jetzt fast ganz auf den westlichen Hügel beschränkt ist. Doch hat auch das heutige Megara

*) Vgl. meine Epigraph. und Archäolog. Beiträge, S. 42 ff.

**) Daß Karia die östliche, die Burg des Alkathoos die westliche Höhe einnahm, scheint aus Pausanias hervorzugehen, der von Athen kommend zuerst die Karia beschreibt, und findet Bestätigung in der neuerdings entdeckten Lage des Olympieions, das nach Pausanias am Abhang der Karia lag. Vgl. v. Velsen im Archäolog. Anzeiger von Gerhard, 1853, S. 380. Für die umgekehrte Ansicht kann angeführt werden, daß die Karia die ältere Burg war und auch später die Hauptburg gewesen zu sein scheint. Dafür spricht wenigstens die Art, wie Pausanias I, 42, 1, nachdem er von der Karia gesprochen, zu der Burg des Alkathoos übergeht: *ἔστι δὲ καὶ ἄλλη Μεγαρεῦσιν ἀκρόπολις ἀπ' Ἀλκαθόου τὸ ὄνομα ἔχουσα*. und daß Steph. Byz. die Karia allein als die Burg von Megara erwähnt: *ἐκαλεῖτο δὲ καὶ ἡ Μεγάρων ἀκρόπολις Καρία*. Die ältere und Hauptburg erwartet man aber eher auf dem höhern, von Natur festern Hügel. Dieser Ansicht folgen Pittakis in der *Ἐφημ. Ἀρχ.* Φυλλάδ. 33, N. 1327 und Jakob R. Rhangabis (der Vater des bekannten Archäologen) in dem Buche *Τὰ Ἑλληνικά*, Thl. I, S. 321, wo er dafür die jetzt vor dem Theseion stehende Nike geltend macht; diese sei am Abhang des östlichen Hügels gefunden und gehöre ohne Zweifel dem von Pausanias auf der Burg des Alkathoos erwähnten Heiligthum der Athene Nike an. Ein schwacher Beweisgrund.

noch einen ziemlichen Umfang und nimmt sich mit seinen platten Dächern, die man sonst meist nur auf den griechischen Inseln, selten aber auf dem Festlande findet, aus einiger Entfernung sehr schön aus; in der Nähe freilich erscheinen die Häuser elend. Auf der westlichen Burghöhe, wo, vorausgesetzt, daß es die Burg des Alkathoos war, im Alterthum ein Tempel der Athene stand, jetzt aber eine Kirche des h. Demetrios und ein mittelalterlicher Festungsthurm sich über hellenischem Gemäuer erheben, genießt man eine wundervolle Rundsicht, nördlich und östlich über die wohlbebaute, von den hohen Gebirgen eingefaßte Ebene, südlich und westlich zunächst über die Stadt und ihre Umgebung, dann über das Meer mit den nähern und fernern größern und kleinern Inseln, durch die prachtvolle argolische Küste begränzt, über der sich die weitern Gebirge aufthürmen. Von den Befestigungen der Burg sieht man noch sehr ansehnliche Reste theils polygonen, theils der regelmäßigen Quaderform sich annähernden Mauerwerks, besonders an der Südseite, wo sich auch eine Mauer nach der Unterstadt hinabzieht. Zahlreiche Bruchstücke von Säulen, Inschriften und sonstige Ueberreste findet man an vielen Orten zerstreut eingemauert oder umherliegen; eine sehr verstümmelte, wie mir schien weibliche Statue sah ich bei der Kirche des h. Georgios, nicht weit unterhalb der erwähnten des h. Demetrios liegen und drei vor einer Reihe von Jahren gefundene werden in einem Raum des Gemeindehauses (der Dimarchia) sehr patriarchalisch aufbewahrt, indem erst einige darüber liegende Säcke weggenommen werden mußten, um sie zu sehen. Zwei davon, eine männliche und eine weibliche, beide ganz bekleidet, sollen, wie man mir sagte, mit einander an einer nach der westlichen Burghöhe hinaufführenden Gasse gefunden worden sein, wo man jetzt das Bruchstück der Ehreninschrift eines T. Flavios Eubiotos (Corp. Inscr. Gr, N. 1061) sieht, und man könnte daher vermuthen, es sei die männliche die des Eubiotos, wenn nicht frühere Reisende dieselbe Inschrift noch ganz vollständig am Wege nach dem Meere gesehen hätten, die jetzt also nicht in der Nähe ihres ursprünglichen Platzes ist. Die dritte, männliche Statue soll noch weiter aufwärts

nach der Burg zu gelegen haben, sie ist nur von den Hüften abwärts bekleidet. Allen dreien fehlt der Kopf, der letztern auch die Füße; die Arbeit weist auf eine späte Zeit*). Auch die oben (S. 182) erwähnte Victoria vor dem Theseion in Athen kommt von Megara**). Irgend in die Augen fallende Ruinen hat aber die Stadt keine aufzuweisen, nur die Lage und etwa den Boden einiger Tempel hat man in neuester Zeit aufgefunden, sowie eine unterirdische Wasserleitung. Wenige Reste sieht man auch nur noch von den langen Mauern, durch die nach dem Vorgange Athens auch Megara mit seinem Hafen Nisäa war verbunden worden. Die Burg der Hafenstadt erkennt man von Megara selbst aus sehr bestimmt in einem isolirten Hügel am Strande, der noch hellenisches Gemäuer tragen soll. Ich selbst bin nicht darauf gewesen***).

Man hat in griechischen Ortschaften, wo die Ankunft eines fremden Reisenden, eines „Frangos", wie der Westeuropäer hier durchweg schon heißt, immer ein Ereigniß ist, oft Gelegenheit, die Begierde der Jugend, sich zu unterrichten, wahrzunehmen. Besieht man sich etwas, schreibt etwas oder copirt etwa eine Inschrift, so wird man regelmäßig von einer neugierigen Schaar umlagert, die oft recht unbequem wird, aber einem doch wohl auch wieder Vergnügen macht. So drängten sich auch in Megara, als ich eine schwer leserliche, kürzlich gefundene Inschrift†) abschrieb, mehrere Schuljungen um mich und halfen mir die Buchstaben entziffern, nicht ohne große Befriedigung, wenn es ihnen gelang, etwas richtig zu lesen. Auch die Gefälligkeit des Besitzers dieser Inschrift muß ich besonders rühmen; er hatte mich an der Straße mit dem Lesen einer andern beschäftigt gesehen und

---

*) Es sind wohl die von Roß, Königsreisen I, S. 139, erwähnten Bildsäulen.

**) Andere Bildsäulen erwähnt Pittakis, Ἐφημ. Ἀρχαιολ. Φυλλάδ. 33. N. 1327. Vgl. auch v. Velsen im Archäol. Anzeiger 1853, S. 379 und S. 422 über einen Tempel.

***) v. Velsen im Archäol. Anzeiger a. a. O., der auch die Entfernung von dem südlichen Ende der Stadt bis Nisäa, in Uebereinstimmung mit Thukydides IV, 36, der acht Stadien angiebt, auf zwanzig Minuten bestimmt.

†) Meine Epigr. und Archäol. Beiträge, Nr. 47.

brachte darauf hin gleich diese aus seinem Hause, schaffte Wasser her, um sie leserlicher zu machen und wollte für seine Bemühungen durchaus nichts annehmen. Auch an andern Orten ist mir solche uneigennützige Zuvorkommenheit mehrfach begegnet, während auch nicht selten für das Zeigen einer Inschrift ein bestimmter Preis gefordert wurde.

Auch die Weltereignisse ließen mich in Megara nicht unberührt. Eine kleine Reiterabtheilung (zwei ἐνωμοταρχίαι), die aus dem Peloponnese kam, hatte ihr Nachtquartier hier zum Theil in dem gleichen Chane genommen, wo ich. Sie marschirte zunächst nach Theben, um von da weiter an die Nordgränze zu rücken, wo sich, wie jedesmal bei Bewegungen in der Türkei, die Räuber wieder zu regen begannen. Die Reiter sprachen von dem Kriege gegen die Türken als einer ausgemachten Sache, auf die sie sich freuten und waren nichts weniger als zufrieden, als ich ihnen einige Zweifel dagegen äußerte; ich konnte mich schon bei diesen Leuten überzeugen, daß es keiner großen Machinationen bedarf, um die Griechen gegen die Türken in Bewegung zu setzen, sondern ein natürliches Gefühl, ich möchte sagen der Volksinstinkt sie dazu treibt.

Der Weg von Megara nach dem Isthmos, den ich den folgenden Morgen einschlug, geht nur eine kurze Strecke durch das südwestliche Ende der Ebene und tritt dann in bebuschtes Hügelland ein, das sich gegen das Meer zieht. Mehrere hohe Tumuli fielen mir am Ende der Ebene auf, wie ich solche auch an der anderen Seite gegen Eleusis am vorigen Tage bemerkt hatte. Bald wird aber der Weg, der sich dem Meere nähert, rauher und wilder. Megara lag, wie schon bemerkt, auf der Gränzscheide zwischen dem Peloponnes und dem mittleren Griechenland, aber der Landesbeschaffenheit nach gehörte es doch noch mehr dem letztern an. Der Weg, der es mit Attika verbindet, ist eben und sanft zu nennen im Vergleich mit dem nach dem Isthmos. Das Gebirge Gerancia, jetzt Makri Plagi, das steil aus der Ebene aufsteigt und eine Höhe von mehr als viertausend Fuß erreicht, ist wie ein Riegel quer über die Landenge von einem Meere zum andern gelegt, an beiden stürzt es un-

mittelbar in die Fluth. Drei Pfade führen darüber: der eine in der Nähe des nördlichen Meeres, der der beschwerlichste sein soll, aber im Alterthum doch auch fahrbar gewesen sein muß, da man erzählte, daß frevelhafte Räuber dort einmal Peloponnesier, die zur Festschau nach Delphi zogen, mit den Wagen über die Felsen gestürzt hätten; der zweite fast in der Mitte, der dritte endlich an der südlichen Küste, den ich eingeschlagen hatte. Dieser war im Alterthum der gebrauchteste und ist es noch, die gewöhnliche Straße zwischen Athen und Korinth, aber darum nicht minder beschwerlich und bei schlechtem Wetter selbst gefährlich; denn an den fast senkrecht aufsteigenden Felsen zieht sich der schmale Weg auf bröckelichem Gesteine hin; rechts hat man die hohe Felswand, links den jähen Abgrund, an dessen Fuß sich die Wogen des tiefblauen ins Röthliche spielenden Meeres brechen. Es sind das die im Alterthum schon berühmten und berüchtigten skironischen Felsen, wo die athenische Sage den Missethäter Skiron wohnen ließ, der den Wanderer zwang, ihm die Füße zu waschen und ihn dann mit einem Fußtritte rücklings in die Tiefe hinabstürzte, bis Theseus ihm das Nämliche that und die Straße sicherte. Die Megarer dagegen erzählten, der Weg habe seinen Namen, weil ihr Kriegsbefehlshaber Skiron ihn zuerst für Fußgänger gangbar gemacht habe. Die verschiedenen Sagen zeigen, daß sehr früh hier eine Straße angelegt worden war, zuerst ohne Zweifel blos für Fußgänger und Saumthiere, doch scheint sie schon ziemlich früh zu einer Fahrstraße erweitert worden zu sein*). Im Perserkriege wurde sie, nachdem die

*) Daß eine Fahrstraße vor Hadrian existirt habe, geht meines Erachtens mit voller Sicherheit aus Aristides im Panathenaik., S. 333 hervor, wird aber auch durch das Verschütten im Perserkriege wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht, da das bei einem bloßen Fußsteig kaum nöthig gewesen wäre und der Ausdruck ὁδός bei Herod. VIII, 71 schwerlich einen bloßen Fußpfad (ἀτραπός) bezeichnet. Aber selbst Pausanias I, 44, 6 ist kein Beweis dagegen, er sagt: „Skiron hat, als er Polemarch der Megarer war, den Weg, wie man sagt, zuerst für rüstige Wanderer gebaut, Kaiser Hadrian aber hat ihn so breit gemacht, daß zwei Wagen an einander vorüberfahren können." — Sehr wohl möglich ist, daß in der Zwischenzeit eine Straße für einen Wagen mit Ausweichplätzen existirte, die

Thermopylen genommen waren, von den Peloponnesiern verschüttet, und wie weit sie wieder hergestellt wurde, ist nicht klar; sicher ist, daß sie fortwährend ein beschwerlicher Pfad blieb, den zu einer guten Straße umzugestalten nicht im Interesse der Anwohner lag, so lange sie unabhängig waren und fast unausgesetzt Kriege zwischen den Staaten des Peloponneses und des nördlichen Griechenlands geführt wurden. In der römischen Zeit aber hat Kaiser Hadrian sich auch hier als Wohlthäter Griechenlands erwiesen, indem er eine Fahrstraße herstellen ließ, breit genug für zwei Wagen, ein Werk, das für eine Zeit, wo man noch kein Pulver hatte, um Felsen zu sprengen, wahrhaft staunenswerth zu nennen ist. Noch folgt im Ganzen der Pfad dieser Straße, noch sieht man auf einer Seite die abgemeißelte Felsenwand, an der andern mächtige Unterbauten aus trockenem Mauerwerk, noch an vielen Stellen die alten Wagengeleise, doch habe ich trotz aufmerksamer Betrachtung nirgends mehr ein Doppelgeleise bemerkt; denn die Straße ist jetzt längst zerfallen und zerstört, so daß meist nur für ein Pferd Raum ist, an manchen Orten ist sogar dieser schmale Pfad in die Tiefe gerutscht, so daß man nur mit größter Vorsicht hinüberkommt, und an einer Stelle in einer Schlucht so vollständig eingefallen, daß man an der Höhe gar nicht mehr durchkommt, sondern im Zickzack bis an das Meer hinabsteigt, um dann an der andern Seite wieder empor zu steigen. Gerade dort begegneten uns einige Pferde, denen nur mit größter Mühe ausgewichen werden konnte. Es ist der Weg in vollem Maße, was sein heutiger Name Kaki Skala ausdrückt, eine böse Steige. Ich kenne in der Schweiz keinen so schwindelnden Weg, der zu Pferde passirt wird; denn die am ehesten zu vergleichende Gemmistraße ist viel breiter und der Grund überall fest, und noch viel weniger ist die einst von sentimentalen Reisenden als gefährlich verschrieene Maienwand daneben zu

---

Pausanias nicht erwähnt; wenn sie aber nach der Verschüttung in den Perserkriegen nicht hergestellt wurde, konnte er auch glauben, es sei nie eine solche da gewesen. Auch die Art, wie Strabo IX, p. 391 C die Straße erwähnt, scheint eher für eine Fahrstraße zu sprechen.

stellen. Man gewöhnt sich aber in Griechenland so schnell an die schlechtesten Wege über den schroffsten Abhängen, daß man sich kaum an den gefährlichsten Stellen abzusteigen entschließt, was ich allerdings auf der Kaki Skala einigemal gethan habe, wo der Weg ganz eingestürzt war und das Pferd nicht einmal sicher auftreten konnte.

Durch die Geraneia war also das megarische Ländchen von dem Peloponnese völlig abgeschlossen und gehörte seiner geographischen Lage nach mehr zu Mittelgriechenland. Wenn es dennoch eine Zeit lang über jene natürliche Gränze hinüberreichte, so erklärt es sich leicht dadurch, daß Megara vom Peloponnese aus durch Dorier besetzt worden war und auf den Peloponnes sich stützte. Als es sich später ihm mehr entfremdete, wurde seine Gränze so ziemlich auf die Geraneia zurückgeschoben. Uebrigens ist das Land zwischen dem höchsten Rücken dieses Gebirges und dem eigentlichen Isthmos ein Zwischenland, das noch nicht zum Peloponnese gehört, aber doch offener gegen jene Seite ist, als gegen die megarische, ein rauhes Bergland mit einigen kleinen, zwischen den südwestlichen Ausläufern des Gebirges nach dem Meere sich öffnenden Flächen. Hat man die Kaki Skala überschritten, so kommt man etwas über drei Stunden von Megara in eine kleine Ebene, wo man die Hütten eines Dorfes Kineta sieht. Vor nicht langer Zeit war es noch bewohnt und im Alterthume stand in der Nähe der Tempel des Apollon Latoos, der in der römischen Zeit die Gränze des megarischen und korinthischen Gebietes bezeichnete. Jetzt ist das Dorf und die kleine nicht nur culturfähige, sondern durch Oelbäume von Cultur zeugende Ebene fast ganz verlassen. Die Fieberluft, durch einen nahen Sumpf erzeugt, hat die Bewohner vertrieben, nur in wenigen elenden Hütten sieht man ein paar blasse, kranke Gestalten, die mich an die Bewohner der Gegend von Pästum erinnerten. Außerdem stationiren hier zur Sicherung des Passes einige Gensdarmen; denn da sich von Kineta aus der Weg längere Zeit durch ziemlich dichtes Gebüsch über kleine Anhöhen hinwindet, wo man nur wenige Schritte vor sich sieht, ist der Platz für Räuber nicht ungeeignet, von denen er früher oft beunruhigt worden sein soll.

Die beiden pflichtgetreuen Gensdarmen, die ich traf, ließen es sich daher nicht nehmen, mir etwa eine Stunde weit das Geleit zu geben. Es waren irreguläre (ἄτακτοι), in der Palikarenbewaffnung mit langen silberbeschlagenen Steinschloßflinten, mehreren Pistolen und schönen silbernen Patrontäschchen, deren der eine drei von verschiedener Größe am Gürtel hängen hatte. Er erzählte mir, sie würden in Trikkala im nördlichen Peloponnese fabricirt. Während sie stattlich vor mir her marschirten, ließ man sehr naiv das Gepäck wohl eine Viertelstunde entfernt ziehen, zum Beweis, daß es damals mit den Räubern nicht gefährlich stand. Man begreift aber leicht, daß die Leute an einem solchen Orte schreckliche Langeweile haben müssen und daher gern die Gelegenheit benutzen, einen Spaziergang zu machen, der ihnen ein kleines Trinkgeld abwirft. Der Weg bis zum Isthmos, den ich in drei und einer halben Stunde zurücklegte, führt in geringer Entfernung vom Meere über die letzten Höhen des Gebirges, zwischen denen noch zwei kleine Ebenen liegen, im Alterthume wohl bevölkert und wohl bebaut, jetzt verlassen und nur von niedrigem Gesträuche und spärlicher Weide bedeckt. Auf der ersten liegt jetzt nur die einsame Kirche des h. Theodoros; überwachsene Fundamente, umherliegende Säulen und andere Architekturstücke zeugen aber noch von dem Orte Krommyon, der einst die Gegend belebte, und an der Kirche ist noch eine Inschrift aus der römischen Kaiserzeit, auf ein im fünfzehnten Jahre verstorbenes Mädchen, in einem fast an das Christenthum anklingenden Tone, wie er aber in jener Zeit sich öfter in den Grabschriften findet. Sie mag beispielsweise hier folgen*):

---

*) Sie ist zuerst mitgetheilt von Roß in der Archäol. Zeitung 1844, S. 296, auch von Welcker, Rh. Museum 1845, S. 264 und lautet im Urtext:

Φιλ]οστράτα βέβηκα πηγὰς εἰς ἐμάς,
Λ]είπουσα δεσμὸν ᾧ φύσις συνεῖχέ με.
Ἐπὶ τοῖς δέκα γὰρ τέσσαρ' ἐκπλήσασ' ἔτη,
Πέμπτῳ τὸ σῶμα καταλέλοιπα παρθένος,
Ἄπαις, ἄνυμφος, ἤϊθεος· ὅτῳ δ' ἔρως
Ζωῆς ἔνεστιν, ἀφθόνως γηρασκέτω.

Zu meinem Quell gieng ich, Philostrata, zurück,
Und ließ das Band, durch welches die Natur mich hielt.
Nachdem zu zehn vier Jahr' ich erst zurückgelegt,
Verließ im fünften ich den Leib als Mädchen noch,
Jungfräulich, ohne Kinder, unverlobt; wer Lust
Zum Leben hat, der möge altern ohne Neid.

Auf der zweiten Ebene lag im Alterthum ein Ort Sidus, jetzt beweist ein wie Kineta verlassenes Dörfchen Susaki, daß die Gegend verödeter ist als je. Westlich davon springen die äußersten Verzweigungen der Geraneia an den saronischen Meerbusen vor und dahinter kommt man an die schmalste und zugleich niedrigste Stelle der Landenge, den eigentlichen Isthmos mit dem Hafenorte Kalamaki, in dem innersten Winkel des Meerbusens. Bis hieher hat man auf der ganzen Straße die reizendste Aussicht auf das Meer mit den Inseln und der argolischen Küste, während man vor sich den schroffen Felsen von Akrokorinth und die hohen schneebedeckten Nordgebirge Arkadiens sieht. Ueberhaupt darf der ganze Weg von der thriasischen Ebene bis nach Kalamaki wohl einer der schönsten genannt werden, die es überhaupt giebt; denn wohl wenige Meerbusen oder Seen lassen sich an herrlicher Farbe des Wassers, an Mannigfaltigkeit der Inseln und prachtvoll geschwungenen Linien der Küste dem saronischen Golf an die Seite setzen.

Kalamaki ist ein sehr kleiner Ort mit einem kleinen Hafen, dessen Bedeutung einzig die ist, daß er die Verbindung mit dem korinthischen Meerbusen, überhaupt mit dem westlichen Meere vermittelt. Die Schiffe, namentlich jetzt die Lloyd-Dampfschiffe, legen hier an, um die Reisenden abzusetzen, die nach Lutraki an der andern Seite der Landenge wollen und um die von dorther kommenden aufzunehmen. Das größte Haus im Orte ist daher auch die Herberge des österreichischen Lloyd. Im Alterthume lag hier der Ort Schoinus und der Name ist im Grunde fast der gleiche geblieben; Schoinus ist ein Binsicht, Kalamaki ein Röhricht, und als wollte man die Berechtigung des Namens nachweisen, sieht man mitten im Orte zwischen den Häu-

sern Schilfrohr wachsen. Hier also hat der Isthmos die geringste Breite und Höhe; nach dem nächsten Punkte des andern Meeres beträgt die Entfernung etwas über 18,000 Fuß, nicht viel über eine Schweizerstunde, die größte Erhebung 246 Fuß. Der Boden ist felsig und rauh. Zur Verbindung der beiden Meere existirte im Alterthum nicht nur, wie jetzt, eine Straße, sondern auch eine Bahn, auf der man kleinere Fahrzeuge hinüberwälzte, der sogenannte Diolkos. Der Gedanke, die Landenge zu durchstechen und so den Schiffen die gefürchtete Umschiffung des Peloponneses zu ersparen, war schon früh aufgetaucht. Schon in der Zeit Solons soll ihn der Fürst von Korinth, Periander, gehabt haben, nach ihm verschiedene andere für große oder phantastische Pläne empfängliche Männer. Aber nur einer scheint die Arbeit wirklich unternommen zu haben, der abenteuerliche römische Kaiser Nero, der unter eigener Aufsicht von der Seite des korinthischen Meeres her die Arbeiten beginnen ließ und selbst mit einem goldenen Karste, den ihm der Statthalter von Griechenland darreichte, die ersten Schläge that. Soldaten und Sträflinge arbeiteten in großer Zahl, aber schon nach wenigen Tagen wurde das Unternehmen aufgegeben, angeblich weil ägyptische Ingenieure gefunden hatten, daß der saronische Meerbusen viel niedriger sei, als der korinthische und daher durch ihre Verbindung eine Ueberschwemmung der Inseln und Ufer herbeiführen würde, ein Vorwand, der schon damals dem Spotte nicht entgieng. Der wahre Grund war vielmehr die Nachricht von beginnenden Unruhen in Gallien, die bald nachher den Sturz des Kaisers herbeiführten. Das Alterthum sah aber im Allgemeinen ein solches Unternehmen als frevelhaft, als ein Durchbrechen der von Gott gesetzten Schranken an; darum sollten Wunderzeichen beim Anfang der Arbeit davor gewarnt haben; Blut sei unter den Hacken hervorgespritzt, Gestöhn und Jammertöne hätten sich hören lassen und Schreckbilder sich gezeigt. Und darum schließt Pausanias nach Erzählung von Neros vergeblichem Unternehmen ganz treuherzig: „So schwer ist es den Menschen, das zu erzwingen, was die Gottheit nicht gewollt hat.“ Noch heutzutage sieht man die Spuren der

neronischen Arbeit in der Nähe des korinthischen Meerbusens; ich selbst bin aber nicht dort gewesen. Während also der Plan, den Peloponnes zur Insel zu machen und damit auch gegen Invasionen von Landheeren zu schützen, nie ausgeführt worden ist, haben die Peloponnesier schon früh durch Befestigungen wenigstens den Zweck der Sicherheit zu erreichen gesucht, indem sie eine Mauer quer über die Landenge zogen. Die erste Erwähnung eines solchen Baues finden wir in den Perserkriegen, wo die Peloponnesier in thörichter Verblendung sich dahinter sicher wähnten, die Perser aber glücklicher Weise nie zum Angriff des Peloponneses kamen, sondern durch die Schlachten bei Salamis und Platää zurückgewiesen wurden. So großer Werth damals auf die Mauer gelegt wurde, so ist sie in den spätern Kriegen zwischen den Griechen selbst und gegen Makedonier und Römer nie von Bedeutung gewesen, sondern die Gebirgspässe vor und hinter derselben haben eine viel größere strategische Wichtigkeit. Aber in römischer, byzantinischer und venezianischer Zeit ist die Mauer mehrfach erneuert und als ein Hauptbollwerk des Peloponneses betrachtet worden, das freilich nicht immer mit Glück vertheidigt wurde. Noch jetzt existiren von diesem Werke gewaltige Ueberreste und zwar aus der ältesten Zeit*), deren feste Quaderbauten alle spätern Herstellungen überdauert haben. Die Mauer, mit regelmäßig vorspringenden vier=

---

*) Curtius, Peloponnesos II, 547 sagt: „Es sind Mauerstrecken von mächtigen Werkstücken vorhanden, die mir unzweifelhaft älter erscheinen, als die Befestigungsarbeiten, welche die Peloponnesier hier in aller Eile vornahmen, und dies ist die früheste Erwähnung der Abmauerung der Landenge." Wäre aber früher schon eine Mauer da gewesen, so würde Herodot, der bei den Thermopylen dies sehr genau angiebt, es wohl erwähnen; zudem ist schwer einzusehen, wann sie könnte gebaut worden sein. Von der Eroberung des Peloponneses an durch die Dorier bis zum Perserkriege war nie auch die entfernteste Gefahr einer feindlichen Invasion vorhanden, man müßte also an die achäische Vorzeit denken und deren Charakter scheint das Werk doch nicht zu tragen. Ueberdies dauerte der Bau geraume Zeit, da die Peloponnesier ihn bereits vor der Schlacht bei Salamis (Herodot VIII, 40) angefangen hatten und erst kurz vor dem Auszug nach Platää beendigten (IX, 8. 9. 10). Die aus prächtigen Werkstücken aufgeführten, nicht viel kürzern Mauern der Epipolä in Syrakus hat Dionys in einer viel kürzeren Zeit, in zwanzig Tagen, gebaut (Diodor. XIV, 18).

eckigen Thürmen versehen, läuft dem felsigen Rande der Anhöhen nach, die sich westlich über der niedrigsten Sohle des Isthmos und dem Diolkos erheben und hat so einen natürlichen Graben vor sich. Kurz ehe man von Kalamaki her zur Hauptmauer kommt, bemerkt man eine niedriger gelegene, schwächere, die jener parallel läuft und mit einer Art Vorwerk verbunden gewesen zu sein scheint; ob sie über die ganze Länge sich hinzog, oder nur an der Hauptstraße angebracht war, weiß ich nicht. Die Hauptmauer hat in ihren Trümmern theilweise eine außerordentliche Breite, ich maß gleich links vom Wege zwei und zwanzig Schritte, was freilich zum Theil auf Rechnung des auseinandergefallenen Schuttes zu setzen ist, aber auch wenn man den in Abzug bringt, beweist, daß es hier nicht eine einfache Mauer war, sondern wohl zwischen einer Doppelmauer Wohnungen für die Mannschaft angebracht waren, etwa wie bei dem von Thukydides (III, 21) beschriebenen Circumvallationswerke um Platää. An mehreren Stellen soll man überdies noch die Grundmauern von Festungen zur Aufnahme der Besatzung bemerken. Da die Höhen, welchen die Mauer folgt, sich nicht in gerader Linie von einem Meere zum andern erstrecken, ist diese beträchtlich länger, als die schmälste Breite des Isthmos, nämlich 22,470 Fuß, fast eine deutsche Meile.

Ein festeres Bollwerk als diese Mauer hatte die Natur dem Peloponnese in dem südwestlich sich erhebenden Gebirge Oneion gegeben, das fast parallel mit der Geraneia sich vom saronischen Meerbusen bis nach Korinth erstreckt und nur drei leicht zu vertheidigende Pässe ließ, durch die ein Heer, nachdem es den Isthmos überschritten hatte, in die Halbinsel eindringen konnte, nämlich am Ufer des östlichen Meeres, dann in der Mitte zwischen dem eigentlichen Oneion und Akrokorinth durch die Schlucht von Tenea, und endlich zwischen der Stadt Korinth und ihrem nördlichen Hafen Lechäon, mit dem sie durch lange Mauern verbunden war.

So sehen wir also den Peloponnes durch eine dreifache Vertheidigungslinie geschützt, das Gebirge Geraneia, den eigentlichen Isthmos mit seiner Mauer und das Oneiongebirge mit den Festungswerken

Korinths. Das isthmische Land zwischen den beiden Gebirgen ist das trennende zugleich und verbindende Zwischenland zwischen dem Norden und Süden. Diese sichere, fast insulare Abgeschlossenheit hat dem Peloponnese und seinen Bewohnern den eigenthümlichen Charakter aufgeprägt, welcher sie zu allen Zeiten ausgezeichnet hat. Der Peloponnes ist der Theil von Griechenland, der alle Eigenschaften dieses Landes am schärfsten ausgeprägt in sich vereinigt und darum auch im Alterthum als das eigentlichste Griechenland betrachtet wurde, auch wohl als die Akropolis von Griechenland bezeichnet worden ist*). Wenn dieses Land überhaupt sich dadurch auszeichnet, daß das Meer tief einschneidet und eine Menge von Buchten und Halbinseln bildet, wodurch eine Küstenlänge entsteht, wie sie sonst nirgends bei gleichem Flächenraume sich findet, so tritt das beim Peloponnese ganz besonders hervor und nirgends scheiden die Gebirge so scharf wie hier das Land in zahlreiche, von einander bestimmt abgegränzte Gebiete, welche eine Menge unabhängiger Staaten in's Leben riefen. Die Gebirge des Peloponneses bilden ein für sich ganz unabhängiges System, welches sich in der Mitte der Halbinsel concentrirt und von da aus nach den verschiedenen Seiten verzweigt und abdacht. Das Mittelland ist Arkadien, um welches sich die Gebirge von allen Seiten gelagert haben. Am höchsten sind sie im Norden, wo sie sich bis nahe an 8000 Fuß erheben und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, und hier ist wieder der höchste Gipfel im Nordosten, der alte Kyllene, jetzt Ziria, der nach der französischen Generalstabskarte 2374 Meter oder 7910 Schweizerfuß (3 Meter gleich 10 Fuß) über dem Meere mißt. Aber auch weiter westlich erreicht dieser von Osten nach Westen streichende Zug in dem alten Aroaniagebirge, dem heutigen Chelmos, wieder eine Höhe von 2355 Meter oder 7855 Fuß, und noch in seinem westlichsten Theile, dem alten Erymanthos, jetzt Olonos, 2224 Meter oder 7410 Fuß. Etwas weniger hoch als dieser

---

*) Es versteht sich von selbst, daß ich das vortreffliche Werk von Ernst Curtius über den Peloponnesos, das auf meiner Reise mein steter Begleiter war, im Folgenden vorzugsweise benutzt habe.

breite Nordrand ist der Gebirgszug, der unter verschiedenen Namen vom Kyllene nach Süden streicht und den Ostrand Arkadiens bildet, ein wildes, zerklüftetes Gebirge, dessen höchster Berg, Artemision, jetzt Malevo, 1772 Meter oder 5910 Fuß hoch ist. Weiter nach Süden sinkt es mehr, um sich erst an der Südostgränze wieder höher zu erheben. Noch niedriger sind die Berge, welche von dem Erymanthos oder Olonos aus nach Süden laufend die Westgränze von Arkadien bilden. Doch erheben auch sie sich in ihrem südlichen Theile zu einem mächtigen Gebirgsstock, dessen Gipfel Diaphorti (das alte Lykäon), Tetrasi und Paläokastro (das alte Kotylion) zwischen 4000 und 5000 Fuß hoch sind. Nur den Südrand Arkadiens bildet kein hohes Gebirge, sondern ein meist bewaldeter Höhenzug, der aber durchaus zusammenhängend die Gewässer des arkadischen Alpheios und des Eurotas scheidet. Was aber besonders eigenthümlich, diese ganze Gebirgsgränze ist auf der nördlichen, östlichen und südlichen Seite durchaus ununterbrochen; kein arkadisches Gewässer hat nach diesen Seiten einen überirdischen Abfluß. Nur an der Westseite öffnet sich das Gebirge fast in der Mitte und dort fließt der Hauptfluß, der Alpheios, ab, der die meisten Gewässer Arkadiens in sich aufnimmt. Die meisten, aber nicht alle; denn Arkadien ist in seinem Innern durch Zweige jener hohen Gränzgebirge wieder so zerschnitten und in ganz geschlossene Hochebenen und Thalbecken gesondert, daß mehrere gar keinen überirdischen Wasserabzug haben, sondern ihre Gewässer sich in unterirdische Klüfte (Katavothren) stürzen, durch die sie zwar zum Theil auch den Alpheios erreichen, zum Theil aber auch nach andern Richtungen abgeführt werden. Diese auch im übrigen Griechenland nicht seltenen, aber in Arkadien besonders häufigen, ganz geschlossenen Thalbecken sind für das Land charakteristisch und bilden natürlich mehr als andere Formationen von der Natur vorgezeichnete Gebiete. Mit der natürlichen Gränze Arkadiens traf die politische überall zusammen, mit Ausnahme von zwei kleinen Strecken, wo sie darüber hinaus griff, einer im Norden, wo ein Hochthal am Nordabhang des Aroaniagebirges, und einer im Südwesten, wo ein wildes,

nach Westen sich senkendes Thal am Kotylion noch zu Arkadien gehörte, dort das Gebiet der Stadt Kynätha, hier das von Phigaleia. In der Nähe des Austritts des Alpheios aus dem Binnenlande, wo das breite Gebirge von Thälern in der Richtung von Norden nach Süden durchfurcht ist, wurde auf eine kleine Strecke nicht durch die Wasserscheide die Gränze gegen das westlich gelegene Elis gebildet, sondern durch Flüsse. Arkadien ist also ein vollständiges Binnenland, von allen bedeutendern griechischen Landschaften durchaus das einzige, und es ist Binnenland im allerstärksten Sinne des Wortes, von den Küstenstrecken fast überall durch das Gebirge abgeschlossen und nur durch einen mäßigen Fluß mit dem Meere verbunden. Die Küstenländer aber lehnen sich in verschiedenster Weise von allen Seiten an seine Gebirge an.

Die am engsten mit Arkadien verbundene Landschaft ist das westlich gelegene Elis; denn durch sie fließt der Alpheios ab. Es ist im Ganzen die westliche Abdachung der arkadischen Gebirge, aber wie vorher bemerkt, nicht scharf nach der Wasserscheide begränzt; im Süden nur ein hügelicher, schmaler Küstensaum, im Norden zu einem weitern Flachlande sich ausdehnend mit sandiger, fast hafenloser Küste. An den nördlichen Abfällen der höchsten arkadischen Bergkette zieht sich das Küstenland Achaja hin. Die arkadischen Gebirge treten hier mit ihren Abstufungen fast überall bis ganz nahe an das Meer vor und nur ein schmaler, aber sehr fruchtbarer ebener Strich zieht sich längs der Küste hin, die wenige gute Häfen hat. Aber weit hinauf sind die Stufen des Gebirges dem Anbau der verschiedensten Producte günstig. Im Westen ist Achaja durch keine scharfen, natürlichen Gränzen von Elis getrennt und nach Osten gehörten Sikyon und Korinth nach der natürlichen Lage zu ihm, während sie in der historischen Zeit politisch meist davon getrennt und ganz selbständige Gemeinwesen waren, die man zur Landschaft Argolis rechnete. Die natürliche Gränze Achajas reichte bis an den Isthmos.

Eine viel selbständigere Entwicklung als Elis und Achaja haben die östlichen und südlichen Landschaften. Von den nordöstlichen Ge-

birgen Arkadiens springt die große, an Buchten und Vorgebirgen reiche argolische Halbinsel nach Südosten ins Meer vor. Von Arkadien ist sie scharf getrennt, bildet aber in sich kein zusammenhängendes Gebiet, sondern ist durch das vielverzweigte, nach allen Seiten bis ans Meer vortretende Gebirge in eine Reihe kleiner Gebiete getrennt, die sich nach dem Meere öffnen und mehr dem See= als Landverkehr offen stehen. Das Hauptgebirge, das die Halbinsel in der Mitte von Westen nach Osten durchzieht, das Arachnäon, ist, bei einer Höhe zwischen drei= und viertausend Fuß, kahl und dürr; auch weiter südlich erheben sich die Berge noch beträchtlich, das Land ist wasserarm und wenig ergiebig, nur am innersten Meerbusen breitet sich eine größere fruchtbare Ebene aus.

Nach Süden endlich gehen von Arkadien drei Gebirgszüge aus, welche die beiden in sich geeinigtsten und schönsten Landschaften des Peloponneses bilden. In der Mitte läuft von dem niedrigen arkadischen Südrande aus, sich rasch erhebend, in ganz gerader Richtung nach Süden der höchste Rücken des Peloponneses, das Taygetongebirge, das in der südlichsten Spitze Griechenlands, dem Vorgebirge Tänaron oder Matapan, endet. Sein höchster Gipfel, der h. Elias, steigt 2409 Meter oder 8030 Schweizerfuß über das Meer. Parallel mit ihm zieht im Osten als Fortsetzung des Ostrandes von Arkadien das Gebirge, das wir nach seinem höchsten nördlichen Theile als Parnon bezeichnen können; sein südliches Ende ist das wegen seiner gefährlichen Umschiffung berüchtigte Cap Maleia. Westlich dem Taygeton gegenüber läuft von dem südwestlichen Knoten der arkadischen Gebirge eine weniger hohe und weniger zusammenhängende Reihe von Bergen, unter denen der Ithome zwar nicht der höchste, aber der bekannteste ist. Oestlich vom Taygeton fließt der Eurotas und ergießt sich in die zwischen Maleia und Tänaron tief ins Land einschneidende Bucht. Sein schönes Gebiet ist der Haupttheil von Lakonien, dessen Gränzen aber auch den schmalen Abfall des östlichen Gebirges am Meere umfaßten und südwestlich über die Wasserscheide des Taygeton hinaus reichten. Westlich vom Taygeton durchfließtder Pamisos das

fruchtbarste Thalbecken des Peloponneses, das den Mittelpunkt von Messenien ausmachte; aber wie Lakonien ans östliche Meer, so reichte Messenien über das Gebirge hinaus ans westliche, bis dahin, wo es durch das Nedaflüßchen von Elis getrennt wurde. Sie beide, Lakonien und Messenien, bilden weit mehr, als die andern Landschaften des Peloponneses, je ein an einen bestimmten Mittelpunkt gewiesenes Ganze. Die Natur hat ihnen das Eurotas- und das Pamisosbecken als beherrschende Centren gegeben.

So ist also der Peloponnes durch seine physische Beschaffenheit in sechs mehr oder weniger scharf abgegränzte Landschaften getheilt, von denen einige den bestimmten Charakter der Einheit tragen, andere wieder in eine Anzahl kleinere Gebiete gegliedert sind. Eine Eigenthümlichkeit, auf die man mit Recht aufmerksam gemacht hat, ist, daß die Ostseite der Halbinsel durch die natürliche Formation für Handel und Verkehr vor der westlichen bevorzugt ist, sie hat namentlich die für die Seefahrt günstigere Küste, Buchten und Vorgebirge, geeignet zu Städten und Handelsplätzen, sie öffnet sich einladend dem Verkehr mit Attika und den Küstenländern und Inseln des ägäischen Meeres und mit dem fernern Oriente. Die Geschichte des Peloponneses hat im Alterthum ihren Hauptsitz im östlichen Theile und zwar um so mehr, je weiter zurück man geht, wiewohl der westlichere an Bodenfruchtbarkeit im Ganzen ausgezeichneter ist.

Der ganze Peloponnes ist im vollsten Sinne ein Gebirgsland und es liegt daher einem Schweizer nahe, ihn mit seinem Vaterlande zu vergleichen, wenn schon dieses ein fern vom Meer gelegenes Binnenland, jener fast eine Insel ist. Die hohen Alpen freilich mit ihren Eismassen fehlen dem Peloponnese, unsere Gebirge steigen in ihren höchsten Gipfeln um mehr als die Hälfte höher über die Meeresfläche, als die peloponnesischen; Gletscher und sogar eigentlichen ewigen Schnee giebt es im Peloponnese nicht, aber dennoch ist er verhältnißmäßig (er hat nicht den halben Flächenraum der Schweiz) in höherem Grade Gebirgsland; denn es fehlt ihm ganz und gar etwas, wie das weite, hügelige Becken, das sich zwischen Alpen und Jura vom Genfersee

bis an den Bodensee ausdehnt, und auch wo die Gebirge weniger hoch sind, nehmen sie nirgends die abgerundeten, weichen Formen an, wie sie bei uns zum Beispiel in der Molasse des Emmenthales und selbst in den nördlichen Theilen des Jura sich finden, sondern sie erheben sich fast überall jäh und schroff in scharfen, bestimmten Linien, wie wir sie meist nur in den Alpen, da und dort auch im Jura haben. Natürlich erscheinen auch dort die zu gleicher Höhe über den Meeresspiegel aufsteigenden Berge bei der Nähe der See viel höher, als bei uns, wo die Thalsohle selbst schon sehr hoch liegt. Ganz besonders aber sind sie enger in einander gedrängt, nirgends finden wir die langgedehnten, breiten Flußthäler, wie das Rhein- und Rhonethal, man ist genöthigt, viel häufiger als bei uns selbst in den Alpen, hohe Wasserscheiden zu übersteigen, kurz es ist der Peloponnes noch mannigfaltiger von der Natur getheilt, die einzelnen Theile sind noch bestimmter und schärfer von einander geschieden. Wie in der Schweiz die Naturbeschaffenheit die Bildung zahlreicher in Sprache, Sitten und Gesetzen vielfach von einander abweichender Staatsgemeinschaften wesentlich bedingt hat, so hat die ähnliche, aber noch größere geographische Gliederung und Zerschnittenheit des Peloponneses im Alterthum die reiche und bunte Entwicklung des Lebens eben so sehr gefördert, als sie einer einheitlichen Gestaltung entgegenstand und jetzt bei ganz veränderten Verhältnissen den zum Gedeihen des Landes unumgänglich nothwendigen Straßenbau erschwert. Ich habe kein anderes Land gesehen, wo meinem Laienblicke die Anlage eines umfassenden großartigen Straßennetzes so schwierig erschienen ist. Unmöglich ist es darum nicht, wie nicht nur die Alpenstraßen beweisen, sondern die näher liegende Thatsache, daß schon in der homerischen Zeit ein solches bestand und man über Berghöhen fuhr, über welche jetzt kaum ein leiblicher Saumpfad führt.

Es ist nicht meine Absicht, in eine ausführliche Vergleichung der Berge und Thäler der Schweiz mit denen des Peloponneses und Griechenlands überhaupt einzutreten; zu mancher Bemerkung wird sich bei einzelnen Gegenden Anlaß finden. Aber noch einige allgemeine Worte

kann ich mir hier nicht versagen. Das klare Wasser, die frischen, blauen Flüsse und Bäche, die Wasserfälle, die herrlichen Seen, welche einen Hauptreiz unserer Gebirgswelt ausmachen, fehlen der griechischen oder sind wenigstens selten; denn das Wasser auch reicher Quellen versiegt in der wärmern Jahreszeit, oder nimmt, in dem Thale angelangt, eine trübe, gelbliche Farbe an. Fast nur das nördliche Arkadien erinnert mit seinen wasserreichen Bächen an unsere Thäler, und die wenigen Landseen haben mit ihren kahlen, felsigen oder versumpften Ufern wenig landschaftliche Schönheit; die schwellenden, grünen Wiesen und Weiden findet man nicht und die dichten, dunkeln Wälder in den tiefern Regionen unserer Gebirge sind selten. Aber die Seen und Flüsse sind reichlich ersetzt durch das Meer mit seinen Buchten und Inseln; der schönste Landsee kommt dem Meere nie gleich; Wälder vermißt man freilich in den meisten Theilen des Landes schwer, seit Jahrtausenden sind sie arg und unwiederbringlich verwüstet worden, man kann in einigen Gegenden Tage lang reisen, ohne einen ordentlichen Baum zu Gesichte zu bekommen, eigentliche Hochwälder trifft man, das nördliche Euböa ausgenommen, fast nur auf den Bergen, doch habe ich immer noch mehr gefunden, als ich nach den vielen Schilderungen von der Baumlosigkeit des Landes erwartete, und hie und da kommen Bäume in einer Pracht und Mannigfaltigkeit vor, die in Erstaunen setzt, von den Tannen und andern Nadelhölzern, den Buchen und verschiedenen Eichen an den Bergen bis zu den riesigen orientalischen Platanen, die an Bächen und in feuchten Niederungen ihre Aeste weit ausbreiten, und zu den schlanken Cypressen, den dunkeln Orangen und Citronen. Der Schloßgärtner Schmid in Athen hat mir gesagt, es gebe allein dreizehn Arten Eichen in Griechenland. Solche verschiedenartige Waldpartien und Baumgruppen, untermischt mit den schönsten Gesträuchen, mit Myrthen, Granaten, Oleandern und oft bis an die Wipfel von üppigen Schlingpflanzen durchzogen, geben wieder manchen Plätzen einen Reiz, der unserem Lande fremd ist; dann aber sind die Bergformen so schön, die Luft ist so klar, die hintereinander sich erhebenden Bergstufen

treten in so fein und scharf gezogenen Linien eine über der andern hervor, und die Farben und Töne auch der kahlen Felsen sind so wunderbar, daß man das frische Grün unserer Berge und Thäler bald entbehren lernt und nicht mehr vermißt. Ja mehr als das, man gewinnt die warme, bunte Färbung der südlichen Berge lieber und es kostet eine gewisse Mühe, sich in das Grün unserer Landschaften, das, so wohl es auch den Augen thut, doch oft eintönig wird, wieder hineinzufinden. Sind doch auch bei uns unbestritten die Gegenden die schönsten, wo sich über und neben dem Grün nackte Felsen erheben. Die freundlichen, anmuthigen Dörfer, ohne die man sich die Schweiz kaum denken kann, darf man natürlich in Griechenland nicht suchen, doch tragen die an steilen Höhen sich hinziehenden Ortschaften und die auf Felsen thronenden Schlösser und Ruinen verschiedener Zeiten an manchen Orten nicht wenig bei, die landschaftlichen Reize zu erhöhen. Noch weniger darf man die manchen Reisenden zum Genuß einer Gegend unentbehrlichen comfortabeln Gasthöfe erwarten, aber gerade diese Abwesenheit dessen, was unsere Civilisation und Uebercivilisation bald selbst auf die höchsten Berge trägt, giebt dem Reisen in jenen Ländern etwas Frisches, Natürliches, das bei uns leider immer mehr abhanden kommt, man genießt die Natur weit unmittelbarer, ein Frühstück unter einer prächtigen Platane in einsamem Thale, oder auf den Ruinen einer alten Burg genommen, schmeckt ganz anders und läßt eine andere Erinnerung zurück, als in den eleganten Salons unserer neumodischen Gasthofkasernen, und die gastliche, freundliche Aufnahme, wie man sie noch oft genug in griechischen Städten und Dörfern findet, bildet eine angenehme Abwechslung zu den höflichen Bücklingen oder auch insolenten Blicken, mit denen unsere geschniegelten Kellner den Eintretenden empfangen und mustern. Es sind das freilich Unterschiede, die aus den Verhältnissen von selbst und natürlich erwachsen sind, und wenn einmal Griechenland mehr bereist wird, muß es nothwendig auch dort anders kommen, aber eben weil das noch nicht der Fall ist, hat das Reisen dort noch seinen eigenthümlichen Charakter. Ich bin aber hier schon in

Betrachtungen gekommen, die mir eigentlich fern lagen, da ich nur von der Landesbeschaffenheit reden wollte, auf deren Auffassung allerdings jene Dinge auch ihren Einfluß üben. Ich will nicht die Frage aufwerfen, welche Gegenden die schönern seien, die schweizerischen oder die griechischen; solche Abschätzungen verschiedenartiger Gegenstände sind unersprießlich und hängen gar sehr von individuellen Gefühlen und Stimmungen ab. Aber das, glaube ich, wird mir zugeben, wer die Schweiz und Griechenland, speciell den Peloponnes kennt, daß hier der Landschaftsmaler reichern Stoff findet; die griechischen Landschaften haben entschieden, wenn ich so sagen darf, einen künstlerischeren, plastischern Charakter, und ich für meine Person ziehe die schönen griechischen Gegenden den schönsten schweizerischen vor, ohne darum mit dem streiten zu wollen, dem es umgekehrt geht.

Doch um wieder auf das zurückzukommen, was mich zu dieser Abschweifung veranlaßt hat, der Peloponnes ist also ein streng in sich abgeschlossenes Gebirgsland und hat diesen Charakter seit den ältesten Zeiten seinen Bewohnern aufgedrückt, die stets mit einer gewissen stolzen Selbstgenügsamkeit, was außer ihnen vorgieng, gering geschätzt haben. Noch jetzt hält der Moraïte sich für den unzweifelhaft vorzüglichern Bewohner Griechenlands, so vielfach auch die Bevölkerung sich geändert hat; noch in der neuen Zeit glaubt er sich vorzugsweise zum Herrschen berufen. Werfen wir hier einen flüchtigen Blick auf die Bevölkerungsverhältnisse der Halbinsel. Als älteste Bewohner des Peloponneses werden die weit verbreiteten, räthselhaften Pelasger genannt und zwar wird ihnen der Peloponnes von der griechischen Sage recht eigentlich als Stammland angewiesen. Im südwestlichen Arkadien, am hohen Lykäonberge, sollte Pelasgos, der Urvater nicht nur der Pelasger, sondern des ganzen Menschengeschlechtes, der schwarzen Erde entsprossen sein. Neben und nach den Pelasgern treten aber bald andere Namen hervor, an welche die weitere Entwicklung und Gestaltung der Halbinsel geknüpft wird, ohne daß das Verhältniß dieser neuen Namen zu dem alten überall deutlich wäre. An den Küsten lassen hie und da Phönikier sich nieder und

üben namentlich auf Religion und manche Industriezweige einen unverkennbaren Einfluß; nach Argos sollen Aegypter gekommen sein. Aber für die politische Geschichte bedeutend werden eigentlich erst die Stämme, welche man später unter dem Gesammtnamen der Hellenen zusammenfaßt. Ionier und Aeoler treten bedeutungsvoll hervor, jene hauptsächlich auf der Nordküste und manchen Punkten der östlichen, diese mehr im westlichen Theile der Halbinsel und auch in Korinth, ganz besonders aber die Achäer. Die älteste in's Licht der Geschichte tretende, wenn auch noch vielfach in Sage und Poesie gehüllte Periode ist die achäische. Achäer haben Lakonien und die besten Theile von Argolis und von Messenien inne. An ihrer Spitze steht ein aus Kleinasien eingewandertes Fürstengeschlecht, die Pelopiden. Mykenä ist die Königsburg. Der mächtigste des Geschlechtes, Agamemnon, beherrscht von hier aus unmittelbar die nähere Umgegend und die Nordküste, mittelbar aber als Vasallenstaaten die sämmtlichen Gebiete des Peloponneses, und dehnt seine Oberherrschaft über das ganze griechische Festland und viele Inseln aus. Noch bezeugen die Trümmer der Königsburg den einstigen Glanz, noch ist der Name des Gründers der Dynastie in dem der Halbinsel erhalten, und die erste und einzige große, gemeinsame Unternehmung des gesammten Griechenlands, der trojanische Krieg, ging von diesem achäischen Reiche aus. Aber bald nachdem mit Agamemnon die Pelopiden ihre höchste Macht erreicht hatten, trat eine gewaltige Umwälzung ein. Achtzig Jahre nach der Eroberung Trojas, also nach der gewöhnlichen Rechnung im Jahre 1105 v. Chr., dringen die nordgriechischen Dorier in den Peloponnes ein. An die Spitze dieses tapferen Gebirgsvolkes hatten sich die Herakliden gestellt, ein früher aus dem Peloponnes vertriebenes achäisches Fürstengeschlecht, das legitime Ansprüche auf die Herrschaft des Landes zu haben behauptete. Sie erobern den größern Theil der Halbinsel und gründen zunächst die drei Hauptstaaten Sparta, Messenien und Argos, unter Heraklidenfürsten. Dorisch-heraklidische Fürstenthümer entstehen auch in mehreren kleinern, Argos benachbarten Staaten, besonders Korinth. Der ganze Peloponnes hat eine veränderte

Gestalt erhalten; denn auch die Landschaft Elis hat eine theilweise Umwälzung erlitten und einen mit den Doriern gekommenen ätolischen Fürsten mit seinen Mannen aufnehmen müssen, und aus dem Innern vertriebene Achäer haben sich auf die Nordküste geworfen, die hier ansäßigen Ionier zur Auswanderung gezwungen und ein neues kleineres Achaja gegründet. Nur das Mittelland Arkadien bleibt von der Umwälzung fast unberührt und seine alten Bewohner behaupten ihre Unabhängigkeit. Durch diese Eroberung wurde der Zustand des Peloponneses herbeigeführt, auf dem seine Geschichte in der eigentlich hellenischen Zeit beruht; er wurde, obwohl das erobernde Volk an Zahl der zurückbleibenden alten Bevölkerung, unterworfener und freier, lange nicht gleich kam, dorisirt. Freilich nicht auf einmal; denn es dauerte noch Jahrhunderte, bis selbst im dorischen Hauptlande, in Lakonien, die letzten freien achäischen Gemeinden in ihren festen Burgen überwältigt wurden. Der Zustand des Peloponneses war in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung ein unruhiger, unsicherer, der weit hinter dem der Pelopidenherrschaft zurückstand. Aber allmälig legten sich die Wogen und klärten sich die Verhältnisse. Die regelmäßige Anordnung der olympischen Festfeier und Lykurgs Gesetzgebung im Anfang des neunten Jahrhunderts, bezeichnen die Befestigung des neuen Zustandes. Jene schafft eine gewisse völkerrechtliche Verbindung unter den Staaten, diese legt den Grund zu Spartas Uebergewicht und Größe. Nachdem im eigenen Lande jeder Widerstand der alten Bewohner gebrochen und diese in volle Unterwürfigkeit gebracht waren, dehnt die kriegerisch organisirte und durch strenge Zucht gestählte dorische Bürgerschaft von Sparta, gleichsam ein stets kampfgerüstetes Heerlager, ihre Herrschaft über die Gränzen Lakoniens aus. Sie bezwingt in zwei blutigen Kriegen den Nachbarstaat Messenien und wird damit unbedingt die erste Macht des Peloponneses, vor der nach vielen Kämpfen auch Argos zurücktreten muß. Fast die ganze Halbinsel anerkannt Spartas Hegemonie, die Feldherrnschaft im Kriege, die vorörtliche Leitung der Bundesversammlung und eine Art Oberaufsicht im Frieden. Der Peloponnes ist wieder in eine gewisse

Einheit unter dem Protectorat des mächtigsten dorischen Staates gebracht. Eine Zeitlang wird allerdings diese Entwicklung durch das Aufkommen unumschränkter Fürsten, der sogenannten Tyrannen, in mehreren der bedeutenderen Staaten aufgehalten und gestört; aber durch ihren Sturz befestigt Sparta seine Macht bleibend und ordnet, selbst eine aristokratische Republik mit zwei erblichen Oberfeldherrn unter dem Titel von Königen an der Spitze, die Verhältnisse so, daß in den meisten Städten Oligarchien regieren, welche ihr Interesse an Sparta knüpft. Es würde hier zu weit führen, zu zeigen, wie seine Hegemonie sich auch auf das übrige Griechenland ausdehnte, in den Perserkriegen den Höhenpunkt erreichte, dann eine Zeitlang durch Athens rasch aufblühende Macht zurückgedrängt wurde, bis Sparta in dem peloponnesischen Kriege, nach siebenundzwanzigjährigem Kampfe, den Nebenbuhler überwand, aber damit auch den eigenen Sturz vorbereitet hatte. Es genügt, zu erinnern, daß seine Macht in Folge eigener Fehler durch das Feldherrngenie des Epaminondas im Jahre 371 bei Leuktra gebrochen ward. Unter Spartas Hegemonie hat der Peloponnes im Ganzen seine schönste Zeit gehabt. Der an Ordnung und Zucht gewöhnte dorische Geist prägt sich mehr oder weniger dem ganzen Lande auf, ohne doch im Einzelnen einer selbständigen Entwicklung hemmend in den Weg zu treten. Landbau war die vorherrschende Beschäftigung der Peloponnesier und trug wesentlich dazu bei, demselben einen stätigen Charakter zu geben, daneben aber kam in einigen Städten Handel und Industrie zu großer Entwicklung. Etwas Festes, Ruhiges, in sich Abgeschlossenes bezeichnet das peloponnesische Wesen jener Zeit, das seine Schattenseite, eine gewisse Beschränktheit und egoistische Härte, erst da verletzend hervorkehrte, als der Gang der Ereignisse Sparta aus seiner zwar engen, aber sichern Sphäre in weite Verhältnisse und Verwicklungen hineinriß, mit denen sein ganzer Organismus im Widerspruch war. Nie sind die Landschaften des Peloponneses so wohl bebaut, seine Städte so volkreich, seine Heere so streitbar gewesen, wie in der Zeit von Spartas Macht. Auf 380 bis 400 Quadratmeilen, wovon ein großer Theil nicht cultur=

fähiges Gebirgsland, hatte er, natürlich die zahlreichen Sclaven mitgerechnet, über zwei Millionen Einwohner*).

Des Epaminondas Genie hat Spartas Macht gebrochen und ihre Wiedererhebung durch wohlberechnete politische und strategische Maßregeln für immer verhindert. Er hat Messenien wiederhergestellt, unter seinem Einflusse wurde Arkadien zu einer Sparta feindseligen Macht enger verbunden, er hat Sparta mit gewaltigen Festungen umgeben, die es in allen seinen Bewegungen hemmten, aber eine neue haltbare Organisation hat er dem Peloponnese so wenig, als dem übrigen Griechenland mehr geben können, sondern nur den Makedoniern den Weg geebnet. Von seinem Wirken zeugen aber bis auf den heutigen Tag die großartigsten Städteruinen im Peloponnese. Durch Spartas Sturz und die Auflösung der alten Verhältnisse war der Peloponnes bald wieder der Verwirrung und Unordnung preisgegeben, welche durch die Einmischung makedonischer Könige und Befehlshaber nur vermehrt wurde. Da machte einen letzten Versuch, die Halbinsel zu einigen, der achäische Bund. Denn merkwürdiger Weise trat jetzt der achäische Stamm, der zu Agamemnons Zeit die Herrschaft gehabt und dann achthundert Jahre lang ein politisches Stillleben geführt hatte, ohne irgendwo bedeutend einzugreifen, zum Schluß an die Spitze der Ereignisse. Seine ersten Erfolge erregten nicht ganz unbegründete Hoffnungen. Aber Griechenlands Zeit war vorüber, der Schwerpunkt der Geschichte längst ganz anderswohin verlegt. Im Jahre 146 erlag der achäische Bund den Römern; der Sieger Mummius zerstörte auf Befehl des Senates Korinth von Grund aus und der Peloponnes kam unter römische Herrschaft, wenn er auch erst weit später zur eigentlichen Provinz gemacht und im Ganzen milde behandelt wurde. Er theilt fortan die Geschicke der übrigen römischen Unterthanenländer und gieng bei der Theilung des Reiches mit dem übrigen Griechenland an Ost-Rom über. Hatte er

*) So berechnet Curtius Peloponnesos I, S. 76 die Bevölkerung, gewiß nicht übertrieben.

bis dahin noch eine gewisse Prosperität genossen, so beginnt mit dem Ende des vierten Jahrhunderts seine Unglückszeit mit dem verheerenden Zuge des Alarich. Am Ende des sechsten Jahrhunderts dringen Slaven und Avaren ein und gründen im Westen der Halbinsel ein Reich, und um die Mitte des achten wird der größte Theil des durch Krieg und Pest entvölkerten Landes von neuen zahlreichen Slavenschwärmen überschwemmt und beherrscht, bis es im Anfang des neunten Jahrhunderts den Byzantinern in Verbindung mit den Küstenstädten, welche den Slaven meist widerstanden hatten, gelang, die Eindringlinge gänzlich zu unterwerfen. Sie wurden nun von Byzanz aus zum Christenthum bekehrt und gräcisirt, und die Halbinsel blieb byzantinische Provinz bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer, worauf auch im Peloponnes, oder wie er jetzt genannt wurde, in Morea ein fränkisches Feudalreich entstand. Unter den thatkräftigen Fürsten des Hauses Villehardonin erhob es sich zu kurzer Blüthe, fiel aber bald auseinander. Fränkische Barone, Venezianer, Byzantiner und die seit dem vierzehnten Jahrhundert zu den früheren Bewohnern noch zahlreich in's Land gezogenen Albanesen bekriegten sich, bis 1460 die Osmanen die Halbinsel eroberten und sie bis auf unsere Zeit behaupteten, mit Ausnahme einer kurzen Periode von nicht ganz dreißig Jahren, wo sie unter Venedig stand. Denn 1685 hatte Francesco Morosini sie angegriffen und im Laufe weniger Jahre erobert, und bis 1714 war sie im Besitz der Republik geblieben, deren kurze Herrschaft darum sehr bemerkenswerth ist, weil sie beweist, was sich bei nur halbwegs zweckmäßiger Regierung aus dem Lande machen läßt. Die venezianische Verwaltung hauptsächlich hat in Morea den Grund zu einer neuen Entwicklung gelegt, in Folge deren trotz des unglücklichen Ausgangs des von Rußland angestifteten Aufstandes im vorigen Jahrhundert, endlich 1821 der letzte Kampf mit den Türken begonnen wurde. Morea war der Mittelpunkt der Erhebung und als sie in den entferntern Provinzen erdrückt war, behauptete sie sich hier siegreich, bis Ibrahim Pascha seine ägyptischen Truppen herbeiführte, denen zuletzt das Land unterlegen wäre, wenn

nicht das Einschreiten der großen Mächte und die Seeschlacht von Navarin dem Kampfe ein Ende gemacht hätte.

So mannigfaltiger Wechsel der Herrn, so vielfaches Eindringen verschiedener Bewohner stattgefunden hat, so nahe das Land daran war, ganz slavisirt zu werden, so hat doch das griechische Element mit merkwürdiger Zähigkeit am Ende immer den Sieg davon getragen, natürlich im Verlaufe der Zeit nicht mehr das althellenische, sondern, wie es sich durch den Gang der Geschichte und besonders durch Annahme des Christenthums gestaltet hatte, das byzantinisch-romaïsche, und auch heutzutage hat es die entschieden größte Lebenskraft, so daß es die albanesischen Bevölkerungstheile sich assimilirt*). Jene Umwandlung aus dem Althellenischen in das Byzantinisch-Romaïsche oder, wie wir es auch nennen können, das Neugriechische ist verhältnißmäßig früh, früher als die Slaveninvasion in den Peloponnes, im ganzen oströmischen Reiche eingetreten, und die Griechen in Justinians Zeit stehen offenbar den heutigen im Ganzen näher, als den Hellenen der perikleischen Zeit. Der Bildungsproceß dieses neuen Wesens entzieht sich aber, obgleich in einer sogenannten historischen Zeit vor sich gegangen, dem Blicke fast eben so sehr, als einst der Uebergang aus dem Pelasgerthum in's Hellenenthum und hat sich sehr allmälig gemacht. Es ist eben im Grunde nur die weitere Entwicklung des durch Alexanders Eroberungen entstandenen Hellenismus, unter dem Druck der spätern römischen Herrschaft und dem mächtigen Einfluß des Christenthums. Schon durch jenen wurden nichthellenische, aber den Hellenen verwandte Völker durch die überlegene Bildung der Griechen diesen assimilirt und die Sprachen der kleinasiatischen Stämme geben nach und nach in der griechischen unter. Und von besonderer Wichtigkeit ist die Verschmelzung der frühern Sclaven-

*) Hahn, albanesische Studien, S. 130, Anm. 15: „Solche außerordentliche Umstände sind nun im griechischen Königreich eingetreten; in diesem Land gährt jetzt ein nationaler Mischungsproceß, welcher allem Anschein nach mit dem gänzlichen Aufgehen des albanesischen und wallachischen Elements in das griechische enden wird.“

bevölkerung mit der freien gewesen. Es bestätigt sich die allmälige Umwandlung besonders durch die Erscheinungen der Sprache, indem die charakteristischen Abweichungen des Neugriechischen vom Altgriechischen und speciell von der attischen Schriftsprache sich bis in sehr frühe Zeiten verfolgen lassen, überhaupt aber sich keine europäische Sprache durch so viele Jahrhunderte mit so geringen Veränderungen erhalten hat*). Die Kirche ist allerdings das Hauptband, das die Neugriechen gegenüber den Lateinern und den Türken zusammengehalten hat, denn sie ist der einzige das gesammte Volk umfassende Organismus, der sich erhalten hat, sie ist das Hauptband, aber nicht das einzige. Denn woher sonst die ganz bestimmte nationale Unterscheidung der eben so gut der orthodoxen anatolischen Kirche angehörigen Bulgaren, Serbier, christlichen Bosnier und anderer Stämme von den Griechen? Die Kirche selbst hat ihre außerordentliche Kraft dadurch gewonnen, daß sie sich früh als eigentliche griechische Nationalkirche gestaltete. So lange man zugeben muß, daß es eine neugriechische Nation giebt und daß diese Nation auch da zu finden ist, wo Slaven nie hingekommen sind, wird man auch in den Ländern, wo Slaven hingekommen sind, diese Slaveninvasion nicht als den Grund und die Bedingung ihrer Entstehung ansehen können, sondern muß sich vielmehr darüber wundern, daß die Nation noch die Kraft besaß, diese

*) Finlay, Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besitznahme durch die Türken und des Kaiserthums Trapezunt (deutsche Uebersetzung von Reiching), S. 5: „In der That scheint der ganze Proceß der Umwandlung der hellenischen Sprache in den romaïschen oder neugriechischen Dialekt aus einer langen Vernachläßigung der grammatischen und orthographischen Regeln entstanden zu sein und die Aussprache, obgleich verdorben durch die Verwechslung der Vocale und Diphthonge, gründet sich offenbar auf die alte, vermöge der Zähigkeit, mit der sie nach dem Verschwinden jeder Spur von Quantität die hellenische Betonung beibehalten hat.“ S. 6: „Das Griechische und Arabische scheinen die zwei noch jetzt gesprochenen Sprachen zu sein, die im Verlauf der Zeiten die geringste Veränderung erlitten.“ Bleibt diesen Sätzen des von ihm sehr belobten Verfassers gegenüber Herr Fallmerayer wohl im Ernst bei dem, was er in der Geschichte von Morea I, S. 235 dem Leser bietet? Sehr schätzbare Beiträge über das Verhältniß des heutigen Griechisch zum alten giebt Roß in den Reisen auf den griechischen Inseln, Th. III, S. 155 ff.

Slaven sich zu assimiliren, und das ist im Peloponnese der Fall gewesen, allerdings mit Hülfe außerpeloponnesischer Stammesgenossen. Bekanntlich hat sich seit Fallmerayers scharfsinnigen Untersuchungen über das Verhältniß der heutigen Bevölkerung Griechenlands und besonders Moreas zu der alten ein langwieriger Streit über diesen Gegenstand erhoben, der mit einer höchst unerquicklichen Leidenschaftlichkeit geführt worden und in dem der richtige Gesichtspunkt der Frage vielfach verrückt worden ist. Eine treffliche leidenschaftslose Erörterung der Frage findet sich in der „Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besitznahme durch die Türken und des Kaiserthums Trapezunt," von George Finlay, und eine ebenso unbefangene kurze Behandlung in dem Ueberblicke über die Geschichte der Halbinsel in dem „Peloponnesos," von Ernst Curtius, die wir denen zu lesen empfehlen, denen es um ein unparteiisches Urtheil in der Sache zu thun ist. Ich wollte hier nur mit kurzen Zügen die verschiedenen Hauptperioden der Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung andeuten, so weit es zum Verständniß der nachfolgenden Skizzen nöthig schien.

In den Monumenten des Landes treten uns diese verschiedenen Perioden scharf markirt vor Augen. Zuerst die pelasgisch-achäische, die sich nicht unterscheiden läßt; dann die eigentlich hellenische, die aber bestimmt in zwei Unterabtheilungen zerfällt. Die erste davon können wir die dorisch-spartanische nennen, sofern es die Zeit ist, wo der Pelopennes unter Spartas Oberleitung zusammengehalten wurde, nicht als ob von Sparta ein bestimmter Kunstcharakter ausgegangen wäre. Es ist die Zeit der hellenischen Kunst von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer höchsten Entwicklung. Athens Einfluß macht sich auch auf den Peloponnes geltend. Die zweite mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen, ist schwer, man könnte sie etwa die der Auflösung Griechenlands nennen. Ihren Anfang bezeichnen die großartigen Städte und Festungsbauten des Epaminondas, an die sich die Werke der makedonisch-achäischen Zeit anreihen. Die Befestigungskunst ist auf ihrem höchsten Gipfel, die höhere Baukunst steht schon

hinter der der vorigen Zeit zurück. Die zahlreichen Monumente der griechisch-römischen Periode schließen das antike Zeitalter ab.

Die slavische Periode hat nichts hervorgebracht und keine Erinnerungen hinterlassen außer den zahllosen slavischen Namen von Bergen und Flüssen, Städten und Dörfern. Dagegen stehen noch einige beachtenswerthe Denkmäler der byzantinischen Herrschaft und zahlreiche Burgruinen erinnern noch an die fränkischen Barone, mehrere Festungen an Venedig. Selbst die türkische Herrschaft ist nicht ganz spurlos geblieben. Gepflasterte Landstraßen, Brunnen, einige jetzt in Kirchen verwandelte oder halbzerstörte Moscheen, da und dort die Thürme, in denen die Spahis wohnten, gehören ihr an. Aber wie kleinlich und elend erscheint im Ganzen alles Spätere gegenüber den Denkmälern der antiken Periode, die noch nach Jahrtausenden Staunen abnöthigen und als glänzender Beweis einer Blüthe dastehen, an die auch die besten späteren Zeiten nicht von ferne reichten.

Korinth. Sikyon. Phlius. Nemea. Kleonä.

Hinter dem Isthmos also erst beginnt der Peloponnes, wenn auch das Land noch weiter zu Korinth gehörte. Ja selbst die Strecke zwischen der Mauer und dem Oneiongebirge ist noch gewissermaßen Vorland. An diese vermittelnde Bestimmung wird man erinnert, sowie man die Mauer mit ihren Thürmen durchschritten hat. Unmittelbar hinter denselben liegt das berühmte Heiligthum des Poseidon mit dem Festplatze, wo die isthmischen Spiele alle zwei Jahre gefeiert wurden und die politisch getrennten Stammesbrüder sich selbst in Zeiten blutiger Kriege unter dem Schutze des Gottesfriedens vereinigten. Ursprünglich war hier ein Heiligthum des Palämon oder Melikertes, eines Meerdämons, in dem sich der phönikische Gott Melkarth schwerlich verkennen läßt und dessen Cultus Seefahrer jener Nation hieher gebracht haben mögen. Später wurde als Hauptgott Poseidon verehrt, ohne daß darum Palämon ausgeschlossen ward, der vielmehr sein Heiligthum neben dem des Poseidon behielt. Diese Aenderung und die eigentliche Einrichtung der isthmischen Festfeier wird dem Theseus zugeschrieben, fällt also in die vordorische Zeit, wo eine enge Verbindung der Jonier im Peloponnes und in Attika unter dem Schutze ihres alten Stammgottes Poseidon auch sonst bestand. Später wurde das Fest in regelmäßiger Wiederkehr unter Leitung der jetzt dorischen Landesherrn, der Korinthier, gefeiert. Wegen der günstigen Lage auf der Brücke zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes, dicht an zwei Meeren und in der Nähe einer großen Handelsstadt, zogen die

Isthmien zahlreiche Besucher aus allen Ländern hellenischer Zunge an und in noch höherem Grade, als an andern Orten, mag hier mit dem Feste eine Messe verbunden gewesen sein. Besonders besuchten die Athener dieses Fest gern, an dem sie alte, auf des Theseus Anordnung begründete Vorrechte besaßen. Auch zu politischen Zusammenkünften und Manifestationen benutzte man den Ort gern, wie die Abgeordneten der griechischen Staaten während der Perserkriege hier tagten, Alexander der Große sich hier die Feldhauptmannschaft über alle Griechen übertragen ließ, endlich der römische Consul Titus Quinctius Flamininus nach Besiegung des Königs Philippos von Makedonien hier den erstaunten Griechen die Wiederherstellung der Freiheit verkündigen ließ.

Ein ummauerter Bezirk umschloß den Tempel des Poseidon und die andern heiligen Gebäude. Er lehnt auf einer Höhe rechts von der Straße gelegen unmittelbar an die Isthmosmauer, so daß diese auf einer Seite zugleich die Umfassungsmauer des Tempelbezirks bildete. Die Dicke der Mauer auf den andern Seiten (ich maß an einer Stelle etwa sechs Schritte) beweist, daß sie mehr als eine bloße Abgränzung von dem profanen Gebiete bezweckte, sie war eine eigentliche Umfestigung. Das Innere ist jetzt ein wüster, wilder Trümmerhaufe, wo auch nur die Grundlinien eines Gebäudes zu erkennen unmöglich ist; so liegen Quader, Säulenfragmente und andere Baureste über und unter einander. Außerhalb des geschlossenen Bezirkes sind westlich die Reste des Theaters und südlich links von der Straße die des Stadiums sichtbar, der einstigen Marmorbekleidung längst beraubt. Die schönen hohen Kiefern oder Pinien, die einst alleeartig gepflanzt den Ort schmückten und mit deren Zweigen die Sieger bekränzt wurden, sind verschwunden und nur kümmerliches Gestrüpp treibt da und dort aus dem dürren Felsboden. Mit der Vergangenheit verglichen ist hier jetzt eine Stätte der Zerstörung und Verödung, die sogar in Griechenland auffällt und auch nicht, wie an andern Orten, der Hoffnung Raum läßt, daß der Boden hier noch reiche Schätze berge. Die Lage an der großen Straße aller eindringenden Heere erklärt die Er=

scheinung. Wie anders war der Eintritt in den Peloponnes zu jener Zeit, wo strahlende Tempel und Hallen, schattige Baumgänge und gastliche Herbergen den Wanderer hier aufnahmen! Mich hat der Himmel die Verödung doppelt fühlen lassen. Ein heftiger Regen überraschte mich im Bezirke des alten Heiligthums und trieb mich fort. Ueber eine Stunde scharfen Rittes war nöthig, um den nächsten Ort, vor dem sich weit und breit kein Haus findet, das Dorf Heramilion, unter fortdauernd strömendem Regen zu erreichen, wo die Hütte eines Gevattermannes meines Courriers ein schützendes Obdach und einen warmen Platz am lodernden Feuer des Heerdes darbot. Er bot allerlei hübsche antike Thongefäße, wie sie dort häufig gefunden werden, um billigen Preis zum Kaufe und ich bedauerte, nicht eingerichtet zu sein, um sie mitnehmen zu können. In und bei dem Orte sieht man große alte Steinbrüche und Grabkammern, die auch noch weiterhin an der Straße sich zahlreich finden und die Nähe einer großen Stadt bezeugen. Nachdem der Regen etwas nachgelassen hatte, wurde in einer weitern halben Stunde der Weg nach Korinth zurückgelegt, wo ich bei Einbruch der Dämmerung anlangte, aber bis halb zehn Uhr auf das Gepäck warten mußte, das etwas zurückgeblieben, in Kalamaki den Regen abgewartet hatte. Man rechnet eilf bis zwölf Stunden Wegs von Megara bis Korinth. In ärmlicher Herberge, am Feuer des Heerdes, neben dem die Frau des Wirthes krank im Bette lag, konnte ich Betrachtungen über den Gegensatz des jetzigen ärmlichen Ortes zu dem „reichen Korinth" (ἀφνειὸς Κόρινθος) Homers anstellen.

Ein wolkenloser, blauer Himmel lud am folgenden Morgen zur Besichtigung der Stadt und ihrer spärlichen Ruinen ein. Korinths Gründung wird in die ältesten Zeiten gesetzt und in der That läßt sich nicht bezweifeln, daß ein für eine Burg so günstiger Platz schon sehr früh zur Ansiedlung anlocken mußte. Ephyra soll die älteste Stadt geheißen haben und der Wohnsitz äolischer Fürsten gewesen sein, unter denen die Sage besonders von dem schlauen Sisyphos spricht. Nach dem Einbruch der Dorier in den Peloponnes wurde

es von einem Heraklidenfürsten erobert und kam jetzt als dorische Stadt zu schneller Blüthe.*) Das Gebiet Korinths umfaßte nur eine kleine Strecke fruchtbaren Landes zwischen dem Gebirge und dem Meere, westlich von der Stadt; das übrige bestand aus rauhen Gebirgshöhen. Desto günstiger war aber die Lage an den zwei Meeren und der Landenge für den Verkehr, zumal in einer Zeit, wo man die Umschiffung des Peloponneses als gefährlich fürchtete und gern vermied, und so wenden auch die Korinthier früh ihre Hauptthätigkeit dem Handel und der Schifffahrt zu. Korinth wird recht im Gegensatz zu Sparta die größte Handelstadt, nicht nur des Peloponneses, sondern auch ganz Griechenlands und bietet alle Eigenschaften eines großen Seeplatzes dar. Zahlreiche Colonien gehen besonders nach Westen aus, wo Korkyra und Syrakus bald mit der Mutterstadt wetteiferten. Ein üppiges, genußreiches Leben entfaltete sich, Industrie und alle Künste, die zur Verfeinerung des Lebensgenusses dienen, blühten früh, wie an wenigen Orten, von einer reichen Oligarchie oder prachtliebenden Fürsten, die im siebenten und sechsten Jahrhundert über siebzig Jahre lang über die Stadt herrschten, geschützt. Trotz so verschiedener Richtung hält Korinth, die Periode der Tyrannen ausgenommen, bis in's vierte Jahrhundert fest zu Sparta, das ihm Schutz gewährte und doch nicht als Nebenbuhler im Handel zu fürchten war. Bis um die Zeit der Perserkriege stand es als erste Handels- und Seemacht von Griechenland da, neben der im eigentlichen Griechenland nur die kleine Insel Aegina noch in Betracht kam, daher Korinth die Athener im Kriege gegen diese Insel wenigstens unter der Hand durch Ueberlassung von Schiffen unterstützte, offenbar aus Handelseifersucht. Die Bevölkerung war unglaublich groß, der Zufluß der Fremden sehr stark und die Genüsse aller Art und die Gelegenheiten, sein Geld los zu werden, unter denen der Aphroditetempel

*) Was Curtius Pelopenn. II, S. 217 f. für eine verhältnißmäßig späte Anlage des eigentlichen Korinths und die Verschiedenheit von Ephyra anführt, ist für mich nicht überzeugend.

mit seinen tausend Hierodulen nicht zuletzt stand, so zahlreich, daß ein Sprichwort warnend sagte: „Nicht jedem Mann rath ich die Seefahrt nach Korinth." *)

Jetzt aber erwuchs ihm in Athen ein gefährlicher Nebenbuhler, der es bald überflügelte. Daher der brennende Haß der Korinthier gegen die Athener, darum treiben sie vor allen Andern zum peloponnesischen Kriege. Es sind Verhältnisse, wie zwischen den italienischen Handelsrepubliken im Mittelalter. Aber auch die Demüthigung Athens führte die alten Verhältnisse nicht mehr zurück. Die mannigfachen Wirren und Kämpfe der folgenden Zeit ließen vorzugsweise Korinth nicht mehr zu der Ruhe kommen, deren es sich früher erfreut hatte. Seine wichtige strategische Lage verwickelte es in alle Kriege. Doch blieb es nicht nur eine Hauptfestung, sondern immerhin auch eine reiche, große und blühende Stadt, bis es nach der Niederlage der Achäer im Jahre 146 durch Mummius dem Erdboden gleich gemacht wurde. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung Mommsen's in der römischen Geschichte, daß es besonders die Eifersucht des römischen Handelsstandes war, welche dieses grausame Gericht herbeiführte. Es hörte auf zu existiren, sein Gebiet wurde zerstückelt, seine Bewohner zerstreut.

So blühend und mächtig das alte Korinth als Handel- und Fabrikstadt gewesen war, so fehlte ihm das, was seine glückliche Nebenbuhlerin Athen vor Allem groß gemacht hat, eine der materiellen entsprechende geistige Entwicklung. Alles, was zum sinnlichen Lebensgenuß gehört, fand man in Korinth, alle die Künste, die für die Bequemlichkeit des Lebens und den Luxus arbeiten, wurden schwunghaft betrieben; man lebte ohne Zweifel in Korinth viel comfortabler, als in Athen zur Zeit des Perikles, der an den Athenern rühmt, daß sie das Schöne ohne Luxus liebten. **) Auch die musischen und bildenden

---

*) *Οὐ παντὸς ἀνδρὸς ἐς Κόρινθον ἔσθ' ὁ πλοῦς.* Die richtige Erklärung des Sprichworts bei Curtius Pelopenn. II, S. 521. 590. Anm. 76.

**) *Φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας*, bei Thukyd. II, 40, was wohl mit Beziehung auf Korinth gesagt sein könnte.

Künste haben sich lebhafter Theilnahme und Pflege zu erfreuen gehabt; doch bemerkt man deutlich die vorherrschende Richtung auf die praktische Anwendung und eigentlich schöpferisch ist die korinthische Kunst doch nur in der älteren Zeit gewesen. Damals entwickelte sich hier besonders der Tempelbau; aber auch in Bildnerei und Malerei wurde Bedeutendes geleistet und noch ausgezeichneter war Korinth in der Erzeugung kunstreicher Geräthe aller Art in Thon und Metall; das korinthische Erz war hochberühmt. Für die dem materiellen Lebensgenuß ferner stehenden redenden Künste und Wissenschaften dagegen war Korinth kein günstiger Boden. Unter den zahllosen Dichtern, Philosophen, Geschichtschreibern Griechenlands gehört ihm höchstens der in sehr frühe Zeit fallende Epiker Eumelos an, dagegen in der Zeit, wo Griechenland auf der Höhe seiner Bildung stand, nicht ein einziger Name von Bedeutung. Die idealern Lebensrichtungen standen damals offenbar den Korinthiern ferner.

Hundert Jahre nachdem die alte Stadt in Trümmer gelegt worden war, gründete Cäsar eine neue, die römische Bürgercolonie Laus Julia Corinthus, für die sich aber im gewöhnlichen Leben der alte Name bald allein geltend machte. Meistens römische Freigelassene sollen nach Strabo dies neue Korinth bewohnt haben, das sich wieder zu einer ansehnlichen Stadt erhob. Im Mittelalter und der neueren Zeit hatte es seine Bedeutung hauptsächlich als Festung, den Handel hat es durch Versandung des Hafens ganz verloren.

Korinth hat ganz vorzugsweise die schon mehrfach als charakteristisch für die älteren griechischen Küstenstädte angegebene Lage. Es ist eine in mäßiger Entfernung vom Meere erbaute Bergstadt. Etwa drei Viertelstunden südlich vom Meere erhebt sich fast senkrecht aufsteigend der prächtige, großartige Felsen von Akrokorinth (Hochkorinth) zu einer Höhe von 575 Meter oder 1917 Schweizerfuß über dem Meeresspiegel, höher als der Gempenstollen über Basel. An dem nördlichen Fuß des Berges breitet sich eine geräumige Felsenterrasse aus, die schroff nach Norden abfällt und die eigentliche Stadt trug. Akrokorinth ist, wenn auch nicht die höchste, doch die großartigste von allen

griechischen Stadtburgen. Der Weg aus der Unterstadt zieht sich um die Westseite hinauf, zum Theil in einer Schlucht, die eine niedrigere Fortsetzung des Berges nach Westen rechts läßt. Dort sieht man noch Reste der aus großen Steinblöcken erbauten Mauer, die einst von der Burg nach der Stadt lief. Nach Südwesten verbindet ein Bergsattel die Burghöhe mit einer etwas niedrigern Kuppe, welche den wunderlichen Namen Pende Skuphia (*Πέντε Σκούφια*), die fünf Kappen, führt, was durch Entstellung aus Montesquiou entstanden sein soll, da ein fränkischer Baron dieses Namens hier sein Schloß hatte, dessen Ruinen noch stehen. Die Volkssprache hat, wie so oft, aus dem unverstandenen fremden Worte, sich einen Namen mit einer verständlichen Bedeutung gemacht, die freilich nur gar nicht auf die Oertlichkeit paßt. Für Akrokorinth ist es ein gefährlicher Punkt, von dem schon die fränkischen Eroberer es bedrängten. In etwa drei Viertelstunden erreicht man das äußerste Festungsthor und tritt durch drei aufeinanderfolgende Thore in die Festung selbst ein, die gegenwärtig fast ganz in Trümmern liegt und nur einige wenige Mann Besatzung hat. Die von Mauern, welche überall auf den alten Grundlagen zu ruhen scheinen, eingefaßte Höhe des Berges hat einen großen Umfang. Roß (Königsreisen I, S. 233) giebt ihn auf eine halbe Stunde an, ich hätte ihm mehr gegeben, aber bei der Unregelmäßigkeit und Unebenheit der Linie ist eine Schätzung schwer. Die Berghöhe bildet aber nicht, wie die Burg von Athen, eine Fläche, sondern eine Anzahl von Höhen, Abhängen und kleinen Plateaus, die sich in zwei Haupttheile unterscheiden lassen, den niedrigeren westlichen und den höheren östlichen. Die vom Eingange links nicht sehr steil ansteigende Seite der erstern ist vorzugsweise mit den Ruinen der neuern Zeit bedeckt. Dort standen die meisten Gebäude noch in der türkischen Zeit, dort haben auch die bayerischen Truppen gelegen und sind zu Hunderten dem ungewohnten Clima und der ungewohnten Lebensweise als Opfer gefallen. Die nackten zusammenfallenden Mauern der noch stehenden Häuser, der Dächer und alles brauchbaren Materials entkleidet, bieten ein trauriges Bild der Verödung. Höher hebt sich der östliche

Theil, wo fast hart über dem senkrecht abstürzenden Nordrande die oberste, steile Spitze emporsteigt, mit mächtigen Blöcken ummauert. Jetzt steht auf ihr ein verfallenes türkisches Bethaus in den Resten einer byzantinischen Kirche. Einst trug sie das Heiligthum der Aphrodite Urania, ein kleines Tempelchen mit großem und reichem Tempelbezirke, in welchem Tausende von Hierodulen (Tempelsclavinnen) den Dienst der ursprünglich asiatischen Göttin versahen. Er muß daher zahlreiche Gebäude umschlossen haben. Aber von dem Tempel und seinen Zubehörden so wenig, als von den vielen übrigen Gebäuden, welche die Burg zierten, ist etwas anderes übrig, als einzelne Steine.*) Dagegen sieht man auf einer Terrasse nicht weit östlich**) unter dem Gipfel noch den berühmten Brunnen Pirene, jetzt Drakonera, das Drachenwasser, ein Name, den wir schon bei Marathon kennen gelernt haben. Der nackte Felsen von Akrokorinth enthält bis auf die Höhen reiche Wasserschätze, die in üppigster Fülle in der Pirene zu Tage treten und hier schon vor undenklichen Zeiten künstlich gefaßt worden sind. Vor dem überdeckten Brunnenhause steht noch die uralte, tempelartige Façade, mit einer Säule in der Mitte und zwei Pilastern an der Seite, die einen kleinen Giebel tragen.***) Ein mit polygonen Steinen auf beiden Seiten ausgemauerter, mit einem neueren Gewölbe überbauter Gang führt dazu, in den man früher auf einer jetzt ganz verfallenen Treppe hinabstieg. Der Boden vor und hinter der kleinen Façade ist mit reichlichem kühlen Wasser bedeckt, das un=

*) Südöstlich von der höchsten Spitze ist mir ein geebneter viereckiger Raum aufgefallen, der an der Nordseite von der künstlich geglätteten Felsenwand und an der West= und Südseite von Mauern, deren Fundamente noch stehen, eingefaßt ist, weniger deutlich ist das Gemäuer an der Ostseite.

**) Curtius, Peloponnes. II, S. 525. 535, setzt die Pirene westlich vom höchsten Gipfel, was doch wohl nur ein Versehen ist. Auch Pausanias II, 5, 1 sagt nicht, sie liege an der Westseite des Tempels, sondern hinter dem Tempel, ὄπισθεν τοῦ ναοῦ, was für den, welcher vom Eingange der Burg herkommt, nur die Ostseite bezeichnen kann und vollkommen mit der Lage der Drakonera übereinstimmt.

***) Das Brunnenhaus ist genau beschrieben und gezeichnet von Göttling in der Archäolog. Zeitung, 1844, S. 326 ff.

terirdisch zu- und abfließt. Jetzt schöpft man es mit Eimern durch eine in dem Gewölbe gelassene Oeffnung; denn der ganze Bau ist unter der Oberfläche der Terrasse, so daß man oben nichts anderes sieht, als die an dem Ostende des Ganges gelassene Oeffnung, wo ehedem die Stufen hinabführten. Die Quelle auf der Höhe des kahlen Felsens konnte den Alten nur durch ein Wunder entstanden scheinen, daher ein Mythus erzählte, sie sei ein Geschenk des Flußgottes Asopos an Sisyphos gewesen, als dieser ihm entdeckte, wohin Zeus seine Tochter Aegina entführt habe; Andere ließen sie unter dem Hufschlag des Pegasos entstehen. Aber die Pirene ist nicht die einzige Quelle der Burg, sondern man findet, übereinstimmend mit den alten Berichten, noch eine Menge anderer auf den verschiedenen Plateaus. Besonders hervorzuheben sind zwei größere Wasserbehälter auf zwei tiefern Terrassen in nicht großer Entfernung von den Thoren, namentlich ist der höher, mehr nach Osten gelegene sehr großartig, indem er etwa hundert Fuß lang, fünfundzwanzig bis dreißig breit und über zwölf Fuß hoch ist. Durch eine Reihe in der Mitte stehender Backsteinpfeiler wird er in zwei überwölbte Gänge getheilt, deren Boden mehrere Fuß tief mit dem klarsten Quellwasser bedeckt ist, zu dem zwei Treppen an den beiden Enden hinabführen. In der jetzigen Gestalt ist der ursprünglich wohl ältere Bau, später römischer oder byzantinischer Zeit, wenn nicht noch neuer und ganz in der Art der sogenannten Piscinen, die man in verschiedenen römischen Städten findet, wie in Taormina oder im großartigsten Maßstabe in der Piscina Mirabilis bei Misenum, oder in der sogenannten Cisterne der hundert Säulen in Konstantinopel. Der große Wasserreichthum Akrokorinths machte in Verbindung mit seiner fast unzugänglichen Lage es zu einer der wichtigsten Festungen des Alterthums, welche vorzüglich in der makedonischen Zeit eine große Rolle spielte. Die Fassung und Ueberbauung aber der dortigen Wasserschätze sind nur eines der vielen Beispiele von der Sorgfalt, mit der die alten Griechen die von der Natur gespendeten Gaben zu benutzen wußten, und die noch überall die Aufmerksamkeit des Wanderers erregen und ihm zum Theil er-

klären, wie Gegenden der blühendsten Cultur sich erfreuten, die jetzt ausgedörrt oder auch versumpft da liegen.

So wenig alte Reste der Burgfelsen von Korinth also trägt, so eröffnen uns doch selbst diese Blicke in das antike Leben; wären aber auch gar keine da, so bliebe der ziemlich beschwerliche Gang auf denselben einen der belohnendsten, die es giebt. Denn die Aussicht auf der höchsten Kuppe, von der schon alte Schriftsteller mit Bewunderung reden, hat auch heutzutage ihren Reiz nicht verloren, obwohl der glänzende Vordergrund, den die alten Tempel auf der Höhe, die Stadt zu den Füßen darboten, verschwunden ist. Während man nach Süden in die Thäler hineinschaut, die sich in die argolischen Berge hinaufziehen, bis an diese kahlen Bergmauern selbst, welche die Ebene von Argos verdecken und östlich laufend schroff in den saronischen Meerbusen abfallen, thürmt im Westen die hohe arkadische Nordkette mit dem schneeigen Ziria (Kyllene) und Chelmos (Aroania) sich auf und breitet davor die fruchtbare Küstenebene bis nach dem alten Sikyon sich aus. Im Norden blickt man über die tief zu Füßen liegende Stadt weg auf die Spiegelfläche des Golfs von Korinth, über dem sich zunächst die vom Geraneiagebirge nach Westen vorspringende Halbinsel Perachora (die alte Peräa) mit dem steilen Vorgebirge des H. Nikolaos (Hera Akräa) erhebt, weiterhin die mächtigen Gebirgsstöcke von Böotien, Phokis, Lokris, Aetolien, für das Auge mit den nördlichen peloponnesischen Bergen so zusammentretend, daß der korinthische Meerbusen wie ein großer geschlossener See erscheint. Am großartigsten tritt dort der Parnaß mit seinem im Frühling tief hinab schneebedeckten Haupte hervor, nur wenige Stunden von dem jenseitigen Ufer des Meerbusens entfernt; links neben ihm die noch höheren Kionia und Vardusia (Korax), rechts die niedrigere breite, aber kühngeformte Masse des Musenbergs Helikon und der Kithäron, an den sich dann die attischen Berge anschließen, und nach Osten breitet sich vor dem Auge der saronische Meerbusen mit Salamis, Aegina und den kleinern Inseln und Klippen aus, dahinter die attische Halbinsel, wo der lange Hymettos und das laurische Gebirge bis nach Sunion den

Horizont begränzen. Bei klarem Wetter sieht man Athen und soll die Akropolis mit dem Parthenon, den königlichen Pallast und andere Punkte mit bloßem Auge deutlich unterscheiden; mir war es wegen der etwas duftigen Luft nicht möglich, sie zu erkennen. Es giebt viele ausgedehntere Aussichten, aber wohl wenige, wo man so merkwürdige Punkte mit einem Blicke überschaut und zugleich von so zauberhafter Schönheit. An solchen Stellen wird einem auch plötzlich Manches klar, was man aus den Büchern allein oft kaum begreift. Die von widerstrebenden Interessen geleiteten griechischen Staaten lagen einander so nah, daß die aus bloßen Stammesgegensätzen durchaus nicht zu erklärende tödtliche Feindschaft als natürliche Folge der Verhältnisse erscheint; es handelte sich um Fragen der Existenz. Welche Gefühle mußten wohl in dem reichen korinthischen Handelsherrn sich regen, wenn er von seiner Burg die auf seine Kosten aufblühende Hafenstadt von Athen erblickte, ja vielleicht eine Kriegsflotte auslaufen sah, um den Peloponnes zu umsegeln und der ehedem seeherrschenden Stadt die Verbindung mit dem offenen Meer zu verschließen! Ich habe hier begriffen, daß die Korinthier nach der Bezwingung Athens im peloponnesischen Kriege es zerstört haben wollten.

An dem nördlichen Fuß des Burgfelsens zieht sich die breite Tafelfläche hin, auf der sich immer noch in einer Höhe von nahe an zweihundert Fuß die Unterstadt ausdehnte. Diese Terrasse stürzt jäh auf eine tiefere Fläche ab, die sich weiter gegen die Küste hin erstreckt und eine zweite niedrigere, weniger ausgesprochene Stufe bildet. Die Unterstadt hatte einst, nach Strabo, einen Umfang von einer deutschen Meile; ihre starken Mauern, von denen man noch einige Ueberreste sieht, schlossen sich nach Süden an die Burg, mit welcher der Umfang über zwei Meilen (85 Stadien) betrug, und mit dieser ausgedehnten Festung war dann noch der nördliche Hafen durch zwei Schenkelmauern von je zwölf Stadien verbunden, so daß, den Hafen mitgerechnet, man den Umfang des ganzen Befestigungssystems auf fast drei deutsche Meilen anschlagen muß.

Neben der günstigen Lage war einer der Hauptvorzüge der Stadt,

den sie mit der Burg theilte, der schon im Alterthum gepriesene Wasserreichthum. Das Wasser, welches der Fels in seinem Innern birgt, bringt durch unterirdische Gänge in der untern Stadt in zahlreichen Quellen hervor, die zu benutzen und zu einer Zierde der Stadt zu machen die alten Korinthier wohl verstanden. Kunstreiche Brunnen und prächtige Badanstalten werden unter den bewunderten Werken der Stadt genannt und noch sieht man eine Menge Oeffnungen von Ziehbrunnen (φρέατα), die, unter Gras und Blättern versteckt, ein vorsichtiges Durchwandern des Stadtbodens nöthig machen. Eine der stärksten Quellen sah man für den Abfluß der Pirene an. Sie war in Marmor gefaßt und von grottenartigen Räumen umgeben, ein Lieblingsplatz der Korinthier und das Wasser wegen seiner Vortrefflichkeit berühmt. Man erkennt sie in einer noch jetzt durch Fülle und Lieblichkeit ausgezeichneten Quelle am nördlichen Absturze der Stadtterrasse. Die Felsen bilden fast einen gegen Norden geöffneten Halbkreis und hängen so über, daß sich unter ihnen Grotten hinziehen. Durch mehrere Gänge quillt und tropft unter Moos, Kräutern und Schlingpflanzen reichliches Wasser vom angenehmsten Geschmack hervor. Die davor sich ausbreitende Fläche, durch welche das Wasser abfließt, hat eine reiche Vegetation. Zur türkischen Zeit hatte hier der Korinth und die Umgegend regierende Bey ausgedehnte, prächtige Gartenanlagen, und östlich über der Quelle stand auf der äußersten Terrasse, die durch eine Marmortreppe mit den Grotten verbunden ist, sein Serail, von dem wenig mehr zu sehen ist; da und dort liegen noch einige Stücke kleiner antiker Säulen späterer Zeit, aus grün und weiß gestreiftem Marmor. Die Grotte wird dem Fremden jetzt von den Leuten als das Bad der Aphrodite gezeigt. Mit wenig Mühe und Kosten ließe sich an diesem Platze, der mit Kühle und üppiger Vegetation den anmuthigsten Blick nach dem Meere und den jenseitigen Gebirgen verbindet, der lieblichste Erholungsplatz herstellen. Jetzt ist er ganz vernachläßigt, nur von Waschfrauen belebt und die abfließende Quelle bewässert nur Gemüse= und Obstgärten. Bei diesem Wasserreichthum der Stadt begreift man nicht, was den Kaiser Ha=

drian bewegen konnte, noch eine künstliche Leitung aus dem viele Meilen entfernten Thal von Stymphalos herzuführen.

Außer Mauerresten und Brunnenanlagen hat ein ehrwürdiges Monument der alten Stadt die Zerstörung des Mummius und die vielen spätern Verwüstungen überlebt. Südlich von der beschriebenen Grotte, im westlichen Theile der alten Stadt, stehen noch sieben Säulen eines dorischen Tempels, fünf von der westlichen Front, drei, die Ecksäule nochmals gerechnet, von der südlichen Seite. Ueber den drei letztern und den zwei nächsten der Westfront liegt noch der Architrav. Die zwei übrigen haben ihn nicht mehr. Der vierten fehlt das Capitäl, auf der fünften ist es noch, aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Lage, sondern etwas seitwärts geschoben, so daß es aussieht, als müsse es jeden Augenblick herabstürzen. Offenbar ist es beim Herabfallen des Gebälks aus seiner richtigen Lage gerückt worden und befindet sich demnach schon Jahrhunderte in diesem Zustande; denn vor bald zweihundert Jahren hatten diese zwei Säulen schon kein Gebälk mehr. Das Material ist ein grober Kalkstein, mit einem doppelten Stuck überzogen, den ich noch sehr gut an mehreren Stellen unterschieden habe. Die kurzen stämmigen Verhältnisse der aus einem einzigen Stück bestehenden Säulen, die weite Ausladung des Capitäls, das hohe, stark vorspringende Gebälk und die schmalen Intercolumnien, die sich nach den Ecken sehr augenfällig verengen, weisen auf ein hohes Alterthum und man sieht mit Grund in dieser Ruine den ältesten Säulentempel und das älteste Gebäude dorischer Ordnung in Griechenland, von dem noch Reste stehen. Am meisten Aehnlichkeit mit ihm haben die ältern Tempel in Selinus in Sicilien. Welcher Gottheit er geweiht war, weiß man nicht sicher, aber die Vermuthung, daß es Athene Chalinitis, die Zäumerin des Pegasos, gewesen, ist sehr wahrscheinlich.

Dem römischen Korinth gehört ein in dem östlichen Theile gelegenes Amphitheater an, an dem man die römische Colonie erkennt, welche Gladiatorenspiele und Thierhetzen nicht entbehren konnte. Das korinthische Amphitheater, obwohl mit den großen italischen nicht zu

vergleichen, ist in seiner Art einzig. Es ist dabei die griechische Gewohnheit, die Sitze der Theater an Bergabhängen in den Felsen zu hauen, für das Amphitheater so in Anwendung gebracht, daß dies ganz in die Felsenfläche hineingesenkt ist. Denn bei dem auf beiden Seiten geschlossenen ovalen Amphitheater genügte natürlich ein Abhang nicht. Man mußte ringsum die Sitze in den Boden hinunter arbeiten. Das ist hier geschehen. Die obersten Sitzreihen sind jetzt mit dem umgebenden Boden in gleicher Höhe und von diesen steigt man auf schmalen Treppen zu den übrigen Sitzen und zur Arena hinunter. Alles ist aus dem lebendigen Felsen gehauen. Unter den Sitzen sind fast überall Grotten, die ohne Zweifel, wie die in andern Amphitheatern um die Arena liegenden gewölbten Räume, zum Verwahren der wilden Thiere und ähnlichen Zwecken dienten. An dem schmalen westlichen Ende scheint eine Ehrentribüne gewesen zu sein, indem dort statt des ovalen Abschlusses die Sitze ein nach der Arena geöffnetes Viereck bilden. An der Nordostseite führt zwischen den Sitzreihen durch ein breiter Gang in die Arena hinab, der jetzt oben offen, wahrscheinlich ursprünglich überdeckt war. Ob vielleicht über den obersten Sitzreihen sich einst noch ein gemauerter Bau erhob, läßt sich nicht mehr erkennen. Jetzt sieht man, bis man ganz dicht dabei ist, von dem ganzen Gebäude, wenn man es so nennen darf, nichts.

Die übrigen Herrlichkeiten der spätern römischen Stadt sowohl, als der alten griechischen, sind verschwunden. Von einigen unförmlichen Ruinen läßt sich nicht bestimmen, von was für Gebäuden sie herrühren.*) Kaum läßt sich etwa eine Tempelarea erkennen und

*) Aufgefallen ist mir südwestlich von der Tempelruine ein zwölf Fuß hoher, fast würfelförmiger Fels, der an den schmälern Seiten etwa dreizehn Schritte mißt, an den längern ein bischen mehr. Die Außenseiten sind fast senkrecht abgemeißelt; an der sonst am rohesten gelassenen Nordseite ist eine Thür und darüber eine Nische, an den andern, besonders an der Ostseite, eine Menge kleiner Nischen, wie am Philäon bei Daphni. Das ausgehöhlte Innere dient als Magazin und war mit Stroh und dergl. ganz angefüllt. Irgend ein altes Heiligthum oder Heroon war hier gewiß. Ich dachte an das Denkmal der Kinder der Medea, das aber doch wohl nördlicher lag. Pausan. II, 3. 6 ff.; 4. 1.

die ungefähre Lage einiger Punkte vermuthen. Da und dort sieht man größere und kleinere Säulenbruchstücke*) liegen und an dem Felsrande westlich von „dem Bade der Aphrodite" zahlreiche Grabkammern und Nischen. An Inschriften ist Korinth besonders arm; die ältern scheinen bei der Zerstörung durch Mummius fast alle zu Grunde gegangen und die römischen Colonisten wenig schreibselig gewesen zu sein, wenn nicht auch hier eine ungewöhnliche Vertilgung anzunehmen ist.**).

Wiewohl nicht dicht am Meere gelegen, war Korinth doch eigentliche Seestadt. Es hatte zwei Häfen, den einen am korinthischen, den andern am saronischen Meerbusen, dort Lechäon, hier Kenchreä. Nur der erstere, nähere war durch Mauern mit der Stadt verbunden und scheint wesentlich künstlich gegraben gewesen zu sein, da die Küste flach und sandig ist. Jetzt ist er ganz verschlammt und zu einem seichten Sumpfe geworden, um den man da und dort alte Fundamente sieht. Auch von den Verbindungsmauern erheben sich die spärlichen Reste nicht über den Boden. Der zweite Hafen Kenchreä, südlich von Schoinus (Kalamaki), der von der Stadt drei Stunden entfernt war, ist fast ganz von der Natur gebildet. Man erkennt an ihm noch manche alte Anlagen und die Grundmauern der alten Hafenstadt. Ich habe ihn nur von Weitem von der Isthmosstraße aus gesehen. Die Entfernung war für eine Mauerverbindung mit der Stadt zu

*) Ueber dem nördlichen Felsrand, rechts vom Wege von Sikyon, in der Gegend der Grabkammern, sah ich Fragmente sehr großer Säulen. Das eine lag halb in der Erde und die Spannweite der Hohlkehlen maß 30 Centimeter, an dem andern war die Cannelirung kaum noch zu erkennen, aber der frei liegende Durchmesser 1,70 Meter groß; also Reste eines Gebäudes mit bedeutend größern Verhältnissen, als der Tempel der Athene Chalinitis.

**) Auf Akrokorinth zeigten mir die Soldaten eine, wie sie sagten, kürzlich gefundene lateinische Inschrift, von der ich nicht weiß, ob sie schon bekannt ist. Sie lautet:

P.PVTICIVS.SECV
V.P.PVTICIVS . AC
IMIO

Die Buchstaben sind sehr lang gezogen.

groß; der Weg läuft aber zwischen Anhöhen, die leicht zu vertheidigen waren und war durch einige Befestigungswerke geschützt. Er trifft mit dem vom Isthmos bei Heramilion zusammen. Kenchreä ist jetzt ganz verlassen, aber der Platz trägt noch fast unverändert den alten Namen, er heißt Kechriäs.

Auf dem Schutt der Unterstadt, in der Nähe des Tempels, liegt das heutige Korinth, ein kleiner unbedeutender Ort, der seit der gänzlichen Zerstörung im Befreiungskriege neu aufgebaut ist. Der Lebensnerv der alten Stadt, der Seehandel, fehlt. Landbau ist jetzt die Hauptbeschäftigung der Bewohner, der größte Theil des ehemaligen Stadtumfangs ist in Gärten und Felder verwandelt; um das Amphitheater und in der Arena desselben stand, als ich dort war, das Getreide in üppigstem Wuchse. Der Ort gilt für besonders fiebererzeugend, was bei der freien, hohen Lage auffallend ist. Es ist möglich, daß der Grund in dem durch den hohen Felsen von Akrokorinth bedingten schnellen Temperaturwechsel liegt. Die Sonne wirft ihre brennenden Strahlen am Morgen auf das kahle Gestein, verschwindet aber verhältnißmäßig früh hinter dem Berge. Indessen ist das doch wohl nur secundäre Ursache, da im Alterthum über ungesunde Lage nicht geklagt wird. Die nicht hinlänglich abgeleiteten Gewässer mögen jetzt vorzüglich mitwirken und menschlichem Fleiße möchte es wohl gelingen, die Gegend wieder gesund zu machen. Dazu ist aber kaum so bald Aussicht; Korinth scheint nicht dazu bestimmt zu sein, noch einmal emporzublühen. Die Verschlemmung des Hafens und die veränderten Handels- und Schifffahrtsverhältnisse haben seine frühere Bedeutung auf andere Plätze übertragen; für die Ausfuhr der Landesproducte des Peloponneses ist Patras ganz an seine Stelle getreten. Aber man begreift noch die einstige Größe.

Wenn in Korinth sich uns vorzugsweise die Betrachtung aufdrängt, welch ein reiches Leben im alten Griechenland auf dem engsten Raume zur Blüthe kam und welche Contraste in geringster Entfernung sich entwickelten, so wird sie zum Erstaunen gesteigert, wenn wir kaum drei Stunden von Korinth die Stätte einer alten Stadt

betreten, die zwar nicht so reich und bevölkert wie Korinth, doch eine der größern in Griechenland und abwechselnd der Schauplatz eines glänzenden Fürstenhofes und eines bewegten bürgerlichen Lebens war, und zugleich der Sitz einer der blühendsten griechischen Kunstschulen. Es war das Sikyon. Der Weg von Korinth nach Sikyon führt durch eine zwischen dem Fuß des Gebirgs und dem Meere gelegene Niederung, die schon im Alterthum wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt war und auch jetzt sich einer guten Bebauung erfreut. Ein Hauptproduct ist gegenwärtig hier die Korinthe (σταφίς). Die Korinthenfelder haben ungefähr das Aussehen unserer Weinberge. Die Rebe wird nicht so hoch gezogen, wie in unserer Gegend, aber auch nicht so kurz geschnitten, wie etwa am Rheine und im Waadtlande. Seit Griechenland frei geworden, hat sich der Korinthenbau unglaublich vermehrt und ist eine Hauptquelle des Wohlstandes für den Peloponnes und einige Theile Mittelgriechenlands geworden. Denn auch auf der Nordseite des Golfs von Lepanto sind viele Pflanzungen angelegt. Der Handel von Patras beruht zum großen Theil auf der Ausfuhr der Korinthen, für den es der Stapelplatz ist, und das rasche Aufblühen des Ortes in dem letzten Jahrzehend wurde der Ausdehnung des Korinthenbaues verdankt. Die Einnahmen des Staates beruhen wesentlich mit auf dem Gedeihen dieses Productes. Um so schwerer ist daher der Schlag, der seit einigen Jahren das Land in der Traubenkrankheit betroffen hat. Im Herbste 1852 hatte sie sich fast über alle Gegenden, wo sie gebaut werden, erstreckt und solche Verwüstungen angerichtet, daß eine Menge Besitzer ruinirt wurden. Als ich am 14. April durch die Gegend zwischen Korinth und Sikyon ritt, wo eben die Reben auszuschlagen begannen, waren eine Menge Felder unbebaut. Ein Theil der Besitzer hatte nicht das Geld, um die Arbeiter zu bezahlen, die Andern wollten die Ausgabe nicht machen, weil sie bestimmt darauf zählten, daß die Krankheit sich wiederholen werde, wie es leider auch geschehen ist. Im ganzen Peloponnese hörte man die Klagen, da natürlich die Rückwirkung sich auch auf die Orte erstreckte, die selber keine oder wenig Korinthen bauen.

Trotz dieses traurigen Anblicks der Korinthenpflanzungen gehört der Weg von Korinth bis Sikyon zu den anmuthigsten, die ich gemacht habe, da man links die Stufen der peloponnesischen Gebirge, rechts den Meerbusen mit der vielfach eingeschnittenen jenseitigen Küste und dem großartigen Hintergrund des Parnasses und der anstoßenden Gebirge hat. Zahlreiche Dörfer liegen in der Ebene und mehrere Flüßchen und Bäche durchschneiden sie aus den Gebirgsthälern kommend und zeigen durch ihre tief in das schwere Land eingefressenen Bette, daß sie bei starkem Regen oft gewaltig anschwellen, darunter etwas mehr als halbwegs von Korinth das Nemeaflüßchen,*) das einst die Gebiete von Korinth und Sikyon schied und an dessen Ufern im Jahr 394 v. Chr. eine sehr blutige Schlacht zwischen den Spartanern und ihren Bundesgenossen einerseits, den Böotiern, Athenern und ihren Verbündeten andrerseits statt fand, in der die letztern sich zuletzt zurückziehen mußten. Das größte von diesen Wassern ist aber der Asopos, hinter dem Sikyon und sein Hafen lagen. Ungefähr an der Stelle des letztern, doch etwas westlicher, liegt jetzt am Meere der wohlhabend aussehende, kleine Ort Kiato, wo ich zum Frühstücke Halt machte und im Hause eines Steuerbeamten mich für einige Augenblicke der freundlichsten Aufnahme erfreute. Trotz meiner Bitten, sich nicht zu bemühen, lud er seine Flinte und machte sich auf den Weg, um einige wilde Tauben zu schießen und mir als Gastgeschenk mitzugeben, und ganz betrübt kam er nach einiger Zeit zurück, da er die Tauben nicht gefunden hatte. Sein Secretär aber ließ es sich nicht nehmen, sein Pferd zu satteln und mich nach dem eine starke halbe Stunde landeinwärts auf der Stätte von Sikyon selbst gelegenen Dörfchen Basilika**) zu begleiten, wo ich bald in Gesellschaft einiger

---

*) Die Bezeichnung χαράδρα bei Xenoph. Hell. IV. 2, 15. Aeschin. de fals. leg. §. 168 trifft auch für das Bett des Baches in der Ebene vollkommen zu. Er hatte, als ich ihn durchritt, etwa zwei Fuß tiefes Wasser.

**) Curtius, Roß und A. nennen das Dorf immer Basilika, und ich bin ihnen gefolgt, da nach Curtius schon Chalkondylas τὰ Βασιλικά geschrieben haben soll. Doch steht an der angeführten Stelle (VII, p. 143) wenigstens in der Bonner

Bewohner des Orts die Ruinen durchstreifte. Es waren hübsche, freundliche junge Leute, die sich mit großer Zuvorkommenheit alle Mühe gaben, mir zu zeigen, was irgend sehenswerth war. Doch mußte ich den Abend von einem in Vasilika niedergelassenen Italiener bittere Klagen hören, es gebe im Lande gar keine Signori, sondern nur Bauern, und dieser Italiener war, wie er sagte, ein politischer Flüchtling aus Neapel, der als Arzt sein Auskommen in Vasilika suchte. Es erinnerte mich das an die ähnlichen Aeußerungen mancher fremder Demokraten in der Schweiz, bei denen die demokratische Gesinnung in Berührung mit dem Volke selbst oft schnell genug Schiffbruch leidet. Uebrigens hatte ich mich des Mannes nur zu rühmen; er war ganz entzückt, wieder einmal einen Menschen anzutreffen, mit dem er sich italienisch unterhalten konnte und der etwas von Italien wußte, bedauerte auch sehr, nicht zu Hause gewesen zu sein, als ich in Vasilika anlangte, da ich sonst unter seinem Dache hätte Quartier nehmen müssen. Nachdem er einen großen Theil des Abends bei mir zugebracht, bethätigte er seine Freude noch, indem er mir einen Hahn und einige antike Thongefäße und Figürchen schickte, was um so höher anzuschlagen war, da seine ganze Erscheinung keinen Ueberfluß verrieth. Mein Empfangzimmer war freilich auch nicht sehr brillant. Es war die eine Ecke einer Baurenwohnung, in deren anderm Theile die ganze Familie ihr Eß- und Schlafquartier hatte. Denn an Orten, wo kein Chan ist, sucht man im ersten besten Baurenhause sein Unterkommen. Gewöhnlich besteht das Innere nur aus einem Raume zwischen den vier Mauern und dieser dient als Eß-, Wohn- und Schlafzimmer, als Küche und Vorrathskammer, oft auch noch als Hühnerstall; bisweilen wohnen sogar die Schweine, die im Süden eine viel geselligere Natur zu haben scheinen, als bei uns, in trauter Gemeinschaft mit den Menschen. Diesmal war dies indessen

Ausgabe der Name nicht, wohl aber ist dort die Stadt bei Gelegenheit ihrer Einnahme durch Murad 1445 noch mit ihrem alten Namen genannt, und erscheint noch als nicht ganz unansehnlich. Ich selbst glaube immer Vasiliko gehört zu haben, wie auch auf der französischen Karte Vasilikon geschrieben ist.

nicht der Fall, da der Wohnraum nicht ebener Erde war, sondern eine Treppe von außen dazu hinaufführte. Kommt ein Fremder in solch ein Haus, so wird ihm eine Ecke eingeräumt, während die Familie in der andern sich hinstreckt. Große Mühe ist damit in der Regel nicht verbunden, da Betten ein Luxusartikel sind, den man nur bei den Reichen findet, die Uebrigen legen sich auf einer Decke auf den Boden.

Die Lage von Sikyon hat einige Aehnlichkeit mit der von Korinth, nur daß hier statt der steilen Felskuppe von Akrokorinth blos eine mäßige, flache Höhe die Burg trug. Zwischen dem Asopos oder Basilikopotamos, der aus einer engen Bergschlucht hervorströmt, und dem westlichern Helisson oder Kiatopotamos zieht sich in zwei Abstufungen eine breite, fruchtbare Terrasse als letzter Ausläufer des Gebirges gegen die Küstenebene. Nach dieser Seite gegen Nordosten ist sie am breitesten, aber durch mehrere tief einschneidende Schluchten zerrissen, während sie sich nach Süden in dem höchsten Punkte zuspitzt und so ungefähr ein Dreieck bildet, das nach allen Seiten schroff abfällt. Vor der niedrigeren Terrassenstufe ist der Boden noch eine ziemliche Strecke gegen das Meer zu ein wenig über die übrige Küstenfläche erhoben, es ist das die letzte flache Abdachung. Auf dieser lag die ältere Stadt und auf der ersten steil sich darüber erhebenden Stufe der Terrasse, beim jetzigen Dorfe Basilika, ihre Burg. Am Meere selbst entstand um ein künstlich gegrabenes Bassin ein kleiner Hafenort, etwas östlich vom heutigen Kiato. Jetzt ist der Hafen noch viel mehr versandet, als der von Korinth und nur noch an einem kleinen Sumpfe erkennbar. Die in der Ebene gelegene Stadt Sikyon war uralt und soll, von dem mythischen Könige Aegialeus gegründet, zuerst Aegialeia, dann Mekone geheißen haben. Hier, erzählte man, habe Prometheus die Götter betrogen, indem er sie die mit Fett umhüllten Knochen als ihren Opferantheil wählen ließ. Nicht lange vor dem trojanischen Kriege erscheint die Stadt als Mittelpunkt einer bedeutenden Macht, da der sikyonische König Adrastos, den freilich eine abweichende Sage nach Argos setzt, an der Spitze des Kriegs gegen Theben steht;

aber bald nach diesem Ereigniß finden wir sie unter Agamemnons unmittelbarer Herrschaft und nach der Eroberung des Peloponneses durch die Dorier wird auch Sikyon von ihnen besetzt, aber in friedlicherem Uebergange aus den alten Zuständen, als an den meisten andern Orten. Die Stadt behauptet ihre Bedeutung neben dem aufblühenden Korinth. Ihren höchsten Glanz erreichte sie aber, als aus demokratischen Bewegungen, in denen man hier besonders deutlich eine Reaction der alten Bevölkerung gegen die dorischen Herren erkennt, das Geschlecht der Orthagoriden die Herrschaft gewann. Ihr Hof war der glänzendste in ganz Griechenland und um die Tochter des Klisthenes, des ausgezeichnetsten und berühmtesten dieser Fürsten, um Agariste, warben die edelsten Jünglinge aus Griechenland und den Colonien. Der Vater hatte in Olympia verkündigen lassen, wer sich für werth halte, sein Schwiegersohn zu werden, der solle sich in einer bestimmten Frist nach Sikyon begeben. Zahlreich strömten die Freier herbei und glänzend bewirthete sie Klisthenes ein volles Jahr lang in seiner Burg, um ihre Eigenschaften in Ernst und Scherz zu prüfen. Der Glückliche, der den schönen Preis und reiche Mitgift davon trug, war der Athener Megakles, der Vater des nach seinem Großvater genannten Gesetzgebers Klisthenes, der Ahnherr des Perikles und Alkibiades und anderer namhafter Männer. Jedem der andern Freier gab der freigebige Klisthenes ein Talent Silbers, als Anerkennung der Ehre, die er ihm durch die Werbung erwiesen. Unter ihnen war auch ein Vorfahre des Miltiades, Hippoklides, der schon auf dem Punkte gewesen war, dem Megakles vorgezogen zu werden, als er nach einer Mahlzeit durch seiltänzerische Kunststücke (er stellte sich auf einem Tisch auf den Kopf und gesticulirte mit den Füßen) sein Glück verscherzte, oder wie Herodot den Klisthenes sagen läßt, vertanzte, ein Schicksal, in das er sich mit glücklichem Leichtsinn schickte. Nach Klisthenes Tode wurde die Herrschaft gestürzt und die dorische Oligarchie unter Spartas mächtigem Schutze hergestellt; die Stadt blieb eng mit Sparta verbündet, immer noch eine der ersten des Peloponneses. Die häufigen Kriege des vierten Jahrhunderts brachten aber auch ihr

vielen Schaden, und nachdem Spartas Macht gebrochen war, fehlte es ihr an einem festen Halte. Im Jahre 303 kam sie in die Gewalt des Städtebezwingers Demetrios, der, um sie zu einem festen Bollwerk zu machen, die ganze Unterstadt zerstörte und die Bewohner veranlaßte, sich auf der ersten Terrassenstufe, auf der die Burg stand, anzubauen; die neue Burg aber setzte er auf die zweite höhere Terrasse, auf die südliche Spitze des Dreiecks. Diese Veränderung, wenn auch gewaltsam herbeigeführt, war höchst wohlthätig; darum blieben die Sikyonier, auch als Demetrios Einfluß ein Ende genommen hatte, in der neuen Stadt und behielten sein Andenken in Ehren. Die nach allen Seiten leicht zu vertheidigende, hohe, gesunde Lage auf einer breiten, geräumigen Fläche, mit dem schönsten Blick auf das Meer und die jenseitigen Gebirge und mit großem Reichthum an Wasser, mußte Sikyon zu einem sehr angenehmen Wohnorte machen. Eine hervorragende Rolle spielt es später noch in dem achäischen Bunde, der erst durch seinen Beitritt eine weiter reichende Wichtigkeit erhielt und dessen bedeutendster Staatsmann, Aratos, sein Bürger war. In der römischen Zeit sank die Stadt, von Erdbeben und anderem Unglück heimgesucht, rasch und der Name verschwindet allmälig ganz, indem an seiner Stelle Vasilika erscheint. War auch Sikyon an Handel und Reichthum in der Zeit von Griechenlands größter Blüthe dem nahen Korinth nicht zu vergleichen, wozu ihm die günstige Lage abgieng, so hatte es dagegen ergiebigeren Boden und eine blühende Industrie, übertraf es aber vor Allem durch seine glänzende, schöpferische Thätigkeit in den bildenden Künsten. Die sikyonische Bildhauerschule war schon früh eine der ersten und wetteiferte mit denen von Aegina, Argos und Athen. Zu Alexanders Zeit galt der Sikyonier Lysippos für den ersten Meister, von dem allein der große König dargestellt sein wollte, und eine Menge ruhmvoller Namen giengen aus seiner Schule hervor. Der Erzguß besonders erreichte hier eine hohe Vollendung. Nicht mindern Ruhm gewann auch die sikyonische Malerschule, besonders durch Pamphilos und Pausias. Endlich ist auch für die Geschichte der Poesie Sikyon nicht ohne Bedeutung gewesen,

sofern die ersten Anfänge des Drama hieher weisen und sich an den Namen des Sikyoniers Epigenes knüpfen.

An der Stelle der ältern Stadt, in der Ebene, ist nur unkenntliches Gemäuer zu sehen, vielleicht selbst dies von spätern vor der neuern Stadt liegenden Gebäuden. Bei einer nahe unter dem Abhange von Vasilika liegenden Kirche des H. Nikolaos, nicht sehr weit vom Asopos, bemerkte ich einige Säulenstücke und einen antiken Altar, in der Kirche ein korinthisches Capitäl. Von der spätern durch Demetrios gegründeten Stadt sind dagegen reichliche Reste aller Art auf der breiten Bergterrasse vorhanden. Nicht allein sieht man noch an sehr vielen Orten die schönen, starken Ringmauern, deren Lauf sich fast vollständig verfolgen läßt, sondern an den zahlreichen Fundamenten, die durch die Felder laufen, kann man sich noch Straßen und Plätze mit Sicherheit reconstruiren. Man erkennt auf den ersten Blick, daß man hier nicht eine allmälig gewordene, sondern eine nach einem Plane auf einmal erbaute Stadt, mit breiten, in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen und geräumigen Plätzen vor sich hat, wie sie in der makedonischen Zeit häufig gegründet worden sind. Die Straßen haben die Richtung von Südwest nach Nordost und von Südost nach Nordwest. Da und dort erhebt sich ein altes Gebäude noch über den Boden, und Trümmer verschiedener Art liegen auf den Feldern oder in einige Kirchen eingemauert. Besondere Aufmerksamkeit verdient der nordöstlichste Vorsprung der Hochfläche. Ich habe vorher gesagt, daß der steile nördliche Abfall durch mehrere Schluchten zerrissen ist; dadurch werden einige nach Norden vorspringende Erdzungen gebildet. Am weitesten tritt die nordöstlichste vor und fällt zugleich am steilsten ab. Oestlich fließt unter senkrechten Felsen in tiefem Bett der Asopos, westlich ist eine andere nicht so tiefe, aber immerhin schroffe Schlucht, in der eine Quelle hervorquillt und eine kleine Capelle steht. An der Felswand darüber ist ein Adler ausgehauen, ich glaube aus byzantinischer Zeit, doch war es schon fast dunkel, als ich hier unten war. Ein durch den Felsen gebauener Gang führt in die Schlucht zur Quelle hinab. Die so nur von der

Stadtseite, von Süden zugängliche Erdzunge ist von Trümmern bedeckt und rings sieht man noch mächtige Mauern. Eine kleine alte Kirche mit byzantinischen Malereien steht darauf. Hier soll noch die byzantinische und türkische Feste gestanden haben; ich zweifle aber auch nicht, daß hier schon die Akropolis des alten Sikyon vor Demetrios gebaut war.*) Sobald man nur eine Burg auf die Höhe setzte, konnte man keinen andern Platz wählen, die Stelle war von der Natur gegeben. Unter ihrem Schutze konnte die Stadt in der Ebene nach und nach sich bilden.

Wenn also hier wohl der älteste Theil der Hochstadt lag, so sind jetzt doch die schönsten Denkmäler am entgegengesetzten Ende, am Absturze der obern Terrassenstufe, welche die neue Burg des Demetrios trug. Noch auf der ersten Terrasse, aber schon ganz nahe der zweiten, sind die Ruinen eines großen Gebäudes, das auf Grundmauern von Quadern, theils ganz aus Backsteinen, theils abwechselnd aus Quadern und Backsteinen erbaut ist. Die innern Gemächer sind zum Theil an den schmalen Seiten halbkreisförmig abgeschlossen und der ganze Bau erinnert durchaus an die römischen Werke der Kaiserzeit, der es wohl angehört. Unweit davon sind in den Absturz der obern Terrassenstufe das Theater und das Stadium hineingebaut, beide nach Nordosten geöffnet. Die Sitzreihen des Theaters sind fast ganz in den Felsen gearbeitet, nur an den beiden Flügeln von schönem Mauerwerk getragen, unter welchem auf beiden Seiten ein gewölbter Gang zu den mittleren Sitzreihen durchführt. Selbst die Grundmauern des Scenengebäudes sind im natürlichen Felsen ausgehauen. Zwei in der Mitte durch eine bedeutende Lücke unterbrochene Stücke laufen noch fast in der ganzen Breite durch. Der Blick von den Sitzen dieses

*) Mir ist wahrscheinlich, daß auch Klisthenes hier oben gewohnt habe. Pausan. II, 8, 1 sagt nur, Klisthenes habe regiert, als die Stadt noch unten gelegen habe. Das ist ganz richtig, hindert aber nicht, daß der Fürst oben in der Burg residirte, was deßhalb glaublich ist, weil ja die Tyrannen fast immer durch Besetzung der Burg die Gewalt an sich rissen und behaupteten. Anderer Meinung ist Curtius, Pelopon. II, S. 486.

Theaters aus, eines der bedeutendsten in Griechenland, ist wunderschön. Nordwestlich davon ist das Stadium in einen natürlichen Höheneinschnitt hineingelegt, an dessen beiden Seiten, hinten halbkreisförmig geschlossen, die Sitze aufstiegen, auch hier an den beiden Enden durch Mauerwerk gestützt. Die nördliche Seite ist wenigstens jetzt um etwas über vierzig Schritte kürzer, als die südliche. Erhalten ist auch der Abschluß der Bahn durch einen Querbau nach der Seite der Stadt, und da hier das natürliche Terrain etwas niedriger ist, als in dem obern Theile des Stadiums, so ist dieser Bau durch eine starke Terrassenmauer aus Polygonen getragen und ins gleiche Niveau mit der übrigen Bahn gesetzt. Wenn das Stadium, wie wahrscheinlich, erst in der Zeit der Demetriosstadt gebaut wurde,*) so ist diese Mauer eines von den zahlreichen Beispielen späten Polygonbaues und mit ein Beleg für die Unrichtigkeit der Meinung, daß dieser nur in frühster Zeit angewandt worden sei. In der Nähe des Theaters münden aus dem Felsabsturze der oberen Terrasse mehrere unterirdische Canäle, die aus beträchtlicher Entfernung Trinkwasser herbeiführten, da die Quellen der Stadt selbst weniger gut sind. Ich bin selbst in zwei davon eine Strecke weit hineingegangen; den größten kann man auf eine geraume Ausdehnung auch über der Erde an den noch erhaltenen Luftlöchern verfolgen. Andere solche Canäle liefen bis an den Abhang der untern Terrasse, zur Reinigung der Stadt bestimmt. Auf der obern Terrasse über dem Theater liegen auch noch zahlreiche Trümmer der Gebäude der neueren Akropolis. Hingegen habe ich so wenig als andere Reisende eine Mauer bemerkt, die sie von der eigentlichen Stadt getrennt hätte.

Die Ruinen von Sikyon gehören zu den stattlichsten Ueberresten der zweiten Hälfte der oben als die eigentlich hellenische bezeichneten Periode, genauer der makedonischen Zeit. Sorgfältigeren Untersuchungen und Ausmessungen würde es leicht gelingen, den Plan der

*) An den δρόμος, den Klisthenes nach Herodot VI, 126 den Freiern der Agariste hatte machen lassen, darf man kaum denken.

Stadt in den Hauptzügen herzustellen und ich zweifle nicht, daß noch mancher interessante Gegenstand unter der tiefen Decke des fruchtbaren Bodens verborgen ist. Denn daß Gemäuer zum Theil in beträchtlicher Tiefe darunter liegt, davon habe ich mich selbst überzeugt. Im October des Jahres 1852 waren durch Regengüsse die Gewässer um Sikyon ungewöhnlich angeschwollen, wovon ich selbst noch die Spuren sah, namentlich in den Verheerungen, die damals der Helisson in der Ebene angerichtet hatte. Damals hatte sich auch durch die gewöhnlich trockene Schlucht zunächst westlich vom Dorfe Vasilika ein wilder Gießbach gewälzt und eine Menge Erdreich weggeschwemmt, wodurch verschiedenes sehr schönes, vorher ganz verborgenes Mauerwerk bloßgelegt worden war. Zu oberst zieht sich ein Kreissegment, mit der Oeffnung nach der Seeseite gerichtet, quer durch die Schlucht, zehn Schritte lang, und läuft nach beiden Seiten unter dem Erdreiche weiter. Man sah noch drei Schichten trefflich bearbeiteter Kalkquader mit sorgfältig geglättetem Rande übereinander, und rückwärts darüber lag eine unordentliche Masse von Quadern, wahrscheinlich von dem Einsturze des obern Theils der Mauer. Zwei und zwanzig Schritte weiter abwärts läuft quer durch eine gerade Mauer aus drei mächtigen Quaderlagen hintereinander, so daß sie ohne Füllwerk eine ungewöhnliche Dicke hat. Aber sie war nur auf der Oberfläche bloß gelegt. Nach Westen schließt sich an der Seite der Schlucht im rechten Winkel Gemäuer daran, das noch sieben Schichten kleinerer Steine zeigte. Sieben Schritte weiter abwärts folgte eine einfache Mauer, und weitere fünf und dreißig Schritte abwärts liegt an der östlichen Seite der Schlucht noch eine Ziegelmauer mit einem länglich viereckigen Anbau, vielleicht dem Rest eines Thurmes. Die bloßgelegten Stücke sind zu klein, um einen bestimmten Schluß auf die Bestimmung zu gestatten. Der Lage nach möchte man an die Ringmauer denken, womit aber die dreifachen Steinmauern, von denen die äußerste die dünnste ist, nicht wohl stimmen, und am wenigsten die obere bogenförmige. Diese ließ mich zuerst an ein theaterartiges Gebäude denken. Sicheres ließe sich nur ermitteln, wenn man das Gemäuer weiter ausgrübe, was aber bei der

Höhe der darüber liegenden Erddecke sehr schwierig wäre. Das Ziegelgebäude ist offenbar aus späterer Zeit. Auf jeden Fall beweist dieses Gemäuer, daß am Rande der Terrasse die Bodenverhältnisse sich sehr verändert haben. Hier ist allmälig eine Menge Erdreich durch den Regen angeschwemmt worden, und so wird es auch an andern Stellen sein.

Die Gebiete von Korinth und Sikyon umfaßten die kleine Küstenstrecke von der megarischen Gränze bis an die von Achaja, welche westlich von Sikyon das Flüßchen Sythas bildete. Aber sie reichten südlich nicht bis zu der Wasserscheide, zwischen dieser Küstenstrecke und der Ebene von Argos. Diese Wasserscheide zieht sich mehrere Stunden südlicher durch und greift so in die argolischen Gebirge hinein, daß sich erklärt, wie der nördlich von ihr gelegene Landestheil bis Sikyon nicht zu Achaja, sondern zu Argolis gerechnet ward. Nur an dem östlich von Akrokorinth in die Ebene tretenden Bach von Tenea erstreckte sich Korinths Gebiet bis an die Quellen, anders war es bei den Gewässern, die zwischen Korinth und Sikyon dem Meere zufließen. Drei Flüßchen kommen hier aus dem Gebirge und alle drei bilden, trotz ihrer Kürze, in ihrem obern Laufe Thäler, in denen nicht zu Korinth oder Sikyon gehörige, namhafte Orte lagen. Es ist eine Eigenthümlichkeit vieler griechischen, besonders der meisten peloponnesischen Flüsse, daß sich um ihren obern Lauf mehr oder weniger geräumige, von allen Seiten von Gebirgen umschlossene Thalflächen ausbreiten, aus denen sie sich den Ausgang durch enge Schluchten bahnen, um dann nach längerem oder kürzerem Laufe in die Küstenebene einzutreten. Es ist das im großen Maßstabe der Fall beim Eurotas und beim Pamisos, im kleinern bei den drei Flüßchen oder Bächen zwischen Korinth und Sikyon.

Der größte dieser Flüsse, der dicht an Sikyon vorbeifließende Asopos, drängt sich oberhalb dieser Stadt etwa vier Stunden lang durch ein sehr enges Thal, dann aber erweitert sich dieses zu einer geräumigen, sehr fruchtbaren Ebene von etwa anderthalb Quadratmeilen, umgeben von steilen Bergen; die höchsten, die sich zu etwa fünftausend

Fuß erheben, scheiden sie von dem arkadischen Hochthale von Stymphalos. Der Asopos wird durch den Zusammenfluß zweier starker Bäche, deren einer gerade von Süden, der andere von Südwesten herkommt, und zahlreicher kleinerer Wasser, die von den Höhen herabrieseln, gebildet und durchschneidet in nicht breitem, aber ziemlich tiefem, grasigem Bette, fast unmerklich fließend, die Thalfläche. Von den zwei Hauptzuflüssen galt der östliche, der die nachher vom vereinigten Flusse beibehaltene Richtung nach Norden hat, als der eigentliche Asopos, obwohl der andere stärker ist. Daß in dieser schönen Gegend früh eine städtische Niederlassung entstand, kann uns nicht wundern. Homer nennt sie Araithyrea und giebt ihr den Beinamen der lieblichen, noch früher soll sie Arantia geheißen haben. Dieser älteste Hauptort lag an dem südlichen Berge fast in der südöstlichen Ecke der Ebene, wo man auf einer Höhe noch Ruinen sieht; später aber wurde die Hauptstadt Phlius, eine starke Stunde (dreißig Stadien) weiter nach Norden auf und an einen Hügel gebaut, vielleicht als die Dorier das Land besetzten; denn auch hier gründeten sie einen besondern Staat, der anfangs unter Heraklidenfürsten stand und sich bald zu einem kräftigen Gemeinwesen entwickelte, das seine Unabhängigkeit zu behaupten wußte und an den verschiedenen Kriegen thätigen Theil nahm. Im Anfang des vierten Jahrhunderts zählte die Stadt noch über fünftausend Bürger.*) Besonders wird Phlius in den Kriegen zwischen Theben und Sparta oft genannt, wegen der strategischen Bedeutung seiner Lage bei den Einbrüchen feindlicher Heere in den Peloponnes, und damals, wo die meisten Bundesgenossen Sparta verließen, hielt es treu zu dem alten Bundeshaupte. Später sinkt es zur Bedeutungslosigkeit herab; Plinius kennt nur ein Castell dieses Namens, doch beschreibt der spätere Pausanias noch eine Menge Tempel, ohne die Verödung der Stadt hervorzuheben. Die Stadt hatte in ihren Götterdiensten manches Eigenthümliche. Daß Demeter und Dionysos

---

*) Xenoph. Hellen. V, 3, 16: wenn man die § 17 genannten Flüchtlinge, über tausend an der Zahl, mitzählt, ist die Gesammtzahl über sechstausend Männer.

hier vorzüglich verehrt wurden, kann uns in dem ebenso für Getreide- als Weinbau trefflich geeigneten Thale nicht auffallen. Etwas ganz besonderes war aber der Cultus der Ganymeda oder Dia, später auch Hebe genannt, die auf dem Gipfel der Burg in einem Cypressenhain ihr Heiligthum, von Alters her das ehrwürdigste der Stadt, hatte. Ohne irgend ein Bild empfieng hier diese der Kore verwandte, jugendliche Erdgöttin Opfer und andere Ehren, und ihr Bezirk war ein unantastbares Asyl für Schutzflehende. Ueberhaupt rühmten sich die Phliasier besondern Alterthums und behaupteten, ihr Ahnherr Aras, der Gründer der ersten Stadt, sei um drei Generationen älter, als der arkadische Pelasgos und die atheuischen Autochthonen gewesen, auch zeigten sie in ihrer Stadt in der Nähe des Marktes einen sogenannten Nabelstein, den sie zwar nicht für die Mitte der Erde ausgaben, wahrscheinlich weil sie diese Ehre den Delphiern überlassen mußten, wohl aber für die Mitte des Peloponneses, was nicht eben sehr genau zutrifft. Mit dem Dionysosdienste hiengen, wie im nahen Sikyon, Festlichkeiten und Chorgesänge zusammen, die es erklären, daß ein Phliasier unter den frühsten Tragikern in Athen Auszeichnung gewann, Pratinas, dessen Hauptruhm aber darin bestand, der Begründer des Satyrdrama zu sein, einer Art burlesken Schauspiels, das seinen Stoff, wie die Tragödie, aus der Mythologie nahm. Auch der Sohn des Pratinas, Aristias, war ein in den gleichen Gattungen ausgezeichneter Dichter, dem in der Vaterstadt auf dem Markte ein Denkmal errichtet war.

Auffallend ist, daß ältere Reisende längere Zeit die Ruinen der Stadt nicht gefunden, oder doch nicht erkannt hatten, obwohl sie nicht unbedeutend und vollständig mit den alten Nachrichten in Uebereinstimmung sind. Von dem östlich die Ebene begränzenden Berge Trikaranon tritt ein Hügel in die Ebene vor bis nahe an die Stelle, wo die beiden Hauptbäche des Asopos sich vereinigen. Auf dieser oben sehr geräumigen, von fruchtbarem und wohlbebautem Boden bedeckten Höhe lag die weitläufige Burg, innerhalb deren die Phliasier selbst bestellte Felder hatten. Auf einer etwas tiefern Terrasse, wo Pausa-

nias einen Tempel des Asklepios erwähnt, liegt jetzt eine auch bereits verfallene Kirche der Panagia Rachiotissa (der H. Jungfrau vom Hügel) mit vielen alten Werkstücken. Am südlichen Fuße des Hügels breitete sich in der Ebene die Unterstadt aus. Sehr bedeutende Reste der Mauer sieht man auf der Burg, besonders an der Ostseite, wo sie sich über einer schluchtartigen Vertiefung des Berges zur Unterstadt hinabziehen, bis an das ziemlich tiefe, bei meiner Anwesenheit aber ganz trockene Bett eines vom Trikaranonberg nach dem Asopos fließenden Baches. Dieses ist auf beiden Seiten mit polygonen Mauern eingefaßt und scheint als Festungsgraben die Stadt nach Süden begränzt zu haben. Reichliches Mauerwerk und Trümmer bedecken den sehr ausgedehnten Raum, der durchaus den Eindruck einer großen Stadt macht, aber nirgends treten Gebäudereste über den Boden hervor. Nur die Form des Theaters erkennt man noch am Südabhange des Hügels. Auch südlich von dem erwähnten gemauerten Graben sieht man noch viel Gemäuer, so daß auch in der Nähe der Stadt noch viele Wohnungen und andere Gebäude gewesen sein müssen. Nicht minder als ihre Hauptstadt hatten die Phliasier die verschiedenen Pässe, durch die man in ihr kleines Gebiet kam, durch Befestigungen zu schützen getrachtet, von denen man noch verschiedene Reste findet.

An den ehemaligen Cultus des Dionysos wird man lebhaft durch den Wein erinnert, welchen die in der Ebene und an den Bergabhängen gezogenen Reben liefern. Es ist einer der besten, wo nicht der beste Rothwein Griechenlands, von ungewöhnlicher Stärke und bekannt als Wein von Hagios Georgios. So heißt jetzt der Hauptort der alten Phliasia, etwa drei Viertelstunden von den Ruinen der alten Stadt im südöstlichen Winkel der Ebene gelegen. Eines der größten und schönsten Dörfer des Peloponneses, macht es mit seiner ganzen wohlbebauten Umgebung den Eindruck behaglichen, ländlichen Wohlstandes und hat wohl eine noch blühendere Zukunft zu erwarten, wenn einmal die Landesproducte einen leichtern Absatz nach andern Gegenden finden werden. Der griechische St. Georgswein verdiente wohl eine weitere Verbreitung. Gerade über dem Dorfe liegt

am Abhange des Trikaranonberges, oder wie hier seine südliche Höhe jetzt heißt, des H. Elias, die sogenannte Metropolis, ein dem Bischof von Korinth zugehöriges Gehöfte mit einer ziemlich großen Kirche des H. Nikolaos, und darüber ein kleines Paläokastro. Mit Recht erkennt man in diesem die von den Alten erwähnte Festung, welche in den Kriegen Thebens mit Sparta hier die Argeier gegen Phlius errichtet haben und welche nach dem Berge den Namen Trikaranon führte. Hinaufgestiegen bin ich nicht.

Nicht weit südlich von Hagios Georgios führt zwischen hohen, steilen Felsen durch der Weg nach Argos, unmittelbar aber aus dem Dorfe nach Osten über ein ziemlich niedriges Joch, zu dem sich das Trikaranon herabsenkt, in das jenseits gelegene Thal von Nemea. Auf der Höhe glaubte ich Spuren alter Befestigung des Passes zu erkennen. Das Nemeathal wird von dem zweiten der zwischen Korinth und Sikyon ausmündenden Flüßchen, demselben, das ich oben als die Gränzscheide der beiden Gebiete genannt habe, in seinem obern Laufe gebildet. Auch der Nemeabach windet sich, wie der Asopos, oberhalb der Küstenebene einige Stunden zwischen den eng zusammentretenden Höhen durch, aber sein Hochthal ist viel kleiner, als das jenes, gleichsam nur die zu einem schmalen Wiesengrunde ausgeweitete Verlängerung der untern Schlucht. Es mag in der Richtung von Süd nach Nord wohl über eine Stunde lang sein, aber kaum irgendwo über eine Viertelstunde breit Wie das Trikaranon im Westen, streicht im Osten ein Bergzug hin, dessen höchster Gipfel der Phuka ist, und beide treten sich nach Norden immer näher, bis sie nur noch die Schlucht zum Abfluß des Wassers übrig lassen. Der Phuka, wiewohl er nicht ganz dreitausend Fuß hoch ist, ragt doch weit über die nächsten Höhen empor und ist durch sein breites, nach Nordosten scharf abgeschnittenes Haupt von fern her erkennbar. Seine Gestalt erinnerte mich an manche Kuppen des Jura, die von einer Seite sanfter aufsteigend, dann plötzlich in einer senkrechten Fluh abfallen, oder auch, um Kleines mit Großem zu vergleichen, an den Titlis. Im Alterthum hieß er der Apesas und trug ein Heiligthum des Zeus Apesantios, von dem man

noch Ruinen bei einer verfallenen Kirche finden soll. Da die von den Bergen herabkommenden zahlreichen Bäche in dem fast ganz ebenen Thale bei starken Regengüssen nur ungenügenden Abzug finden, halten sie es fortwährend feucht und sumpfig. Es ist darum zum Ackerbau wenig geeignet und großentheils mit Weideland bedeckt, ohne irgend eine Ortschaft oder menschliche Wohnung. Auch im Alterthum hat hier kein selbständiger Ort gestanden, wenigstens in der historischen Zeit nicht, wohl aber einer jener religiösen Vereinigungspunkte, wie wir einen schon auf dem Isthmos haben kennen lernen. In ältester Zeit freilich soll nur ein grimmiger Löwe hier gehaust und die Gegend unbewohnbar gemacht haben, bis Herakles ihn erwürgte. Es war die erste seiner zwölf Arbeiten. So knüpfte auch hier, wie in den benachbarten Gegenden von Stymphalos, Pheneos, Lerna, der Mythus die erste Cultur an den Wohlthäter des Menschengeschlechtes, den Sonnenhelden Herakles. Als die sieben Fürsten unter König Adrastos gegen Theben zogen, um den Polynikes in die Herrschaft einzusetzen, sollen sie in dem Thale gelagert haben. Damals habe hier ein König und Zeuspriester Lykurg gewohnt; das Thal, sonst feucht und wasserreich, sei aber ausgetrocknet gewesen. Da habe Hypsipyle, die Amme von Lykurgs Kind Opheltes, die lechzenden Krieger zu einem Brunnen geführt. Unterdessen wurde das Kind, das sie ins Gras gelegt hatte, von einer Schlange tödtlich gebissen. Die Helden, welche die unschuldige Ursache an seinem Tode waren, hielten nach damaliger, auch aus Homer bekannter Sitte, zu Ehren des verstorbenen Königssohns, der jetzt Archemoros genannt wurde, eine Leichenfeier mit Wettkämpfen, und diese waren der Anfang der später alle zwei Jahre regelmäßig wiederkehrenden nemeischen Kampfspiele. Wenn sie auch später dem Zeus, dem höchsten Gotte, geweiht waren, so behielten sie doch stets den Charakter einer Leichenfeier, indem die Kampfrichter dunkle Trauerkleider trugen und die Kränze der Sieger aus Eppichzweigen geflochten waren, mit denen man die Todten zu schmücken pflegte. Wenn erzählt wird, Herakles habe das vorher zu Opheltes Ehren gestiftete Fest dem Zeus geheiligt, so ist damit um so deutlicher

nur eine Erneuerung desselben durch die Herakliden oder Dorier ausgesprochen, als die Erlegung des Löwen das Thal ganz unbewohnt erscheinen läßt und die gewöhnliche Chronologie den Zug gegen Theben später setzt, als die That des Herakles. Die nemeischen Spiele zählten später zu den vier großen hellenischen Nationalfesten, standen aber an Glanz den drei übrigen nach. Ihre Leitung war zu verschiedenen Zeiten in den Händen verschiedener Nachbarstädte, am längsten in denen von Kleonä und Argos. Mitten in dem Wiesenthale stand, von einem Cypressenhain umgeben, der Tempel des Zeus mit den übrigen für die Festfeier erforderlichen Gebäuden, an den östlichen Gebirgsabhang lehnten Theater und Stadium. Eine Stadtgemeinde war hier so wenig, als auf dem Isthmos und in Olympia. In der stillen, von allem menschlichen Verkehr fernen Einöde macht jetzt der Tempel einen tiefen Eindruck. Von dem Zeustempel stehen nämlich noch drei Säulen aufrecht, zwei des Pronaos mit ihrem Gebälke und eine vom Peristyl der Ostfronte, die übrigen sind umgestürzt, aber zum Theil sehr regelmäßig, so daß man sie von der Basis bis zum Capitäl hingestreckt sieht, ähnlich wie jene Säule des Tempels des olympischen Zeus in Athen, und wie die der Tempel von Selinus; auch die Cellamauern sind in ihrem ganzen Umfange noch mehrere Fuß hoch erhalten; die Trümmer sind großentheils liegen geblieben, weil hier in dem von Menschen verlassenen Thale, fern von Wohnplätzen weniger Veranlassung war, sie zu andern Bauten zu verwenden oder als Kalk zu brennen. Selbst eine südlich vom Tempel gelegene Kirche ist aus Fragmenten eines andern Gebäudes und ohne Zweifel auf dessen Stelle erbaut. Der Tempel hatte sechs Säulen in der Breite und wie mir schien dreizehn in der Länge, Andere haben vierzehn erkennen wollen. Die Ordnung ist die dorische, aber in sehr ungewöhnlichen Verhältnissen, welche den entschiedensten Gegensatz zu dem alten Tempel in Korinth darstellen. Haben wir dort in den stämmigen, kurzen Säulen und dem hohen Gebälk den ältesten dorischen Tempel Griechenlands erkannt, so sind umgekehrt die Säulen von Nemea außerordentlich schlank und weit auseinandergestellt,

das Capitäl von sehr schwacher Ausladung, die Verjüngung schwach, das Gebälk niedrig. Die Höhe der Säulen in Korinth betrug etwa viermal den untern Durchmesser, die derer in Nemea etwa sechs und ein halbmal. Das Ganze hat hier etwas Schwächliches, fast Kleinliches, die dorische Ordnung erscheint ihrem Charakter entfremdet. Es mag sein, was ein englischer Reisender*) bemerkt hat, daß der Gesammteindruck des Tempels sich aus den drei Säulen nicht ermessen lasse und daß diese Verhältnisse absichtlich gewählt waren mit Rücksicht darauf, daß das Gebäude in der Tiefe eines einsamen Thales von Bergen umgeben erbaut war. Schwerlich aber ist die Anwendung der dorischen Ordnung glücklich gewesen, sobald man schlanke Verhältnisse der Oertlichkeit angemessen fand. Ich halte den Tempel für bedeutend jünger, als die Zeiten des peloponnesischen Krieges.

Auffallend ist, daß während das Material des doch schon zu Pausanias Zeit verfallenden Tempels großentheils an Ort und Stelle geblieben ist, die übrigen Gebäude fast spurlos verschwunden sind. Daß eine kleine Kirche auf der Stätte eines solchen zu stehen scheint, habe ich schon erwähnt; hier war vielleicht das Grab des Opheltes. Vom Theater ist nur noch die Gestalt am Bergabhange sichtbar und ebenso, nur weniger deutlich, vom Stadium, von der Steinbekleidung keine Spur mehr. Die Quelle Adrasteia, zu der Hypsipyle die dür=

---

*) Leake Travels in the Morea. Vol. III, p. 332. The extant architrave of the temple of Nemea being so low and the capitals of the columns proportionally small and narrow compared to the height of the shaft the impression on many spectators will be, that the whole building was inelegant and meagre, compared to the Doric buildings of Attica, Aegina and Phigaleia, but it would be unjust to come to this conclusion upon the view of a mere fragment. In every thing relating to architecture the ancients were much more learned than the moderns and external effect was of course one of their important studies. They considered particularly the circumstances of position; and proportions which might have secured approbation in the midst of a city and surrounded by smaller buildings, might not have been thought suitable to a solitary edifice in a narrow valley surrounded by hills like the *βαθυπέδιος Νεμέα.*

stenden Helden führte, mag man in einem noch, oder vielmehr wieder laufenden Brunnen finden; denn frühere Reisende sahen ihn trocken und die Quelle frei ablaufend.

Der Bergzug des Phuka scheidet das Nemeathal von dem von Kleonä, das im obern Gebiete des dritten, zwischen Korinth und Sikyon in die Küstenebene tretenden Flüßchens sich ausbreitet. Geräumiger, als das von Nemea, ist es doch nicht so weit und fruchtbar, als das von Phlius. Von mehreren Seiten fließen Bäche und Quellen zusammen, um dann unter dem Namen des Longopotamos vereint sich nordwärts durch die Berge zu winden. An der westlichen Seite des Thales erhebt sich in mäßiger Steigung ein isolirter Hügel, der am schroffsten gegen Westen über einem starken Bach abfällt. Dort ist die höchste Spitze, von der ein schmaler Rücken sich nach Osten hin senkt. Etwa in der Mitte sich am engsten zusammenziehend breitet er sich weiter östlich in einer niedrigen Stufe wieder mehr aus, so daß er aus einem höhern westlichen und einem niedrigern, aber breitern östlichen Theil besteht. Von den mehr oder weniger steilen Seiten dieses Rückens aus fällt dann ringsum der Hügel sanfter ab. Auf ihm liegen die Reste der alten Stadt Kleonä. Rings um den Fuß laufen in ansehnlichem Umfang die aus etwas unregelmäßigen Quadern erbauten Ringmauern; der innere Raum ist mit Trümmern überdeckt. Die westliche, etwa hundert Schritt lange und dreißig Schritt breite Höhe scheint eine kleine in der Stadt eingeschlossene Akropolis getragen zu haben. Auf der höchsten Spitze sieht man noch die Ruine eines kleinen, viereckigen Quaderbaus. Auf der niedrigern, östlichen Höhe scheinen einige Tempel gelegen zu haben. Man erkennt noch deutlich die Fläche und Grundmauern von vier Gebäuden und bei zweien wenigstens liegen noch Säulenfragmente und Triglyphen von ziemlich kleinen Dimensionen, die meisten bei einer Gebäudefläche hart am Ostrand der Höhe. Offenbar war diese östliche Höhe der für Tempel geeignetste Platz des ganzen Stadtareals und wir müssen daher wohl hier den von Pausanias erwähnten Tempel der Athene suchen. Ueberbleibsel anderer Gebäude sieht man vorzüglich am südlichen

Abhange, wo der größere Theil der Stadt sich ausbreitete, auch bemerkt man dort Reste eines Stadtthores. Ja selbst außerhalb des Stadtumfangs stößt man in dieser Richtung noch auf vieles Gemäuer. Die massenhaften Trümmer und Mauerreste lassen auch in dem jetzigen Zustand der Zerstörung das „wohlgebaute Kleonä“ Homers und die „ingenti turritae mole Cleonae“ des Statius erkennen. Einst zu Agamemnons Herrschaft gehörig, war auch Kleonä später von Doriern besetzt worden und schwankte zwischen Selbständigkeit und Abhängigkeit von dem mächtigen benachbarten Argos. An Bedeutung stand es nicht nur hinter Korinth und Sikyon, sondern auch hinter Phlius weit zurück; seine Wichtigkeit lag hauptsächlich darin, daß es an der Hauptstraße von Korinth nach Argos lag, zugleich ein Grund, weßhalb dieses letztere auf den Besitz der Stadt besondern Werth legen mußte.

Ich habe von diesen drei Hochthälern, die mit dem Gebiete von Korinth und Sikyon auf's engste zusammenhängen und uns die Mannigfaltigkeit des althellenischen Lebens so lebendig veranschaulichen, eben darum gleich mit einander gehandelt, obwohl ich Nemea und Phlius erst mehr als drei Wochen später besuchte. Von Vasilika nämlich hatte ich zuerst die Absicht gehabt, in den nördlichen Theil Arkadiens zu gehen. Da mir aber von allen Seiten gesagt wurde, daß auf den dortigen Gebirgen noch sehr viel Schnee liege, welcher der Reise an manchen Orten hinderlich sein würde, änderte ich den Plan und schlug den Weg nach Kleonä ein, um denselben Tag noch Nemea zu besuchen und im Chan von Kurtesa bei Kleonä zu übernachten. So kurz der Weg war, so gelang es mir doch nicht, den Plan auszuführen, da mein Führer mit den Wegen nicht ganz vertraut war. Anfangs war ich am Fuß der Gebirge in derselben Ebene hingeritten, durch die ich am Tage zuvor gekommen war, nur in umgekehrter Richtung; nachdem wir aber das Nemeaflüßchen überschritten hatten, schlug der Führer den angeblich üblichen Weg rechts ins Gebirge ein. Längs dem trockenen Bette eines Baches kamen wir auf das hohe Tafelland, das sich zwischen dem Nemeaflüßchen und dem Longopota=

mos scheinbar ununterbrochen ausdehnt, aber von Bergwassern mehrfach tief durchfurcht ist. Bald sahen wir uns am Rande einer tiefen, langen Schlucht, die überschritten werden mußte, um auf die jenseitige, noch höhere Bergfläche zu kommen; aber der Weg war, wie es schien, durch großes Wasser weggeschwemmt und hörte am steilen Abgrund vollständig auf. Nach langem Suchen fand sich eine Stelle, wo wir endlich, die Pferde am Zaume führend, mit Mühe hinunter kamen. Die Schlucht verengte sich unten zum felsigen Bette eines damals fast wasserlosen Baches. War das Hinabsteigen nicht leicht gewesen, so war es noch viel schwieriger, auf der andern Seite hinaufzukommen, wo sich etwas einem Pfade ähnliches den felsigen Abhang hinaufzog. So gut die griechischen Pferde zu klettern verstehen, hier wurde es ihnen doch zu arg. Das Pferd des Führers stürzte zuerst ein Stück des Berghanges hinunter und kaum war es wieder auf die Beine gebracht, so verlor das meinige, als es sich anstrengte, über eine sehr steile Stelle wegzukommen, den Boden und rollte hinab, während der losgerissene Sattel weit wegflog. Glücklicher Weise war keines verletzt und am Ende kamen sie unversehrt oben an. Aber das Gepäckpferd stand noch unten, mit seiner Ladung konnte es schlechterdings nicht heraufkommen. Im Bache mußte Alles, Reisesäcke, Bett, Kochgeschirr, abgeladen, den Berg hinaufgetragen und oben neu gepackt werden. Das war denn endlich glücklich überstanden; wir waren auf dem jenseitigen Plateau und zogen ohne eigentlichen Weg nach Süden, durch eine bebuschte Einöde, bis wir wieder einen wilden, felsigen Abhang hinabstiegen, an dessen Fuß wir in ein kleines, wasserreiches Thälchen, dicht unter dem Berge Phuka, kamen. Aber jetzt war das Gepäckpferd mit der Bedienung verschwunden. Während ich mit den beiden Pferden unten blieb und mich an dem Schlagen der Nachtigallen ergötzte, die das hohe Gebüsch bevölkerten, lief der Courrier wieder den Berg hinauf, suchte und schrie nach allen Seiten, aber umsonst; nichts war zu entdecken und wir mußten allein weiter. Das Thälchen, in dem wir uns befanden, öffnete sich nach einiger Zeit über dem Thale von Kleonä, in das wir endlich wohlbehalten hinab=

stiegen, und auch das Gepäck, das einen bessern Weg, als wir, eingeschlagen hatte, wieder fanden. Es war bald vier Uhr, als wir bei dem Chan von Kurtesa, einige hundert Schritte südlich von den Ruinen der alten Stadt, ankamen; um halb acht des Morgens waren wir von Vasilika abgeritten und selten hat mir das „Frühstück" so trefflich gemundet. Jetzt gestand mir der Führer, daß er den Weg gänzlich verloren gehabt habe und in großer Angst gewesen sei; ein Geständniß, dessen es nicht bedurfte, da sich die Angst deutlich genug verrathen hatte; aber absichtlich hatte ich gethan, als merke ich nichts, um ihn nicht noch zu verwirren. Wer weiß, welche Wege die Griechen mit der größten Gemüthsruhe reiten, mag sich ungefähr vorstellen, wie die Abhänge ausgesehen haben, an denen wir an diesem Tage nicht geritten sind, sondern unsere Pferde hinauf und hinab gezogen haben.

Nemea zu besuchen war es indessen, nachdem Menschen und Thiere etwas ausgeruht hatten, zu spät geworden und um im Chan von Kurtesa zu bleiben, war es mir zu früh, so wohl es mir sonst gefallen hätte. Der kleine Ort besteht zwar nur aus dem Chane, einem Gendarmerieposten, ein paar andern Häusern und einer Kirche des heiligen Nikolaos; aber er liegt freundlich von Bäumen umgeben und eine klare Quelle sprudelt unter der Kirche hervor. Den Hauptort des Thales, das Dorf Hagios Vasilios, sieht man weiter südöstlich am Gebirge liegen. Indem ich für jetzt Nemea bei Seite ließ, setzte ich die Reise auf dem geraden Wege gegen Argos fort, um bei der Abendkühle noch den nächsten Chan zu erreichen.

Einer Felsmauer gleich bildet im Süden der Thäler von Kleonä und Nemea der mäßig hohe Tretonberg die Wasserscheide zwischen dem korinthischen und dem argolischen Meerbusen. Ein gerader, beschwerlicher Fußweg führte von Kleonä im Alterthum und führt noch jetzt bei Hagios Vasilios vorbei darüber. Aber der bequemere zieht sich in einem Bogen westlich herum, wo der Berg weniger hoch ist, eine allmälig ansteigende Schlucht hinauf. Das war der Paß des Treton, die Hauptverbindung zwischen Korinth und dem südlichen Peloponnese,

im Alterthum eine Fahrstraße, deren in den Felsboden gehauene Geleise man an manchen Stellen noch erkennt. Wie jetzt ein Wagen durchkommen kann, ist schwer zu begreifen, doch erzählt Roß in den Königsreisen, daß der berüchtigte Kalergis den König Ludwig von Bayern in einer leichten Kalesche hier durch von Argos nach Korinth geführt und das Kunststück auch sonst einigemal ausgeführt habe. Der Weg geht zwischen Felsen und buschigen Abhängen in nicht sehr starker Steigung über das Gebirge und ist leicht zu vertheidigen. An beiden Seiten, gegen Kleonä und gegen die Ebene von Argos, sieht man noch Spuren uralter Werke zum Schutze des Passes, und ungefähr auf der Höhe des Joches, wo der Weg sich schon gegen Argos zu senken beginnt, an beiden Seiten niedrige türkische Wachthäuser, sogenannte Derweni, und dabei Mauern von aufgehäuften Bruchsteinen, wie sie die Griechen in dem letzten Kriege an vielen Päſſen aufgeworfen haben, um hinter denselben sich zu verbergen und aus sicherm Versteck zu schießen. Der Paß ist in der alten und neuen Kriegsgeschichte wichtig geworden; im Befreiungskriege haben die Griechen unter Theodor Kolokotronis hier einen ihrer bedeutendsten Siege über die Armee des Dramali Pascha erfochten, die bei ihrem Rückzuge aus der Ebene von Argos nach Korinth fast aufgerieben wurde. Ungefähr zwischen den Wachthäusern stehen hart am Wege, rechts über der alten Straße, die Fundamente eines alten Thurms, welche der Hellenenstein (Ἑλλήνων λιθάρι) heißen und mit Wahrscheinlichkeit für den Thurm des Polygnot angesehen werden, bei dem Aratos mit seinen Freunden zusammentraf, als er von Argos auszog, um seine Vaterstadt Sikyon zu befreien. Nur wenige Schritte darüber, noch mehr nach Kleonä zu, liegt, von Bäumen umgeben, über einem klaren Bache der höchst elende Chan von Dervenaki, wo ich die sehr kühle Nacht in einem Gemache zubrachte, durch welches der Wind buchstäblich nicht von allen vier, sondern von allen sechs Seiten, nämlich auch von oben und unten, pfiff. Aber in dem dichten, schönen Gebüsche, das an reichlichem Wasser üppig gedeiht, schlugen dafür fast ununterbrochen zahlreiche Nachtigallen.

Die Ebene von Argos. Tiryns. Nauplia. Mykenä. Das Heräon. Argos.

Den folgenden Morgen gieng es den südlichen Abhang des Passes hinab, zwischen den Wachthäusern durch am Hellenenstein vorbei. Von rechts her vereinigt sich hier der Weg von Nemea mit der Straße. Diese folgt einem meist von Gebüsch bedeckten Bache, die Schlucht wird allmälig breiter und man sieht vor sich die weite argeiische Ebene ausgebreitet von dem spitzen Palamidi bei Nauplia im Osten bis zur hohen Larisa von Argos im Westen, hinter ihr das Meer und über diesem die felsigen Küsten und hohen Berge der Landschaft Kynuria. Links in einem Bergwinkel liegt Mykenä versteckt. Wer wollte die Gedanken beschreiben, die sich bei diesem herrlichen Blick auf den ältesten Schauplatz griechischen Lebens drängen. Die Ebene ist um den innersten Winkel des argolischen Meerbusens oder Golfes von Nauplia gelegen und von dürren Felsenbergen rings umschlossen. Ihre größte Tiefe vom Meere bis an den Fuß der Berge wird etwa drei Stunden betragen und die Breite ungefähr das Gleiche. Am höchsten erheben sich die Berge im Westen, wo das steile, wilde Artemision, das Gränzgebirge gegen Arkadien, seine Verzweigungen bis an die Stadt Argos vortreten läßt, und weiter im Süden ein bis ans Meer sich erstreckender Arm, der Pontinos, die Ebene abschließt. Ansehnlich ist auch die Höhe der nördlichen Berge, über deren niedrigsten Rücken man herabkommt, während man die höhern steilern Gipfel links läßt; am wenigsten scharf gezeichnet ist die Begränzung nach

Osten, wo von dem Hauptgebirge der argolischen Halbinsel, dem Arachnäon, mehrere niedrigere Ausläufer sich herabziehen. Als Endpunkte im Osten und Westen erscheinen, von der Höhe herab gesehen, die beiden genannten Burgen von Nauplia und Argos, aber nur die erstere ist es wirklich, da sich hinter der Larisa die Ebene noch eine geraume Strecke nach Süden, bis an den Pontinos hinzieht. Wie die Berge kahl und dürr sind, so mangelt auch dem größten Theil der Ebene Wasser. Zwei Flüßchen kommen zwar aus den westlichen Gebirgen, der Inachos, der Hauptfluß, und der Charadros, der unterhalb der Stadt Argos sich mit ihm vereint. Aber den größten Theil des Jahres sind ihre Bette ganz trocken und leiten nur bei Regen das Wasser ab. Als ich (am 16. April) nach Argos kam, hatte der erstere etwas Wasser, während das breite Kiesbett des Charadros nicht die Spur davon zeigte. Auch bemerkt man weder am einen, noch am andern die sonst auch an schwach fließenden Bächen vorkommenden Sträuche und Kräuter. Und wenn auch im Alterthum die umliegenden Berge noch mehr bewachsen waren, so war doch die Beschaffenheit dieser Flüßchen früh ungefähr die gleiche, wie jetzt. Sagt doch der übertreibende Lucian, man sehe nicht einmal mehr ein Bett des Inachos, und Pausanias sieht sich zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt, es gebe wirklich Quellen des Inachos. Andere aus den Bergen kommende Bäche verlieren sich gleich bei ihrem Eintritt in die Ebene. Diese ist also wirklich trocken, wie es die alten Beinamen das „durstige"*) und das „wasserlose" Argos bezeichnen, und der Mythus ausdrückt, daß Hera und Poseidon um das Land gestritten hätten und als erstere gesiegt, der erzürnte Meergott ihm das Wasser entzogen habe. Darum darf man sie aber sich nicht unfruchtbar vorstellen. Eigentlich dürr sind die Abhänge der Berge, der mittlere Strich der Ebene hat sehr guten, fruchtbaren Ackerboden und zahlreiche gegrabene Brunnen ersetzen den gänzlichen Mangel an fließendem Wasser einigermaßen; an der Nähe der Küste ist der Boden meist

*) Πολυδίψιον Ἄργος. Die andern, freilich schon bei den Alten vorkommenden Erklärungen halte ich für gezwungen und irrig.

versumpft. Bäume sind jetzt in dem sonst wohlbestellten Lande sehr wenige und dürftige, aber noch bis zum griechischen Aufstande sollen viele Südfruchtbäume hier gestanden und reichen Ertrag gegeben haben, und wenn man noch jetzt sieht, wie bei der Stadt Argos und bei Tiryns neue Pflanzungen schnell gedeihen, so kann man nicht zweifeln, daß bei zweckmäßiger Anlage und bei einiger Ausdauer dem Lande hier ein ganz anderes Aussehen gegeben werden könnte. Als ich das erstemal die Ebene sah, war ich durch das frische Grün angenehm überrascht; Getreide, Taback und andere Pflanzungen standen im schönsten Triebe; als ich sie zum zweitenmal am 9. Mai durchritt, war man bereits mit der Erndte beschäftigt. So ist der Haupttheil der Ebene, die ganze Strecke westlich und nördlich von Argos, anders der südlich davon gelegene, schmale Küstenstrich, zwischen den Gebirgen und dem Meer bis an den Pontinos. Dieser hat durch die unterirdischen Abflüsse der arkadischen Gewässer nicht nur Ueberfluß an Wasser, sondern ist wegen mangelhafter Eindämmung und Leitung derselben größtentheils versumpft.

Die Ebene von Argos ist der Sitz der ältesten griechischen Geschichte. In diesem verhältnißmäßig kleinen Raume lagen schon in vorhellenischer Zeit fünf mehr oder weniger berühmte Städte, die freilich zuletzt alle von Argos absorbirt wurden, und zwei von ihnen besaßen früher als irgend ein anderer Staat in Griechenland eine weit über die unmittelbare Gränze hinausreichende Herrschaft, was uns freilich mehr im Gewande der Sage und Dichtung, als in den klaren Umrissen der Geschichte entgegentritt, aber darum nicht weniger gewiß ist. Denn hier muß jeder Zweifel vor den großartigen Denkmälern verstummen. Argos ist ursprünglich kein Eigenname, sondern bedeutet als Appellativum jede am Meere gelegene Ebene, daher wir so viele Argos im Alterthume erwähnt finden. Im weitern Sinne wurde der ganze Peloponnes so genannt. Der Name deutet also schon an, daß die so benannte Stadt in ältester Zeit der Mittelpunkt von Argos, das heißt der ganzen Ebene, war. Und so führen auch die alten Sagen wirklich auf Argos, als die älteste Stadt, zurück, womit

die Lage auf und an einem Berg, etwa eine Stunde vom Meere, wohl übereinstimmt. Die Dichtung spricht von einem weit ausgedehnten Pelasgerreiche, das daselbst seinen Mittelpunkt gehabt habe, als die pelasgische Dynastie von einer ägyptischen Einwanderung verdrängt wurde, an die sich der Name der Danaer knüpfte. Neuere Forscher sind, wie mir scheint, ohne hinlängliche Gründe bemüht gewesen, sie wegzudeuten. Jedenfalls weist uns die durchaus alte und einheimische Sage auf eine aus der Fremde gekommene Neugestaltung der Verhältnisse. Ein neues kriegerisches Geschlecht, dem der Name der Danaer vorzugsweise anhaftet, beherrscht das Land, und Fürsten dieses Geschlechtes sollen von Argos aus jetzt die anderen Städte in der Ebene, Tiryns, Mykenä, Midea gegründet haben, während die fünfte, das auf einem Felsen am Meere gelegene Nauplia, ihnen fremdartig gegenüber steht. Eine fernere neue Entwicklung bezeichnet das überwiegende Hervortreten Mykenäs; denn wenn es auch zunächst noch an das vorige Fürstengeschlecht geknüpft wird, so ist es doch die fremde Dynastie der Pelopiden, welche Mykenä zum Mittelpunkt eines mächtigen Reiches macht und die Herrschaft der Achäer begründet. Unter Agamemnon erreicht das mykenäische Achäerreich seine höchste Macht und seinen Glanzpunkt in der Zerstörung des Reiches von Troja. Doch ist bemerkenswerth, daß seine unmittelbare Herrschaft sich nur über die nördlich von Mykenä gelegenen Gebiete erstreckt, während Argos und Tiryns mit dem östlichen Theil der argolischen Halbinsel nur wie der übrige Peloponnes in einem Vasallenverhältnisse zu ihm stehen, wodurch ein Gegensatz zwischen Argos und Mykenä unverkennbar sich kund giebt. Nach dem trojanischen Kriege tritt aber das mykenäische Reich wieder ins Dunkel zurück, und erst mit der dorischen Eroberung fangen die Geschicke des Landes wieder an lichter zu werden. Der älteste der Heraklidenfürsten, welche den Peloponnes erobert hatten, Temenos, erhielt Argos, und diese Stadt wird nun wieder die erste in der Ebene, einige Zeit sogar die erste Macht im Peloponnes. Denn sowohl auf die heraklidische Erstgeburt, als die ehemalige Stellung der Pelopidendynastie gründen die Könige von Argos den An=

spruch auf die Hegemonie der Halbinsel und der thatkräftige Herrscher Phidon machte diese im siebenten Jahrhundert eine Zeit lang zur Thatsache. Die unmittelbare Herrschaft von Argos erstreckte sich damals über die ganze argolische Halbinsel bis nach Sikyon im Norden und über die Ostküste südlich hinab bis zum Cap Malea. Aber es gelang nicht, die verschiedenen Landestheile zu einem organischen Ganzen zu verbinden. Das gekräftigte Sparta entriß dem Bruderstaate in glücklichen Kriegen die südlichen Küstenlandschaften und schwächte es so, daß das mit der Zeit republikanisch gewordene Argos sich fast auf den nächsten Theil der umliegenden Ebene beschränkt sah, und in den Perserkriegen schicken selbst die zu kleinen Orten herabgesunkenen Städte Mykenä und Tiryns als souveräne Staaten ihre wenig zahlreichen Contingente gegen den allgemeinen Feind, während das nahe Argos selbst eine höchst zweideutige Neutralität beobachtete. Erst nach dem Perserkriege, während Sparta anderweitig beschäftigt war, gelang es Argos, sich wieder etwas zu kräftigen. Es eroberte und zerstörte die Städte der Ebene Mykenä, Tiryns, Midea und andere benachbarte Orte; Nauplia war schon früher zu seiner Hafenstadt gemacht worden. Es war wieder eine Achtung gebietende Macht im vollen Besitz der fruchtbaren Ebene und mehrerer daran stoßender Thäler, aber seine Stellung in der Geschichte bleibt eine unerfreuliche. Es hatte nicht die Kraft, der erste Staat im Peloponnes zu sein und konnte sich nicht entschließen, sich mit der Stelle des zweiten zu begnügen. So nimmt es fast immer eine Sparta feindselige Haltung an, unterstützt jeden auswärtigen Feind und wird zugleich häufig im Innern von Bürgerfehden zerrissen und von blutigen Gewaltthaten besudelt. Doch war es eine blühende, große Stadt, die Bürgerschaft vielleicht die zahlreichste im ganzen Peloponnes und fortwährend behauptete es einen gewissen Glanz, den selbst die römische Herrschaft ihm nicht nahm, vielmehr scheint nach Korinths Zerstörung ein Theil des Handels sich hieher gezogen zu haben. Es blieb eine ansehnliche Stadt im Mittelalter und der neueren Zeit und hat sich nach den gräßlichen Zerstörungen des letzten Krieges wieder aus den Trümmern erhoben.

Einen hohen Ruhm hat es sich dadurch erworben, daß es schon früh der Sitz einer der ersten Kunstschulen von Griechenland war. Um die Zeit der Perserkriege war Ageladas von Argos der erste Meister im Erzguß und ein halbes Jahrhundert später brachte Polykleitos die argeiische Schule auf eine solche Höhe, daß sie mit der attischen des Phidias ebenbürtig wetteiferte. Die hohe Idealität dieses Meisters scheint zwar Polykleitos nicht erreicht, dagegen in vollendeter Darstellung der reinsten körperlichen Kraft und Schönheit ihn sogar übertroffen zu haben, ohne daß er deshalb schon der erst nach ihm aufkommenden Richtung auf sinnlichen Reiz und Anmuth huldigte. Seine Kunst trug noch das Gepräge jener älteren strengen Zucht und Erhabenheit.

Die bedeutendste Periode in der Geschichte der Ebene von Argos ist unzweifelhaft jene älteste vordorische und ihr gehören die Denkmäler an, welche sie jetzt nebst Athen unbedingt zum merkwürdigsten Fleck von ganz Griechenland machen. Wie dort die höchste Blüthe der eigentlich hellenischen Zeit, so tritt uns hier der Glanz einer mächtigen vorhellenischen, von Sage und Poesie verherrlichten Urzeit lebendig vor Augen, die in unverkennbarer Verbindung mit der älteren Bildung des Orients steht. So fremdartig erschienen diese Denkmäler den spätern Griechen selbst, daß sie ihre Erbauung übermenschlichen, aus Asien gekommenen Baumeistern, den Kyklopen, zuschrieben, worin gewiß der richtige Gedanke liegt, daß die Anfänge der Cultur und Kunst dorther in die Ebene von Argos gebracht waren. Am entschiedensten tritt dieser Charakter in der kleinen Burg von Tiryns hervor. Im östlichen Theile der Ebene erheben sich mehrere ganz isolirte Felshügel, einst, ehe das Meer die Niederung angeschwemmt hatte, ohne Zweifel nackte Klippeneilande, wie ein solches noch vor dem nahen Hafen von Nauplia liegt. Auf dem westlichsten dieser Hügel, der kaum fünfzig Fuß Höhe hat, etwas über eine Viertelstunde vom Meere, stehen die Ruinen von Tiryns, wohl noch ziemlich in dem gleichen Zustande, wie vor mehr als 2300 Jahren, wo die Argeier die Festung eroberten und so weit als erforderlich schien zerstörten,

indem sie die Bewohner nach Argos versetzten. Der Felsen, dessen Form man nicht unpassend einer Schuhsohle verglichen hat, ist von Norden bis Süden etwa neunhundert Fuß lang und an der breitesten Stelle höchstens dreihundert breit, also etwa so lang, als die Akropolis von Athen, aber schmäler. In der Mitte zieht er sich am engsten zusammen, so daß die Fläche in zwei Theile zerfällt, von denen der etwas breitere, südliche um einige Fuß über den nördlichen hervorragt. Im Uebrigen ist die ganze Höhe eben, ohne Zweifel in Folge menschlicher Arbeit, wie die Burg von Athen. Um den Rand läuft die überall, aber in verschiedener Höhe erhaltene Mauer, von außen durchweg viel höher, als von innen, wo sie an einigen Orten sich nicht über den Boden der Burgfläche erhebt; denn sie ist nicht auf den obern Rand gesetzt, sondern an denselben auf die schräge Fläche des Abhanges. Der höhere, südliche Theil der Burg ist durch eine Quermauer von dem nördlichen getrennt und gleichsam als die Citadelle der ganzen ohnedieß kleinen Festung sorgfältiger befestigt, indem wenigstens an der Ostseite innerhalb der Hauptmauer noch eine zweite mit ihr parallel läuft. Die beiden jetzt zerstörten Hauptthore dieser Citadelle, eines an der Südseite und eines an der östlichen, führten zunächst in den durch diese zwei Mauern gebildeten Gang und erst aus diesem in das Innere, und auch aus dem untern, nördlichen Festungstheile gieng man durch ihn in den obern. In den niedern Theil führte ein einfaches, noch erkennbares, kleines Thor von der Westseite, vielleicht auch eines von der Ostseite, wo jetzt ein offener Zugang ist. Die Mauern sind aus ungeheuern Felsblöcken ausgeführt, welche durchaus unbearbeitet über einander gelegt sind und die nothwendig sich ergebenden Lücken mit kleinern Steinen ausgefüllt. Die größern Steine haben durchschnittlich eine Länge von sieben bis zehn Fuß und eine Höhe und Breite von drei bis vier. Nur wenige sind in polygoner oder dem Quader sich nähernder Form so bearbeitet, daß ihre Seiten ohne Füllsteine aneinander passen; vielleicht gehören sie späteren Reparaturen an. Thürme kennt die tirynthische Befestigung nicht, wohl aber bollwerkartige Mauervorsprünge

zur Flankenvertheidigung, die aber in größerm Maßstabe nur dreimal angebracht sind, zweimal an der Westseite und einmal an der Ostseite. Hier erhebt sich das Bollwerk gerade über der breiten Rampe, die zu dem Thore emporführt, in der Art, daß der Angreifende ihm die rechte Seite zukehrte, so daß wir diesen natürlichen Grundsatz der alten Befestigungskunst bereits bei dieser ältesten Burg beobachtet finden. Es steht noch jetzt in einer Höhe von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß über dem Wege. Die Mauern der obern Citadelle haben eine Dicke von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß, sind aber nicht massiv, sondern in ihnen laufen zwei bedeckte Gänge parallel neben einander her. Daß durch die ganze Mauer der Citadelle solche gegangen, ist nicht unwahrscheinlich, aber deutlich erkennen kann man sie jetzt nur an den beiden Seiten des südlichen Eingangs. Besonders schön ist die äußere Galerie rechts vom Thore erhalten. Sie hat an dieser Stelle noch eine Länge von ungefähr drei und dreißig*) Schritten, eine Breite von sechs Fuß und eine Höhe von etwa zwölf Fuß, wo der Boden am tiefsten ist. Beim Eingang ist sie jetzt niederer, weil hier der Boden durch aufgehäuften Schutt sehr erhöht ist. Nach oben haben die Gänge die Form eines Spitzbogens, der aber nicht durch Wölbung erzielt ist, sondern dadurch, daß die obern Steine schräg gegen einander vortreten und zwar so, daß die Fuge der beiden obersten senkrecht über die Mitte trifft, daher an einigen Stellen von oben Licht einfällt. Denn auch hier sind nicht glatt behauene, sondern nur ganz roh bearbeitete Blöcke gebraucht, an den tiefern Stellen fast überall

*) Beinahe hundert Fuß nach Gell (Städtemauern, deutsche Uebersetzung, S. 10), neunzig Fuß bei Curtius, Peloponn. II, S. 386. Ich konnte bei mehrmaligem Durchschreiten nicht mehr als drei und dreißig Schritt finden, was ziemlich genau zwei und achtzig Fuß ausmacht Ich weiß nicht, ob in neuerer Zeit einige Steine weggebrochen werden sind, wenigstens war der Abhang gerade vom südlichen Eingang an, für eine neu angelegte Maulbeerpflanzung ganz von Steinen gereinigt und sorgfältig verebnet. Als Breite habe ich beinahe zwei Meter gefunden. Uebrigens ist der Plan bei Gell in der angeführten Schrift, dritte Platte, von Göttling in der Archäol. Zeitung 1845, Taf. XXVI, mit einigen Verbesserungen wiederholt, viel zu geradelinig, weit besser der in der Expédition de Morée, von Curtius im Peloponn. II, Taf. XV wieder gegebene.

sechs vom Boden bis zur Spitze, wovon je vier auf den senkrechten Theil der Mauer, je zwei auf das Spitzgewölbe, um diesen uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, kommen. Doch ist die Zahl nicht überall gleich, da auch hier die Größe der Steine wechselt, und am Eingang, wo der Boden erhöht ist, sieht man jetzt nur je vier. Merkwürdig ist nun aber, daß der angeführte, am besten erhaltene Gang nach außen Fensteröffnungen in Form von Spitzbogen hat, die bis auf den Boden herabreichten, so daß er einer plumpen Halle verglichen werden kann. Die Bestimmung dieser Gänge ist nicht ganz klar, am wahrscheinlichsten, daß es Vorrathskammern, Festungsmagazine waren; dabei bleibt aber die Anlage der Bogenöffnungen nach außen auffallend, welche durch die Annahme, daß hier die Unterstadt sich an die Burg angeschlossen habe, kaum genügend erklärt wird. Es ist wohl hier ein äußerer Verschluß verschwunden. Der ganze innere Raum der Burg ist mit Felsblöcken bedeckt, welche beweisen, daß einst die Mauern eine viel größere Höhe hatten.

So ungefähr sind heute noch die Reste dieser uralten Feste beschaffen, welche Pausanias als ein Werk betrachtete, das nicht weniger Bewunderung verdiene, als die ägyptischen Pyramiden. Prötos, der Bruder des Königs Akrisios von Argos, soll sie mit Hülfe von Kyklopen, die er aus Lykien hatte kommen lassen, erbaut haben. Der Hügel kann übrigens bei seiner kleinen Fläche nie eine bedeutende Stadt getragen haben, er erscheint durch Lage und Bauart durchaus als eigentlicher Kriegsplatz und zwar, wie Curtius mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthet hat, als Bollwerk der Herrschaft von Argos gegen die fremde Niederlassung in Nauplia. Am Fuß der Burg mag eine Unterstadt entstanden sein, die vielleicht gar nicht ummauert war, auf keinen Fall war sie je bedeutend; Pausanias erwähnt nichts von einer solchen und Reste sind keine sichtbar. Was uns von spätern Schicksalen überliefert ist, weist auf ein sehr kleines Gemeinwesen und läßt sich auch ohne eine eigentliche Unterstadt begreifen. Um das Jahr 500 nämlich setzten sich die aus Argos vertriebenen, aufrührerischen Leibeigenen hier fest, und 479 zog zur Schlacht von Platää aus Ti=

ryns eine kleine Schaar, die, mit dem mykenäischen Contingent vereint, vierhundert Mann stark war. Die Tirynthier selbst zählten also wahrscheinlich nicht einmal zweihundert Mann. Bald nachher erfolgte die Zerstörung. Die Ruinen gehören durchaus der ältesten Zeit der Burg an und vertreten uns jene vorachäische Zeit der Danaer.

Dicht südlich unter Tiryns steht ein freundliches, von Bäumen beschattetes Haus mit Oekonomiegebäuden, wo Capo d'Istria eine Ackerbauschule angelegt hatte, die aber meines Wissens nicht mehr existirt. Auch das westlich von der Burg gegründete deutsche Dorf hat nicht gedeihen wollen; die Lage ist ungesund.

Nur eine halbe Stunde von Tiryns liegt Nauplia, das seinen Namen fast unverändert behalten hat, indem es neugriechisch Nauplion (*Ναύπλιον*, Navplion gesprochen, statt des alten *Ναυπλία*), corrumpirt Anaplion, Anapli heißt, woraus die Italiener Napoli mit dem Beisatz di Romania, zur Unterscheidung von Neapel, gemacht haben.*) Das nahe verlassene Tiryns, dessen Name ganz verschollen war, wurde daher Palai-Anapli, Altnauplion, genannt. Nauplia liegt auf einer kleinen, durch eine schmale Landenge mit dem Festlande zusammenhängenden, felsigen Halbinsel, mit einem natürlichen Hafen an der Nordseite, während die ganze übrige Küste der Ebene hafenlos ist. Schon diese Lage weist auf eine Gründung von der Seeseite hin und stellt es in einen Gegensatz zu den andern Städten der Ebene. Damit steht die Art, wie es in der alten Sage erwähnt wird, in Uebereinstimmung. Der angebliche Gründer, Nauplios, weist durch seinen Namen und seinen Vater, den ionischen Stammgott Poseidon, auf das Meer und wird als ein Andern Verderben bereitender, tückischer Seefahrer bezeichnet. Zwei seiner Söhne, Nausimedon und Oiax, Schiffsherrscher und Steuerruder, haben nicht weniger bezeichnende Namen und der bekannteste, Palamedes, heißt Erfinder der Leuchtthürme, des Maßes, der Waage, der Buchstabenschrift. Beide,

*) Es ist sehr wohl möglich, daß schon im Alterthum neben *Ναυπλία* auch *Ναύπλιον* gesagt wurde, wie solche Doppelformen auch sonst neben einander vorkommen, zum Beispiel *Ἀγραφία* und *Ἀγράφιον*.

Vater und Sohn, erscheinen in der Sage in einem durchaus feindlichen Verhältnisse zu den achäischen Fürsten. Nauplia ist Mitglied der alten vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, aus ionischen Staaten gebildeten Seebundes, der im Poseidonheiligthum zu Kalauria seinen Mittelpunkt hatte. Es ist daher klar, daß es eine von der See aus gegründete Niederlassung der Jonier war,*) die in ganz ähnlicher Weise auf dem östlicheren Theile der Halbinsel Argolis eine Anzahl von Seestaaten gegründet hatten, und darum begreift man, wie die Beherrscher der Ebene sich veranlaßt sahen, die tirynthische Burg so zu sagen vor die Thore der Stadt zu setzen und den feindlichen Platz zu keiner Machtentwicklung kommen zu lassen. In der That ist auch Nauplia im Alterthum nie zu größerer Bedeutung gekommen. Obwohl längere Zeit ein unabhängiger Staat, wurde es doch verhältnißmäßig früh von dem dorischen Argos erobert, die Einwohner wurden vertrieben und der Ort blieb nichts, als der Hafenplatz von Argos. Während aber berühmte Städte des Alterthums im Mittelalter zur Bedeutungslosigkeit herabsanken oder auch ganz verschwanden, gewann umgekehrt Nauplia jetzt durch seine Lage eine große Wichtigkeit, indem es zu den Küstenfestungen gehörte, in denen die griechische Bevölkerung vor den Verheerungen der barbarischen Stämme, welche in den Peloponnes eindrangen, eine Zuflucht fand. Von jetzt an ist es einer der Hauptorte der Halbinsel. Bei der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer suchte der kaiserliche Statthalter von Nauplia, Leo Sguros, von hier aus ein unabhängiges Fürstenthum in Griechenland zu gründen, und nachdem er von den

*) E. Curtius, im Rhein. Museum 1850, S. 455 ff. und Peloponn. II, S. 391, hat auf diesen Gegensatz Nauplias zu den andern Städten der Ebene zuerst aufmerksam gemacht und daher Nauplia als phönikische Niederlassung erklärt. Nach den seither erschienenen Forschungen desselben über die Jonier treten nun diese auch in Nauplia an die Stelle der Phöniker (vgl. u. A. S. 42), worin ich dem Verfasser unbedingter beistimme, als in andern Punkten seiner Untersuchung. Sollte wohl die Vorliebe der attischen Tragiker für Palamedes auf der ionischen Stammverwandtschaft beruhen? Uebrigens schließt die ionische Niederlassung in Nauplia eine noch frühere phönikische nicht nothwendig aus.

Franken geschlagen und der größte Theil des Peloponneses in ihre Hände gekommen war, behaupteten sich die Griechen noch über vierzig Jahre lang in Nauplia und erlangten, endlich durch Hunger zur Capitulation gedrängt, sehr günstige Bedingungen (um 1247). Nauplia bildete nun mit Argos ein kleines Herzogthum, mit dem die Großherrn von Athen belehnt wurden, von denen es zuletzt an die Republik Venedig übergieng. Und diese behauptete Nauplia noch achtzig Jahre gegen die Türken, nachdem sie den größten Theil des Peloponneses in Besitz genommen hatten. Erst im Jahre 1540 eroberte es Sultan Suleiman II. und erhob es zur Hauptstadt des Peloponneses. In dem glorreichen Feldzuge Morosinis wurde es 1686 wieder von dem Grafen Königsmark für die Republik genommen und jetzt machten es die Venezianer zur stärksten Festung des Landes. Trotzdem erlag es unerwartet schnell, im Jahre 1715, den stürmenden Türken, in deren Besitz es bis 1822 blieb. Doch wurde jetzt Tripolitza der Sitz des Paschas von Morea. Am 30. November alten Styls (12. December), dem Tage des Schutzheiligen von Morea, St. Andreas, nahmen die Griechen die von Lebensmitteln entblößte Festung, welche Dramali Pascha umsonst zu entsetzen, europäische Spekulanten umsonst zu verproviantiren unternommen hatten. Sie behaupteten es fortwährend, auch als Ibrahim Pascha den größten Theil der Halbinsel wieder unterworfen hatte. Bis zur Uebersiedlung nach Athen, 1834, blieb es der Sitz der Regierung des neuen Staates. In der ganzen Geschichte von Nauplia, von der ältesten mythischen Zeit bis in die neueste, tritt seine Bedeutung als eigentlicher Seeplatz hervor; wie es von der See her gegründet worden, so hält es sich im Mittelalter und in der neueren Zeit, wenn es sich auf eine Seemacht stützen kann, selbst gegen die Herrn des Landes und fällt, wo ihm diese Verbindung fehlt. Darum konnte es isolirt sich auch gegen das dorische Argos nicht behaupten.

Die eigentliche Stadt Nauplia also lag und liegt auf der oben genannten Halbinsel, die durch einen Festungsgraben vom Lande getrennt, nur durch ein Thor zugänglich und von beträchtlichen Werken

vertheidigt ist. Auf dem höhern Theile, der sich aber nur mäßig erhebt, liegt an der Stelle der alten Akropolis das Fort Itsch-Kale. Der übrige ziemlich flache und sehr beschränkte Raum ist von Häusern eingenommen. Eine kleine befestigte Klippe, gerade vor dem Hafen gelegen, beherrscht die Einfahrt. Reste von polygonen Mauern, auf denen zum Theil die neuern Befestigungen ruhen, sind fast das Einzige, was sich aus dem Alterthume erhalten hat. Merkwürdiger Weise ist aber einem andern Punkte ein Name geblieben, der auf die fernste Vorzeit von Nauplia hinweist. Gerade da, wo die Landenge der untern Stadt sich ans Festland anschließt, erhebt sich als äußerster Vorsprung eines von Südosten herziehenden Bergrückens jäh der Palamidi, in dem das Andenken an den alten Heros fortlebt. Schroffe Felsen machen ihn von drei Seiten schwer zugänglich, nur nach Südosten hängt er mit jenem Bergrücken durch eine allmälige Senkung zusammen. Er tritt so nahe an das Meer vor, daß nur ein schmaler Raum übrig bleibt, über den der Weg aus der Ebene zu dem Thore der untern Stadt führt. Eine Felsentreppe von etwa tausend Stufen führt zu ihm hinauf. Im Alterthum war hier oben, so viel wir wissen, keine Burg, sie ist wahrscheinlich in byzantinischer Zeit zuerst gebaut worden, da bei der Capitulation mit den fränkischen Eroberern sie schon erwähnt zu sein scheint, wenn auch nicht mit ihrem Namen. Die heute noch bestehenden, gewaltigen Werke sind von den Venezianern nach der Eroberung durch Königsmark angelegt worden. Noch sieht man den Löwen von San Marco und noch prangen auf den zahlreichen Geschützen die Namen und Wappen vornehmer venezianischer Geschlechter jener Zeit; die verschiedenen wohlunterhaltenen Werke tragen jetzt die Namen althellenischer Helden. Da ist eine Batterie Miltiades, Epaminondas und so fort. Wahrhaft entzückend ist die Aussicht von der Höhe, von wo man zu Füßen die Stadt, die ganze Ebene und den Golf ausgebreitet sieht, und gerade gegenüber die Gränzgebirge Arkadiens und die steile Küste von Kynuria und Lakonien. An dem nördlichen Fuße zieht sich die Vorstadt Pronia hin. In ihrer Nähe hat König Ludwig durch den Bildhauer Siegel den

in Griechenland umgekommenen Bayern einen in den lebendigen Felsen gehauenen Löwen als Denkmal setzen lassen. Ob der Gedanke treffend war, will ich nicht untersuchen, das Klima, Ruhr und Fieber haben die meisten hingerafft, nicht die feindlichen Kugeln, und um von den Löwen in den Thermopylen und bei Chäronea zu schweigen, ist wohl auch der in Luzern besser verdient, an den mich übrigens der bei Nauplia sonst erinnerte; doch steht er wenigstens nach dem Eindruck, den er auf mich machte, ihm nach und es fehlt ihm auch der prächtige, lebendige Kranz des umgebenden Gebüsches.

So wird man dicht bei den uralten Ruinen von Tiryns durch Nauplia in die Schicksale Griechenlands in den neueren und neusten Zeiten geführt. Ganz der Vergangenheit und nur der Vergangenheit gehört dagegen das etwa zwei Stunden von Tiryns gelegene Mykenä an, dessen Reste mit jenen die größte Verwandtschaft haben, aber deutlich schon eine weitere Entwicklung anzeigen. Während Tiryns aber wenigstens in seinen jetzigen Ruinen durchaus nur den Charakter eines Waffenplatzes trägt, tritt Mykenä uns noch heutzutage als der einstige Herrschersitz mit stolzen Monumenten entgegen. Höchst eigenthümlich ist seine Lage „im Winkel von Argos,“ wie Homer bezeichnend sagt, das heißt der Ebene von Argos. Von dem Treton, dem Gebirge, das die Ebene vom Thal von Kleonä trennt, läuft östlich von der Straße ein Arm nach Süden, der sich rauh und steil zu etwa 2500 Fuß Höhe erhebt. Aus einer schluchtartigen Einbiegung dieses Berges zieht sich fast nach Westen ein schmaler Rücken hervor und fällt dann südwestlich nach der Ebene hin ab. Zwei Schluchten, in denen zur Regenzeit Bäche herabfließen, schließen den Rücken auf beiden Seiten ein und treten oben so nahe zusammen, daß er nur mit einer schmalen Wurzel, gleichsam einer Landenge, mit dem Hauptgebirge zusammenhängt. Die südöstliche Schlucht ist eng und schroff; breiter und sanfter abfallend die nordwestliche. Im innersten Winkel steigt der Rücken zu einer mäßigen, aber steilen Höhe empor, an die sich dann eine niedrigere Stufe anschließt. Diese fällt nach Südwesten noch ziemlich scharf auf den breitern, gegen die Ebene sich ab=

bachenden Fuß ab, an dessen Ende, eine starke Viertelstunde von der obern Höhe, jetzt das Dorf Charvati liegt. Auf dem östlichen höchsten Theile stand die Königsburg der Pelopiden, auf der niedrigern Stufe muß die eigentliche Stadt sich hingezogen haben, auf die allein das homerische Beiwort der „breitstraßigen“ sich beziehen kann. Die Lage war trefflich gewählt für eine Zeit, wo Sicherheit die erste Bedingung eines Fürstensitzes war, wenig geeignet aber für eine bequemere, weitere städtische Entwicklung. Perseus, der Sohn des Zeus und der Danae, der Enkel des Königs Akrisios von Argos, wird als der Gründer genannt und auch er soll sich der Kyklopen als Werkmeister bedient haben. Auch Mykenä also sollte von Argos ausgegangen sein. Betrachtet man aber die Lage und verbindet damit die Sagen und Traditionen über seine Geschichte, so drängt sich der Gedanke eines Gegensatzes auf. Schon der angebliche Gründer Perseus wird in feindliches Verhältniß zu seinem Großvater Akrisios gesetzt; später herrschen hier die nicht aus der Ebene, sondern angeblich aus dem westlichen Peloponnes gekommenen Pelopiden; Agamemnons unmittelbare Herrschaft, seine Hausmacht, umfaßt die nördlichen Flußthäler und die Küsten des korinthischen Meerbusens, Mykenä ist der südlichste Punkt davon, fast drohend gegen die Ebene an den Punkt gesetzt, wo es die Verbindung mit dem Norden in Händen hatte. Sollte es nicht von einem aus dem Norden gegen die Ebene vordringenden Herrschergeschlecht feindlich gegen Argos erbaut worden sein? Sei dem aber, wie es wolle, seine Größe hat Mykenä unter den Pelopiden gehabt, und mit dem Ende der heroischen Zeit sank es zur Bedeutungslosigkeit. Im Jahre 468 v. Chr. wurde es von den Argeiern nach hartnäckigem Widerstand durch Hunger zur Uebergabe gezwungen und gänzlich zerstört, seine Bürgerschaft zerstreut, daher schon Thukydides es als bloße Ruine erwähnt, Strabo sogar sagt, es sei vom Erdboden so vertilgt, daß man keine Spur davon sehe, während der genauere Pausanias die Ueberbleibsel ungefähr in demselben Zustande beschrieben hat, in dem wir sie noch jetzt bewundern.

Fast um den ganzen Burghügel, der nicht so flach wie der tiryn=

thische ist, sondern sich in mehreren Absätzen bis zu einem Gipfel von geringem Umfange erhebt, stehen noch die mächtigen Mauern, an einigen Stellen construirt, wie die von Tiryns, aus ungeheuern rohen Blöcken und kleinen Steinen zum Ausfüllen der Lücken; man hat Blöcke von achtzehn Fuß Länge und zwölf Fuß Höhe gemessen. Meist aber sind sie in kunstreicherer Weise so gebaut, daß die Blöcke zu unregelmäßigen Polygonen behauen und aufs Genauste mit ihren Seiten aneinander gefügt sind, also keiner Füllsteine bedurften und die größte erdenkliche Festigkeit geben. Theilweise sind auch schon fast regelmäßige Quader in horizontalen Schichten übereinander gelegt, aber auch da setzt die Größe der einzelnen Steine in Erstaunen. Auffallend ist dabei, daß meist ein Stein über den andern gelegt ist, so daß die Verticalfugen mehrerer Schichten auf einander stoßen, während der ausgebildete Quaderbau die Fugen der obern Schichte je auf die Mitte des untern Steines treffen, oder mit andern Worten, je einen obern Stein auf zwei unteren ruhen läßt. Die Mauer bildet, dem Bergrande folgend, viele Ecken, aber Thürme hat sie so wenig, als die von Tiryns, thurmartige Vorsprünge nur an dem Hauptthor. Auch in Mykenä hat man sich nicht mit einer einfachen Ringmauer begnügt, sondern je nach den Terrainverhältnissen sind noch innere Mauern angebracht, dies besonders nach Südwesten, wo sich der niedrigere Rücken an den höheren Burghügel anschließt. Hier läuft eine gewaltige innere Mauer mit der äußern ungefähr parallel und bildet mit ihr einen Burghof, in den man durch das Hauptthor zunächst eintritt. Endlich scheint das oberste Plateau noch von einer besondern Mauer umgeben gewesen zu sein. In diesem obersten Einschlusse bemerkt man noch die Fundamente zweier viereckiger Gebäude und hier oben muß die eigentliche Fürstenwohnung gestanden haben. Bedeckte Gänge, wie in Tiryns und wie sie auch in Argos sich finden, sind in Mykenä keine. Der merkwürdigste Theil der ganzen Befestigung ist aber das große Thor an der Nordwestseite, durch das man in den erwähnten Burghof hineinkommt. Ein etwa fünfzig Fuß langer und dreißig Fuß breiter Gang führt zwischen zwei mächtigen

Bastionen zu dem Mauerstück, in dem das Thor angebracht ist, so daß der anrückende Feind den Geschossen von beiden Seiten ausgesetzt war. Die Thoröffnung selbst nimmt etwas über ein Drittheil der Breite dieses Ganges ein und steht nicht ganz in der Mitte, sondern mehr nach rechts. Drei Steine bilden das Thor: die zwei riesigen Pfosten, welche sich oben etwas gegen einander neigen, so daß die Oeffnung oben ein wenig schmäler ist, als unten, und der darüber gelegte Thürsturz, der fünfzehn Fuß Länge und in der Mitte über vier Fuß Höhe hat, nach beiden Seiten aber sich abdacht. An der innern Seite der Thürpfosten und des Decksteines sieht man noch die Löcher zum Befestigen der Flügel und zum Einlassen des Riegels. Ueber dem Thor tritt die es weit überragende Mauer in der Weise der Spitzbogen von Tiryns durch successives Vorspringen der Steine so zusammen, daß dadurch eine dreieckige Oeffnung gebildet wird. In diese ist auf den Thürsturz eine zwei Fuß dicke, an der untern Basis eilf und einen halben Fuß breite und fast zehn Fuß hohe Platte eingefügt, an der das berühmte Löwenrelief ausgehauen ist. Zwei Löwinnen stehen wie Schildhalter einander gegenüber aufgerichtet an einer eigenthümlich gebildeten Säule, auf deren Basis ihre Vordertatzen ruhen. Beiden fehlen jetzt die, ohne Zweifel einst frei ausgemeißelten, nach außen gerichteten Köpfe, im Uebrigen sind sie wohlerhalten und machen noch jetzt den Eindruck trotziger Wappenthiere. Die Säule, an der sie stehen, hat das Besondere, daß sie sich nach unten verjüngt, überdies sind die Basis, auf der sie steht, und das Capitäl ganz eigenthümlich gestaltet, was zu sehr abweichenden und zum Theil sonderbaren Erklärungen Veranlassung gegeben hat. Es ist wohl kein Zweifel, daß sie als das Symbol eines Gottes zu betrachten ist, da in ältester Zeit Säulen als Götterbilder aufgestellt wurden, und mit größter Wahrscheinlichkeit erkennt man in ihr den Apollon Agyieus. Dieses Relief ist das älteste Bildwerk Griechenlands und wohl ganz Europas.

An der Nordseite der Burg ist ein kleineres, aber sonst nach demselben Princip erbautes Thor noch ganz erhalten. Auffallend ist, daß bei diesem der Herankommende die linke, beschildete Seite gegen die

Mauer gewandt hatte, die rechte, unbedeckte aber ganz frei behielt, gegen die sonstige Regel. Aber gleich nach dem Eintritt macht die noch ganz erhaltene Straße eine vollständige Wendung links und man hat eine überragende innere Mauer zur Rechten, neben der man zur Höhe hinaufsteigt.

Von der Unterstadt sind nur wenige Reste der Mauer erhalten, die nicht ganz genau den Umfang zu bestimmen gestatten.*) Eine alte Wasserleitung, die aus der nördlichen Schlucht kommt und zuerst dem Nordabhang der Burg folgt, läuft durch dieselbe. Unterhalb sieht man Reste einer Brücke über den südlichen Bach. Aber das merkwürdigste Monument ist das Gebäude, das unter dem Namen des Schatzhauses des Atreus, oder des Grabes des Agamemnon bekannt ist. Es liegt ungefähr in der Mitte der Längenausdehnung des Rückens, der die Stadt trug, aber nicht auf dem höchsten Kamme, sondern schon an der östlichen Abdachung, und ist so in die Erde hineingebaut, daß wenn der Eingang verschüttet wäre, man nur einen unbedeutenden Erdaufwurf gewahren würde. Es ist ein kreisrunder Bau von nahe an fünfzig Fuß innerem Durchmesser an dem jetzt durch Schutt etwas über seine ursprüngliche Fläche erhöhten Boden und von nicht viel geringerer Höhe, dessen Wände in einer parabelförmigen, krummen Linie aufsteigen und zu oberst in einen Punkt zusammenlaufen und also eine Art von Gewölbe bilden. Aber die Construction ist nicht die eines Gewölbes, sondern die Steine liegen von unten bis oben horizontal übereinander in immer engeren Ringen vor=

---

*) Oberst W. Mure bestreitet in dem vortrefflichen Aufsatz „über die königlichen Grabmäler des heroischen Zeitalters," im Rhein. Museum 1839, S. 240 ff., die Meinung, daß eine ummauerte Unterstadt existirt habe, obwohl er selbst die über den Grat des Hügels laufende Mauerstrecke anführt, aber meint, sie habe nie weiter gereicht, als jetzt ihre Spuren sichtbar sind. Mag das aber richtig sein oder nicht, so wird doch das homerische *εὐρυάγυια Μυκήνη* (Ilias IV, 52) nicht auf die enge, steile Burg, sondern nur auf die Unterstadt, sei sie ganz oder nur theilweise ummauert gewesen, bezogen werden können, und so konnte Pausanias gewiß mit Recht das Schatzhaus und das Grab Agamemnons innerhalb der Mauer gelegen nennen.

tretend, bis zu oberst ein einziger Deckstein, dessen innere Fläche aus=gehöhlt ist, das Ganze zwar nicht wie der Schlußstein des Gewölbes zusammenhält, wohl aber abschließt. Der untere Theil wenigstens ist entschieden in den Felsen eingegraben und das Ganze mit Erde über=deckt, ohne daß sich mehr entscheiden läßt, ob und wie weit die Höhe über den natürlichen Boden hinausreicht. Der Eingang ist an dem östlichen Abhange des Hügels angebracht und besteht aus einem an beiden Seiten aufgemauerten, zwanzig Fuß breiten, oben offenen Ein=schnitte in den Hügel und dem eigentlichen Thore. Der eingeschnit=tene Weg ist nur in der Nähe des Thores aufgeräumt, das Thor hat jetzt unten etwa zehn Fuß Breite und verengt sich stark nach oben, die Höhe beträgt jetzt ungefähr zwanzig Fuß, eigentlich aber mehr, da der Boden durch Schutt erhöht ist, die Tiefe des gedeckten Thorweges etwa zwanzig Fuß. Während die beiden Seiten desselben aus regel=mäßigen Quadern aufgeführt sind,*) ist die ganze Decke nur durch zwei Steinplatten gebildet, die auf beiden Seiten weit über die Sei=tenwände hinüberragen. Die größere, innere hat eine Länge von sieben und zwanzig und eine Breite von etwa fünfzehn Fuß, bei einer Dicke von mehr als drei und einem halben,**) einer der größten Steine, der je zu Bauten verwendet worden ist. Die vordere ist viel schmäler, ihre Länge aber nicht erkennbar, weil die Enden von der Erde bedeckt sind. Ueber diesem Thürsturz ist, um die Platten nicht zu belasten, auch hier ein Dreieck ausgespart nach dem gleichen Con=structionsprincip, wie am Löwenthor, nur daß es hier, jetzt wenigstens,

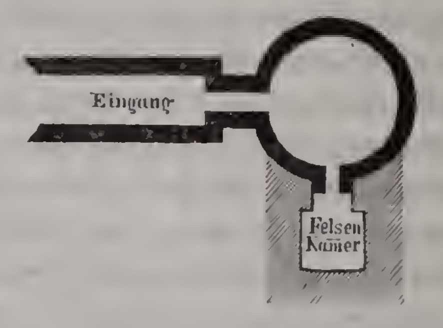
---

*) An den Seiten des Thores bemerkt man zweimal sich entsprechende Reihen von Löchern in senkrechter Richtung. Ich habe sie als Löcher zum Befestigen der Thürflügel gefaßt, so daß der tiefe Thorweg zwei Thüren gehabt hätte. Leider habe ich mir die Zahl und Größe der Löcher nicht aufgeschrieben, so daß ich jetzt nicht mehr sagen kann, ob es vielleicht, wie im Innern, Nagellöcher zur Befesti=gung einer Verkleidung waren, glaube es aber nicht.

**) Die Maße sind von verschiedenen Berichterstattern etwas abweichend angegeben. Ich selbst habe für die Breite des innern Meter 4,50 aufgeschrieben, für die des äußeren Meter 1,80. Es sind aber nur annähernde Maße, da ich keine Leiter hatte, sondern nach dem Auge die Linien der Decke unten messen mußte.

offen ist. Ob ursprünglich auch eine Platte eingesetzt gewesen, muß dahingestellt bleiben, noch viel mehr natürlich, ob sie auch einen Bilderschmuck getragen habe. Aus dem Rundbau führt rechter Hand eine weit kleinere, aber sonst ganz gleich construirte Thür mit einem offenen Dreieck über der Oberschwelle, in eine ungefähr viereckige Kammer, deren der Thür gegenüberliegende Seite unregelmäßig abgerundet. Sie ist ganz in den lebendigen Felsen gehauen, ohne irgend welche Mauerbekleidung und hat bei einer Länge von sieben und zwanzig und einer Breite von zwanzig Fuß, neunzehn Fuß in der Höhe.

Zur Verdeutlichung habe ich in Holzschnitt hier den Grundriß des Baues mit seinem Zugange



und in etwas größerem Maßstabe den Durchschnitt des Rundgewölbes mit der Felsenkammer von Norden nach Süden beigesetzt.



Das Innere des Rundgewölbes zeigt jetzt die nackten, glatten Wände der von unten bis oben ganz gleichmäßig mit größter Genauigkeit ohne Mörtel rechtwinklig gefügten Steinlagen; ursprünglich ist es ohne Zweifel mit Erzplatten bekleidet gewesen. Man hat eherne

Nägel, mit denen sie befestigt waren, gefunden und selbst Stücke von den Platten sollen noch in Sammlungen vorhanden sein; jetzt sieht man nur noch von der vierten Steinlage von unten an Nägellöcher, die sich in regelmäßiger Folge bis oben hin ziehen. Erzbekleidungen sind uns als Schmuck der heroischen Gebäude schon aus Homer und andern Dichtern bekannt. Auch die Außenseite des Thores, die jetzt einfach und schmucklos ist, hat ehedem eine architektonische Verzierung gehabt. Es sind verschiedene Stücke davon vor dem Thore gefunden worden, die Basis und Schaftstücke einer Halbsäule aus grünem, kleine Platten aus grünem, weißem und rothem Marmor. Sie alle haben Ornamente meist in Zickzack- und Spirallinien, wie sie der spätern griechischen Kunst durchaus fremd sind, und in denen man Aehnlichkeit mit Verzierungen orientalischer Bauwerke hat finden wollen; viel entschiedener scheint mir aber ein verwandter Charakter der Ornamente in den zahlreichen bronzenen Geräthen, Waffen und Schmuckgegenständen hervorzutreten, welche im ganzen mittleren und nördlichen Europa so häufig vorkommen und bald den keltischen, bald germanisch-skandinavischen Urbewohnern zugeschrieben werden. Zickzack- und Spirallinien sind da neben der Kreisform die Hauptarten aller Verzierungen und es fällt mir auf, in den vielen Beschreibungen von Mykenä nirgend darauf hingewiesen zu sehen.

Dieses Kuppelgebäude ist das größte und bekannteste in Mykenä, aber nicht das einzige. Ein zweites, das zwischen diesem und dem Löwenthore liegt, ist oben eingestürzt und man sieht von oben in den untern, mit Steinmassen angefüllten Raum. Außerdem scheinen noch zwei andere an dem nordwestlichen Abhange außerhalb der Stadtmauern zu liegen, und eines glaubte ich auf demselben Rücken mit dem großen, etwas weiter nach Süden, zu bemerken, an dessen Seite neuere Angrabungen sichtbar waren, die aber nicht an den Bau selbst reichten. Sichere Ergebnisse könnten erst durch genauere Nachgrabungen erzielt werden, welche vor einiger Zeit Professor Roß in Anregung gebracht hatte, ohne daß es ihm gelungen ist, die nöthigen Mittel zusammenzubringen.

Außer Mykenä findet man in Griechenland noch an zwei Orten Ueberreste gleicher Monumente, bei Vaphio, etwa anderthalb Stunden südlich von Sparta, wo ein fast ganz zerstörter Bau doch noch in seinen Ruinen deutlich die gleiche Construction erkennen läßt, und beim alten Orchomenos in Böotien, beim heutigen Skripu, wo noch der Eingang und der untere Theil, aus bläulichem Marmor erbaut, erhalten sind. Dieses letztere ist, nach den Ueberresten zu urtheilen, größer, als das beschriebene mykenäische, das in Vaphio kleiner. Das mykenäische ist aber das einzige, an dem man die Construction vollständig übersehen kann, namentlich weiß man nicht, ob die andern die Nebenkammer haben.

Was war aber die Bestimmung dieser Gebäude? Pausanias spricht bei der Beschreibung von Mykenä kurz von unterirdischen Gebäuden des Atreus und seiner Söhne, in denen ihre Schätze aufbewahrt worden seien, und erwähnt dann weiterhin ohne nähere Beschreibung Gräber des Atreus, des Agamemnon und seiner Genossen und Angehörigen, und des Aegisthos und der Klytämnestra, diese beiden letztern außerhalb der Stadt. Derselbe Schriftsteller beschreibt ganz klar das Gebäude in Orchomenos als ein Schatzhaus; daß man sie also zu Pausanias Zeit, vielleicht anderthalb Jahrtausende nach ihrer Erbauung, für Schatzhäuser ansah, ist sicher; ob er sich aber die erwähnten Gräber alle davon getrennt dachte, ist nicht klar. Eine unbefangene Betrachtung und Vergleichung mit Grabmälern anderer Länder, verbunden mit Erwägung verschiedener Stellen der Alten, führt aber zu der bestimmtesten Ueberzeugung, daß es Begräbnißstätten waren, welche aber zugleich in gewissem Sinne Schatzhäuser heißen können, sofern den Todten Schätze mit ins Grab gegeben wurden, um so reichere, je reicher und mächtiger der Verstorbene war. So waren mit den Gräbern asiatischer Fürsten Schatzkammern verbunden; so hat man den in vieler Hinsicht verwandten Gräbern Etruriens und der Krim reiche Schätze von Gold und andern Kostbarkeiten enthoben, und wenn man erwägt, wie gern überall und zu allen Zeiten das Volk an verborgene Schätze glaubt, so begreift man leicht, wie gerade

in den durch alten Reichthum berühmten Städten Mykenä und Orchomenos die reich ausgestatteten Fürstengräber zu eigentlichen Schatzhäusern, Thesauren wurden. In dem mykenäischen unterirdischen Gebäude wird die innere Felsenkammer die Ueberreste des oder der Verstorbenen geborgen, das Rundgebäude selbst eine großartige Vorhalle mit den Gaben, die den Todten ins Grab folgten, gebildet haben, vielleicht zugleich zu Todtenopfern bestimmt. Gegen die Annahme von eigentlichen Schatzkammern für Aufbewahrung der Kostbarkeiten lebender Fürsten ist offenbar die Lage entscheidend. Schatzkammern hätte man in den sichersten Theil der Stadt, in die Burg gelegt, in die Nähe der Fürstenwohnung, nicht in die Unterstadt oder gar außerhalb der Mauern. Auch der sogenannte Thesauros von Orchomenos lag in bedeutender Entfernung von der Burg, außerhalb der Stadtmauer, der von Vaphio auf einem Hügel über dem Eurotas ganz frei. Das ist die Lage von Grabmälern, nicht von Schatzhäusern, besonders muß der Anblick des Monumentes von Vaphio jeden etwa noch bestehenden Zweifel beseitigen. Sodann wozu in Mykenä mehrere Schatzhäuser, da doch nach dem Tode eines Königs der Nachfolger natürlich auch in den Besitz seines Schatzes trat! Also Gräber waren diese Rundgebäude; weniger sicher zu entscheiden ist, wessen Grab das große mykenäische war. Sophokles scheint in der Elektra auf ein gemeinsames Grab der Herrscherfamilie hinzudeuten, und es ist wahrscheinlich, daß uns in dem Bau das Gesammtgrabmal des mykenäischen Pelopidengeschlechtes erhalten ist, wofür auch die bedeutende Größe der Felsenkammer wohl paßt. Auf der andern Seite liebten es mächtige Fürsten in früheren wie späteren Zeiten, ihren Namen auch noch nach dem Tode durch eigene Grabmonumente zu verherrlichen, und es läßt sich darum auch nicht viel dagegen einwenden, wenn man das Grab für das besondere eines der mächtigsten Fürsten, des Atreus oder des Agamemnon, ansieht, sei es, daß der Fürst noch lebend sich die prachtvolle Todesstätte erbaute, oder den dahingeschiedenen Vater durch das großartige Denkmal ehrte. Dafür

mag man, von Pausanias abgesehen, das Vorhandensein mehrerer solcher Gebäude anführen.*)

Werfen wir einen Rückblick auf die Alterthümer von Mykenä, so finden wir die Mauern so construirt, wie sie überall in den ältesten griechischen und italischen Städten erscheinen, nur daß wir hier eines der schönsten und großartigsten Beispiele haben, und zwar sowohl von der rohesten sogenannten kyklopischen Bauart, wie in Tiryns, als von der kunstreichern aus wohlgefügten Polygonen, also schon darin ist eine weitere Entwicklung, als in Tiryns, zu erkennen. In den Sculpturen des Löwenthores aber und in den Kuppelgebäuden tritt uns, wie nirgend sonst, eine eigenthümliche, von der spätern eigentlich hellenischen durchaus verschiedene Culturperiode entgegen, die dieser gegenüber etwas Fremdartiges an sich trägt, aber in ihrer Art eine hohe Vollendung erreicht hat. Es ist nicht etwa ein unentwickelter Anfang, aus der die spätere griechische Kunst hervorgeht, die Löwinnen des Thores sind in ihrer Art vollendet, der Bau der Gräber ist meisterhaft und die Verzierungen der Thüre zeigen einen Reichthum, der von der Einfachheit der dorischen Bauordnung, der ältesten eigentlich hellenischen weit absteht; es ist eine specifische Verschiedenheit da. Für Griechenland dürfen wir dieser Culturperiode mit Hinsicht auf den vorherrschenden Stamm der Zeit und die Orte ihrer Monumente wohl den Namen der achäischen geben. Aber die Herleitung des mykenäischen Fürstengeschlechtes aus Lydien, sowie die Vergleichung mit Monumenten anderer Länder weist auf eine weitere Verbreitung, auf Zusammenhang mit Lydien und mit Etrurien, ja die oben erwähnten Zierrathe vielleicht sogar auf eine noch viel fernere Verwandtschaft mit der Kunstfertigkeit nordischer Völker, in deren ältesten Bauwerken,

---

*) Die Darstellung des Sophokles, besonders die Verse 1134, 1135 der Elektra:

ὅπως θανὼν ἔκεισο τῇ τόθ' ἡμέρᾳ
τύμβου πατρῴου κοινὸν εἰληχὼς μέρος.

sind damit nicht einmal im Widerspruch, da mit dem Fürsten seine nächsten Angehörigen in derselben Gruft beigesetzt zu denken sind, also namentlich ein unmündiger Sohn.

namentlich Grabhügeln, auch eine gewisse Aehnlichkeit, die aber in den ersten rohen Anfängen stehen geblieben ist, sich kaum verkennen läßt. Räthselhaft stehen diese Denkmäler einer mächtigen Vorzeit vor uns und verkündigen uns, daß, was wir in den homerischen Gedichten von der Herrlichkeit derselben lesen, nicht Schöpfung der Phantasie ist, sondern nur die durch den Genius des Dichters verklärte Darstellung einer längst vergangenen Wirklichkeit. Nirgend ergreift den Wanderer in Griechenland ein solches unbeschreibbares Gefühl des Staunens und der Ehrfurcht, als wenn er auf der Stätte vor Agamemnons Pallast steht, oder das Thor betrachtet, durch das der Völkerfürst nach der Weise der Heroenzeit aus und einfuhr, oder in die halbdunkle Kuppel des Pelopidengrabes eintritt. Trotz aller Beschreibungen hat der Eindruck bei mir die Erwartungen weit übertroffen.

Die vierte der oben genannten Städte der Ebene von Argos, Midea, ist nicht mit derselben Sicherheit nachzuweisen, wie die andern, war auch nie bedeutend, obwohl in der Mythengeschichte als Geburtsstätte von Herakles Mutter, Alkmene, berühmt. Sie ist auch früh zerstört worden und Pausanias sah nichts mehr davon, als die Grundmauern. Mit großer Wahrscheinlichkeit erkennt man sie in den Ruinen einer alten Burg, oberhalb des Dorfes Dendra, am östlichen Rande der Ebene, welche ich nur von weitem gesehen habe. Etwa eine halbe Stunde südlich davon liegt in der Ebene Merbaka, ein ziemlich großes Dorf, an und in dessen meist aus alten Werksteinen erbauter Kirche eine ziemliche Anzahl von Inschriften, Säulen und Reliefs hellenischer Zeit sich finden, unter andern namentlich eine außerordentlich schöne Votivdarstellung des Asklepios und der Hygiea, welchen sich eine Familie nähert, um zu opfern.*) Die Kirche scheint auf der Stelle eines alten Heiligthums zu stehen und es ist möglich, daß nach Zerstörung der alten festen Burg Midea die Bewohner sich

---

*) Abgebildet bei Welcker, alte Denkmäler II, 271, nach Lebas Monuments d'Antiquité figurée, pl. 62.

hier in einem offenen Flecken unter der Herrschaft von Argos angesiedelt hatten, wie Curtius vermuthet, doch wurde mir von mehreren Leuten des Orts übereinstimmend versichert, daß außer der Kirche durchaus keine Alterthümer da seien.

Ein berühmterer Platz liegt zwischen Merbaka und Mykenä am Südabhange des sich dort steil und kahl erhebenden Gebirges, an dessen westlichen Fuß Mykenä sich lehnt. Oberhalb des heutigen Dorfes Chonika, etwa eine halbe Stunde von Mykenä entfernt, aber durch die Bergecke dem Blicke von dort entzogen, sieht man daselbst auf zwei Terrassen zwischen den tief eingefressenen Betten zweier gewöhnlich trockenen Bäche die erst im Jahre 1831 wieder gefundenen Reste des ersten Heiligthums des Landes, des Heratempels. Auf der obern Terrasse, die von einer imposanten Polygonmauer gestützt ist, stand der uralte Tempel der argeiischen Landesgöttin, der im neunten Jahre des peloponnesischen Krieges, 423 v. Chr., durch Nachlässigkeit der Priesterin Chrysis abbrannte. Hier soll einst Agamemnon die Fürsten zum Feldzuge gegen Troja beeidigt haben, hieher zogen später von dem fünf und vierzig Stadien*) oder etwa zwei kleine Stunden entfernten Argos aus Kleobis und Biton ihre Mutter und empfiengen als Belohnung für ihre Pietät im Tempel schlafend einen sanften Tod. Unmittelbar nach dem Brande des alten Tempels wurde unterhalb dieses ein neuer von dem Baumeister Eupolemos aus Argos erbaut mit allen Mitteln der damals auf ihrem Höhenpunkt stehenden Kunst. In ihm stand außer zwei alterthümlichen Bildern der Hera, wovon das eine aus Birnbaumholz geschnitzt bis zur Zerstörung von Tiryns in jener Stadt gewesen war, die Goldelfenbeinstatue, welche Polykleitos gefertigt hatte. Es war ein sitzendes Kolossalbild, doch nicht von solcher Größe, wie die Statuen der Athene im Parthenon und des Zeus in Olympia von Phidias. Wie Phidias für diese Gottheiten, so hat Polykleitos für die Hera das Ideal geschaffen,

*) So Herod. I, 31. Strabo, S. 368, giebt nur 40 Stadien. Ich denke, die Verschiedenheit beruht einzig auf dem Ausgangspunkt in Argos.

das ohne Zweifel dem schönen Kopfe in Neapel und dem bekanntern Kolossalkopfe in der Villa Ludovisi in Rom zu Grunde liegt.

Das neuere Heräon auf der untern Terrasse ist so zerstört und war so mit Schutt und Erde überdeckt, daß sich seine Grundmauern noch bei meiner Anwesenheit viel weniger erkennen ließen, als die des ältern, vor bald dreitausend Jahren verbrannten. Nur wenige Säulenfragmente und sonstige architektonische Stücke waren gefunden worden, ich selbst habe gar nichts derartiges dort gesehen. Seitdem hat aber im Jahre 1854 der rühmlich bekannte athenische Archäologe und jetzige Minister des Auswärtigen, A. Rangabé, mit Mitteln, die Professor Roß zusammengebracht hat, daselbst Nachgrabungen gemacht, die zu sehr erfreulichen Ergebnissen geführt haben, indem ein bedeutender Theil der Grundmauern bloßgelegt und eine Menge werthvoller Sculptur- und Architekturstücke gefunden wurden.*) Westlich zwischen der Tempelterrasse und dem Bette des Baches, der im Alterthum Eleutherion hieß, sieht man noch allerlei Mauerreste und namentlich einen wohlerhaltenen gewölbten, unterirdischen Gang oder Canal von etwa sechs Fuß Höhe. Das Heräon ist zu allen Zeiten der Haupttempel der Landesgöttin gewesen, früher, wie es heißt, Mykenä und Argos gemeinsam angehörig, später dem letztern allein.

Es bleibt uns noch Argos selbst zu betrachten, das recht im Gegensatze zu dem im Winkel des Gebirges verborgenen Mykenä auf und an einen fast isolirten, hohen und weithin sichtbaren Berg gebaut ist, ungefähr eine Stunde vom Meere entfernt. Vom hohen Artemisiongebirge läuft ein Zweig östlich nach der Ebene, der Lykoneberg, und senkt sich zu niedrigen Höhen herab, um zuletzt sich noch einmal zu einem felsigen Kegel von mehr als neunhundert Fuß Höhe zu erheben. Nur an wenigen Stellen fallen die Felsen unzugänglich schroff ab, wie an der Nordostseite, wo ein kleines Kloster gleichsam darüber

---

*) Vgl. Ausgrabung beim Tempel der Hera, unweit Argos. Ein Brief von Professor A. Rizo Rangabé in Athen an Professor Roß in Halle. Mit einem Plan des Heräon. Halle 1855.

hängt; meist sind die Abhänge zwar steil, aber doch zu ersteigen,*) daher die oberste Fläche im Verhältniß zum ganzen Berg ziemlich klein ist. Sie trug die alte Stadtburg, die Larisa, was wie Argos selbst eigentlich kein Eigenname war, sondern die Burg bedeutete, weshalb es so viele Orte dieses Namens gab, unter denen der berühmteste noch jetzt die Hauptstadt Thessaliens ist. Nach Nordosten hängt der Berg der Larisa durch einen tiefen Bergsattel mit einem viel niedrigern, nach allen Seiten ziemlich sanft abgeplatteten Berge zusammen,**) der ebenfalls in die Befestigungen geschlossen war, und auf der südöstlich unter den beiden Bergen sich ausbreitenden Ebene war in sehr weitem Umfange die alte Unterstadt gebaut. Auf einem Theile des alten Stadtareals liegt das heutige, immer noch ziemlich weitläufige Argos. Von der alten Unterstadt, die wiederholt zerstört und auf der gleichen Stelle wieder aufgebaut worden ist, sind fast keine Ueberbleibsel vorhanden, ja wegen des hohen Schuttes, der den Boden bedeckt, ist sogar die Lage der vielen großen Gebäude, die sie einst schmückten, nicht mehr zu ermitteln. Hingegen sind auf und an den beiden Bergen sehr beträchtliche Werke des Alterthums erhalten. Auf der Höhe des Larisaberges schließt eine äußere, dem Anscheine nach ganz mittelalterliche Mauer mit Thürmen, die aber wohl auch auf alter Grundlage ruht, ein inneres viereckiges Castell von etwa siebenzig Schritt Länge und sechzig Fuß Breite ein, dessen antike Mauern noch ringsum in sehr bedeutender Höhe, am höchsten an der Ostseite stehen,

*) Ich bin unmittelbar vor der Stadt, aus der Nähe der nachher zu nennenden alten Mauer, auf ziemlich beschwerlichem Wege hinauf, und auf der andern Seite den Mauern folgend gegen das Joch hinabgestiegen, das sie mit dem niedrigen Hügel verbindet.

**) Daß dieser Berg die Deiras war, wie Leake zuerst vermuthet und Curtius mit einiger Beschränkung angenommen hat, kann ich nicht glauben. Der Name (Nacken, Rücken) paßt für den rund abgeplatteten und, wie schon Andere bemerkt haben, in der That einem Schild nicht unähnlichen Hügel gar nicht, und ebenso wenig läßt sich aus Pausanias diese Benennung dafür begründen, die gewiß nur die Verbindung zwischen der Larisa und dem niedrigern Hügel bezeichnete. Pausanias scheint von diesem Joch zwischen den beiden Höhen durch nach der Larisa gestiegen zu sein.

und aus prächtigen Polygonen, da und dort auch aus Quadern aufgeführt sind. Runde und viereckige Thürme zeigen im Vergleich mit Tiryns und Mykenä eine spätere Stufe des Festungsbaues, sind aber ohne Zweifel jünger, als die ältesten Mauertheile selbst. Ueber der antiken Mauer erhebt sich noch mittelalterliches Bauwerk. Innerhalb dieses Burgraumes sieht man mehrere cisternenartige Oeffnungen im Felsboden, durch die man in einen unterirdischen Gang hineinsieht, der, wie die Leute behaupten, weit im Berge hinabläuft. Von der Burg aus zieht sich die Mauer einerseits nach Süden auf dem Kamme des Berges nach der Ebene hinab, andrerseits nach Norden in die Vertiefung, welche sie mit dem niedrigern Berg verbindet und weiter um dessen Höhe. In der Einsattlung selbst erkennt man ein altes Thor. Auf dem niedrigern Berge soll ebenfalls ein unterirdischer Gang von etwa siebenzig Fuß Länge, wie die Galerien in Tiryns construirt, existiren, nur daß man ihn bloß von oben sehen kann und keine Seiteneingänge vorhanden sind. Mir ist es aber nicht gelungen, ihn zu finden, obwohl ich bei meinen Nachforschungen von einer ganzen Schaar argeiischer Jugend, die mich stundenlang begleitete, unterstützt war. Dagegen erkannte ich an der Nordostseite des Hügels noch deutlich die Reste eines runden Thurmes und gegen die Stadt zu eine Treppe von dreizehn, durch zwei Zwischenräume unterbrochene Stufen, in deren Nähe an mehreren Stellen bankartige Flächen in den Felsen ausgehauen sind, wie er auch um die Spitze des Hügels künstlich geebnet zu sein scheint. Die Fortsetzung der Stadtmauern in der Ebene ist fast gänzlich verschwunden.

Verschiedene sehr interessante Gegenstände sind noch an dem Abhange der Larisa gegen die Stadt zu erhalten. Der älteste, ziemlich räthselhafte liegt gerade am Fuß des Berges, beinahe in gerader Linie zwischen der Burg und der Mitte der Unterstadt. Eine kyklopische Mauer zieht sich hier dicht am Fuße, ungefähr in der Länge von hundert Fuß, hin, in der noch ein ganz alterthümliches Thor, freilich nur in seinem obern Theile, sichtbar ist, da den untern Schutt bedeckt. An beiden Enden wendet sie sich in rechtem Winkel auf eine

kleine Strecke einwärts gegen den Berg. Darüber ist der Abhang zu einer kleinen Fläche oder Terrasse geebnet und in ganz gerader Linie hinter dem Thore ein rechtwinkliger Raum in den Felsen hineingearbeitet, der sich durch Zusammentreten der Seitenwände nach hinten verengt, vorn aber an beiden Seiten durch Backsteinmauern abgeschlossen ist. In der Mitte der Hinterwand ist genau dem Thore der unteren großen Mauer gegenüber eine halbrunde Nische in dem Felsen, in welche von hinten her ein Felscanal mündet. Curtius hat in diesem Platze das von Pausanias erwähnte Kriterion zu erkennen geglaubt, die Stätte der Volksgerichte, auf welcher nach der Sage bereits über Danaos gerichtet worden war, und die Lage paßt allerdings zu Pausanias Beschreibung nicht übel; doch bleiben einige Bedenken und die eigenthümliche, nach Osten geöffnete Einschneidung des Felsens, sowie das Thor, das den Eingang in den geschlossenen Bezirk vermittelte, haben auf mich eher den Eindruck eines uralten Heiligthums gemacht.*) Denn davon, daß die Mauer zugleich eine Befestigung, ähnlich dem Pelasgikon in Athen, eine Art Vorwerk der Larisa gebildet habe, wie auch vermuthet worden ist, kann ich mich in keiner Weise überzeugen. Von einer Ummauerung des ganzen Bergfußes ist nichts zu sehen und ein kleines Einzelwerk hätte hier keinen Zweck gehabt, da es den Aufgang zur Burg nicht versperrte, sondern man links und rechts ganz bequem daneben vorbei gehen konnte. Offenbar war die Mauer zum Stützen und Einfassen des darüber gelegenen Platzes errichtet.

Sicherer ist die Bestimmung eines am gleichen Abhange, einige hundert Schritte weiter südlich gelegenen Werkes. Dort ist das großartige Theater, dessen Zuschauerraum mit den Sitzen und Treppen

*) Vgl. oben S. 115, Anm. *). Die Worte des Euripides Orest 869: *ὁρῶ δ' ὄχλον στείχοντα καὶ θάσσοντ' ἄκραν, οὗ φασι πρῶτον Δάναον Αἰγύπτῳ δίκας διδόντ' ἀθροῖσαι λαὸν ἐς κοινὰς ἕδρας;*, mit den Scholien verbunden, scheinen einen noch höher gelegenen und größern Ort zu bezeichnen. Für eine Volksversammlung war hier nicht Platz genug, und die Lage ganz am Fuß des Berges ist kaum mit *ἄκραν* zu vereinigen.

nicht etwa nur in den Berg hineingebaut, sondern fast vollständig in den lebendigen Felsen gearbeitet ist; nur an den beiden Enden waren verhältnißmäßig kleine Strecken aufgemauert. In der Mitte erheben sich nahe an siebenzig Sitzreihen übereinander. Gleich südlich davon, aber nicht dazu gehörig, sind noch eine Anzahl von Sitzreihen oder Stufen, etwa zwanzig, in den Felsen gehauen, nicht in vollem Halbkreise, aber auch begenförmig. Schmale Felsentreppen führen dazu hinauf. Zu einem Stadium, wie vermuthet worden ist, konnten sie nach der Beschaffenheit der Oertlichkeit nicht gehören. Man möchte an einen kleinern Schauplatz neben dem Theater denken, wie in Athen neben diesem das Odeon war, in Akrä in Sicilien, in Pompeji und an andern Orten neben dem größern Theater ein kleines; aber dazu erscheinen diese Sitze fast zu roh. Vielleicht daß hier ein älterer Schauplatz war, ehe man das große Theater daneben einrichtete. Hier etwa das Kriterion zu suchen, scheint der Weg, den Pausanias machte, nicht zu gestatten. Nördlich vom Theater, zwischen ihm und dem vorhin beschriebenen Bau, ist eine sehr kleine, geebnete Fläche, über der in die Felsenwand ein flaches Relief gearbeitet ist. Es stellt einen Reiter dar, der von rechts her auf eine von einer Schlange umwundene Amphore zureitet. Das Viereck, das für das Relief am Felsen wie ein Rahmen ausgearbeitet ist, mißt in der Höhe nur etwa dreißig Centimeter, in der Breite sechs und dreißig. Die Figuren sind also sehr klein.*) Unterhalb des Theaters schon in der Ebene stehen ziemlich ansehnliche Ruinen eines Backsteingebäudes. An verschiedenen Kirchen und andern Gebäuden der heutigen Stadt findet man alte Inschriften, Grabmonumente und ähnliche Gegenstände, weit mehr aber deckt noch der Schutt.

---

*) Der Beschreibung nach scheint es dasselbe Relief zu sein, das Curtius S. 354 anführt; es ist aber nicht über dem Theater, sondern, wie oben angegeben, nördlich in gleicher Höhe, nicht einmal so hoch, als die obersten Sitzreihen. Uebrigens halte ich mit Curtius für die Aspis die südliche Höhe des Berges über dem Theater, die allein und ganz zu den Stellen von Plutarch Pyrrh. 32 und Kleom. 17 paßt.

Die Lage von Argos hat durchaus etwas Großartiges; die Höhe der Larisa erhebt sich gebietend über die Ebene und hat alle Vortheile der Festigkeit, während der Abhang und die darunter sich ausbreitende Fläche Raum für jede noch so große städtische Entwicklung darbot. Dadurch stand es in entschiedenem Vortheile gegenüber Mykenä und Nauplia und war von der Natur als Hauptsitz der Ebene bezeichnet. Daß es dieser, wie die Sagen berichten, wirklich schon in ältester Zeit gewesen sei, bezweifle ich darum auch nicht. Auch die Ueberreste sprechen nicht dagegen, vielmehr zeigen die Mauern und die unterirdischen Gänge eine uralte Anlage, und daß nicht mehr Ueberbleibsel der frühesten Zeit zu sehen sind, hat seinen Grund eben darin, daß Argos fort und fort bewohnt, öfter zerstört und wieder neu aufgebaut wurde. Nur vorübergehend konnte es aus seiner natürlichen Bedeutung verdrängt werden, in der heroischen Zeit durch die, wie ich glaube, von Norden her vorgedrungene Pelopidenmacht in Mykenä, in neuerer Zeit in Perioden, wo der Schwerpunkt der herrschenden Macht außerhalb des Peloponneses war, durch Nauplia wegen dessen Lage an der See. Denn eines Hafens ermangelt Argos, den die Küste bis nach Nauplia nicht darbietet. Nur einmal haben die Argeier, als sie im Bündniß mit Athen standen, 417 v. Chr., eine Verbindung mit der See durch zwei lange Mauern herzustellen gesucht;*) diese wurden aber bald wieder zerstört und wie es scheint nie mehr hergestellt. Argos ist nie eine Seemacht gewesen. Nirgend übersieht man die ganze Ebene so, wie von der Höhe der Larisa; Nauplia, Tiryns, Midea, das Heräon und Mykenä zeigen sich dem Blicke und die zahlreichen neuen Dörfer, sodann der südliche Theil mit der sumpfigen Niederung von Lerna bis an den Pontinos, und das Alles von den hohen ar=

*) Thukydides V, 82 und Diodor. XII, 81 sagen nur, daß Mauern ans Meer geführt worden seien, ohne den Ort genauer zu bezeichnen, es scheinen dieselben nach dem nächsten Punkt der Küste gegangen zu sein, wo kein Hafen war, sondern nur eine offene Rhede, die Verbindung also eine ziemlich mangelhafte blieb. Wären sie nach dem bedeutend weiten Hafen von Nauplia geführt worden, so wäre das wohl von Thukydides gesagt.

golischen, arkadischen und kynurischen Gebirgen eingefaßt und dazwischen nach Südosten der prächtige Golf mit der Insel Spezzia am Ende. Ganz stattlich und freundlich nimmt sich auch die am Fuß ausgebreitete neue Stadt aus, deren Häuser zwischen mannigfachen Baumgruppen zerstreut sind. Eines der ansehnlichsten ist das des bekannten und berüchtigten Kalergis, der während meiner Anwesenheit aber nicht in Griechenland lebte. Da es hieß, daß in demselben eine Sammlung von Alterthümern sei, gieng ich hin; die Bewohner wußten mir aber durchaus nichts zu zeigen, als ein paar bekannte Gypsabgüsse antiker Köpfe, die wahrscheinlich aus Paris bezogen sind, und ich habe keine Ursache zu vermuthen, daß sie etwas nicht zeigen wollten, da man mich auf meine Fragen von einem Zimmer ins andere führte. Das Haus war ziemlich luxuriös eingerichtet, was aber nicht hinderte, daß zerbrochene Glasscheiben mit Papier ersetzt waren, wie man das auch in Italien in Pallästen findet. Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, einige Worte über das zu sagen, was ich über Kalergis im Lande selbst vernommen habe, ehe er noch seine neusten Lorbeeren gepflückt hatte. Man sprach damals noch hauptsächlich von ihm als dem ostensiblen Leiter der Revolution von 1843, und erzählte mir, daß er als eleganter Reiter und Tänzer, der an den Hofbällen besonders in der Mazurka geglänzt, eine gewisse Berühmtheit gehabt habe, bis er im September jenes Jahres den durch russische Intriguen angelegten Streich ausführte, der zur Entfernung aller bayerischen Beamten und sonderbarer Weise zu der Verfassung, dem Syntagma, führte, das seitdem officiell als das Heil des Landes gepriesen wird, während ich fast überall darüber klagen und schimpfen hörte. Die Verfassung war auch nicht der Zweck der Bewegung von Seite der wahren Leiter, die hinter den Coulissen agirten, sondern nur Vorwand und eigentlich soll es auf die Entfernung des Königs abgesehen gewesen sein, der ihr nur durch rasches Bewilligen der Constitution zuvorkam. Man erzählt, daß als Kalergis diesen Erfolg dem wahren Anstifter gemeldet, dieser ihn als einen ungeschickten Menschen ausgescholten habe, der die Sache verdorben. Und das stimmt nicht

übel mit dem, was mir ein entschiedener Verabscheuer seiner Handlung und hochgestellter Mann gesagt hat, er sei im Grunde ein gutmüthiger, lebenslustiger, aber eitler Mensch, der durchaus nur als Werkzeug gehandelt habe. Auch in den traurigen Vorgängen der letzten Jahre hat sich Kalergis als grundsatzloses Werkzeug brauchen lassen, wie damals als russisches, so jetzt als französisch-englisches und auch jetzt offenbar wieder als ungeschicktes, plumpes Werkzeug; nur von der Gutmüthigkeit war dabei nicht viel zu bemerken, die aber wohl nur den Sinn hat, daß er nirgend weiter gehende Pläne und Absichten, als die Befriedigung seiner Eitelkeit habe. Traurig ist aber die Lage eines Landes, wo solchen Menschen eine hervorragende Rolle zu spielen möglich ist.

Soviel über die Ebene von Argos und ihre Städte und Alterthümer, wobei ich wieder zusammengefaßt habe, was ich zu verschiedenen Zeiten gesehen habe, indem ich Merbaka, Tiryns und Nauplia erst am Ende der Reise besuchte.

Von Argos bis zum Chan von Krevata. Hysiä und Achladokambos. Arkadien im Allgemeinen. Die Hochebene von Tripolitza. Tzipiana (Nestane). Mantinea. Tegea.

Sonntag, 17. April, Vormittags verließ ich Argos auf der Straße nach Tripolitza, die zuerst am Fuß der Larisa und dem Theater vorbei in den südlichen Theil der Ebene führt. Rechts hat man die Höhen, deren äußerster Vorsprung die Larisa ist und die sich bald wieder höher in dem im Alterthume Chaon genannten Berg erheben. Etwa drei Viertelstunden von der Stadt tritt der felsige Abhang desselben dicht an den Weg vor und da bricht mit gewaltigem Strome der Fluß Erasinos aus dem Felsen hervor, um nach halbstündigem Laufe sich in die See zu ergießen. Es ist, wie mit Wahrscheinlichkeit schon im Alterthume angenommen wurde, der Ausfluß der Gewässer, die in dem von Bergen rings umschlossenen Hochthale von Stymphales sich in eine Katavothre, einen unterirdischen Felsgang, verlaufen und tief unter dem Gebirge zu diesem „Kephalari" strömen. Das Wasser ist tief und klar und treibt unmittelbar beim Ausfluß die sogenannten Mühlen von Argos, dann bewässert es in mehreren Armen die hier cultivirten Reisfelder. Ueber der Quellmündung des Flusses sind zwei tiefe Höhlen, in deren nördlicher eine Capelle angebracht ist. Große Bäume, die an dem frischen Wasser stehen, geben dem Orte etwas ungemein Reizendes und nicht ohne Grund trug der Fluß seinen Namen, welcher „der Liebliche" bedeutet. Hinter dem Erasinos

theilt sich die Straße, gerade aus geht es nach Lerna, wo jetzt am südlichsten Ende der Ebene am Meere „die Mühlen von Nauplia" liegen. Dort hat einst nach dem Mythus Herakles die Hydra bezwungen, indem er ihr die immer wieder nachwachsenden Köpfe ausbraunte und so die nasse Niederung dem Ackerbau gewann. Jetzt scheint längst eine neue Hydra herangewachsen zu sein und die Gegend wieder fast unbewohnbar gemacht zu haben. Zahlreiche Quellen, die ihren unterirdischen Zufluß von den umlaufenden Bergen haben, dringen aus dem flachen Boden und machen die Gegend morastig und ungesund. Sie harrt eines neuen Herakles, der die Wasser gehörig eindämme und ableite und das Land der Cultur zurückgebe. Diesen Weg und die grüne lernäische Niederung links lassend, folgte ich der gewöhnlichen Straße nach Tripolitza, die sich rechts um den Vorsprung des Chaon dem Gebirge zu wendet. Wo man zu steigen anfängt, sieht man rechts vom Wege einige Ruinen im Felde und über ihnen, hinter dem Bett eines Baches auf einer Anhöhe, welche sich rückwärts an einen Winkel des Chaon lehnt, vorwärts die südliche Ebene beherrscht, ein höchst merkwürdiges Denkmal, eine abgestumpfte, kleine Pyramide, deren viereckige Grundfläche an der einen Seite etwa acht und vierzig, an der andern neun und dreißig Fuß mißt, und die eine viereckige Kammer in sich schließt, zu der von der südöstlichen Ecke ein schmaler Gang mit einer äußern und innern Thüre führt. Eine Spitze scheint sie nie gehabt zu haben, sondern in der jetzigen Höhe (inwendig an den senkrechten Wänden jetzt etwa zehn Fuß) flach gedeckt gewesen zu sein.*) Man hat sie die Pyramide von Kenchreä (oder Kerchneä) genannt, weil man diesen Ort in

---

*) Die Beschreibung bei Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 142, habe ich an Ort und Stelle durchaus richtig und genau befunden, namentlich auch was die Polygonform der Steine betrifft. An der Südostseite nähern sich diese allerdings der Quaderform mit horizontalen Linien, weit weniger an den andern und an der Nordostseite sind sie so unregelmäßig, als möglich. Hier habe ich auch nur sehr wenig Mörtel bemerkt. Ueber die Riegellöcher in den Thürpfosten habe ich mir in meinen vor dem Bau selbst niedergeschriebenen Notizen bemerkt, daß sie gerade so seien, wie am sogenannten Thesauros in Mykenä.

den Ruinen unterhalb zu erkennen glaubte, was aber wenigstens nicht sicher ist. Ueber die Bestimmung derselben sind die Ansichten verschieden. Während die Einen ein Grabmal darin zu finden meinten, haben Andere sie für einen Wachtthurm erklärt, und dafür namentlich geltend gemacht, daß man an den Thüren die Riegellöcher zum Verschließen von innen erkenne. Ich will das nicht bestreiten, obwohl mir die Form einer Pyramide, ohne Fenster und Schießscharten, für einen Wachtthurm gerade keine sehr geeignete scheint, und die Riegel möglicher Weise auch von außen bewegt werden konnten. Hingegen kann ich unmöglich das Gebäude für verhältnißmäßig jung ansehen, wofür durchaus nichts angeführt werden kann, als daß die polygonen Steine der Mauern mit Mörtel verbunden sind. Ich will dagegen nicht geltend machen, daß einige Reisende diesen Mörtel für spätere Zuthat erklärt haben, ein Gedanke, der auch mir sich besonders an der Nordostseite aufdrängte, er scheint auch inwendig da zu sein, aber ich halte das für keinen unbedingten Beweis späten Baues. Die Construction der Thüre ist den tirynthischen Galerien mit Recht verglichen worden, und wenn auch diese nicht nothwendig auf eine sehr frühe Zeit hinweist, macht sie dieselbe doch glaublich. Läßt sich daher ein sehr früher Bau auch nicht vollständig beweisen, so halte ich ihn doch für wahrscheinlich. Mit Recht hat man aber darauf aufmerksam gemacht, daß in Argolis mehrfach Pyramiden von den Alten erwähnt werden, oder in neuerer Zeit gefunden worden sind. Pausanias nennt ein pyramidales Grabmal zwischen Argos und Tiryns, nach der Sage aus der Zeit des Akrisios und Prötos; den untersten Theil einer Pyramide sieht man noch bei dem heutigen Ligurio (dem alten Lessa), am Wege nach Epidauros, eine andere ist bei Astros in dem lange Zeit zu Argolis gehörigen Kynurien, endlich nannte man den Ort, wo Danaos gelandet haben sollte, Pyramia. Daß nun gerade in Argolis, und mit Ausnahme eines einzigen Beispieles im südlichen Lakonien, nur in Argolis diese den Griechen sonst fremde Bauform vorkommt, ist gewiß nicht zufällig und wird mit Recht mit der alten

Landessage von ägyptischen Einwanderungen in Verbindung gebracht,*) die dadurch nicht wenig Unterstützung erhält.

Auf gebirgiger, steiler Straße, obgleich zur Noth zum Fahren eingerichtet, kommt man in westlicher Richtung auf die Höhe des Berges Ktenia, der den Chaon und Pontinos verbindet. Oben wendet sich der Weg nach Süden und auf der Höhe, hart an der Straße, trifft man bei reichlich sprudelnden und jetzt über die Straße weglaufenden Quellen auf alte Ruinen; die Stelle heißt jetzt Nera oder Paläa Skaphidakia, und vielleicht ist hier das alte Kenchreä oder Kerchneä zu suchen. Bald nachher senkt sich der Weg und trifft mit der von Lerna nach Tripolitza führenden neuen Kunststraße zusammen. Man tritt in das Thal des alten Hysiä etwa sieben Stunden von Argos ein. Es ist ein hochgelegenes, schmales, von schroffen Bergen umgebenes, grünes Wiesenthal, dessen Gewässer durch eine enge Schlucht abfließen und südlich von Lerna münden. Im Alterthume gehörte es zu Argos und war wichtig, weil die Hauptverbindungsstraße mit Arkadien und Sparta hier durch gieng. In der nordöstlichen Ecke liegen auf einer schroff vorspringenden Höhe die Ruinen der Akropolis des alten Hysiä. Die selten genannte Stadt war von den Argeiern gleichzeitig mit Mykenä, Tiryns und andern kleinen Orten als städtische Gemeinde aufgelöst worden, vermuthlich aber blieb damals die Burg stehen, welche im J. 417 v. Chr. von den Spartanern genommen und zerstört wurde. Von da an scheint nur ein offener Flecken bestanden zu haben, die Burg aber eine Ruine geblieben zu sein, die noch in schönen Ueberresten erkennbar ist. Die von runden Thürmen flankirten Mauern sind darum beachtenswerth, weil auf Grundlagen von Quadern sich Mauern von Polygonen finden, in denen überall der steinhart gewordene Mörtel zwischen den Fugen zu

*) Die wegwerfende Art, in der Schömann in den griechisch. Alterthümern, I, S. 14, einen solchen Gedanken als Verirrung betitelt, die sich nur aus einer Idiosynkrasie erklären lasse, der es Bedürfniß sei, in Griechenland den Orient wiederzufinden, beweist meines Erachtens nur, daß er die Augen vor Thatsachen verschließt; bewiesen wird dadurch nichts.

sehen ist. Von der westlichen Seite der Mauer war, als ich sie sah, ein großer Theil frisch weggebrochen, um die Steine zum Bau naher Häuser zu verwenden, und das Zerstörungswerk schien noch nicht beendigt.*) Die Südseite, wo die Felsen schroff abfallen, ist, wie es scheint, nie ummauert gewesen.

Jetzt liegt etwa eine kleine halbe Stunde westlicher, an dem Südabhange des Kteniaberges, das große Dorf Achladokambos (Ἀχλαδόκαμπος), Birnfeld, das seinen Namen von den wilden Birnbäumen hat, welche ich nirgend in so großer Menge, wie hier, gesehen habe, obwohl sie überall im Peloponnes häufig sind. Unterhalb des Dorfes an der großen Straße liegen mehrere Chans, in deren letztem gegen Tripolitza zu ich mein Quartier aufschlug, indem ich den ganzen obern Stock des Gebäudes in Beschlag nahm, einen einzigen Raum von ziemlicher Ausdehnung, zu dem eine Treppe von außen hinaufführte. Ich war nicht lange dort, als eine nach der Nordgränze commandirte Compagnie regulärer Truppen von Tripolitza her marschirte und vor dem Hause Halt machte, um sich wenigstens zum Theil hier einzuquartieren. Als aber die Officiere den Hauptraum besetzt fanden, führten sie die Truppe weiter, zu nicht geringer Befriedigung des Wirthes, der behauptete, daß die Verwerthung der in solchen Fällen ausgestellten Gutscheine einige Schwierigkeit habe und wenig bei der Sache zu profitiren sei. In andern Ländern reißt man sich bekanntlich auch nicht um Einquartierung. War ich so der militärischen Gesellschaft entgangen, so sollte ich doch nicht im Alleinbesitz meiner Kammer bleiben. Als die Nacht schon eingebrochen und ich noch mit Schreiben beschäftigt war, gieng die Thüre auf, ein stattlicher Mann in der Nationaltracht trat ein, grüßte höflich, sah sich etwas um und gieng wieder hinaus. Bald darauf kam mein Courrier und theilte mir mit, es sei eine Gesellschaft da, welche von Argos herkommend,

*) Es ist das Stück von der nordwestlichen stumpfen Ecke bis zu dem mittleren Thurm dieser Seite auf dem Plane von Lebas (auch bei Curtius). Der mittlere Thurm ist auch verschwunden.

in den andern von den Soldaten besetzten Chans keinen Platz mehr gefunden habe, und mich daher um die Erlaubniß bitte, in meinem Raume zu übernachten. Zugleich trat einer aus der Gesellschaft, ein Arzt, der in Pisa studirt hatte und sich fränkisch trug und fränkischer Sitte befleißigte, ein und trug mir dieselbe Bitte vor. Natürlich schlug ich sie nicht ab, da Platz genug da war, und fügte nur den Wunsch bei, die Herren möchten nicht mehr Lärm, als nöthig, machen, da ich noch etwas zu schreiben hätte und dann schlafen möchte. Das wurde mir zugesagt, indem der Arzt bemerkte, daß sie selbst müde seien und nur ihr Essen einzunehmen und dann zu ruhen wünschten. So trat denn die ganze Gesellschaft, aus sieben Mann bestehend, ein und richtete sich vorerst zum Essen in einer Ecke ein. Decken und Polster wurden ausgebreitet und um einen ganz niedrigen Tisch lagerten sich Alle. Kaltes Fleisch, Eier und dergleichen wurde aus den Vorrathssäcken hervorgeholt und Flaschen harzigen Weines geöffnet. Es gieng nicht lange, so wurde auch ich freundlich eingeladen, Theil zu nehmen, und lagerte mich zwischen den Andern, obwohl ich kurz vorher mein Essen gehalten hatte. Der nach seiner ganzen Haltung vornehmste der Gesellschaft, Konstantin Lazaropulos, Mitglied der Deputirtenkammer aus dem Orte Vytina, in dem gebirgigsten Theile des nördlichen Arkadiens, präsentirte mir nach Landessitte mit den Fingern Fleisch und andere Speisen. Er war ein stattlicher Mann, von feinem, höflichem Benehmen, aber ganz griechisch, wie er auch nur griechisch sprach. Dringend lud er mich ein, ihn in Vytina zu besuchen und in seinem Hause Wohnung zu nehmen, was ich bedauerte nicht annehmen zu können, da mein Weg mich nicht dorthin führte. Allmälig, als der Hunger der Gesellschaft gestillt war, kreiste um so rascher der Becher in der Weise, daß der Trinkende jedesmal auf die Gesundheit eines Andern trank und diesem dann den Becher überreichte. Es ward immer lebhafter; nach und nach wurde ich über meine Heimat und ihre Verhältnisse befragt, hatte mich auch sehr vieler Gesundheiten zu erfreuen, so daß ich wohl schon Allen zugetrunken hatte, als der Becher mir wieder übergeben wurde. Diesmal leerte ich ihn „εἰς ὑγεῖαν τῆς

Ἑλλάδος," „auf das Wohl von Griechenland," was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. In der Gesellschaft befand sich auch ein Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache vom Gymnasium zu Tripolitza, A. D**, ein munterer, aufgeweckter junger Mann, der sich fränkisch trug, aber seine Studien nur in Athen gemacht hatte und nur seine Muttersprache geläufig sprach. Als Gelehrter und mein specieller College fand er sich berufen, meinen Trinkspruch zu erwiedern. Gravitätisch erhob er den Becher mit den Worten: „*εἰς ὑγείαν τῆς Ἑλουετίας καὶ τοῦ ἡγεμόνος τῆς*" — „auf das Wohl der Schweiz und ihres" — das Wort, das er gebrauchte, bezeichnet eigentlich nur den Führer und ich glaubte einen Moment schon, der Ruhm eines unserer Bundesrathspräsidenten sei bis nach Griechenland gedrungen und schickte mich an, auf seine Gesundheit zu trinken. Aber welche Täuschung! Mein vortrefflicher College meinte weder Herrn Furrer, noch Herrn Näff oder gar Drüey, sondern sein Spruch lautete vollständig: „*εἰς ὑγείαν τῆς Ἑλουετίας καὶ τοῦ ἡγεμόνος τῆς Λεοπόλδου,*" „auf das Wohl der Schweiz und ihres Königs Leopold." Lachend protestirte ich gegen diese neue Anordnung und weitere Centralisirung unserer Verhältnisse, und nun wurde der Gelehrte, der Didaskalos, tüchtig von den Ungelehrten der Gesellschaft ausgelacht, der ich erklärte, daß wir einstweilen noch gar keinen Fürsten hätten. Der Sprecher selbst entschuldigte sich sehr unbefangen damit, daß er bereits etwas viel getrunken habe und ihm seine statistischen Kenntnisse abhanden gekommen seien. Der spaßhafte Zwischenfall hatte die allgemeine Heiterkeit nur erhöht, die Unterhaltung wurde immer lauter und ich konnte mich überzeugen, daß bei aller gewöhnlichen Mäßigkeit die heutigen Griechen, einmal im Zuge, in bakchischer Lust etwas zu leisten vermögen. Auch verstehen sie es, durch Zutrinken den Widerstrebenden mitzureißen und gelegentlich einem eins anzuhängen. Nachdem der Arzt einige vergebliche Versuche auf meine Person gemacht hatte, wurde der treffliche Didaskalos das Hauptziel seiner Angriffe, denen er auch ziemlich erlag. Am glücklichsten von der ganzen Gesellschaft war aber der in Achladokambos stationirende Gen=

darmeriebrigadier (Enomotarch), der sich den Reisenden für den Abend angeschlossen hatte und zuerst mich mit zärtlichem Eifer in den Formen des Zutrinkens unterrichtete, bald aber seinem Behagen durch Gesang Ausdruck gab. Als guter Diener seiner constitutionellen Regierung sang er namentlich voll Begeisterung ein Lied, worin die Revolution von 1843 und ihre Helden Kalergis und Metaxas gefeiert wurden und im Refrain jeweilen das Syntagma (die Verfassung) leben mußte. Bald aber bekam sein Eifer eine andere Richtung. Unser „Saal" hatte nur einen dünnen Bretterboden mit breiten Spalten, durch die man sehen und hören konnte, was in dem untern Raume vorgieng. Dort saßen am Feuer des Heerdes die Agogiaten und einige Bauern von Achladokambos. Durch die Ritzen entstand nun ein heftiges Rufen und Schelten von unten nach oben, das der Enomotarch lebhaft erwiederte. Plötzlich riß er mit zornglühendem Blick ein Brett des Bodens los und focht damit durch die so entstandene Oeffnung ins untere Geschoß hinab, von wo mit ähnlichen Waffen parirt wurde. Mit Mühe konnte man ihn wieder beschwichtigen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß vor einiger Zeit in Achlaookambos ein Mann, wie die Leute glaubten, an einer ansteckenden Krankheit gestorben war. Die Dorfbewohner hatten daher die Leiche an einem Strick aus dem Orte geschleift und in einiger Entfernung davon, nicht auf dem Kirchhofe, verscharrt. Pflichtgetreu hatte der Gendarme an seine Obern berichtet und die Achladokambier hatten Weisung erhalten, den Verstorbenen in anständiger Weise zu begraben. Das war geschehen; aber nun warfen die Leute ihren Groll auf jenen. Darum hatten einige der unten sitzenden Bauern ihn ausgeschimpft und darüber war es fast zu einem Handgemenge zwischen der Staatsgewalt im obern Geschosse und den rebellischen Bauern im untern gekommen. Gegen Mitternacht verabschiedete ich mich von der lärmenden Gesellschaft und legte mich in mein einige Schritte entferntes Bett, während jene noch lange fortzechten, bis sich allmälig einer nach dem andern in den verschiedenen Theilen des Saales auf

seine Decken hinstreckte. Der Deputirte von Vytina hatte fortwährend seine ruhige Würde behauptet.

Ich knüpfe an den Toast von Achladokambos die Bemerkung, daß ein Schweizer in Griechenland hinlänglichen Anlaß hat, seine etwaige Nationaleitelkeit bei Seite zu legen. Das Volk weiß dort im Allgemeinen gar nichts von der Schweiz und selbst bei den Gebildeten findet man oft sonderbare Begriffe davon. Man wird gefragt, ob man ein Engländer, Franzose, Russe, Oesterreicher, allenfalls noch ein Bayer sei, und sagt man dann, man sei keines von dem Allem, sondern ein Schweizer, so sehen einen die Leute verwundert an und fragen, was das sei. Besonders zeichnen sich in der Regel die Mönche, wie durch Unwissenheit überhaupt, so durch ihren gänzlichen Mangel an geographischen Kenntnissen aus. In dem Kloster des H. Lukas im alten Phokis fragte mich ein Mönch ganz unbefangen, ob die Schweiz unter der Herrschaft des Sultans stehe. Im Kloster Burkano bei Messene fand ich nur einen Menschen, der sie kannte und mir gleich antwortete, ja die Schweiz sei ja das Vaterland des Philhellenen Eynard; dieser eine war aber ein daselbst versorgter Halbnarr, der mir nachher nachlief und mir ein Schreiben an den Papst übergeben wollte, damit man ihn aus dem Kloster lasse. Auch die geographischen Kenntnisse, die in den Volksschulen gelehrt werden, sind noch dürftiger Art. Zufälliger Weise kam mir einmal ein vom Ministerium für diesen Unterricht empfohlener Leitfaden in die Hände, der ohne Zweifel nach einem ähnlichen französischen Werkchen bearbeitet war und unter manchem Richtigen auch wunderliche Dinge über unser Vaterland enthielt. Natürlich spielte das Eismeer eine Hauptrolle, unter Anderm war aber auch darin zu lesen, bei Murten stehe als Andenken an den Sieg eine Pyramide von Schädeln der Erschlagenen, offenbar eine Verschmelzung des alten Beinhauses mit dem neuen Obelisken, aber in ächt orientalischer Auffassung, wie denn noch 1826 Karaiskakis nach seinem Sieg über die Türken bei Arachova am Parnaß eine Pyramide aus Türkenköpfen aufgerichtet hat. Solothurn erscheint in jenem Werkchen als eine besonders wichtige Stadt,

nach der unter Anderm die Lage von Zürich angegeben ist. Darüber darf man sich nicht wundern, daß, obgleich der Leitfaden einige Jahre nach Einführung unserer neuen Bundesverfassung gedruckt ist, doch noch mit ziemlicher Ausführlichkeit die Einrichtung der Tagsatzung und der Vororte als bestehend dargestellt ist. Uebrigens würde man irren, wenn man aus solchen Erscheinungen auf Mangel an Bildungstrieb oder Bildungsfähigkeit schließen wollte. An beidem fehlt es durchaus nicht, wohl aber noch an den gehörigen Mitteln, sie zu befriedigen, und die Schwierigkeit ist groß, in einem seit Jahrhunderten verkommenen und vom westlichen Europa fast isolirten Volke, welches das Fremde meist mit Argwohn ansieht, eine gewissermaßen ganz neue Bildung zu verbreiten. Die Schwierigkeit ist um so größer, als gerade der Stand, der in andern Ländern der Träger und Verbreiter der Volksbildung ist, der geistliche, sich durch Unwissenheit auszeichnet, wovon ich später noch zu reden Gelegenheit haben werde. Jene geographische Unwissenheit in Betreff unseres Vaterlandes dürfen wir übrigens nicht zu hoch anschlagen, denn in die Weltereignisse greifen wir doch nur sehr mittelbar ein, Berührungspunkte sind fast keine da, und während man sonst im Oriente Consuln von aller Herren Länder findet, hat meines Wissens die Schweiz dort nirgend einen. Wenn die Griechen also mit unserer Schweiz keine sehr große Vertrautheit beweisen, so darf man sie natürlich bei den Türken, trotz ihrer gerühmten Fortschritte in der Civilisation, noch weniger erwarten. Es ist mir darüber in Konstantinopel eine ganz hübsche Anekdote erzählt worden. Der jetzige Sultan habe einmal, ich glaube zur Zeit des Sonderbundskrieges, von der Schweiz reden gehört und sich erkundigt, was denn das für ein Land sei und wer sein Repräsentant bei der hohen Pforte. Als der russische Gesandte, an den er sich gewandt, geantwortet, die Schweiz habe gar keinen Vertreter in Konstantinopel, so habe Abdul Medschid in richtiger Würdigung all der Drangsale, welche ihm die europäische Diplomatie bereitet, erwiedert, da müsse sie ein vortreffliches Land sein und er empfehle sie bringend der freundlichen Fürsorge des Kaisers von Rußland! Vielleicht hat jetzt die

Schweizerlegion in englischem Solde zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse in Konstantinopel beigetragen.

Früh am folgenden Morgen zog meine Gesellschaft aus dem Chane ab, etwas später brach auch ich auf. Zwei Wege führen aus dem Thale über das Gebirge nach Arkadien; der eine, eine Fahrstraße, mehr rechts, in weitem Bogen um die höchste Spitze herum, an den Ruinen der byzantinischen Stadt Muchli vorbei, der andere, ein sehr beschwerlicher Saumweg, gerade über das Partheniongebirge, das im Süden das Thal von Hysiä einschließt. Den letzteren schlug ich ein. Es ist einer der wildesten, ödesten Pfade in ganz Griechenland, das Gebirg kahl und zerrissen; hier soll der Heerdengott Pan dem athenischen Schnellläufer Pheidippides begegnet sein, als er vor der Schlacht von Marathon nach Sparta gieng, um zur Hülfe zu mahnen. Man begreift hier, wenn irgendwo, wie der aufgeregte Bote in der Einsamkeit, die dem Gotte geheiligt war, dessen Ruf zu hören glaubte, wie ja auch in unseren Gebirgen die Bewohner behaupten, bisweilen solche wunderbare Stimmen zu vernehmen. Die Griechen schrieben sie dem Pan zu und nannten daher auch plötzliche, ohne erkennbare Ursachen entstehende Schrecken panische. Jenseits des Parthenion vereinigen sich die beiden Wege wieder bei dem Dorfe Hagiorgitika; man ist in einem östlichen Seitenarme der größten arkadischen Hochebene, der Ebene von Tripolitza.

Ueber wenige Länder sind wohl im Allgemeinen so irrige Begriffe verbreitet, als über Arkadien. Durch moderne Idyllenschreiber verleitet, pflegt man sich darunter ein liebliches Land zu denken, von sanften Zephyrn durchsäuselt, wo die Bewohner nicht viel anderes trieben, als unter Liebesgeflüster im Schatten der Bäume den Heerden zuzusehen, oder zum Ton der Schalmeyen Reigen aufzuführen. Ein Hirtenland war allerdings zum Theil Arkadien zu allen Zeiten und ist es noch jetzt, aber ein rauhes, wildes, zum großen Theil aber ist es auch Ackerland, das bei fleißiger Cultur reichen Ertrag giebt. Aber mehr als irgendwo muß hier die menschliche Anstrengung der Natur entgegenkommen und oft mit ihr ringen, um sich die Erde

unterthan zu machen. Denn wo sie fehlt, verwüsten die zahlreichen Gewässer, denen oft die Gebirge den Abfluß verwehren, die Fluren, oder machen sie bleibend zu Sumpf und See, und im Ganzen hat das Land mehr ein mitteleuropäisches, als südliches Klima.

Ich habe schon bei dem allgemeinen Ueberblick über den Peloponnes gesagt, daß mit Ausnahme zweier, über die natürliche Gränze hinausreichender kleinen Strecken nur ein Fluß die Gewässer Arkadiens sichtbar abführt, der Alpheios, der nach Westen abfließt, daß trotzdem aber das Land mehr als ein anderes in streng geschiedene Gebiete getheilt ist. Es zerfällt zunächst in die geschlossenen Thäler und Hochebenen des Ostens und in das offene Gebiet des Alpheios und seiner Nebenflüsse im Westen. Die erstern ziehen sich vom Kyllenegebirge im Norden bis zum Parnon im Süden, durch den langen Gebirgszug nach Osten geschlossen, in dem das Artemision und Parthenion besonders hervortreten. Gegen Westen scheidet ein ziemlich gewundener Bergzug, der von Norden nach Süden läuft und unter verschiedenen Namen an einigen Orten bis zu sechstausend Fuß aufsteigt, sie von dem Alpheiosgebiet. Dieser ganze Landestheil hat das Eigenthümliche, daß er vollständig von Bergen umschlossen ist und alle seine Gewässer in der Erde verschwinden, und zwar bildet er eine Anzahl von einander getrennter Becken. Im Norden lehnen an die südlichen Abhänge des hohen Aroania (Chelmos) und Kyllene (Ziria) die zwei Thäler von Pheneos und Stymphalos, südlich davon folgt das zusammenhängende Hochthal von Kaphyä und Orchomenos, und noch weiter nach Süden die große Hochebene von Tripolitza. Sie liegen alle etwa zweitausend Fuß über dem Meere und sind von hohen, felsigen, theilweis den größern Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Bergen umgeben. Die Thalflächen sind, wo sie nicht versumpft sind, zu Getreide- und Weinbau wohl geeignet, an manchen Orten auch recht gut bestellt. Auch Fruchtbäume sieht man da und dort. Aber Wälder, die im Alterthum noch häufig gewesen sind, fehlen jetzt fast ganz, besonders in der Hochebene von Tripolitza und auf den sie einschließenden Bergen, während im Thale von Pheneos

die Bergabhänge noch theilweise mit Wald bedeckt sind. An den meisten Orten sieht man in den Bergen zwischen den Felsen nur spärliche Weide und das stechpalmenartige, niedrige Gestrüpp der Stacheleiche, und die ganze Vegetation sticht auffallend ab gegen die der anstoßenden Landschaften.

Einen ganz andern Charakter hat der zweite größere Theil Arkadiens, den ich als das offene Flußgebiet des Alpheios bezeichnet habe. Hier herrscht das Gebirge mit schmalen, langen Flußthälern vor. Der Alpheios selbst tritt, durch unterirdische Zuflüsse aus der Ebene von Tripolitza genährt, im Süden des Landes hervor und fließt in starkem Bogen im Ganzen nach Nordwesten, nachdem er sich noch einmal auf eine kurze Strecke unter dem Boden verloren hat. An seinem obern Laufe bildet die Ebene von Megalopolis, wo ihm der Helisson zufließt, so ziemlich die einzige größere Thalfläche dieses westlichen Theils von Arkadien. Wo der Fluß sie verläßt, drängt er sich zwischen Felsen unter der fränkischen Feste von Karitena durch und fließt mehrere Stunden in einer engen Schlucht, die sich erst gegen die Westgränze des Landes wieder etwas erweitert. Und so fließen auch seine Nebenflüsse in ganz engen Gebirgseinschnitten hin, die sich nur selten zu etwas breitern Thälern erweitern, so der Helisson und Lusios, die ihm in seinem obern Laufe aus dem mittlern Arkadien zuströmen, so ganz besonders die zwei bedeutendsten, der Ladon, jetzt Ruphia, und der Erymanthos, jetzt Tripotamos, welche in ganz geringer Entfernung von einander ihm dicht an der Gränze auch von rechts her die Gewässer des nördlichen Arkadiens zuführen. An vielen Orten treten auf beiden Seiten die Flüsse der Berge so nahe zusammen, daß nicht einmal für einen Weg Platz bleibt, sondern sich dieser mit großen Umwegen über die Felsen winden muß. Die zwischen den Flußeinschnitten liegenden Gebirge bilden ein sehr mannigfaltiges Hochland, wo mit Felsen und nackten Höhen Aecker und Weinberge, Baumpflanzungen, Weiden und Wälder abwechseln. Denn dieser westliche Theil hat mehr Baumwuchs, als die Hochthäler des östlichen. An manchen Orten, besonders gegen Messenien und Elis

zu, kommt man noch durch stundenlange Wälder und vorzüglich gedeihen noch immer verschiedene Eichenarten; auf den hohen Bergen des Nordens findet man auch viele Tannen, die aber den unsrigen an Größe und Schönheit nicht gleichkommen; in den Thälern stehen an den Ufern der Bäche und Flüsse Platanen. Weite Strecken der Höhen und Abhänge sind auch hier, wie im übrigen Griechenland, mit kleinem Gestrüpp bedeckt, das zur Weide für Ziegen und Schafe dient. Zahlreiche Heerden dieser Thiere bevölkern in der besseren Jahreszeit die höhern Gebirge, während sie die kältern Monate in den tiefern Thälern und Ebenen zubringen. Gerade zur Zeit, als ich das Land bereiste, zogen sie dem Hochlande zu und die Hirtenfamilien, die mit Hab und Gut ihr Vieh den Bergen zutrieben, boten einen sehr belebten Anblick, die Männer mit ihren langen, gekrümmten Hirtenstäben, zugleich oft mit langen Flinten, Pistolen und Yatagan, die Weiber mit allerlei Haushaltungsstücken beladen, die größern Kinder nebenher laufend, die kleinern auf Pferden oder Eseln, oder auch auf dem Rücken der Mutter, hoch bepackte Lastthiere, auf denen wohl zu oberst neben den Kindern noch Hühner thronten, und hinter der Heerde ganze Reihen der wolfsartigen Hunde. Die Schafe geben eine grobe Wolle, aber vortreffliche Milch und ein gebratenes Lamm ist ein leckerer Bissen, der nicht allein mundet, wenn der Hunger durch die Anstrengungen der Reise geschärft ist. Die Ziegen haben sehr schön gewundene Hörner; das Rindvieh ist klein und wird in der Regel nur zur Zucht von Zugthieren für den Ackerbau gehalten. Abgesehen von den wandernden Hirten findet man übrigens in Arkadien, wie in den andern Theilen des Landes, häufig die Einrichtung, daß dieselbe Gemeinde zwei Wohnorte hat, ein Winterdorf und ein Sommerdorf, das letztere gewöhnlich als die Kalyvien des Hauptortes bezeichnet, wohin die Bewohner für längere oder kürzere Zeit zur Bestellung hoch gelegener oder auch sonst entfernter Aecker und Felder ziehen. Daher kann man bisweilen in große Dörfer kommen, in denen man kein lebendes Wesen antrifft.

Bei solcher Landesbeschaffenheit läßt sich voraussetzen, einmal, daß

die Bevölkerung, wie das in Gebirgsgegenden gewöhnlich ist, weniger wechselte, als in den umliegenden niedrigern und zugänglicheren Ländern, sodann, daß hier die Mannigfaltigkeit des griechischen Staatslebens sich ganz besonders ausprägen mußte. Keine griechische Landschaft war weniger zur Centralisation geeignet, als Arkadien. Die Bewohner des Landes werden uns denn auch einstimmig als Pelasger bezeichnet, auch in der Zeit, wo sie sich von den übrigen Hellenen nicht mehr unterschieden als andere Stämme; sie sollen ununterbrochen hier ihre Wohnsitze gehabt haben. Wenn eine Einwanderung anderer Stämme in früher Zeit statt gehabt haben sollte, wie man hauptsächlich aus einigen Genealogien geschlossen hat, so ist sie wenigstens nicht im lebendigen Bewußtsein des Volkes geblieben. Auch als die Dorier in den Peloponnes eingedrungen waren und überall sonst Umwälzungen der Bevölkerung vorgiengen, behaupteten die Arkadier sich in ihrem Gebirgslande. Aber nie haben sie in historischer Zeit sich zu einer engeren politischen Gesammtheit verbunden. Zwar finden sich Spuren eines älteren arkadischen Gesammtkönigthums, aber wo das Land deutlich in die Geschichte eintritt, ist es in eine Reihe unabhängiger, städtischer und ländlicher Staaten getheilt, die nicht einmal durch ein Bundesverhältniß zusammenhängen, sondern nur durch das Bewußtsein stammlicher Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Heiligthümer. Die einzelnen Staaten führten oft lange Kriege mit einander und wie begreiflich die nächst gelegenen am meisten. Einige mächtige Städte wußten sich kleine umliegende Landschaften zu erobern; die bedeutendsten, alle in den östlichen Hochthälern gelegen, waren Tegea, Mantinea, Orchomenos. Bei dieser Zersplitterung gelang es Sparta, freilich erst nach langjährigen Kriegen, ganz Arkadien zur vollen Anerkennung seiner Hegemonie zu bringen. Spartas Politik war auch hier die Souveränetät der einzelnen Theile aufrecht zu erhalten, als Schutzherr der Schwächern da zu stehen und keinen Staat zu entschiedenem Uebergewicht kommen zu lassen. Und das gelang ihm so gut, daß Arkadien, die volkreichste, größte Landschaft des Peloponneses, in der Zeit von Griechenlands Blüthe nie eine selbständige

22*

politische Bedeutung hatte, obwohl die einzelnen Städte und Gaue sich großer Prosperität erfreuten. Erst als Epaminondas die Macht Spartas gebrochen hatte, faßte ein bedeutender Mann, Lykomedes aus Mantinea, den Plan einer Vereinigung ganz Arkadiens, der von Epaminondas begünstigt und kräftig unterstützt, durch Gründung einer Hauptstadt in der südwestlichen Ebene des Alpheios und Helisson ins Werk gesetzt wurde. Die „große Stadt," Megalopolis, wurde hier gebaut und mit den Bewohnern von vierzig kleinern Orten bevölkert; sie sollte der Mittelpunkt des in einen Staat zusammengezogenen Landes sein. Aber die ursprüngliche Idee konnte nie ganz durchgeführt werden. Der Widerstand der an ihrer Souveränetät hängenden größern Städte war zu stark und so hat die neue Schöpfung hauptsächlich nur zur bleibenden Schwächung Spartas mitgewirkt, ohne Arkadien selbst zu einer einigen Politik zu verhelfen. Zwar nimmt der neue Staat Megalopolis bald, besonders in der achäischen Eidgenossenschaft, eine bedeutende Stellung ein, aber neben ihm und oft gegen ihn stehen andere arkadische Städte durchaus unabhängig da, und da man zahlreiche Bewohner des Landes ihren Wohnsitzen in Mitte ihres Grundbesitzes entzogen und in der „großen Stadt" angesiedelt hatte, trug die Schöpfung gerade zur Vernachläßigung und Verödung der Ländereien bei. Arkadien war eben seiner Natur nach nicht zu einem Einzelstaate bestimmt und offenbar in seiner Zersplitterung, trotz politischer Unbedeutendheit, glücklicher und blühender. Die spätern Schicksale will ich hier nicht durchgehen, es sind im Ganzen die der übrigen Halbinsel, nur daß hier ganz besonders die slavischen Eindringlinge Fuß faßten. Noch sei daran erinnert, daß es seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in Tripolitza den Sitz der türkischen Regierung erhielt.

Die alten Arkadier waren ein kräftiger, arbeitsamer Stamm, durch Gastfreiheit und Gottesfürchtigkeit ausgezeichnet, Viehzucht und Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung, so daß letzterer mehr als in andern griechischen Landschaften auch von den Vornehmern selbst betrieben wurde. Daneben hatten sie, ähnlich wie andere Gebirgsvölker, einen

Hang zum Kriegshandwerk, dem sie, wie die Schweizer, durch Söldnerdienst in der Fremde Befriedigung gaben. Zahlreiche arkadische Schaaren dienen nicht nur in den Kriegen der Griechen, sondern stehen auch unter den Truppen der asiatischen Satrapen und selbst in der Leibgarde des Großkönigs in Susa. Für Kunst und Wissenschaft haben sie wenig geleistet, obgleich man deshalb nicht glauben darf, daß sie sie verschmähten. Reiche Tempel mit Werken der ersten Künstler schmückten ihre Städte und Musik wurde fast nirgend so allgemein als nothwendiger Bestandtheil der Bildung unter Leitung des Staates betrieben. Man sah in ihr ein Mittel, die in Folge des rauhen Klimas und der ländlichen Lebensweise leicht eintretende Rauhheit und und Rohheit der Sitten und des Charakters zu mildern. Während in andern Dingen seine Unwissenheit zu gestehen für keine Schande galt, war in Musik und Gesang Jedermann erfahren und galt es für unschicklich, eine Aufforderung dazu abzulehnen. Als die in den rauhsten nördlichen Gebirgen gelegene Stadt Kynätha (jetzt Kalavryta) durch bürgerliche Zwiste und schmähliche Treulosigkeit sich einmal schweres Unglück zuzog, sah man das hauptsächlich als eine Folge der Vernachläßigung der Musik an, wie Polybios, selbst ein Arkadier aus Megalopolis, berichtet. Die Feste der Götter boten Gelegenheit, die musikalische Geschicklichkeit in häufigen Choraufführungen zur öffentlichen Darstellung zu bringen, wovon noch die vielen Theaterruinen zeugen.

In das größte der vorher genannten Hochthäler des östlichen Arkadiens, in die Ebene von Tripolitza also trat ich am südlichen Fuß des Parthenionberges, bei dem Dorfe Hagiorgitika. Noch ist man aber hier nicht in der Hauptebene, sondern in einem östlichen Seitenthale, das, durch einen niedrigen Hügelzug von jener getrennt, nur vermittelst eines schmalen Durchgangs beim Dorfe Steno mit ihr zusammenhängt. Durch diesen läuft das größte Gewässer der Ebene, der Sarandapotamos, der an den südlichen Gebirgen seine Quellen hat, in das Thal, um an dem östlichen Ende desselben beim Dorfe Versova in einer Katavothre unter die Erde zu verschwinden. Sein

breites Bett war hier bei meiner Anwesenheit ganz trocken, um die Katavothre aber ein ziemlich grosses stehendes Wasser. Die Hauptebene dehnt sich in einer Länge von etwa vier Meilen von Norden bis Süden aus, während die Breite sehr verschieden ist und mehrere Seitenthäler sich nach Osten und Westen zwischen die Gebirgsarme hineinziehen. Etwas mehr nach Norden, als die Mitte der Längenausdehnung, treten von beiden Seiten die Gebirge mit ihrem Fuß am nächsten zusammen und scheiden dadurch die ganze Ebene sehr augenfällig in zwei Haupttheile, einen größern, mehr in die Breite ausgedehnten im Süden, einen kleinern, durch die Vorsprünge der umliegenden Berge mehr gegliederten im Norden. Der südliche, etwas höher gelegene, bildete im Alterthum das Gebiet von Tegea; der nördliche, tiefere das von Mantinea, den beiden größten Städten Arkadiens, ehe Megalopolis gegründet wurde. In dem südlichen liegt der jetzige Hauptort Tripolitza. Längs dem Fuß der Gebirge sind an allen Seiten jetzt eine Menge von Katavothren, in welche sich die zahlreichen Gewässer ergießen, sofern sie nicht, wie das jetzt vielfach der Fall ist, aus Mangel an gehöriger Ableitung, sich vorher in der Ebene verlieren und Sümpfe bilden. Als ich bei Steno in die Hauptebene gekommen war, ließ ich die gerade auf das gegenüberliegende Tripolitza führende Hauptstraße links und wandte mich längs dem Fuß der östlichen Gebirge nach Norden, an den Dörfern Neochori, Zevgalatio und Parori vorbei. Unterhalb des letztern sieht man gegen die Mitte der Ebene die Ruine eines viereckigen Quaderbaus, bei dem noch ein verstümmeltes Säulencapitäl liegt. Mein Führer bezeichnete sie mir mit großer Bestimmtheit als das Grab des Epaminondas, das aber, wie wir nachher sehen werden, weiter nordwestlich zu suchen ist. Nachdem ich den engsten Theil der Ebene hinter mir hatte, also in das mantineische Gebiet eingetreten war, ließ ich ein Seitenthal, in dem ein Dorf Luka liegt, rechts und ritt in den nordwestlichen Thalwinkel, der nur durch einen engen Eingang mit der Ebene zusammenhängt. Dicht unter dem Artemisiongebirge liegt dort das Dörfchen Tzipiana, das ich nach fast sechsstündigem Ritte von

Achladokambos aus erreichte. Das Thal ist wild und eng; schroff erheben sich südlich und östlich die kahlen Felsen des Artemision, an denen man ein kleines Kloster in ziemlicher Höhe sieht. Das Dörfchen selbst macht den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit mitten in der Wildniß. Als ich mich vor einem Hause zum Frühstück niederließ, brachte eine Frau unaufgefordert einen Teppich und Polster heraus, um es mir bequem zu machen. Nördlich über dem Dörfchen erhebt sich ein steiler Hügel von mehreren hundert Fuß Höhe, den die Ruinen des zu Mantinea gehörigen, wie die Ueberreste zeigen, stark befestigten Fleckens Nestane krönen. An seinem Abhange gegen das Dorf ergießt ein Brunnen aus vier starken Röhren reichliches Wasser, und obgleich der jetzige Brunnstock, wie eine Inschrift sagt, aus dem Jahre 1840 stammt, so ist es doch ohne Zweifel dieselbe Quelle, die Pausanias als die nach König Philipp von Makedonien genannte bezeichnet.*) Westlich vom Dorfe führt ein sehr beschwerlicher Fußpfad über das Artemision nach Argos, der im Alterthum der Prinos hieß. Nördlich vom Hügel von Nestane dehnt sich ein schmales Thal über eine Stunde weit bis zu dem Dorfe Sanga aus. Obgleich es gerade am nördlichen Fuße des Burghügels eine Katavothre hat, wird es doch, weil die Fläche fast gar nicht geneigt ist, im Winter großentheils überschwemmt und auch als ich dort war, sah man noch an manchen Stellen stehende Wasser. Doch war es trotzdem im Ganzen wohlbestellt. Daß es schon im Alterthum durch die Ueberschwemmungen litt, beweist der Name Argon Pedion, das „Faulfeld" oder „unbearbeitete Feld" und Pausanias bemerkt ausdrücklich, es sei, was sein Name besage. Ein von Norden nach Süden streichender Bergrücken trennt das Argon Pedion von dem nördlichen Theile der großen Ebene. Er hieß im Alterthum das Alesion und über seinen südlichen Abhang führt der Weg von Tzipiana nach dem etwa eine Stunde entfernten Mantinea. An dem Abhange ist eine sehr starke Quelle, ohne Zweifel

---

*) Ueber eine oben am Brunnenstock quer eingemauerte Inschrift vergleiche meine Epigraph. und Archäol. Beiträge aus Griechenland, Nr. 39, S. 37.

die von Pausanias genannte Arne.*) Der ebenfalls am äußersten Ende des Alesion näher der Stadt gelegene Tempel des Poseidon, das ehrwürdigste Heiligthum von Mantinea, scheint ganz verschwunden zu sein.**)

Die Stadt Mantinea lag so ziemlich im tiefsten Theile der Ebene, in geringer Entfernung westlich vom letzten Vorsprunge des Alesion. Diese Gegend ist vorzugsweise versumpft und verödet, einer der wüstesten, trostlosesten Flecke von Griechenland, weit und breit steht keine menschliche Wohnung, außer den Hütten eines kleinen Dörfchens am Abhange des Alesion, das im Sommer bewohnt sein soll, bei meiner Anwesenheit aber kein lebendiges Wesen beherbergte. Und doch hieß Mantinea einst das „liebliche," als der Abzug der Gewässer geregelt war und Haine und Wälder machten die jetzt baumlose Gegend anmuthig. Mitten in der Einöde ist aber die alte Stadt in ihrem ganzen Umfange noch vollständig erkennbar; denn die Ringmauern stehen fast ohne Unterbrechung mit den Thoren und Thürmen noch in der ziemlich gleichmäßigen Höhe von zwei bis vier Steinlagen. Diese auf=

---

*) Wie früher Leake schon vermuthet hatte und jetzt nach Handschriften bei Pausanias (VIII, 8, 4) hergestellt ist, lag die Quelle Arne zwölf, nicht zwei, Stadien von Mantinea. Roß, Reisen und Reiserouten im Peloponnese, S. 134, meint, es lasse sich die Arne nicht bestimmt ermitteln, weil in dieser Gegend mehrere Quellen und Schöpfbrunnen seien, auch die Arne nur ein künstlicher Röhrenbrunnen gewesen zu sein scheine. Pausanias nennt sie aber einmal κρήνη, und zweimal πηγή, also war es eine in einen Laufbrunnen gefaßte Quelle, und bloße Schöpfbrunnen (φρέατα) kommen nicht in Betracht. Von Quellen ist aber mir wenigstens besonders eine, ungefähr eine halbe Stunde von Mantinea, durch ihr reichliches Wasser aufgefallen, die also ohne Zweifel die Arne ist.

**) Nach Polybios IX, 7 lag er sieben Stadien von Mantinea, nach Pausanias VIII, 10, 2 nur eines, man hat daher dort statt οὐ πρόσω σταδίου vorgeschlagen zu lesen οὐ πρόσω ϛ' σταδίων, wogegen aber Schubart (Zeitschrift f. d. Alterth. W. 1855, S 100) Bedenken erhoben hat. Die gewöhnliche Lesart bei Pausanias halte ich aber deshalb für verderben, weil die Entfernung zwischen dem Fuß des Alesion und der Stadt überall mehr als ein Stadium beträgt. Einige Minuten vor der Stadt habe ich aus Quadern erbaute Grundmauern eines viereckigen Gebäudes bemerkt, die aber für die gewöhnliche Lesart des Pausanias zu weit, für die Angabe des Polybios lange nicht weit genug entfernt und überdies für den Haupttempel zu klein scheinen.

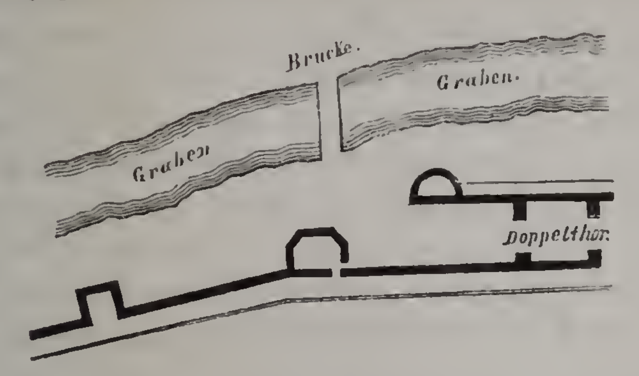
fallende Erscheinung hat schon der englische Reisende, Oberst Leake, richtig dadurch erklärt, daß nur der Sockel der Mauern von Stein gebaut war, der obere Theil aus an der Sonne gedörrten Backsteinen (πλίνθος ὠμή). Während diese im Laufe der Zeit bis auf die letzte Spur weggespült sind, ist der solide Steinsockel fast unversehrt geblieben. Die jetzigen Ruinen der Stadt, welche Paläopolis heißen, stammen aus dem Jahre 371 vor Chr. Im fünften Jahrhundert nämlich hatten die vorher in mehreren offenen Flecken wohnenden Mantineer sich vereinigt und eine feste Stadt in der Ebene gebaut. Diese war aber den Spartanern unbequem geworden. Daher verlangten sie in der Zeit ihrer unbestrittensten Macht, 385, die Niederreißung der Mauern und belagerten, als das verweigert wurde, die Stadt. Trotz ihrer Festigkeit und dem Ueberflusse an Lebensmitteln wurde sie von dem Könige Agesipolis bald gezwungen, sich zu ergeben. Er dämmte nämlich das ungefähr von Süden nach Norden durch dieselbe laufende Flüßchen Ophis unterhalb seines Ausflusses ab, so daß die damals ganz aus ungebrannten Backsteinen gebaute Mauer, durch das aufgestaute Wasser erweicht, umzustürzen drohte. Die Belagerten mußten capituliren und sich nun wieder in ihre früheren offenen Flecken vertheilen. Nur ein kleiner Theil blieb in der Stadt zurück. Die Mauern und der größte Theil der Wohnungen wurden zerstört. Obgleich Xenophon, der bekanntlich sehr lakonisch gesinnt ist, versichert, sie hätten zwar anfangs dies sehr ungern gethan, bald aber an dem neuen Zustande ihr Wohlgefallen gehabt, traten sie doch im gleichen Jahre, wo Sparta bei Leuktra besiegt und seine Macht gebrochen worden war, zusammen und bauten ihre gemeinsame Stadt wieder an der vorigen Stelle auf. Weislich wurden jetzt nicht nur die Fundamente der Mauern, die ohne Zweifel auch früher von Stein gewesen waren, sondern auch der untere Theil auf einige Schuh Höhe aus Quadern gebaut und zugleich das Flüßchen nicht durch die Stadt, sondern in einem Graben um dieselbe geleitet. Mantinea hat nachher mannigfaltige Schicksale erlitten und ist mehr als einmal eingenommen worden; ja nachdem Aratos es mit Hülfe der Makedonier

erobert hatte, ist es nicht nur arg geplündert und verheert worden, sondern hat mit seinen alten Bewohnern sogar seinen Namen verloren. Dann als achäische Colonie neu geordnet, erhielt es nach dem damals regierenden makedonischen Fürsten Antigonos den Namen Antigoneia und behielt ihn, bis Kaiser Hadrian ihm den alten Namen zurückgab. Aber trotzdem blieb die Stadt im Ganzen dieselbe, die 371 gebaut worden war, und scheint nicht in Folge eines gewaltsamen Schlages, sondern ganz allmälig verödet und verlassen worden zu sein und daher sich zu erklären, daß die Mauern in vollständigerem Zusammenhange erhalten sind, als bei den meisten andern griechischen Städten.

Da keinerlei Terrainverhältnisse für den Bau der Mauern maßgebend waren, so hatte man diese, wie es die Alten für besonders zweckmäßig zur Vertheidigung hielten, ohne alle Ecken in Gestalt eines dem Kreise nahekommenden Ovals angelegt, in einem Umfang von etwa drei Viertelstunden.*) Die Mauer hat eine Dicke von etwa zehn Fuß und ist innen und außen meist in regelmäßigen Quadern gebaut, welche nur an einzelnen Stellen in Polygone übergehen; dazwischen ist sie mit kleinen Steinen in Mörtel ausgefüllt. In regelmäßigen Zwischenräumen treten viereckige Thürme vor, im Ganzen hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, an oder vielmehr in denen häufig kleine Pforten angebracht sind. Mit besonderer Sorgfalt und Kunst sind die acht Thore gebaut. Jedes ist durch zwei Thürme vertheidigt, so daß hauptsächlich die rechte Seite und der Rücken des angreifenden Feindes den Geschossen ausgesetzt waren; denn die Thore giengen nicht gerade durch die Mauern, sondern zwischen den beiden Thürmen durch

*) Die Größe des Umfangs wird von der französ. Expedition auf 3250 Meter (10,803 Schweizerfuß) angegeben. Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenl., S. 125, berechnet sie nach den Thürmen auf 25 bis 30 Stadien, oder 17 bis 18,000 Fuß, was aber gewiß zu viel ist. Nach dem Eindruck, den die Größe auf mich gemacht, halte ich die franz. Angabe für ziemlich richtig. Auch die Zahl der Thürme wird nicht ganz übereinstimmend angegeben. Uebrigens ist die Form der Stadtmauer nur im Ganzen gefaßt oval, streng genommen ein Vieleck, da die Courtinen oder Mesopyrgien immer gerade Linien bilden, die bei den Thürmen in sehr stumpfen Winkeln aneinanderstoßen.

trat man zuerst sich links wendend in einen der Mauer parallel laufenden Gang, der zu dem doppelten Thor führte, wie der folgende Holzschnitt zeigt.



Nur bei einem einzigen war der Eingang gerade. Obgleich dieses System in der Hauptsache an allen Thoren angewandt ist, so findet sich doch im Einzelnen die größte Mannigfaltigkeit, so daß keines dem andern ganz gleich ist. An einigen sind die Thürme viereckig, an andern rund oder halbrund, wieder an andern sechseckig, oder auch der eine Thurm von anderer Gestalt, als der andere, wie bei dem hier abgebildeten. Ueberdies ist immer in dem Thurme, der von außen gesehen rechts liegt, eine Ausfallspforte angebracht, durch welche die Vertheidiger dem schon in den Thorweg eingedrungenen Feind in den Rücken fallen konnten. Endlich läuft um die ganze Stadt ein Graben, in den, wie oben bemerkt, der Ophis und außerdem eine an der Ostseite entspringende Quelle geleitet war. Gegenüber den Thoren sieht man noch die Reste der ihnen entsprechenden Brücken. Schwerlich ließ sich eine ganz in der Ebene gelegene, durch ihre natürliche Lage nirgend geschützte Stadt bei den damaligen Kriegsmitteln zweckmäßiger befestigen, als es bei Mantinea geschehen ist, und so haben wir in diesen Ruinen eines der merkwürdigsten Beispiele der Befestigungskunst aus der Zeit des größten Feldherrn von Griechenland, des Epaminondas.

Der Raum innerhalb der Mauern ist jetzt eine zum Theil mit Getreide bebaute, zum Theil von stagnirenden Wassern bedeckte, wüste Fläche,

in der man verschiedene Trümmerhaufen und Mauerlinien sieht. Eine Akropolis, wie alle älteren griechischen Städte, hatte Mantinea nicht. Am höchsten ragen die Ruinen des Theaters hervor, fast in der Mitte Stadt. In Ermanglung eines natürlichen Hügels war der Zuschauerraum durch künstliche Mauern gestützt, die von polygonen Steinen gebaut waren. Vielleicht gehörte dies Theater noch der älteren Stadt an; denn da ein Theil der Bewohner in dieser belassen wurde, ist kaum anzunehmen, daß das Theater, das sicherlich nicht fehlte, zerstört worden sei.*) Die Straßen und Plätze waren, so viel sich jetzt urtheilen läßt, regelmäßig rechtwinklig angelegt; Ausgrabungen würden in der seit Jahrhunderten in ihrem Schutt unberührt daliegenden Stadt gewiß die Straßen und Hauptgebäude leicht unterscheiden lassen.

Eine Viertelstunde nördlich von den Ruinen der Stadt ragt ein nicht hoher, aber doch sehr in die Augen fallender, ganz isolirter Hügel aus der Ebene empor, von regelmäßiger Gestalt, fast wie ein mächtiger Tumulus. Er heißt jetzt Gurzuli. Dort hat in ältester mythischer Zeit die Burg von Mantinea gestanden, und noch später, als sie längst verlassen war, wurde der Hügel Ptolis, „die Stadt," genannt. Dort haben wir wohl auch das homerische Mantinea uns noch zu denken, aber Reste von Befestigungen sind noch nicht gefunden worden.

Fast berühmter, als durch sich selbst, ist Mantinea durch die Schlachten geworden, die in seinem Gebiete und fast unmittelbar vor seinen Thoren wiederholt geschlagen worden sind. Die Ebene war der natürliche Kampfplatz, wo Sparta den gegen sein Gebiet vorrückenden Feinden sich entgegenstellte und sein Uebergewicht in Arka=

---

*) Die fast einzige, ganz gut erhaltene Sitzstufe aus einem marmorartigen Kalke, die ich fand, hatte, wie die meisten Stufen des Theaters bei Epidauros, achtzig Centimeter Tiefe. Davon kommen zwei und dreißig Centimeter auf den vordern Theil, den eigentlichen Sitzplatz, acht und vierzig Centimeter auf die etwas vertiefte hintere Fläche, die für die Füße der auf der obern Stufe Sitzenden bestimmt war. Bei manchen Theatern sind diese beiden Theile bekanntlich nicht unterschieden. — In der Nähe des Theaters sah ich große Stücke zweier schöner Marmorsessel.

dien zu behaupten trachtete. Vier oder fünf größere Schlachten sind hier geliefert worden. In ihren Folgen die wichtigste war die erste im Jahre 418 vor Chr., wo König Agis I. das gefährlich erschütterte Ansehen seiner Vaterstadt durch einen glänzenden Sieg über die verbündeten Heere mehrerer peloponnesischer Staaten und der Athener wieder herstellte; die berühmteste war die zweite im Jahre 362, in welcher Epaminondas, schon im Begriffe zu siegen, den Heldentod fand. Während in den frühern und in den spätern Schlachten die Spartaner immer von Süden her gegen die vor Mantinea aufgestellten Feinde rückten, standen sie diesmal mit ihren Verbündeten an die Stadt und das Alesion gelehnt, und Epaminondas griff sie von Süden her an. Wo von den westlichen Gebirgen die Höhen am weitesten vorspringen und die Gränze des Gebietes von Mantinea und Tegea bezeichnen, da saß der von den Seinigen aus dem Gefechte weggetragene, tödtlich verwundete Feldherr mit der Lanzenspitze in der Wunde und schaute dem Gange des Kampfes zu, bis ihm gemeldet wurde, die Thebaner seien Sieger. Da ließ er sich die Spitze aus der Wunde ziehen und hauchte seine Heldenseele aus. Der Bericht war aber nur halbrichtig. Der Feind war allerdings auf dem wichtigsten Punkte geworfen, aber die Thebaner, ihres großen Führers beraubt, vermochten den Sieg nicht vollständig zu machen. Die Schlacht blieb unentschieden und wo möglich noch unentschiedener die Stellung der verschiedenen Staaten zu einander. Epaminondas mag das selber geahnt haben, wenn richtig ist, daß er den Thebanern sterbend gerathen habe, Frieden zu schließen. Es giebt wenige große Männer in der Geschichte, deren Wirksamkeit bei fast durchgängigem Erfolg in den einzelnen Unternehmungen doch so unbefriedigend erscheint, wie die des Epaminondas, obgleich er durch Feldherrngenie und durch sittliche Reinheit der Gesinnung fast einzig dasteht. Ohne durchgreifende Aenderung in dem Verhältniß der Einzelstaaten zu einander war Griechenland nicht mehr zu retten; die Zeit der Hegemonien war vorüber, weil kein Staat mehr die nöthige sittliche und materielle Kraft besaß, um die andern zur Anerkennung seiner Oberleitung zu nöthi-

gen, Theben noch weniger als Sparta und Athen, und so läßt sich auch kaum denken, daß die Verhältnisse sich viel glücklicher gestaltet hätten, wenn es dem Epaminondas vergönnt gewesen wäre, den Sieg bei Mantinea zu vollenden und zu überleben. Er gehörte nicht zu den rücksichtslosen, revolutionären Naturen, die unbekümmert um die Wahl der Mittel in solchen Zeiten einen neuen Zustand zu schaffen vermögen; dazu war er ein zu guter Bürger. Er selbst erkannte, daß es nicht seine politische Wirksamkeit, sondern sein Feldherrnruhm sei, der ihn unsterblich machen werde, als er die Freunde, die klagten, daß er keine Kinder hinterlasse, stolz auf die Schlachten bei Leuktra und Mantinea wies. Die Höhe, auf der er starb, nannte man Skope, die Warte, mit sehr bezeichnendem Namen, da man dort die ganze Ebene vortrefflich übersieht. In der Nähe derselben, wie es scheint etwas mehr gegen Mantinea hin, ward er bestattet.*) Noch nach Jahrhunderten sah man dort sein Grabmal, auf dem ein Schild mit einer Schlange ihn als einen Abkömmling der kadmeischen Drachensaat bezeichnete und eine Inschrift in böotischem Dialekt seinen Namen nannte; der große Griechenfreund, Kaiser Hadrian, fügte einen zweiten Grabpfeiler mit einem selbstgefertigten Epigramme bei. Bisher ist das Grab nicht gefunden worden und daher vermuthlich spurlos zerstört.

Weniger berühmt sind die drei spätern Schlachten, in denen allen die Spartaner unglücklich waren. Im Jahre 296 schlug hier Demetrios Poliorketes den König Archidamos und öffnete sich den Weg nach Lakonien, und um 243 sollen die Arkadier und Achäer hier einen großen Sieg über den König Agis III. erfochten haben.**) Endlich

*) Aus Pausanias VIII, 11, 7 geht hervor, daß das Grabmal nicht auf der Skope selbst stand, sondern mehr gegen Mantinea; denn nachdem er erzählt, daß man ihn nach der Verwundung aus dem Gefechte weg auf diese getragen, fügt er bei, man habe ihn da begraben, wo das Zusammentreffen stattgefunden gehabt (*καὶ αὐτὸν ἀφέντα τὴν ψυχὴν ἔθαψαν ἔνθα σφίσιν ἐγένετο ἡ συμβολή*), stellt also deutlich diesen Ort der Skope entgegen.

**) Diese Schlacht erzählt allein Pausanias VIII, 10, 5 ff. Die Erzählung ist nicht ganz leicht mit unseren sonstigen Nachrichten über jene Zeit in Einklang

besiegte hier 206 Philopömen mit den Achäern den Tyrannen von Sparta, Machanidas, und über diese letzte Schlacht haben wir einen sehr genauen Bericht von Polybios, aus dem ich nur das Ende des Tyrannen hervorheben will. Schon glaubte dieser kriegerische Fürst mit seinen wohlgeübten Schaaren Sieger zu sein und verfolgte in stürmischer Unbesonnenheit eine fliehende Abtheilung der Achäer gegen die Stadt, als Philopömen mit besonnenem Feldherrnblick ihn von dem nachrückenden Hauptheere abschnitt und dieses an einem Graben, den er vor seiner Front hatte, in Unordnung zurückwarf. Als Machanidas selbst von der Verfolgung zurückkehrte, sah er die Brücke über den Graben vom Feinde besetzt. Er ritt am Rande hin, ihm gegenüber Philopömen; als der Tyrann an eine passende Stelle gekommen war, gab er dem Pferde die Sporen und suchte hinüber zu setzen, wurde aber am andern Rande von Philopömen selbst niedergestoßen. Es ist vielleicht derselbe Graben, den man noch jetzt von den westlichen Bergen her quer durch die Ebene laufen sieht, zwischen der Skope und der Stadt.*)

Der Weg von den Ruinen Mantineas nach Tripolitza führt über den Graben an der Skope vorbei, immer ziemlich dicht am Fuße des westlichen Gebirges. Sehr deutlich ist, sowie man an der Skope vorbei kommt, die Erhöhung der Fläche; das Wasser fließt in einem ziem=

zu bringen und unbedingt falsch, daß Agis in der Schlacht gefallen sei, da er, wie wir wissen, erst später in Sparta erdrosselt wurde. Darum haben Einige die ganze Erzählung für eine Fabel erklärt, und allerdings läge es nahe, an eine Verwechslung mit dem Siege des Philopömen über Machanidas zu denken, da der Gang der Schlacht im Ganzen der gleiche ist, wenn nur nicht Pausanias diese im gleichen Buche erwähnte. Die Angaben sind aber so detaillirt und mit Ausnahme von Agis Tod ist doch so gar nichts Unmögliches darin, daß man die Schlacht selbst nicht verwerfen darf. Man vergl. Schömann in den Prolegomenis zu seiner Ausgabe von Plutarchs Agis und Kleomenes, S. XXXIII.

*) Polyb. XI, 11, 6 sagt, der Graben sei von den Bergen der Elisphasier durch die Ebene nach dem Poseidion gelaufen. Die Elisphasier hat man als sonst unbekannt angezweifelt, neuerdings ist aber der Name durch eine Münze aus der Zeit des achäischen Bundes bestätigt und gesichert worden. Vgl. Pinder in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1855, S. 351.

lich starken Bache aus der tegeatischen Ebene in die von Mantinea, wiewohl auch in der erstern an der Seite Katavothren sind und man sieht leicht, daß ohne gegenseitige Uebereinkunft und Regelung der Gewässer hier fortwährend Streitigkeiten entstehen mußten, wie das Thukydides berichtet. In nicht vollen zwei Stunden war ich in Tripolitza, oder wie es jetzt amtlich genannt wird, Tripolis, das dicht an den westlichen Bergen liegt. Erst in neuerer Zeit, wie es heißt aus drei alten Städten entstanden und darum „die Dreistadt" geheißen, war es unter den Türken ein großer blühender Ort und die Hauptstadt der Halbinsel, daher die Eroberung durch die Griechen 1821 ein Ereigniß von großer Wichtigkeit. Später von Ibrahim Pascha wieder genommen, wurde es gänzlich zerstört. Auf den Trümmern hat sich zwar wieder eine beträchtliche Stadt erhoben und noch immerfort wird gebaut, aber nach allen Seiten hin erstrecken sich noch die Ruinen und geben dem Ort ein trauriges Aussehen. Auf Ueberresten der größtentheils geschleiften Wälle liegen noch einzelne Kanonen. Einen deutschen Arzt, Dr. Schimpfle, an den ich von Athen aus adressirt war, traf ich leider den Abend nicht zu Hause. Den andern Morgen war er schon in aller Frühe in meinem Chane und machte mir sehr lebhafte Vorwürfe, daß ich nicht, trotz seiner Abwesenheit, gleich bei ihm eingekehrt sei; ich mußte ihm förmlich versprechen, bei einigen andern Deutschen, an die ich noch Briefe hatte, unbedingt mich einzuquartieren. Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft mit diesem mir von allen Einheimischen einstimmig gerühmten Manne auch dadurch, daß er, im Gegensatz zu der Mehrzahl der Westeuropäer, im Ganzen sehr günstig über das griechische Volk urtheilte. Namentlich rühmte er die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Leute, denen er in seiner ärztlichen Praxis Dienste geleistet, am allermeisten der Armen, welche er umsonst behandelt habe. Das Urtheil eines solchen Mannes, der seit Jahrzehnden mitten unter dem Volke lebt und mit allen Classen in tägliche Berührung kommt, ist offenbar mehr werth, als Dutzende gehässiger Schilderungen von fremden Kaufleuten, die nur mit der durchtriebenen Bevölkerung größerer Handelsstädte verkehren,

oder abenteurender Glücksritter, denen es nicht gelungen, das zu finden, was sie gesucht haben. Ungern schied ich von dem freundlichen Arzte, der mich wenigstens einen Tag zurückbehalten wollte, und ritt nicht sehr früh am Morgen (19. April) südwärts der Stätte zu, auf der einst Tegea gelegen hat, die mächtigste der arkadischen Städte vor der Gründung von Megalopolis. Schon in der mythischen Zeit bedeutungsvoll hervortretend, hat sie nach der dorischen Einwanderung Jahrhunderte lang den südlichen Nachbaren in Sparta tapfern und oft glücklichen Widerstand geleistet und, endlich zum Nachgeben genöthigt, hinfort in der spartanischen Bundesgenossenschaft eine besonders ehrenvolle Stellung behauptet. Die tegeatischen Truppen hatten nächst den Spartanern den Ehrenplatz in der Schlachtordnung, in der Regel auf dem linken Flügel. Ungefähr eine Stunde südöstlich von Tripolitza erhebt sich fast in der Mitte der Ebene ein nicht hoher, aber gegen Norden ziemlich steil abfallender Hügel, durch eine niedrige Erhebung mit den westlichen Gebirgen zusammenhängend. Er erscheint wie eine natürliche Warte, von der aus man die ganze Hochebene übersieht. Jetzt liegt auf demselben das Dorf Hagios Sostis. Südlich davon sind zum Theil noch auf kleinern Höhen, zum Theil ganz in der Fläche zahlreiche Ortschaften über das wohlbebaute, fruchtbare Land zerstreut; zunächst südöstlich von Hagios Sostis steht auf einem Hügel die ziemlich große, aber verfallene Kirche Paläa Episkopi, mit einer Menge zerstörter neuerer Häuser in der Nähe, weiter südlich und westlich die Dörfer Achuria, Piali, Ibrahim Effendi. Sie bezeichnen ungefähr das Areal des alten Tegea, dessen Umfang genau zu bestimmen einstweilen nicht möglich ist, da man die Stadtmauern noch nirgends gefunden hat. Unter den drei Nischen an der Ostseite der Kirche Paläa Episkopi, die fast ganz aus alten Werkstücken aufgeführt ist, erkennt man noch Reste des alten Theaters; die Kirche des H. Nikolaos in Piali, die ebenfalls manche alte Reste enthält, steht wahrscheinlich auf der Stelle des Tempels der Athene Alea, des Haupttempels der Stadt. Nachdem er im zweiten Jahr der sechs und neunzigsten Olympiade (394 v. Chr.) durch einen Brand

zerstört worden, war er unter Leitung des großen Bildhauers Skopas aus Paros mit solcher Pracht wieder aufgebaut worden, daß er für den schönsten Tempel im ganzen Peloponnese galt. Er ist aber so vollständig zerstört, daß nicht einmal seine Grundmauern zu erkennen sind und selbst von einzelnen Architekturstücken, die man früher gesehen hat, scheint das meiste verschwunden zu sein; ich sah nur das sehr verstümmelte Fragment einer großen Säule vor der Kirche. Ueberhaupt sieht man auf dem ganzen Areal der Stadt nirgend zusammenhängende Ruinen, nirgend erkennt man die Grundlinien größerer Gebäude. Theils mögen solche noch unter dem aufgeschwemmten Ackerboden verborgen sein, theils aber sind die Ueberreste Tegeas seit Jahrhunderten als Steingruben für neuere Bauten ausgebeutet worden. In byzantinischer Zeit erhob sich in ihrem Umkreise, wohl besonders um die Kirche Paläa Episkopi, die ansehnliche feste Stadt Nikli, die bis auf jene Kirche wieder verschwunden ist; später nahm man hier das Material zur Erbauung von Tripolitza, und noch heute werden die Steine für die Neubauten daselbst großentheils hier geholt und geht manches werthvolle Stück so verloren. So hatte einige Tage vor meiner Ankunft Dr. Schimpfle bei einer im Bau begriffenen Kirche eine von hier gekommene Inschrift gesehen; als wir sie zusammen suchten, war sie nicht mehr zu finden, wahrscheinlich zerschlagen oder verbaut. Einzelne architektonische Bruchstücke, Inschriften, Reliefs liegen aber noch in ziemlicher Anzahl in den verschiedenen Dörfern zerstreut und der Boden ist mit Trümmern und Scherben bedeckt. Das bedeutendste, was ich sah, ist eine Marmorplatte mit dem Relief eines Stieres, die vor der Hauptkirche von Achuria lag. Der Kopf fehlte und muß auf einer andern Platte gewesen sein; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Platte zu einem Tempelfries gehörte. In Piali wird bei einem Hause seit langer Zeit ein Pan und ein Löwe in Relief aufbewahrt, beide von mittelmäßiger Arbeit. Ein sonderbares Stück, das ich vor der Kirche des H. Nikolaos sah, ist eine dicke Steinplatte mit sechs hermenarti=

gen Pfeilern und eben so vielen bärtigen Köpfen darüber.*) Die Kirche des H. Nikolaos in Piali bezeichnet wahrscheinlich so ziemlich das südwestliche Ende der Stadt, das nordöstliche scheint etwas über die Paläa Episkopi hinausgereicht zu haben. Die Höhe von Hagios Sostis trug ohne Zweifel eine Burg, die besonders befestigt und mit der Stadt verbunden war, ohne doch innerhalb der eigentlichen Ringmauern gelegen zu haben, wofür ihre Entfernung zu groß erscheint. Es war vermuthlich der älteste befestigte Punkt, daher hier auch die meisten Altäre der Tegeaten standen. Ruinen habe ich hier keine finden können.

Südwestlich von den genannten Dörfern dehnt sich am Fuße der Berge ein großes, stagnirendes Wasser aus, der Takasumpf, und nördlich davon, durch einen Damm von ihm getrennt, zieht sich in das Gebirge ein kleines Seitenthal, wo man noch die spärlichen Ruinen von Pallantion sieht, einem Orte, der, in die ältesten arkadischen Sagen verflochten, in historischer Zeit nie eine Bedeutung gehabt hat. Am berühmtesten ist es als Heimat des Evander, den die Sage von hier an die Tiber ziehen und die älteste Niederlassung auf dem Palatin gründen läßt. Daher haben die Römer es als ihre Mutterstadt angesehen und hat Kaiser Hadrian im zweiten Jahrhundert nach Christus es wieder zu einer selbständigen Stadt gemacht. Ich bin nicht bei den Ruinen gewesen. Die Taka bildete zu der Zeit, wo ich sie sah, noch einen sehr bedeutenden See. Die Katavothre, durch die das Wasser abzieht, nahm im Alterthum auch den aus dem südlichen Gebirge herkommenden Fluß auf, den heutigen Sarandapotamos, welcher sich damals, wo er die Ebene erreichte, vor Tegea westlich wandte. Er wurde als der oberste Theil des Alpheios betrachtet, der auf der westlichen Seite des im Alterthum Boreion genannten Gebirges aus dem unterirdischen Abflusse des Takasumpfes wieder zu Tage tritt. Heutzutage ist sein Lauf verändert, er fließt östlich an Tegea vorbei, bei Steno in das oben erwähnte Seitenthal

*) Genaueres über die Inschriften und Reliefs in Tegea habe ich in den Epigraph. und Archäolog. Beiträgen aus Griechenland, S. 39 bis 41, gegeben.

am südlichen Fuß des Parthenion und führt sein Wasser in die Katavothre von Versova. Lange hatte man die Nachrichten der Alten nicht mit der heutigen Beschaffenheit reimen können, bis Roß die Veränderung des Flußbettes entdeckte; sie soll von einem Türken im Anfang des vorigen Jahrhunderts künstlich gemacht worden sein, weil der Sarandapotamos bei seinem früheren Lauf wegen mangelhaften Abflusses das Land in der Gegend von Piali versumpfte.*)

Längs dem Sarandapotamos führt der Weg aus der arkadischen Hochebene durch das südliche Gebirge nach Lakonien, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer, oft auch in dem einen großen Theil des Jahres trockenen Bett, wenigstens ritt ich eine große Strecke in diesem und erst in ziemlicher Höhe am Gebirge lief Wasser im Bette, das aber bald wieder versickerte. Nach etwas mehr als zwei Stunden erreichte ich von Piali aus den Chan von Krya Vrysis (der kalten Quelle), nach einer starken, frischen Quelle so benannt, die hier entspringt und sich mit dem von Osten herkommenden Hauptbache des Sarandapotamos vereinigt. Dieser bildete im Alterthum die Gränze zwischen dem Gebiete Tegeas und Lakonien. Mehrere kleinere Bäche kommen aus verschiedenen Schluchten hier zusammen und man erkennt daher in der Stelle mit Sicherheit den von Pausanias Symbola (das Zusammentreffen) genannten Ort. Schwerer ist zu entscheiden, ob der von demselben, als an der Quelle des Alpheios (Sarandapotamos), gelegene Ort Phylake an dem Ursprung des von Osten herfließenden Hauptbaches zu suchen ist, oder an dem kleinern, gerade von Süden herkommenden Wasser. Für letzteres könnte man den Umstand anführen, daß dieser kleine Bach die Richtung hat, die nachher die vereinigten Bäche beibehalten und daß er daher wohl als die eigentliche Quelle angesehen werden konnte, überdies, daß an ihm der Hauptpaß nach Sparta durchführte, also ein „Wachtposten“ (denn das heißt Phylake) hier sehr am Platze war; doch scheint Pausanias für die

*) Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 70. 71.

andere Lage zu sprechen.*) Bei Krya Vrysis spaltet sich der Weg; der eine führt links zuerst dem Hauptbache entlang, fast gerade in östlicher Richtung nach dem Dorfe Hagios Petros; der zweite auch noch links, aber in südöstlicher Richtung, nach Arachova ins obere Thal des Oenus, die Hauptstraße aber ganz gerade südwärts. Bei dem ersten Einbruche des Epaminondas in Lakonien theilte sich das Heer hier in mehrere Colonnen, um sich dann bei Selasia wieder zu vereinigen. Die Leute in Krya Vrysis sprachen mir viel von einem bedeutenden, anderthalb Stunden entfernten Paläokastro, das auf einem Berge bei Arachova liege. Es ist offenbar dasselbe, von dem Roß in seinen Reisen im Peloponnes (S. 176) spricht und das er mit Recht für die alte Periökenstadt Karyä hält. Leider hatte ich seiner wohlbegründeten Mahnung an künftige Reisende, es zu besuchen, nicht gedacht und am Morgen mein Gepäck auf der geraden Straße nach dem Chan von Krevata vorausgeschickt, und um diesen auf dem Umwege noch zu erreichen, war es schon zu spät. Möchten andere Reisende bald der Mahnung besser eingedenk sein. So zog ich denn nach einigem Ueberlegen ungern auf der geraden Straße weiter, die übrigens, als die Hauptverbindung mit Lakonien, wohl werth ist, daß man sie mache. Das Gebirge ist nicht hoch, aber rauh und wild, der Weg geht bald hinter Krya Vrysis durch enge Schluchten, mit denen hie und da kleine, von Wald und Fels umschlossene Flächen abwechseln, die ich durchweg wohl bestellt fand, obwohl man keine Häuser in der Nähe sieht. An vielen Stellen erkennt man deutlich die Geleise der alten Straße und mehreremal trifft man auf Befestigungsreste. Etwa anderthalb Stunden oberhalb Krya Vrysis erreicht man die Wasserscheide des Gebirges bei der sogenannten Klisura

*) Pausan. VIII, 54, 1 sagt, der Alpheios bilde die Gränze der Tegeatis und Lakoniens; das kann aber doch nur der Bach sein, der von Osten her nach Krya Vrysis fließt, da er allein die Richtung der Gränze hat; dessen Wasser aber, fährt er fort, hat seinen Ursprung bei Phylake. Demnach wäre Phylake westlich von Krya Vrysis zu setzen, wie Kiepert thut, nicht südlich, wie Roß und Curtius.

(*Κλεισοῦραι*), einem Engpasse zwischen felsigen Hügeln, der ebenfalls befestigt war.*) Von dort senkt sich das Gebirge nach Süden. Höchst überraschend fand ich den Gegensatz zwischen dem Nord- und Südabhang. Die ganze Ebene von Tripolitza hat, wie früher schon gesagt, wegen der hohen Lage eher ein mitteleuropäisches, als südliches Klima, eigentliche Südfrüchte gedeihen nicht, Alles ist auffallend später, als in den umliegenden tiefern Ebenen. Während die wilden Mandelbäume, die man an allen Hecken antrifft, bei Korinth schon große Früchte angesetzt hatten, fand ich sie hier fünf Tage später eben in der ersten Blüthe, das Getreide, das bei Argos fast ausgewachsen war, hatte hier noch keine Aehren, und es war so kalt, wie bei uns an kalten Apriltagen. Besonders rauh sind die Abhänge gegen die lakonische Gränze. Man sieht wenige größere Bäume, nur hie und da vereinzelte Eichen, die aber noch ganz kahl da standen, fast kein Gebüsch, als die stechpalmenartige Stacheleiche. Wie man aber die Wasserscheide überschreitet, wird es ganz anders. Wild ist zwar das Gebirge auch hier noch, aber statt der spärlichen, eintönigen Stacheleichen bedecken Lentiscus, Erdbeerbäume, die prächtige baumartige Heide (Erica arborea) und zahlreiche andere Sträuche und Büsche die Abhänge, an denen reichliche Quellen herabfließen. Man sieht sich plötzlich wie in ein anderes Klima versetzt. Und eben so prachtvoll ist der Wechsel der weitern Landschaft. Anstatt der kahlen Fläche der arkadischen Hochebene mit ihren baumlosen Bergen, blickt man in schöne, freundliche Thäler, links ziehen sich die grünen Höhen des Parnon hin und rechts erheben sich über den bewaldeten untern Regionen majestätisch die hohen, schneeigen Gipfel des Taygetos. Eine wundervolle Abendbeleuchtung erhöhte den Reiz dieses ersten Blickes in das lakonische Land, als ich mich allmälig dem Ziele der Tagereise näherte, dem etwa vier Stunden von der Krya Vrysis entfernten, einsamen Chan von Krevata, den wir erst nach Sonnenuntergang er-

*) *Κλεισοῦραι οὕτω καλοῦνται τὰ ὀχυρώματα τῶν διαβάσεων τῇ πατρίῳ τῶν Ῥωμαίων φωνῇ.* Suidas unter dem Worte. Es ist der eigentliche Ausdruck für befestigte Pässe, Clausen, die man in älterer Zeit meist *πύλαι*, Thore, nannte.

reichten. Die ganze Straße aus der Ebene von Tegea bis hieher bildet einen sehr beschwerlichen, leicht zu vertheidigenden Zugang zu dem Gebiete Spartas und man begreift unschwer, daß selbst ein siegreicher Gegner, wie Epaminondas, sich nicht gern in diese Engpässe und Gebirgswege einließ, nachdem viele Jahrhunderte kein feindlicher Krieger sie betreten hatte. Wir verlassen hier einstweilen Arkadien und wenden uns zur Betrachtung der in der Geschichte berühmtesten peloponnesischen Landschaft, Lakoniens.

Das nördliche Lakonien. Sparta und Umgegend. Das südwestliche Arkadien. Leondari. Megalopolis.

Der Chan, in dem ich übernachtete, eine der elendesten Herbergen, die mir je vorgekommen, liegt im südlichen Theil des Oenusthales, auf dem Schlachtfeld von Selasia.*) Man wird also gleich beim Eintritte in Lakonien an die Katastrophe erinnert, mit der die eigentliche Geschichte Spartas endet und seine Wiedergeburt niedergeschlagen wurde. Als im Verlaufe der Zeit die lykurgischen Gesetze immer mehr zu inhaltlosen, hemmenden Formen geworden waren, statt der früheren Gleichheit des herrschenden Stammes der furchtbarste Gegensatz zwischen den wenigen Reichen und der besitzlosen Masse eingetreten war, und die Ephoren aus Schützern der Volksfreiheit sich zu fast unumschränkten Tyrannen aufgeworfen hatten, denen gegenüber die Könige so wenig, als das Volk etwas vermochten, unternahm zuerst Agis III. eine Reform und den Verhältnissen angemessene Herstellung der alten lykurgischen Staatsordnung. Aber er war keine durchgreifend revolutionäre Natur und erlag darum seinen weniger scrupulösen Gegnern. Nachdem er im Gefängniß erdrosselt, seine An-

*) Der ältere Chan von Krevata oder eigenlich des Krevatas (τοῦ Κρεβατᾶ τὸ χάνι), nach seinem Erbauer aus einer angesehenen Familie von Mistbra benannt, wie Roß berichtet, lag etwas nördlicher, als das Schlachtfeld, ist aber zerstört und nur seine Ruinen stehen noch. Jetzt steht ein neuerer weiter abwärts, etwa zehn Minuten südlich vom Gorgylosbache, am Abhange des Berges gegen den Oenus.

ordnungen aufgehoben und die alten Zustände hergestellt worden waren, und jede Gefahr vor Neuerungen beseitigt zu sein schien, erstand aber dem gemordeten König ein furchtbarer Rächer in Kleomenes III., dem Sohn seines Hauptgegners, Königs Leonidas II. Er ließ die Ephoren in ihrem Amtslocal niederhauen, hob das Ephorat auf, vertrieb achtzig der angesehensten Bürger, verstärkte die auf wenige Hunderte zusammengeschmolzene Bürgerschaft durch die Aufnahme mehrerer tausend Neubürger, machte eine neue Vertheilung der Ländereien und schuf eine Achtung gebietende Heeresmacht, mit der er bald Spartas gänzlich verlorenes Principat im Peloponnes mit Glück und Geschick herzustellen unternahm. Der achäische Bund, der damals eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hatte, sah sich in seiner Existenz bedroht und konnte sich doch nicht zu einer angebotenen gütlichen Verständigung mit Sparta verstehen. Der damalige Lenker desselben, Arates, selbst kein tüchtiger Feldherr, wußte nicht mehr anders zu helfen, als daß er die Makedonier, deren Vertreibung früher seinen Ruhm begründet hatte, zu Hülfe rief. Mit Freuden nahm der König Antigonos Doson die Gelegenheit wahr, sich wieder in die peloponnesischen Verhältnisse einzumischen und zog mit einem Heere herbei. Geschickt und nicht ohne mehrfachen Erfolg führte der tapfere und durch Feldherrngabe ausgezeichnete Kleomenes mit seinem neugeschaffenen, trefflichen Heere anfangs den Krieg, eroberte und zerstörte namentlich die feindliche Nachbarstadt Megalopolis und hielt den überlegenen Gegnern über ein Jahr lang das Gleichgewicht, bis Antigonos im Sommer des Jahres 221 die vereinigten makedonisch-achäischen Streitkräfte, 28,800 Mann, worunter 1,200 Reiter, gegen Lakonien führte. Kleomenes hatte die übrigen Päße durch Verhaue, Gräben und kleine Wachtposten möglichst gesichert, mit der Hauptmacht aber, die nur gegen zwanzigtausend Mann betrug, vor Selasia eine Stellung genommen, da er richtig vermuthete, der Feind werde hier einzubrechen versuchen. Man hat längere Zeit Selasia und das Schlachtfeld an ganz falschen Orten gesucht, bis die Gelehrten der französischen Expedition im Allgemeinen das Richtige erkannten, aber erst Roß hat

das Einzelne eben so sicher, als klar nachgewiesen.*) Aus dem Parnongebirge kommt, östlich von der großen Hauptstraße von Tegea, das größte Nebenflüßchen des Eurotas her, im Alterthum Oenus (*Οἰνοῦς*) genannt, jetzt Kelephina. In seinem obern Thale liegt das früher erwähnte Dorf Arachova und davon westlich seitwärts die ebenfalls vorher besprochenen Ruinen der Stadt Karyä. Von Arachova fließt er in südwestlicher Richtung durch eine ganz enge Schlucht, die sich nirgends erweitert, bis kurz vor dem jetzigen Chane von Krevata, wo mit der Straße von Arachova oder Karyä, die auch die nächste Verbindung mit Argos vermittelte, die gewöhnliche Hauptstraße, die ich gekommen war, zusammentrifft. Der Feind mochte die eine oder die andere Straße einschlagen, hier mußte er durchkommen, wie denn auch bei Epaminondas erstem Feldzug seine bei Symbola (Krya Vrysis) auseinander gegangenen Colonnen hier sich wieder vereinigten. Darum nahm Kleomenes hier eine Stellung und handelte offenbar mit weit mehr Einsicht, als früher den Thebanern gegenüber Agesilaos, der den Hauptpaß weiter aufwärts hatte besetzen lassen, das Oenusthal aber offen gelassen hatte. Nördlich von dem jetzigen Chane erweitert sich das Thal auf der rechten oder westlichen Seite des Flusses zu einer kleinen Fläche, die Roß auf zehn Minuten Breite und eine Viertelstunde Länge schätzt, was ziemlich zutreffen mag. Auf der östlichen Seite ist sie durch einen nur mäßig hohen, aber steilen Berg begränzt, der sich dicht über dem linken Ufer des Flusses erhebt, nach Westen durch einen etwas minder steilen, vor dessen nördlichem Fuße in tief eingeschnittenem Bette ein kleiner Bach herabkommt und von der rechten Seite in den Oenus fällt. Dieser Bach allein kann der in der Schlachtbeschreibung erwähnte Gorgylos sein und daraus folgt, daß der Berg hinter ihm der Euas, der auf der linken Seite des Oenus aber der Olympos ist. Nördlich von der Ebene steigen ziem=

*) Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 181 ff. Leake, Peloponnesiaca, S. 341 ff., beharrt bei seiner Meinung, daß Selasia beim Kloster der *ἅγιοι Σαράντα* (vierzig Heiligen) zu suchen sei, in einem Thale südöstlich vom Oenus; bei dem Chane von Krevata dagegen setzt er Karyä an.

lich sanft die Berge an, über die man von Tegea kommt, südlich zieht sich vom Euas ein steilerer Rücken hin, auf dessen über 2,700 Fuß hohem Gipfel die Ruinen der Stadt Selasia liegen. Seine Abhänge treten mit denen des jenseitigen Ufers so nahe zusammen, daß der Fluß kaum den nöthigen Raum hat, sich durchzudrängen; dicht an seinem rechten Ufer gieng die alte Straße. Südlich der kleinen Ebene nun hatte Kleomenes seine Stellung genommen, wie die heutigen Strategiker sich ausdrücken à cheval über der Straße, so daß sein rechter Flügel, aus den Spartanern und dem größten Theil der Miethtruppen bestehend, auf dem Olympos, der linke, von den Periöken und Bundesgenossen gebildet, auf dem Euas stand, zwischen ihnen auf der niedrigsten Stelle an dem rechten Ufer des Oenus und an der Straße die Reiterei mit einer kleinen Abtheilung der Miethtruppen. Das unmittelbare Commando über den rechten Flügel hatte der König selbst übernommen, das über den linken seinem Bruder Eukleidas übergeben. Verschanzungen erhöhten die natürliche Festigkeit der Stellung. Antigonos, der ohne Zweifel auf der großen Straße von Tegea herzog, fand die Stellung des Feindes so vortrefflich, daß er mehrere Tage ihm ruhig gegenüber stehen blieb und umsonst nach einer Blöße spähte. Endlich entschlossen sich beide Theile zur Schlacht, wozu Kleomenes durch Mangel an Geld bewogen worden sein soll,*) da es offenbar sein Vortheil gewesen wäre, in den Verschanzungen zu bleiben. Er mochte fürchten, daß die zahlreichen in seinem Heere dienenden Miethtruppen schwierig werden könnten, vielleicht überhaupt von längerem zauderndem Abwarten eine demoralisirende Wirkung auf sein Heer besorgen. Immerhin hatte er die vortheilhaftere Stellung für sich, welche die Ungleichheit der Streitkräfte ausglich und einen glück-

*) Das sagt Plutarch. Kleom. 27 nach Phylarch. Polyb. II, 63 widerlegt es wenigstens nicht unbedingt. Nicht ganz deutlich ist mir in der übrigens ungemein klaren Beschreibung des Polybios das Verhältniß der ersten Stellung des Kleomenes und seiner Verschanzungen zu der Aufstellung in der Schlacht. Es heißt II, 65, er habe vor dem Euas und Olympos Wall und Graben gezogen, aber in der Schlacht wird auf dem Euas, auf dessen Höhe Eukleidas stand, diese Befestigung nicht erwähnt.

lichen Ausgang zu hoffen berechtigte. Antigones traf schon am Vorabende der Schlacht seine Vorbereitungen. Auf den rechten Flügel am Fuße des Euas stellte er das leichte makedonische Linienfußvolk, die sogenannten Chalkaspiden (Erzschildner*) und die Illyrier nebst einer Anzahl anderer Hülfstruppen, und gab ihnen eine Reserve von zweitausend Achäern. Dieser Flügel, unter dem speciellen Befehl eines Makedoniers Alexander und des Demetrios von Pharos, war zum Hauptangriff bestimmt. Die gesammte Reiterei war in der Mitte am Flusse aufgestellt, wo sie allein sich bewegen konnte, mit ihr zweitausend Achäer und Megalopoliten zu Fuß; die makedonische Phalanx, zehntausend Mann stark, nebst fünftausend Mann Söldnern und andern leichten Truppen, stand unter dem unmittelbaren Befehl des Königes auf dem linken Flügel, am Berge Olympos, gegenüber dem Kleomenes. Von hier aus leitete Antigonos die ganze Schlacht, indem er zuerst seinen rechten Flügel zum Sturm auf den Berg Euas

*) Roß bemerkt richtig, daß die Chalkaspiden dieselben Truppen seien, die vorher Polybios Peltasten nennt; sie sind vielleicht auch identisch mit den von Plutarch Kleom. 23 genannten Λευκάσπιδες. Es ist offenbar dieselbe Waffengattung, die in Alexanders des Großen Heer die Hypaspisten waren, eine leichte, vorzugsweise zum Angreifen bestimmte Linieninfanterie. Wie Alexander regelmäßig die Hypaspisten auf den zur Offensive bestimmten rechten Flügel stellt, so hier Antigonos die Chalkaspiden, und wie jener die Phalangiten als Defensivwaffe auf dem linken Flügel verwendete, so hier auch Antigonos. Polybios nennt auf dem rechten Flügel nur die Illyrier (1600 Mann) und die makedonischen Chalkaspisten (3000 M.), die offenbar mit einander die eigentlichen Sturmcolonnen bildeten; dann die Akarnanen (1000 M.) und Kreter und die Reserve der 2000 Achäer. Dazu sind aber ohne Zweifel noch die leichten Agrianer (1000 M.) und die Böotier (2000 M.) zu rechnen, so daß der rechte, zum Hauptangriff bestimmte Flügel 10,600 Mann zählte, der linke Defensivflügel mit der Phalanx, den 3000 Miethtruppen und vermuthlich den 1000 Galliern und 1000 Epiroten etwa 15,000 Mann. Die von Polybios früher nicht genannten Kreter, deren Zahl nicht angegeben ist, sind vermuthlich in der Gesammtzahl der μισθοφόροι inbegriffen und daher bei Berechnung des linken Flügels von den 3000 abzuziehen. Es waren wohl Bogenschützen und vermuthlich mit den Akarnanen und Agrianern den Sturmcolonnen der Chalkaspiden und Illyrier beigeordnet, wie die Agrianer und Bogenschützen in Alexanders Heer jeweilen auf dem rechten Flügel stehen.

commandirte, während der linke Flügel und auch das Centrum in beobachtender Defensive blieben. Auf das gegebene Zeichen rückten die Illyrier und Chalkaspiden aus dem trockenen Bette des Gorgylos, in dem sie schon in der Nacht sich aufgestellt hatten, den Berg Euas hinan. Während sie aber das schwierige Terrain emporklommen, warfen sich die leichten Truppen von dem Centrum des Kleomenes auf die achäische Reserve und bedrängten so den Rücken des rechten makedonischen Flügels. Wäre Eukleidas in diesem Momente rasch vorgerückt, so hätte er ohne Zweifel die Anstürmenden den Bergabhang hinabgetrieben und die Schlacht siegreich entschieden. Er versäumte es und beging den Fehler, auf der obersten Höhe stehen zu bleiben, während die Geistesgegenwart und der rasche Blick eines untergeordneten arkadischen Officiers eine andere Wendung herbeiführten. Der junge Philopömen aus Megalopolis, der bei der Reiterei im Mitteltreffen stand, erkannte die Bedeutung des Augenblicks und machte seine makedonischen Befehlshaber darauf aufmerksam, die aber auf den noch wenig bekannten Mann keine Rücksicht nahmen und dem erhaltenen Befehl gemäß warten wollten, bis der König ihnen das Signal zum Angriffe geben würde. Da führte er auf seine eigene Gefahr hin seine Landsleute zum Angriffe auf das feindliche Centrum und riß, wie es scheint, die ganze Reiterei mit. Als die spartanischen leichten Truppen, die durch ihre Seitenbewegung ihre Reiterei im Centrum allein gelassen hatten, diese gefährdet sahen, kehrten sie, um ihr beizustehen, wieder in ihre frühere Stellung zurück. Die Chalkaspiden, Illyrier und übrigen Truppen des rechten, makedonischen Flügels, dadurch in ihrem Rücken und der Flanke freigemacht, erstiegen nun ungehindert den Euas und warfen nach kurzem Kampfe die Mannschaft des Eukleidas, die keinen Raum zu einer geordneten rückgängigen Bewegung hatte und an dem felsigen Südabhange des Berges sich in regelloser Flucht auflöste. Die spartanische Reiterei wurde nach heftigem Gefechte auch zum Weichen gebracht. Unterdessen waren sich die beiden Könige an dem Olympos mit dem schweren Fußvolk beobachtend gegenüber gestanden; während die Phalangen unbeweglich

in ihren Stellungen blieben, hatten nur die leichten Truppen mit einander geplänkelt. Als aber Kleomenes seinen linken Flügel geschlagen und die Reiterei dem Weichen nahe sah, durfte er trotz der feindlichen Uebermacht sich nicht länger defensiv verhalten, wenn er nicht von allen Seiten angegriffen sein wollte. Er führte daher das schwere Fußvolk aus den Verschanzungen zum Frontangriff heraus. Nachdem die Plänkler beiderseits sich hinter die Linie zurückgezogen hatten, prallten die beiden Phalangen mit den vorgelegten langen Sarissen (auch die Spartaner führten seit Kleomenes diese makedonische Waffe) gewaltig aufeinander. Längere Zeit schwankte der Kampf; die Makedonier mußten sich anfangs weit zurückziehen, aber endlich siegte die Uebermacht ihrer enggeschlossenen Phalanx. Die Spartaner wurden zurückgedrängt und aus allen ihren Stellungen geworfen. Ihre verzweifelte Tapferkeit ergiebt sich am besten daraus, daß von sechstausenden nur zweihundert entkommen sein sollen. Die Schlacht war gänzlich verloren. Die Hauptschuld trug, wie das Polybios in seiner schönen Darstellung hervorhebt, Eukleidas, und man braucht nicht mit Phylarch an Verrath zu denken, der behauptet, ein Unterbefehlshaber Damoteles habe, von Antigonos bestochen, einen Befehl des Kleomenes absichtlich nicht ausgeführt.*)

Mit der Schlacht war der ganze Krieg entschieden und das Werk des Kleomenes vernichtet. Eine Reserve hatte er nicht mehr, da er alle seine Streitkräfte gegen den übermächtigen Feind hatte ins Feld stellen müssen. Von wenigen Reitern begleitet, floh er nach dem nahen Sparta, rieth den Bewohnern, sich ohne Widerstand dem Antigonos

*) Plutarch Kleom. c. 26. Von der einfachen Darstellung des Polybios, der ich gefolgt bin, weicht die minder vollständige des Plutarch in einigen unwesentlichen Punkten ab, die sich wenigstens theilweise mit jener vereinigen lassen. So läßt sich wohl die Umgehung des Eukleidas durch Illyrier und Akarnanen in der Weise mit Polybios vereinen, daß der äußerste rechte Flügel dem Eukleidas in die linke Flanke fiel. Die Meinung, daß Verrath mitgewirkt, war vielleicht dadurch entstanden, daß ein Befehl des Kleomenes wirklich nicht rechtzeitig ausgeführt worden war, am wahrscheinlichsten aber durch die rückgängige Bewegung der leichten Truppen des Centrums bei Philopömens Angriff.

zu ergeben und eilte, ohne die dargebotenen Erfrischungen anzunehmen oder nur niederzusitzen, weiter nach dem Hafen Gythion, wo er sich nach Alexandria einschiffte. Der Sieger behandelte das eroberte Land sehr milde, ließ Sparta seine Unabhängigkeit, stellte aber wenigstens in der Hauptsache die alte Ordnung wieder her. Die Einfälle barbarischer Nachbarn in Makedonien riefen ihn schon nach zwei Tagen in sein Reich zurück. Hätte Kleomenes die Entscheidung nur noch so lange hingehalten, so wäre der Feind ohne Zweifel unverrichteter Sache abgezogen, Sparta gerettet und sein Uebergewicht im Peloponnes entschieden gewesen. Nach fast neunhundertjährigem Bestand endet das Königthum der Herakliden in Sparta mit Kleomenes, der zwei Jahre später in Alexandria umkam.

Es liegt etwas Hochtragisches in dem Schicksale und Sturze dieses ungewöhnlichen Mannes, der hervorragendsten Persönlichkeit in der Zeit des sinkenden Griechenlands. Er war eine von den autokratischen Naturen, wie sie in Zeiten tiefen Verfalles und revolutionärer Zuckungen allein etwas Neues zu schaffen vermögen, aber ein durch und durch edler, hoher Charakter, der seine Umgebung mit schwärmerischer Liebe an sich zu fesseln wußte, Milde und Menschlichkeit, wo es möglich war, walten ließ und selbst seinen Feinden Bewunderung abnöthigte. Man mag das Niedermachen der Ephoren und die Verbannung der achtzig vornehmsten Spartaner hart finden, aber ohne gründliche Ausrottung des Ephorats war die Wiedergeburt Spartas unmöglich, und jenen Verbannten versprach er die Rückkehr, sobald sich die neuen Verhältnisse hinlänglich consolidirt haben würden. Die Einziehung des Landbesitzes und die neue Vertheilung nach dem Principe der Gleichheit war eine furchtbare, socialistische Maßregel. Aber selten hat auch in der Welt eine solche geschlossene, durch die in entgegengesetzter Absicht gegebenen Gesetze jeder Reform unzugänglich gemachte Reichthumsoligarchie existirt, wie damals in Sparta. Ueber viele Tausende von Periöken und Heloten herrschte eine Stadtbürgerschaft, die nur noch siebenhundert Bürger zählte und von diesen concentrirten hundert den ganzen eigentlich spartanischen Grundbesitz

und damit auch die politischen Rechte in ihren Händen. Die Maßregel der neuen Theilung verlor dadurch von ihrer Härte und sonstigen Verderblichkeit, daß sie sich als eine legitime Herstellung der alten, dem Namen nach immer noch existirenden Ordnung geltend machte, sich an Lykurgs Namen anschloß, der seinen Zauber noch nicht verloren hatte. Der Staat war eigentlich in Sparta stets der Grundeigenthümer geblieben, von dem der Besitzer sein Land nur zu Lehen hatte. Die Zerstörung und Plünderung von Megalopolis kann dem Kleomenes nur ein eingefleischter Achäerfreund schwer anrechnen; er hatte nach der Eroberung vollständige Schonung angeboten, wenn es sich an Sparta anschließe; als das von den geflüchteten Bürgern abgelehnt wurde, blieb ihm nichts übrig, als die Stadt, deren Gründung und Bestand eine fortwährende Protestation gegen Spartas Hegemonie war, die ihm immer und überall in den Weg trat, so unschädlich als möglich zu machen. Daß er aber das so tief gesunkene Sparta in so kurzer Zeit wieder zu solcher Bedeutung hob, daß er Jahre lang den makedonisch-achäischen Streitkräften widerstand, endlich die unglückliche Schlacht bei Selasia selbst, dies Alles beweist, welche tüchtigen Kräfte noch in dem Volke lagen und geweckt werden konnten, sobald ein einsichtiger und energischer Mann es verstand, die, wie alle geschlossenen Oligarchien, mit der Zeit verkommene herrschende Bürgerschaft aus den Unterthanen zu erfrischen und neu zu beleben. Ob Kleomenes bei längerem Bestand seiner Herrschaft im Stande gewesen wäre, dem ganzen Peloponnese eine neue Gestaltung zu geben, müssen wir dahingestellt sein lassen, aber sicher ist, daß der achäische Bund ohne Sparta es nicht vermochte. So lange dieses ihm feindlich gegenüber oder grollend bei Seite stand, war die peloponnesische Einheit ein eitler Name.

Kleomenes bleibt jedenfalls eine der größten Erscheinungen in der alten Geschichte. Es wundert mich, daß noch kein Dichter ihn zum Gegenstand einer Tragödie gewählt hat. Welch herrliche Gestalten böten sich neben dem jugendlichen Helden selbst in seiner durch Schönheit und Adel der Gesinnung gleich ausgezeichneten Gattin Agiatis,

der Wittwe des von den Ephoren gemordeten Agis, und in der durch altspartanische Tugend großartig dastehenden Mutter Kratesikleia. Auch der Freund und Rathgeber des Königs, der Stoiker Sphäros, gäbe eine treffliche Person und die nöthigen Gegensätze wären ebenfalls nicht schwer zu finden.

Auf dem Berge, der sich am rechten Oenusufer südlich hinabzieht, lag, wie oben bereits bemerkt worden, die Stadt Selasia. Zu oberst steht die kleine, durch eine Quermauer in zwei Theile getrennte Burg, deren Mauern in geringer Höhe über dem Boden noch überall zu sehen sind. Außerdem laufen aber, besonders an der Süd- und Ostseite, noch Mauerreste von weiterem Umfange am Abhange hin, die einst die eigentliche Stadt umschlossen. Sie lassen sich nicht im ganzen Umkreise verfolgen und scheinen an den steiler abfallenden Stellen besonders im Norden gefehlt zu haben.*) Reste von Gebäuden sind keine erhalten, dagegen liegen in der nördlichen Hälfte der Burg sieben große Steinhaufen, als hätte man hier einmal die Trümmer aufräumen wollen. Von der Höhe überschaut man nordwärts die nach Lakonien führenden Gebirgspässe, südwärts das Eurotasthal und das Taygetongebirge. Es lag Selasia recht wie ein vorgeschobener Posten von Sparta da. Doch fällt die Befestigung schwerlich vor die Zeiten der thebanischen Invasion. Die

*) Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 188, hat einen kleinen Plan von Selasia in Holzschnitt. Allein was dort gezeichnet ist, ist nicht die ganze Stadt, sondern nur die Akropolis, wie schon aus den von ihm freilich nicht mitgetheilten kleinen Maßen zur Genüge erhellt. Denn der von ihm verzeichnete ummauerte Raum hat nach meinen Messungen nur etwa 120 Schritt in der Länge, wovon ungefähr gleich viel auf jeden der beiden Theile kommt, und etwa 60 Schritt in der Breite. Der Umfang einer halben Stunde, den Roß der Stadt giebt, kann von ihm selbst nur für die äußern, in der Zeichnung gar nicht angedeuteten Mauern gemeint sein und auch für diese ist er nach meiner Schätzung eher zu groß, als zu klein. Die Zeichnung der Akropolis stimmt übrigens mit einer von mir am Orte entworfenen Skizze ziemlich überein, nur ist an der zugänglichsten Seite, der südlichen, eine durch einen Zwischenraum von zehn Schritten getrennte Doppelmauer zu sehen, während Roß nur eine einfache gezeichnet hat.

Thebauer verbrennen und zerstören den Ort, ohne daß von irgend einem Widerstand die Rede ist. Vier Jahre später erobern ihn die Spartaner mit Beistand eines von dem jüngeren Dionys geschickten Hülfcorps wieder. Er scheint jetzt also befestigt gewesen zu sein und wahrscheinlich hatten die unter thebanischem Schutz von Sparta abgefallenen Selasier in der Zwischenzeit ihre Stadt befestigt, was für Sparta höchst gefährlich war, weil dadurch die Zugänge in das Land dem Feinde jeweilen offen standen. Nach der Wiedereroberung haben die Spartaner den Platz wahrscheinlich als Festung bestehen lassen, aber dafür gesorgt, ihn sicher in Händen zu behalten. Die kleine Burg war wohl für die spartanische Besatzung bestimmt.

Im Alterthum führte die große Hauptstraße ohne Zweifel östlich von dem Rücken, der Selasia trägt, in fast gerader südlicher Richtung nach Sparta; jetzt übersteigt man nördlich von der Stadt die Höhe und geht westlich davon auf rauhen Pfaden nach dem Eurotas,*) den man vom Chan von Krevata aus ungefähr in zwei Stunden erreicht und auf der hochgewölbten, von beiden Seiten steil ansteigenden Kopanosbrücke überschreitet. Bis dahin hat das lakonische Gebiet noch ziemlich den gleichen Charakter mit dem angränzenden arkadischen Lande. Hochflächen, Gebirgsabhänge und enge Bachthäler und Schluchten wechseln, geeignet für Weiden, Weinbau und Baumzucht, selten geräumig genug zu ergiebigem Getreidebau. Die Bewohner waren großentheils zu Unterthanen gemachte Urbewohner, Periöken, und zwar wohnten in dem Landstrich zwischen dem Oenus und dem obern Eurotas die Skiriten, ein ursprünglich arkadischer Stamm, die fortwährend in einem eigenthümlichen, wie es scheint ziemlich freien Verhältniß zu den Landesherren blieben und zu den Heeren ein abgesondertes Corps leichter Linientruppen lieferten. Von Selasia abwärts lagen

*) Ein Weg führte gewiß auch im Alterthum hier an den Eurotas, als Verbindung zwischen dem Oenusthal und überhaupt dem nordöstlichen Lakonien mit dem nordwestlichen am obern Eurotas und mit der Megalopolitis. Etwa zwanzig Minuten von Selasia sah ich links vom Wege Spuren eines alten Orts, Mauern und viele Ziegel.

freilich schon Güter der eigentlichen Spartaner, doch können sie unmöglich sehr bedeutend gewesen sein.

Wo die Straße den Eurotas (jetzt Iri) überschreitet, wird es nun auf einmal anders. Nachdem dieser in dem äußersten Nordwesten des Landes, unweit der arkadischen Gränze entspringende Fluß etwa sieben Stunden lang ein hügeliges Land durchflossen, tritt er ungefähr bei der Kopanosbrücke aus einer Enge zwischen Bergen hervor in ein weites Thal. Westlich steigt der mächtige Taygetos, wie eine Mauer von Norden nach Süden laufend, empor, östlich fast parallel mit ihm die niedrigere, breite Verlängerung des Parnon. Das Thal hat eine Länge von ungefähr fünf Stunden und eine Breite von einer bis zwei Am untern Ende tritt der Taygetos plötzlich bis dicht an die Berge des linken Ufers vor, und der Fluß drängt sich mehrere Stunden lang durch eine enge Schlucht, um dann in eine sumpfige Niederung zu gelangen, aus der er sich in die tief eingeschnittene, weitgeschweifte Bucht zwischen den Vorgebirgen Malea und Tänaron ergießt. Wir haben also in größerm Maßstabe hier die gleiche Erscheinung, die wir früher bei den kleinen Flüssen zwischen Korinth und Sikyon bemerkt haben. Da der größte Theil Lakoniens rauhes Gebirgsland ist, bildet die Thalebene am mittleren Eurotas so entschieden den Mittelpunkt des Landes, daß sich nicht nur das ganze Eurotasgebiet, sondern auch die außerhalb desselben an den Abhängen des Parnon und Taygetos liegenden Küstenstriche ihr in natürlicher Weise unterordneten. Zu allen Zeiten hat hier die Hauptstadt des Landes gelegen. Im Alterthum waren daselbst vorzugsweise die Grundstücke der herrschenden Bürgerschaft, der eigentlichen Spartaner, während im umliegenden Gebirgsland und den Küstenstrichen die Unterthanen in zahlreichen Städten und Flecken wohnten. Im Süden und Osten vom Meere bespült, das nur wenige natürliche Häfen bildet, im Westen vom Taygetos geschützt, über den nur schwierige Saumpfade führen, ist die geschlossene Landschaft für Heere nur von Norden her zugänglich, wo im Oenusthale die oben genannten Straßen von Argos und Tegea zusammentreffen und am obern Eu-

rotas die Straße von Megalopolis und Messenien, jetzt von Leondari, herkommt, diese wie jene wiederholt durch Engpässe führend und leicht zu vertheidigen.

Wenn man nach dem etwa achtstündigen Wege durch das rauhe, fast unbewohnte Gebirgsland aus der kalten und kahlen, reizlosen arkadischen Hochebene von Tripolitza in das Eurotasthal hinabsteigt, empfindet man doppelt die großartige Schönheit der Landschaft. Der Eurotas schien mir bei der Kopanosbrücke etwa die Größe der Wiese, in der Nähe von Basel, bei reichlichem Wasserstande zu haben, etwas weiter unten aber, nach der Vereinigung mit dem Oenus, bekommt er nicht nur ein breiteres, öfter in mehrere Arme getheiltes Bett, sondern auch eine größere Wassermasse, die dann noch durch die zahlreichen vom Taygetos kommenden Bäche bedeutend verstärkt wird. Daß sie nach den Jahreszeiten wechselt, versteht sich von selbst, ich spreche nur von der Zeit, wo ich den Fluß sah. Im Ganzen fließt er am Fuße der östlichen Berge, die sich ziemlich kahl über ihm erheben, an manchen Stellen unmittelbar die Felsen bespülend. Auf seiner rechten, westlichen Seite aber breitet sich die hügelige Ebene in geräumiger Breite bis an den Fuß des Taygetos aus, der in doppelter Abstufung sich schroff aufthürmt und mit den prächtig geformten Schneegipfeln einen wundervollen Contrast zu den dunkeln Wäldern der untern Region und der üppigen Vegetation der Ebene bildet. Zahlreiche Quellen und Bäche stürzen aus seinen Schluchten hervor und bewässern reichlich das fruchtbare Thalland, dessen Hügel auch überall mit trefflichem Erdreich bedeckt sind. Die Ebene bringt daher nicht nur Getreide, Mais und andere Feldfrüchte in Fülle hervor, sondern zeichnet sich auch, besonders in der Nähe des Taygetos, durch einen unglaublich schönen Baumwuchs aus. Manche Dörfer sind zwischen den Fruchtbäumen ganz versteckt. Von den Gegenden Griechenlands, die nicht am Meere liegen, kommt, so weit ich sie gesehen, keine diesem Eurotasthale an großartiger Schönheit gleich.

Der Schönheit soll jetzt wenigstens das Klima nicht ganz entsprechen. Die eingeschlossene Lage und die unmittelbare Nähe des

Hochgebirges bringen schnelle Uebergänge zwischen Hitze und Kälte, die Südfrüchte sollen nicht die Reife erreichen, wie im benachbarten Argos und Messenien, und man klagt über Fieber, was aber doch wohl seinen Hauptgrund darin hat, daß die zahlreichen Bäche nicht überall gehörigen Abfluß haben. Mögen auch schon im Alterthum vereinzelte Andeutungen der Art vorkommen: daß im Ganzen die Gegend nicht ungesund war, ergiebt sich wohl hinlänglich aus der Kraft und Schönheit der alten Spartaner; die Spartanerinnen werden als die schönsten Frauen Griechenlands gepriesen; auch jetzt schien mir der Menschenschlag ein schöner, kräftiger, und nirgend bemerkte ich die elenden Gestalten, wie etwa in den Niederungen Böotiens.

In dem obern Theile dieses herrlichen Thales, etwa eine Stunde unterhalb der Kopanosbrücke tritt eine niedrige, mit dem Taygetos zusammenhängende Hügelgruppe mit ihren östlichsten Abfällen bis nahe an den Eurotas vor, von dem sie eine verhältnißmäßig schmale, feuchte Niederung trennt. Südlich davon fließt in südöstlicher Richtung vom Taygetos herkommend der Magulabach oder Trypiotiko (die alte Tiasa?) dem Eurotas zu. Auf und zwischen diesen Hügeln breitete sich in weitem Umfange die alte Stadt Sparta aus, die sich in der Zeit ihrer Macht und Blüthe wesentlich von allen andern griechischen Städten unterschied. Diese sind in der Regel unter dem Schutze einer befestigten Burg entstanden und dann mit der Zeit selbst ummauert worden, seltener und erst in späterer Zeit gleich als große Festungen angelegt, wie Mantinea und Megalopolis. Sparta hatte keine Burg und keine Mauern, es war gleichsam ein großes Dorf, oder vielmehr die Vereinigung mehrerer großer Dörfer. Als die Dorier in das Land eindrangen, fanden sie in dem mittleren Eurotasthal einige altachäische feste Städte, die ihnen zum Theil lange Zeit Widerstand leisteten. Sie schlugen daher ihr Feldlager in dem nördlichen Theil der Ebene auf, wo sie die ganze Verbindung mit dem Norden beherrschten, und unterwarfen von da aus allmälig das gesammte Land. Ohne Zweifel hatten dort schon früher einige offene Ortschaften gestanden. Aus dieser Niederlassung erwuchs die Stadt

Sparta, welche zwar sehr volkreich und mit mannigfaltigen städtischen Anlagen, Markt, Theater, Rennbahnen, Tempeln und andern Gebäuden geschmückt wurde, aber doch ein einfaches, dorfähnliches Aussehen behielt, mit weitläufig auseinander liegenden Wohnungen und freien Räumen dazwischen. Das Bedürfniß einer Mauer machte sich von Anfang an nirgend geltend, da die Achäerstädte sich durchaus defensiv verhalten zu haben scheinen, noch viel weniger nach deren Unterwerfung, da gegen äußere Feinde das Land selbst eine natürliche Festung bildete und der kriegerische Ruhm der Bewohner einen Angriff fast undenkbar machte. Im sicheren Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit beherrschte die in Sparta concentrirte dorische Bürgerschaft, durch Erziehung und Beschäftigung einem stets kampfbereiten stehenden Heere vergleichbar, von ihrem offenen Wohnsitze aus das ganze Land und blickte mit stolzer Verachtung auf diejenigen, welche sich selbst in Mauern einschlossen. Selbst als Epaminondas bei Leuktra den Zauber gelöst, den bis dahin Spartas Kriegsruhm geübt hatte, und im Jahre 369 mit einem sehr zahlreichen Heere in das Eurotasthal einbrach, wagte er einen Angriff auf die offene Stadt nicht und als er 362, kurz vor der Schlacht bei Mantinea, durch einen kühnen Marsch sie von dem größten Theil ihrer Krieger entblößt überraschte und hineindrang, wurde seine weit überlegene Macht von den verzweifelt kämpfenden Spartanern mit Verlust wieder hinausgeworfen. Aber der Weg ins Innere von Lakonien war gezeigt und geöffnet, und so dürfen wir uns nicht wundern, später, bei dem Angriffe des Königs Demetrios Poliorketes 296 und nachher des Pyrrhos 272, die Stadt mit Gräben und Pallisaden versehen zu finden, an deren Stelle zuletzt eine regelmäßige Befestigung trat, in der nun auch die Akropolis auf dem bedeutendsten Hügel nicht fehlte. So ist Sparta in die römische Herrschaft hinübergetreten, unter der es sich, obwohl auf ein kleines Gebiet beschränkt, doch besonderer Gunst der Kaiser, besonders des Augustus und Hadrian, erfreute und eine der bedeutendsten Städte von Griechenland blieb. Die Stürme der nachfolgenden Zeiten haben ihm Verfall und Zerstörung gebracht, und das Eurotasthal wurde

ein Hauptsitz der Slaven. Doch stand später wieder auf dem Boden des alten Sparta eine stark befestigte Stadt Lakedämonia,*) welche zu verfallen begann, als in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm von Villehardouin etwa eine Stunde davon Misithra oder Misthra gründete,**) das bald zum blühenden Hauptort des Eurotasthals ward und es blieb, bis 1834 wieder auf den Ruinen der alten Stadt ein neues Sparta gebaut und zum Sitz der Behörden gemacht wurde.

Die über dem Boden sichtbaren Ruinen von Sparta sind nicht bedeutend und die Oertlichkeit so, daß sie keine durch ihre natürliche Beschaffenheit stark in die Augen springenden Punkte darbietet. Die Hügel haben nur eine Höhe von etwa fünfzig Fuß und verlaufen sich meist ziemlich allmälig in die Ebene, nur gegen den Eurotas fallen sie steiler ab. Am ansehnlichsten sind sie im nördlichen Theil der Stadt, wo sie an die äußersten Ausläufer des Taygetos stoßen. Dort liegt zuerst eine ziemlich isolirte Höhe mit geringer Fläche und einigen Spuren von Gebäuden, die, wenn auch zur alten offenen Stadt gehörig, doch nicht innerhalb der späteren Ummauerung gewesen zu sein scheint. Bedeutender breitet sich unmittelbar südlich davon mit geräumiger Fläche der Hügel aus, an dessem Südrande das Theater, die Hauptruine der alten Stadt, liegt. Es ist eines der größten in Griechenland und lehnt mit seiner Rückseite an den Abhang, während die beiden Seiten aus Quadern aufgeführt sind.***) Sie sind noch

*) Ob fortwährend eine Ortschaft auf der Stelle des alten Sparta bestand, oder Lakedämonia eine frische Gründung war, ist nicht bekannt. Der Name beweist nichts, um so weniger, als schon für die alte Stadt Sparta der Name der Landschaft Lakedämon mit der Zeit üblich geworden war. Pausan. X, 11, 1.

**) Die Frage, ob schon vor Wilhelm von Villehardouin hier eine Stadt lag, lasse ich dahingestellt. Auf jeden Fall datirt die Bedeutung von der Zeit, wo er die Burg baute. Näheres darüber bei Leake, Peloponnesiaca, S. 131 ff.

***) Pausan. III, 14, 1 sagt, das Theater sei aus Marmor gewesen (*τὸ θέατρον λίθον λευκοῦ θέας ἄξιον*) und Neuere berichten, die stehenden Ueberreste seien aus solchem gebaut. Was ich aber gesehen, ist aus einem sehr porösen, tuffartigen Kalk, der aber fast dieselbe gelbliche Farbe hat, wie sie der Marmor mit der Zeit erhält. Vermuthlich war die ganze Cavea mit Marmorsitzen aus-

sehr gut erhalten, dagegen die marmornen Sitzstufen, die es einst zierten, alle verschwunden. Rings um diesen Hügel lassen sich die Ueberreste einer starken Mauer verfolgen, welche an vielen Stellen bis in ihre untersten Theile eine Menge alter Architekturstücke und Inschriftensteine selbst aus später römischer Zeit enthält und sich dadurch deutlich genug als ein Werk der byzantinischen Zeit verräth. Es ist ohne Zweifel die Ummauerung der mittelalterlichen Stadt Lakedämonia, welche sich auf diesem Hügel concentrirt hatte. Einige Theile scheinen noch älterer Zeit anzugehören und großentheils steht ohne Zweifel auch der spätere Bau auf alter Grundlage. Mit Sicherheit erkennt man in diesem Hügel die einstige Akropolis, auf der die bedeutendsten Heiligthümer standen, namentlich der Tempel der Athene Chalkiökos, das heißt der mit dem ehernen Hause, weil die Wände des Tempelhauses mit Erzplatten belegt waren. Sie war die Schutzgöttin von Sparta und in den zu dem Tempel gehörigen heiligen Bezirk flüchtete sich bekanntlich einst, um der Verhaftung zu entgehen, der Sieger von Platää, Pausanias, als seine hochverrätherischen Verbindungen mit Persien entdeckt worden waren und starb hier eines jämmerlichen Hungertodes. Jetzt ist das verschieden abgestufte Plateau mit mancherlei Mauerwerk bedeckt, das aber nur wenig aus dem tiefen Schutte hervorragt. Nur undeutlich erkennt man die Spuren eines Tempels und am meisten fällt in die Augen eine nach alterthümlicher Weise aus drei Steinbalken construirte Thüre, die fast bis zur Oberschwelle im Schutte begraben ist. Es ist vielleicht die Thüre eines Tempels, oder der einfachen Construction nach auch nur die der Einfassungsmauer eines heiligen Bezirks.*)

gelegt, die jetzt verschwunden sind, und das berechtigte den Pausanias wohl zu dem Ausdruck, es sei das Theater von Marmor.

*) Ich habe trotz langem Suchen nur e i n solches Thor, das ungefähr zwei Fuß aus dem Boden hervorragt, gefunden. Leake, travels in the Morea I, S. 156, hat oben auf dem Hügel zwei gesehen (so auch Gell, Journey, S. 330) und vier ähnliche an einer andern Stelle, wie es scheint im tiefern Stadtareal, mehr nach Süden.

Oestlich von der Akropolis läuft eine niedrige Terrasse bis nahe an den Eurotas vor, und an ihrem äußersten Abfalle, nur etwa zehn bis zwanzig Fuß über dem Flusse, steht ein theaterartiges, aber ganz kreisförmiges Gebäude römischer Zeit aus Ziegelsteinen, das bald als Amphitheater, bald als Odeon bezeichnet worden ist.*) Die geringe Größe läßt nicht wohl an Thierhetzen und ähnliche Schaubelustigungen denken und noch weniger darf man es einen Circus nennen, vielmehr scheint es am ehesten für musikalische Aufführungen bestimmt gewesen zu sein und mag also immerhin Odeon genannt werden. Jetzt fließt mitten durch ein starker Canal, der weiter südwärts eine Mühle treibt.

Von dort zieht sich eine Höhe fast in gleicher Richtung mit dem Eurotas nach Süden zu, doch so, daß der Raum zwischen ihrem Rand und dem Flusse breiter wird; sie ist durch einige Einschnitte in mehrere gegen den Eurotas vortretende Zungen getheilt. Nachdem sie sich südwärts ziemlich verflacht hat, hebt sich der Boden noch einmal zu einer an der linken Seite des Magulabaches fast von Westen nach Osten streichenden Höhe, die bis nahe gegen den Fluß vortritt und südlich vom Magulabach, nördlich von einem daraus abgeleiteten und unterwärts wieder mit ihm sich vereinigenden Canal eingeschlossen ist. Auf ihrer östlichen Spitze liegt das Dörfchen Psychiko, mehr westwärts, vom Flusse entfernter, die neue Stadt Sparta. Etwa eine halbe Stunde aufwärts ist ganz in der Fläche an dem Magulabach das Dorf Magula, nach dem er den Namen trägt, zwischen Fruchtbäumen versteckt. Zwischen dem Theaterhügel (der Akropolis) im Norden und Neusparta im Süden, dem Höhenrande über dem Eurotas im Osten und dem Dorf Magula im Westen dehnt sich ein tieferer Grund aus, der jetzt zu Ackerland benutzt wird und einst auch

*) Auf Plänen und in Beschreibungen der Stadt ist das Rundgebäude noch in ziemlicher Entfernung von dem Eurotas angesetzt, ich habe es aber fast unmittelbar darüber gefunden, was ich mir nur durch eine Veränderung des Flußbettes zu erklären weiß, die allerdings in der flachen Niederung nichts Auffallendes hat. Die Mühle in der Nähe des Dorfes Psychiko heißt nach dem Besitzer die Mühle des Matala.

von der alten Stadt eingenommen war, wie eine Menge da und dort noch aus dem Boden hervorragende Ruinen bezeugen. Nur eine davon zieht die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich, der Rest eines althellenischen, viereckigen Baues aus mächtigen Quadern, der gewöhnlich das Grab des Leonidas genannt wird und allerdings ein Grab gewesen sein mag, aber nicht das des Leonidas; denn das Denkmal dieses Helden, dessen Gebeine längere Zeit nach seinem Tode nach Sparta gebracht worden sein sollen, lag, wie der Reisebeschreiber Pausanias berichtet, in der Nähe des Theaters, bei dem seines Neffen, des Feldherrn Pausanias.

Zwischen den östlichen Hügeln und dem Eurotas zieht sich eine lange, oben und unten enge, in der Mitte aber weiter ausgeschweifte, nur wenig über das Niveau des Flusses erhabene Niederung hin. Ihr größerer nördlicher Theil war im Alterthum der Dromos, der Ort, wo die verschiedenen körperlichen Uebungen stattfanden, also einer der wichtigsten Plätze Spartas, dessen Bewohner sich ja in Friedenszeiten hauptsächlich mit den mannigfaltigsten Körperübungen beschäftigten. In einem sich dagegen öffnenden Einschnitt der Anhöhe, nicht weit von dem Odeon, glaubt man die Reste des dazu gehörigen Stadiums zu erkennen.*) Südlich, unterhalb des Dorfes Psychiko, stieß daran der sogenannte Platanenplatz, Platanistas, wo die spartanische Jugend sich zur Uebung Schlachten lieferte, die zwar ohne Waffen geschlagen wurden, aber doch oft blutig genug ausfielen.

Der Umfang der Stadt wird uns in der Zeit, wo sie ummauert war, auf acht und vierzig Stadien, oder ungefähr zwei Stunden angegeben; von den Mauern sind außer dem nördlichen Rande des

*) Curtius, Pelop. II, S. 222, sagt, westlich unter dem Odeon öffne sich in Hufeisenform ein Thal, welches, von künstlich gestützten Erdwällen eingefaßt, von Süden nach Norden dem Fluß sich entgegenstrecke. Ich habe südlich von dem Odeon, über der Eurotasniederung einen solchen stadiumartigen Einschnitt, der sich von West nach Ost gegen den Fluß öffnet, bemerkt und hingegen nordwestlich über dem Odeon eine halbkreisförmige, ganz der Cavea eines Theaters ähnliche Vertiefung am Hügelrand, nach Nordosten geöffnet, so daß man daraus den Blick auf den Eurotas und den obern Theil des Dromos hat.

Theaterhügels, wo die Akropolismauer gewiß auch zugleich die der Stadt war, noch an mehreren Stellen Reste zu bemerken, namentlich fand ich an dem östlichen Abhang zwischen Psychiko und dem Odeon in großer Ausdehnung Gemäuer, das kaum über den Boden hervorragt und wohl nur der Stadtmauer angehören kann. Sie würde sich danach dem natürlichen Abfall des Terrains entlang hingezogen und der Dromos außerhalb gelegen haben. Vollständig läßt sich aber der Lauf besonders an der Westseite nicht nachweisen. Die Mauer hat übrigens offenbar die offenen Flecken, die vorher die Stadt bildeten, nicht überall in ihrem vollen Umfange umschlossen, so daß Theile, die ehedem, als eine feste Abgränzung fehlte, zur Stadt gerechnet worden, später als Vorstädte erscheinen mußten. Die Ummauerung nahm nothwendig der Stadt ihren wahren Charakter, das Dorfartige (das *κατὰ κώμας οἰκισθῆναι* des Thukydides) zum großen Theil, obwohl immer noch ausgedehnte, von Häusern nicht besetzte Räume darin bleiben mochten, auch fortwährend innerhalb der Mauern die alten Grabstätten benutzt, gewiß auch neue angelegt wurden.

So dürfen wir uns nicht wundern, Anlagen außerhalb der Mauern als Theile von Sparta bezeichnet zu finden und selbst Orte auf der gegenüberliegenden linken Seite des Eurotas, die mit dem rechten Ufer etwas oberhalb der nördlichen Hügel der Stadt durch eine steinerne Brücke, Babyka genannt, verbunden war. Die Pfeiler der Brücke, an welchen man in Folge von Reparaturen die Arbeit verschiedener Zeiten erkennt, stehen noch in sehr bedeutenden Ueberbleibseln. Ein Hohlweg führt an der nördlichen Seite des Burghügels zwischen ihm und der angeführten nördlichsten Höhe zu der Brücke hinab, über die einst die Hauptverbindung von Sparta mit den nördlichen Landschaften des Peloponneses statt fand, da die Straße aus dem Oenusthale bis hieher auf der linken Seite des Eurotas lief. Jetzt fehlt in der Nähe der Stadt eine Brücke und man muß den Fluß an seichten Stellen durchreiten, was mit einiger Gefahr verbunden ist. Abwärts von der alten Brücke, mehr dem südlichen Theil der Stadt gegenüber, tritt das Gebirge steil aufsteigend, dicht an das

linke Ufer des Flusses. Auf dem höchsten Gipfel dieses von Norden nach Süden hingestreckten Bergrückens, der sich etwa 760 Fuß hoch erhebt, existiren noch die Grundmauern eines alten Heiligthums über einem aus mächtigen Quadern bestehenden Unterbau. Das Gebäude lag in Form eines länglichen Viereckes von Norden nach Süden und der oberste Absatz, der die Größe des Tempelhauses bezeichnet, ist etwa fünfzehn Fuß lang und halb so breit.*) Es war das der Tempel des Menelaos und der Helena, welche hier begraben waren und göttliche Ehren genossen. Der Oberbau ist ganz verschwunden und auch die noch vorhandenen Reste waren ganz von Erde bedeckt, bis sie im Jahre 1834 Roß bloß legen ließ. Damals und später hat man neben den Mauern eine Menge kleiner, roher Figürchen meist aus Blei, seltener aus Thon gefunden, die einst als Votivbilder geweiht worden waren. Etwas unterhalb dieser Ruine nach Südosten liegt eine kleine Kirche, an und bei der man verschiedene Architekturstücke sieht. Der Menelaostempel oder das Menelaïon gehörte zu dem Orte Therapne, der sich auf den etwas tiefern Absätzen des Berges daran anschloß und auch die Gräber der beiden Brüder der Helena, des Kastor und Polydeukes, in sich faßte. Die Höhe des Berges ist, namentlich in der Nähe der Kirche, mit einer Masse von Thonscherben bedeckt, wie man sie auf den Arealen aller alten griechischen Städte findet. Ohne Zweifel zogen sich die Wohnungen bis an den Fluß hinunter. Obwohl Therapne von dem späteren Sparta durch den Eurotas getrennt und niemals in die Mauern gezogen war, wird es doch öfter als in Sparta liegend bezeichnet, oder auch angegeben, daß Therapne der ältere Name von Sparta sei, und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier oben die alte Burg der pelopidischen Landesherren gelegen habe, daß hier Menelaos seinen Wohnsitz und seinen aus der Odyssee bekannten glänzenden Pallast gehabt habe. Es wäre also hier das homerische Sparta gewesen; die Lage paßt für eine alte Heroenburg vortrefflich,

---

*) Roß, in der Archäol. Zeitung, 1854, S. 218, giebt genauer 38 Fuß Länge und 88 Breite, womit meine Schrittmessung so vollständig als möglich übereinstimmt.

da der Platz schwer zugänglich ist und zugleich die ganze Ebene beherrscht. Nirgend hat man eine so vollständige Uebersicht des ganzen „hohlen Lakedämon" mit dem Blick auf den gerade gegenüberliegenden Taygetos. Im Alterthum war überdies dieser Berg noch mit Bäumen dicht bewachsen, während er jetzt im Gegensatz zu den Abhängen des Taygetos fast ganz kahl ist. In spätern Zeiten, als der Herrscherssitz in die Ebene hinab verlegt war, bildete Therapne eine Art von Vorstadt Spartas und der Berg bekam, seitdem feindliche Heere in das Eurotasthal eindrangen, eine gewisse militärische Bedeutung. Fast nirgend habe ich so zahlreiche Schwärme von wilden Tauben gesehen, wie hier oben; zu vielen Hunderten umflatterten sie die Felsen, auf denen das Menelaïon steht, und erinnerten mich an das „taubenumflatterte Messe" Homers, dessen Lage freilich schon dem spätern Alterthum unbekannt war.*)

Das Menelaïon und die Stadt Therapne führen uns also ohne Zweifel gegenüber dem dorischen Sparta in die achäische Vorzeit des Landes; es ist das aber nicht der einzige Punkt von Bedeutung aus jener Zeit. Etwa drei Viertelstunden stromabwärts von Sparta steht jetzt auf einem nicht hohen Hügel, auf der rechten Seite des Flusses, eine Kirche der H. Kyriaki (Ἁγία Κυριακή, der heilige Sonntag), und an seinem nördlichen Abhang ein kleines, gleichnamiges Dörfchen. Der Hügel gehört der Fortsetzung der Höhen von Sparta selbst an, welche ununterbrochen dem rechten Flußufer in größerer oder kleinerer Entfernung folgt und den höheren Theil der Ebene von der

*) Abgesehen von den Tauben, die sich anderswo auch finden und fanden und natürlich nicht als Argument geltend gemacht werden können, dürfte die Quelle Messeïs (Μεσσηΐς) für die Annahme, daß Messe hier gelegen, anzuführen sein. Pausan. III, 20, 1. Wenn daher nicht das homerische Sparta selbst auf und an dem Berg des Menelaïon war, was wahrscheinlich ist, aber doch noch einigen Zweifeln unterliegt, so könnte man auf den Gedanken kommen, Messe hier zu suchen und es für einen andern verschollenen Namen von Therapne zu nehmen, das Homer nicht nennt. Leake, Peloponnesiaca, S. 357, setzt es besonders wegen des Beiwortes πολυτρήρων an die Stelle von Misthra, in dessen Felsenlöchern auch Tauben in Menge nisten. Das Beiwort beweist jedenfalls, daß es auf einer felsigen Höhe lag.

Tieffläche unmittelbar am Eurotas scheidet, und zwar ist er einer von den wenigen in die Augen fallenden Punkten dieser Erhebung, wie die Hügel von Sparta gegen die Seite des Flusses steil abfallend, nach Westen aber ziemlich allmälig sich verlaufend. Die Höhe des Hügels bildet zwei kleine Flächen, östlich eine höhere von etwa sechzig bis siebzig Fuß Länge von Ost nach West und etwas geringerer Breite, und eine etwas niedrigere und größere, die sich nach Nordwesten an jene anschließt. Am äußersten, östlichen Rande der obern steht die Kirche auf alten Quadersubstructionen, und in ihren Mauern sieht man noch manche alte Architekturstücke. Der Rand der Höhe ist mit gewaltigen Werkstücken, die freilich kaum irgendwo über die Oberfläche hervorragen, ummauert,*) so daß die Reste einer alten, gänzlich zerstörten Burg sich nicht verkennen lassen, und mit Recht hat man hieher die uralte Stadt Amyklä gesetzt, den Mittelpunkt der achäischen Bevölkerung in der vordorischen Zeit, welche noch lange, nachdem die Dorier in Sparta sich festgesetzt hatten, sich ihnen gegenüber hielt und endlich bezwungen zum offenen Orte gemacht wurde und als solcher Jahrhunderte fortbestand. Auf dem Hügel lag die feste Burg mitten im Eurotasthale, um denselben breitete sich wohl die Unterstadt und später die offene Ortschaft Amyklä aus. — Zu Amyklä gehörte eines der berühmtesten Heiligthümer des Peloponneses, das des amykläischen Apollon, das auch nach der Eroberung der Stadt in hohem Ansehen blieb und von Seite der Spartaner ganz besondere Verehrung genoß auch reich an Kunstwerken verschiedener Art war; Apollon selbst war in alterthümlich steifer Weise in Gestalt einer kolossalen Säule dargestellt, aus welcher der Kopf, die Arme und Füße hervorragten. Als höchst merkwürdiges Kunstwerk wurde der dazu gehörige sogenannte Thron, von einem Künstler Bathykles gefertigt, bewundert, ein Werk, das weit über die Dimensionen eines Sessels, selbst eines kolossalen,

*) Es ist auffallend, daß Leake, der doch zuerst die Lage von Amyklä bei Hagia Kyriaki erkannt hat, die Ummauerung des Hügels nicht bemerkt zu haben scheint, da er in den Travels in the Morea I, S. 136, sagt: Nothing is now to be seen at Aia Kyriaki, but two imperfect inscriptions.

hinausgieng und vielmehr ein reicher Einfassungsbau des heiligen Bildes war, mit verschiedenen Werken der Sculptur geschmückt. Der Bildsäule des Gottes diente als Basis das Grab des Hyakinthos. Das Heiligthum lag ohne Zweifel nicht unmittelbar bei Amyklä, sondern wohl über eine halbe Stunde von dem Burghügel südwestlich, da wo heute ein kleines Dörfchen Sklavochori, das Slavendorf, noch an die einstige Anwesenheit der Slaven erinnert. Daß der Ort trotz der wenigen Häuser, die er jetzt zählt, einst bedeutend gewesen ist, sieht man aus den zahlreichen verfallenen Kirchen. Ich habe noch über ein halbes Dutzend bemerkt, frühere Reisende reden von einer noch größern Zahl. Fast alle enthalten Reste alter Gebäude, Säulenfragmente und ähnliche Stücke, besonders viele eine der heiligen Jungfrau geweihte. Inschriften und Reliefs sind hier gefunden worden und der Boden birgt noch an vielen Stellen bearbeitete Steine. Ich selbst kam zufällig dazu, wie bei dem kaum eine Viertelstunde von Sklavochori nach Osten gelegenen Oertchen Mahmud Bey eine Inschrift hervorgezogen wurde. Die Leute waren mit dem Bau einer kleinen Kirche der Paraskevi (Παρασκευή) beschäftigt, und um sich das Material zu verschaffen, gruben sie unmittelbar in der Nähe in den Boden, in dem sie in geringer Tiefe alte behauene Steine fanden. Einer davon trug eine kleine, wohlerhaltene Inschrift, die ich anderswo herausgegeben habe.*) Alles deutet darauf hin, daß diese Gegenstände nicht von andern Orten hieher verschleppt sind, sondern ursprünglich hier waren. Daher hatte sich längst bei den Leuten der Umgegend, die etwas vom Alterthum wußten, die Annahme gebildet, daß hier Amyklä gelegen habe. Allein für eine alte, feste Burg ist der Platz wenig geeignet und daher die Sache dahin zu modifiziren, daß die alte Stadt Amyklä selbst auf und an dem beschriebenen Hügel der H. Kyriaki lag, dagegen in der Nähe von Sklavochori das Heiligthum des Apollon mit den dazu gehörigen Gebäuden. Die Entfernung des Hauptheiligthums von der Stadt kann uns nicht auffallen, da es auch sonst oft

*) Epigraphische und Archäologische Beiträge, Nr. 32, S. 19.

genug vorkommt; das entsprechendste Beispiel haben wir oben an dem Heräon bei Mykenä gehabt, das auch darin eine vollkommene Analogie giebt, daß es zuerst als ein achäisches Heiligthum zu Mykenä gehörig, später nichts desto weniger der Haupttempel des dorischen Argos wurde.

Nicht unterrichtet sind wir über das Verhältniß des alten Amyklä in der vordorischen Zeit zu Therapne oder dem Herrschersitz der Pelopiden. Man hat wohl geglaubt, bis zum Einbruch der Dorier sei Amyklä die eigentliche Hauptstadt gewesen, was aber mit unserer obigen Annahme im Widerspruch wäre. Ich denke, die Sache verhielt sich ähnlich, wie in Argolis, wo neben der Stadt Argos Mykenä sich erhob und jenes überflügelnd, der Herrschersitz der Pelopiden wurde. So mag auch hier Amyklä die Hauptstadt gewesen sein, bis die Pelopiden sich auf dem Berg von Therapne ihre Residenz bauten.

Etwa eine halbe Stunde weiter südlich, als der Hügel der H. Kyriaki, erheben sich aus dem Höhenzug über dem rechten Flußufer noch zwei kleine Spitzen. Auf der nördlichern, oberhalb des zerstörten Dörfchens Vaphio, finden sich die Ueberreste eines den mykenäischen ganz ähnlichen Kuppelgebäudes, das ich bereits oben, Seite 312, erwähnt habe. Es ist von oben eröffnet und das Mauerwerk großentheils abgetragen, aber an dem untern, verschütteten Theil läßt sich noch deutlich die Construction an dem erhaltenen Deckstein der Thüre erkennen. Wie in Mykenä, war diese an der Ostseite angebracht. Man hat den Hügel, dessen Spitze als Tumulus über dem Rundbau aufgeschüttet gewesen zu sein scheint, in seiner jetzigen Gestalt treffend dem Kegel eines Vulcans verglichen, dessen Krater durch den von den Ausgrabern oben gemachten Bruch dargestellt werde.*)

Von diesem Hügel ist der zweite südlichere, der von Marmalia genannt, durch eine Einsenkung getrennt. Er bietet, wie jener, die Gestalt eines regelmäßigen Tumulus dar, ist aber oben nicht geöffnet oder eingestürzt, sondern ganz mit Erde bedeckt, so daß er vielleicht

*) Will. Mure im Rhein. Museum, 1839, S. 247.

ein ähnliches, noch erhaltenes Gebäude in sich schließt, das der genauern Untersuchung wohl werth wäre. Andere Mauerreste habe ich in der Nähe dieser beiden Hügel nicht bemerkt, und so viel ich weiß auch andere Reisende nicht. Ob daher die altachäische Stadt Pharis in der Nähe gelegen habe, lasse ich dahingestellt; die Lage paßt wohl zu Pausanias Angaben; ich halte es aber auch für gar nicht unmöglich, daß die Rundbauten zu Amyklä gehörten, von dessen Burg sie nicht weiter entfernt sind, als das Apolloheiligthum, vorausgesetzt, daß dieses richtig in Sklavochori angesetzt wird. Unbedingt aber halte ich dafür, daß es Gräber gewesen seien und nicht Schatzhäuser oder Vorrathskammern, wofür die Lage durchaus nicht paßt. Für Fürstengräber läßt sich kaum ein angemessenerer Platz denken, als auf diesen beiden Hügeln, wo sie weithin sichtbar waren, wie die großen Tumuli der troischen Ebene; für Schatzkammern wäre die Spitze der Hügel selbst dann kaum gewählt worden, wenn diese von Mauern umgeben gewesen wären, wovon doch keine Spur da ist.*)

Haben wir in Therapne, Amyklä und den Rundbauten bei Vaphio und Marmalia die Spuren uralter Cultur kennen gelernt, deren sich die Eurotasebene schon vor der dorischen Einwanderung erfreute, so tritt uns dagegen auf den Felsen der ersten Taygetoshöhen die mittelalterliche, fränkisch-byzantinische Zeit entgegen. Die erste Stufe des Taygetos steigt unmittelbar aus der Ebene in kühnen Felsen empor, von zahlreichen Schluchten durchbrochen, aus denen sich die Bäche des Gebirges hervordrängen. Eine Stunde westlich von Sparta

*) Am allerwenigsten kann ich mit Curtius, Peloponnes., S. 319, Anm. 46, annehmen, daß noch zur Zeit des zweiten messenischen Kriegs diese Gebäude als „Schatzkammern oder Kornspeicher" benutzt worden seien und darum Aristomenes hieher einen Streifzug gemacht habe. Auf Kornspeicher hätte doch wohl der kühne Held einen so weiten Zug nicht gerichtet, da er das Korn nicht nach Eira schleppen konnte; Schatzkammern hatten die Spartaner damals schwerlich und hätten sie, falls sie welche gehabt, nicht ins freie Feld bei einer offenen Periökenstadt gelegt, was damals das an die Stelle von Pharis getretene Pharä war. Für die Vermuthung, daß bei Strabo, S. 364 C, *Φαραίῳ δε ταμιείῳ* zu lesen sei, kann ich daher wenigstens in diesen Gebäuden keinerlei Stütze sehen.

thront auf einem der Gipfel die von Wilhelm von Villeharbouin in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaute Festung von Misthra in ihren malerischen Ruinen, und darunter zieht sich mit zahlreichen, meist verfallenen Kirchen und Klöstern, am Abhange des Berges in weiter Ausdehnung die Stadt herab, die, früher viel ansehnlicher, jetzt selbst halb Ruine ist. Nachdem Misthra Jahrhunderte lang der Hauptort der Eurotasebene gewesen und sich zu einer blühenden Stadt erhoben hatte, begann sein Verfall mit dem Aufstand des Jahres 1770, und nachdem es sich von dessen Folgen wieder einigermaßen erholt hatte, brachte ihm der Befreiungskrieg neue Leiden und die Anlage des neuen Sparta (1834) gab ihm den letzten Stoß. Damals soll der größere Theil der Bewohner die Verlegung der Stadt selbst gewünscht haben und man behauptet, das am Bergabhang gelegene Misthra sei ungesunder, als Sparta. Später konnten sich aber doch viele nicht entschließen, die alten Wohnsitze zu verlassen und in die Ebene überzusiedeln, und so wächst Sparta, das der Sitz der Behörden ist, nur sehr langsam, — es hat nicht viel über tausend Einwohner — und Misthra verfällt von Tag zu Tag mehr. Die ganze Gründung Neuspartas war etwas Verfehltes, wie so viele Versuche, alte Namen und Orte wieder ins Leben zu rufen. Die Vergangenheit zu ehren, ist schön und vorzugsweise wo eine so große da ist, wie in Griechenland, aber auch die Gegenwart hat ihre Rechte und es ist eine Verkehrtheit, Bestehendes zu zerstören, um ohne Sicherheit des Erfolges Dahingegangenes wieder herzustellen. Für den Reisenden wird aber Misthra trotz seines Verfalles durch seine Lage einer der reizendsten Orte bleiben, die er nicht nur in Griechenland, sondern überhaupt finden kann, und die Aussicht von der Höhe des Castells einerseits über die ganze Ebene, andrerseits auf die Schneegipfel des Taygetos und die unter ihnen sich ausbreitenden fruchtbaren Flächen und bewaldeten Abhänge der ersten Gebirgsstufe, entbehrt nur den Blick auf das Meer, um keiner andern nachzustehen. Auch die ganze Umgebung ist von unbeschreiblicher Schönheit. Schon der Weg von Neusparta über das zwischen Fruchtbäumen aller Art zerstreute Dorf Magula durch die

von frischen Bächen bewässerte Ebene, wo die herabhängenden Aeste der Oel- und Feigenbäume einem oft buchstäblich den Durchgang versperren und man beim Reiten sich in Acht nehmen muß, nicht mit dem Kopf in den Zweigen hängen zu bleiben, ist köstlich, aber man vergißt ihn fast, wenn man dann von Misthra über Parori und Hagiannis am Fuß des Gebirges nach Sklavochori reitet. Auf dieser Strecke drängen sich alle Schönheiten des Eurotasthales zusammen: wilde Großartigkeit mit der üppigen Lieblichkeit einer reichen südlichen Vegetation. Bei Parori, das dicht vor Misthra liegt und früher als eine Vorstadt dazu gehörte, öffnet sich eine dunkle, tiefe Felsenkluft, aus der ein Bach hervorbranst. Sie wird als der Käadas gezeigt, die Schlucht, in welche einst die Spartaner Kriegsgefangene und später noch Verbrecher zu stürzen pflegten, und jedenfalls ist dieser sowohl, als die Apothetä, wo schwächliche Kinder ausgesetzt wurden, in einer der Taygetosschluchten dieser Gegend zu suchen, von denen kaum eine andere so schauerlich erscheint, als eben die von Parori. Neben der Schlucht aber, dicht über dem Dorfe, ist ein wunderlieblicher Platz. Ein türkischer Brunnen spendet reichliches Wasser, das unter allerlei Schlingpflanzen in ein geräumiges Becken herabträufelt,*) und davor stehen einige prächtige Platanen. Ich glaube mit Ausnahme von Lipso im nördlichen Euböa und Bujukdere am Bosporus kaum anderswo diesen Baum in solcher Größe gesehen zu haben. An diesem Plätzchen, wo auch eine Kaffeeschenke zum Verweilen einladet, habe ich, wenn irgendwo, bedauert, allein zu sein.

Weiterhin zieht sich nach dem zwischen Orangen-, Citronen-, Feigen- und Oelbäumen versteckten Dorfe Hagiannis der Weg durch Wald und Gebüsch, wo mit Fruchtbäumen hohe Eichen, Ulmen und Platanen abwechseln. Dazwischen steigen wie Pfeile einzelne dunkle Cypressen empor; zahlreiche Judasbäume (Cercis Siliquastrum) standen eben in voller Blüthe und bildeten mit ihrem Rosenroth einen

*) Ueber eine daselbst eingemauerte Inschrift vergl. meine Epigraph. und Archäolog. Beiträge, Nr 35, S. 22 ff.

freundlichen Contrast zu den verschiedenen Nüançen des Grüns, während die an jedem Wasser stehenden, baumhohen Oleander ihre Knospen noch nicht geöffnet hatten. Bis in die höchsten Wipfel ranken wilde Reben hinauf und zahlreiche andere Schlingpflanzen, Ephen, Smilax, Klematis verbinden oft Bäume und Sträuche zu einem undurchdringlichen Dickicht. Keine ändere Gegend Griechenlands übertrifft an Reichthum der Vegetation diesen Strich, den zu besuchen Keiner versäumen sollte, der einmal den Fuß auf griechischen Boden gesetzt hat; und doch geschieht es so häufig, daß die Reisenden, zufrieden den Boden von Sparta betreten zu haben, unmittelbar von dort wieder umkehren und dann, von den Eindrücken der arkadischen Hochebene von Tripolitza, von Argolis und der Umgebung Athens erfüllt, darüber klagen, daß es in Griechenland nirgend Bäume gebe.

Die Gebirgshöhen des Taygetos oberhalb der ersten Felsenstufe, an der Misthra liegt, zeichnen sich von den meisten andern Berggegenden Griechenlands durch reiche Triften und Wälder aus. Näheres darüber kann ich aus eigener Anschauung nicht berichten, da ich leider nicht über Misthra hinausgekommen bin. Die Absicht, den Taygetos selbst zu besteigen, gab ich auf, weil man mir allgemein sagte, wegen der großen Schneemassen, die ihn noch bedeckten, sei es nicht thunlich, und bei der Beschaffenheit der griechischen Gebirgspfade auch ohne Schnee, konnte ich dieser Behauptung den Glauben nicht versagen. Als ich später mehrmals, namentlich auf dem Parnaß, sah, welche fast lächerliche Scheu die Griechen davor haben, über Schnee zu gehen, bedauerte ich, wenigstens den Versuch nicht gemacht zu haben.

Der Boden Spartas und der Umgegend ist eine verhältnißmäßig reiche Fundgrube von Inschriften, die freilich großentheils einer späten Zeit angehören, aber doch mancherlei Licht auf die Zustände des Landes werfen. In früherer Zeit scheint, wie es mit dem ganzen spartanischen Wesen zusammenhängt, nicht viel auf Stein geschrieben worden zu sein, man begnügte sich zu handeln; je mehr die Gelegenheit dazu schwand, desto mehr suchte man seinen Namen wenigstens durch irgend eine Inschrift der Nachwelt zu überliefern; daher die

zahlreichen Magistratenverzeichnisse und Ehreninschriften. Weniger bedeutend ist, was sich bis jetzt an Kunstwerken gefunden hat, ebenfalls meist aus einer spätern Zeit. Einiges ist von dort nach England gebracht worden. Ich habe außer mehreren Reliefs, wovon eines einen Amazonenkampf, ein anderes die Dioskuren mit ihren Pferden zu beiden Seiten einer karyatidenartigen steifen Gestalt darstellt, einen guten, bärtigen Kopf an einem Hause eingemauert gesehen, der mich an einen indischen Bakchos erinnerte, und an einem andern Hause eine lebensgroße Statue aus späterer Zeit, die vielleicht einen Paris oder Attis darstellt, wie die phrygische Mütze vermuthen läßt. An der Kirche der Panagia von Sklavochori ist unter andern ein Relief mit einem Stierkopf und Blumenkränzen.*) Auch eine schöne Gemme mit einem Apollokopfe ist mir gezeigt worden und ein goldener Ring mit einem anderen bekränzten Kopfe. Uebrigens ist Sparta, obgleich es gerade in der Blüthezeit der griechischen Kunst dieser gegenüber eine ziemlich negative Stellung einnahm, doch gewiß später an Kunstwerken nicht arm gewesen, wenn auch nicht so reich, als einige andere Städte. Pausanias führt eine bedeutende Anzahl an und mögen auch manche davon einer frühen, noch wenig entwickelten Periode angehört und mehr durch Alter als Schönheit Interesse geboten haben, so sind auf der anderen Seite in der Zeit, wo Reichthum und Luxus überhand genommen hatten, gewiß von Privatleuten viele Werke angeschafft worden. Nach der Eroberung von Megalopolis brachte Kleomenes die Bildsäulen und Gemälde der Stadt nach Sparta. Auf zahlreiche Ehrenbildsäulen in späterer Zeit weisen die Inschriften, die uns unter Anderm zeigen, daß dem Kaiser Hadrian eine Reihe von Statuen gesetzt war.

So stellt sich also jetzt das mittlere Eurotasthal, das „hohle La-

*) Vergl. meine Epigraphischen und Archäologischen Beiträge, S. 13 — 18, wo ich meine Bemerkungen über spartanische Inschriften und einige archäologische Notizen zusammengestellt habe, und Bursian in Gerhards Archäol. Anzeiger, 1854, S. 1178, der aus Sparta selbst einen ganz ähnlichen Stierkopf anführt, wie ich in Sklavochori sah

kedämon" mit seinen Ueberresten früherer und späterer Zeit dar. Sie sind spärlich im Verhältniß zu der ruhmvollen Geschichte des Landes und doch spiegelt diese sich an wenigen Orten so klar und deutlich in der Gegend ab, wie hier. Das abgeschlossene, fruchtbare Thal, in dem sich viele Jahrhunderte eine kleine, aber concentrirte, kräftige Bürgerschaft in stolzer Unabhängigkeit hielt, die niedrigen Hügel, auf denen, keiner andern Mauer bedürftig als der lebendigen ihrer Bürger, die Stadt oder vielmehr das weite Dorf sich behaglich ausdehnte, der rasch fließende Eurotas, dessen kühles Bad die spartanische Jugend den warmen Bädern auch in spätern Zeiten noch vorzog, und die Flächen an seinen Ufern, wo sie sich zu gymnastischen Uebungen oder Kriegsspielen versammelte, die Heiligthümer von Therapne und Amyklä, wohin die herrlichen Processionen kräftiger Jünglinge und Jungfrauen zogen, um mit Gesängen und Chorreigen die Götter zu ehren, die prächtigen, waldigen Höhen des Taygetos, die zu dem Lieblingsvergnügen der Spartaner, der Jagd, einluden, deren wilde Schluchten aber auch Zeugen spartanischer Härte und Grausamkeit waren: dies Alles vergegenwärtigt uns aufs lebendigste die Zeiten, wo Sparta zwar nicht durch die Zahl seiner Bürger, wohl aber durch strenge Zucht und Ordnung der erste hellenische Staat war und durch seine besonnene, mehr auf die eigene Ruhe und Sicherheit, als auf Eroberung oder Unterdrückung Anderer berechnete Politik einen über den unmittelbaren Bereich seiner Waffen hinausreichenden Einfluß übte. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz denken, als zwischen dem durch die Natur auf beschränkte, selbstgenügliche Abgeschlossenheit hingewiesenen Lakedämon und dem durch seine weit vorspringende Küste, durch seine gegen die See geöffneten Thäler und zahlreichen Häfen zum Verkehr mit der Fremde lockenden Attika.

Aber die Natur allein hat Sparta nicht zu dem gemacht, was es geworden ist, sie hat nur die günstigen äußern Bedingungen dazu gegeben, unter denen sich sein kunstreicher Staatsorganismus entwickeln konnte. Die lykurgische Gesetzgebung ist eine der bewunderungswerthesten Erscheinungen der ganzen Geschichte. Denn den Lykurg werden wir

als den eigentlichen Schöpfer der spartanischen Verfassung betrachten müssen, wenn auch manche Einrichtungen, die an seinen Namen geknüpft werden, theils früheren, theils späteren Ursprunges waren. Weit entfernt, darin einen Grund gegen seine persönliche gesetzgeberische Thätigkeit zu finden, erblicke ich gerade umgekehrt darin den Beweis dafür, daß wegen seiner hervorragenden Leistungen die ganze Staatsordnung als sein Werk betrachtet wurde und was sonst im Laufe der Zeit Bestand erhielt, deshalb auch lykurgisch genannt ward. Es ist gewiß einer der größten Irrthümer gewesen, in Lykurg nur eine mythische Personification zu sehen. Man kann über die letzten Zwecke der lykurgischen Gesetzgebung verschieden urtheilen, und sie verfehlt und ungerecht nennen; über die geniale Meisterschaft der Mittel, wodurch der Zweck erstrebt und erreicht wurde, kann kein Zweifel sein. Ein wenig zahlreicher, fremder Volksstamm hatte sich mit den Waffen in der Hand seine Wohnsitze in einem Lande erkämpft, dessen Bewohner ihm an Zahl und Bildung weit überlegen waren, ja wohl selbst an Tapferkeit und Kriegskunst gleich standen. Mehrere Generationen waren im Kampfe mit ihnen vergangen, Zwietracht unter den Eroberern selbst ausgebrochen und der Bestand der dorischen Herrschaft ernstlich bedroht. Da trat Lykurg auf. Er hat mit möglichstem Anschlusse an die bestehenden Verhältnisse innerhalb des herrschenden Stammes die verschiedenen Staatsgewalten gegenseitig in ihren Rechten und Befugnissen so abgegränzt, daß Uebergriffen vorgebeugt, gewaltsame Umwälzungen verhütet wurden, hat durch die Erziehung der Jugend, die Regelung des ganzen Privatlebens und möglichste Gleichheit des Besitzes den Bürgern das Bewußtsein eingeflößt, gleichsam nur Mitglieder einer großen Familie zu sein, bestimmt als Herrn des ganzen Landes über die übrigen Bewohner zu herrschen. Er hat zugleich das Verhältniß dieser Unterthanen in der doppelten Abstufung der Periöken und Heloten so geordnet, daß ihnen die ganze materielle Thätigkeit, der Landbau, die Gewerbe, der Handel, ja selbst die Kunstübung zufielen, während die Herren, denen die Heloten ihre Ländereien bestellten, durch keinerlei besondere Berufsgeschäfte in Anspruch ge=

nommen, ihren ganzen Beruf in der Thätigkeit für das Gemeinwesen und der körperlichen und geistigen Ausbildung zu tüchtigen Gliedern desselben suchen sollten. Es war ein kunstreicher und doch einfacher, fester Bau, der alles Einzelne, Individuelle dem Ganzen, Allgemeinen nicht nur unterordnete, sondern aufopferte, in ihm ganz aufgehen ließ, der zugleich wesentlich auf der bleibenden Unterthanenschaft oder Leibeigenschaft des größern Theils der Landesangehörigen beruhte und zu wahrhaften Bürgern nur die eigentlichen Spartaner, die dorischen Eroberer erhob. Unsern heutigen Ansichten widerspricht das, es widersprach, wenigstens zum Theil, selbst denen der späteren Griechen, nicht aber denen der lykurgischen Zeit. Daß der Eroberer eines Landes unbedingt Herr nicht nur des Landes, sondern auch der Leute sei, war die allgemeine Ansicht des Alterthums; sie auszurotten oder zu vertreiben war etwas Gewöhnliches und erst allmälig erhob sich die griechische Volksanschauung zu dem Standpunkte, daß gegen griechische Stammesgenossen ein solches Verfahren unstatthaft sei; gegen Barbaren beanstandete es auch dannzumal Niemand. Die Unterworfenen in das Verhältniß von Unterthanen und selbst Leibeigenen zu bringen, hatte also in den Zeiten der Gründung des spartanischen Staates durchaus nichts Auffallendes oder Tadelnswerthes, und Analogien finden wir genug. In Sparta war das Außerordentliche nur das, daß es gelang, dieses Verhältniß dergestalt zu organisiren und festzustellen, daß es Jahrhunderte lang unverändert blieb und weit entfernt, den Staat zu schwächen, ihm vielmehr die größte Kraftentfaltung gestattete und ihn zum mächtigsten in Griechenland machte. Das ist Lykurgs Werk gewesen. Keiner andern griechischen Landschaft von verschieden abgestufter Bevölkerung ist es gelungen, sich zu solcher politischen Einheit zu entwickeln. Uebrigens war allerdings der Zustand der leibeigenen Heloten ein harter, aber vergessen darf man nicht, daß dafür die andern Griechen, selbst die demokratischen Athener, ihre Tausende von Sclaven hatten; der Zustand der Periöken dagegen, die in ihren Städten ziemlich frei lebten, war nicht nur ein ganz erträglicher, sondern abgesehen vom Ausschlusse von der Regierungsge-

walt, den doch in der Regel nur Wenige fühlen, ein sehr milder, bei dem der Einzelne sich nicht nur wohlbefinden, sondern sogar für den Gesammtstaat, dem er angehörte, eine wirkliche Anhänglichkeit haben konnte. Man kann ihre Stellung etwa derjenigen der Municipalstädte des alten Cantons Bern, der Städte der Terra ferma von Venedig oder anderer ähnlicher Gemeinden unter der Herrschaft von regierenden Bürgerschaften vergleichen.

Für die Zeit ihrer Entstehung war die lykurgische Gesetzgebung eben so weise als großartig, und selbst gegen die Hauptschwäche aller Zustände, wo eine privilegirte Minderheit über eine weniger berechtigte Mehrheit herrscht, scheint sie nicht ohne Mittel gewesen zu sein. Bekanntlich schmilzt jede so abgeschlossene, regierende Classe regelmäßig zusammen, wenn sie sich nicht durch frische Elemente unablässig ergänzt und verjüngt; das muß die spartanische Verfassung in der älteren Zeit ermöglicht haben; denn die regierende Bürgerschaft war einige Jahrhunderte nach Lykurg zahlreicher, als zu seiner Zeit; es müssen also Bürgeraufnahmen stattgefunden haben. Erst später hörte das auf und nun nahm die Zahl der Spartaner erst langsam, dann reißend schnell ab.

Aber in einer Hinsicht hatte der Gesetzgeber das Wesen des menschlichen Geistes verkannt; er dachte an keine Veränderungen der Bedürfnisse; die Form des Staates, die er einmal aufgestellt hatte, sollte unverändert bestehen; darauf war der ganze Organismus berechnet und mit solcher Kunst berechnet, daß jene Form in der That durch viele Jahrhunderte fast unverändert fortbestand, zuletzt freilich eben nur als Form fortbestand, als der Geist längst entwichen war. Es war das ein Irrthum, aber ein großartiger, edler Irrthum, den wir mehr oder weniger bei manchen griechischen Staatsphilosophen wiederfinden, sofern sie eine ideelle Staatsform als die beste aufstellten. Der Gesetzgeber geht dabei von der Annahme aus, daß, was er einmal angeordnet, das absolut Beste sei, und eine solche Annahme setzt eine gewaltige Ueberzeugung, sie setzt den Glauben voraus, aus dem allein alles Große entspringt. Für das als das unbedingt Beste

erkannte setzt man Alles ein, nicht für das, was man nur als gleichberechtigt mit Anderem ansieht und daher auch mit Ruhe für ein Anderes hingiebt. Es ist das im Staate, wie in der Religion der Fall, und daher die größte Energie immer und überall mit einer gewissen Einseitigkeit verbunden. Die spartanische, vom delphischen Gotte gutgeheißene Gesetzgebung galt für eine göttliche Einrichtung und sollte als solche unveränderlich fortbestehen. Aber die Geschichte widerspricht solcher Annahme und so mußte auch die spartanische Verfassung die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Einrichtung bezeugen.

So lange wesentlich die einfachen, beschränkten Verhältnisse der hellenischen Staaten fortdauerten, unter denen die Verfassung geschaffen war, blieb Sparta im Innern glücklich und blühend, nach außen geehrt und mächtig, der erste Staat in Griechenland, fast mehr noch durch den moralischen Einfluß seiner Zucht und Ordnung, als durch die Trefflichkeit seines damit zusammenhängenden Heerwesens und die Tapferkeit seiner Bürger. Mäßigung und kluge Besonnenheit zeichneten seine äußere Politik aus, die mehr darauf berechnet war, keine seinem eigenen Bestande gefährlichen Zustände aufkommen zu lassen, als andere Staaten zu unterdrücken. Es stand damals nicht nur durch Waffengewalt an der Spitze von Hellas, sondern seine Stellung ward von den meisten andern Staaten gern anerkannt. Aber sowie der Gang der Ereignisse es in größere Verhältnisse hineinriß, wie der hellenische Geist neue Bahnen einschlug, zeigten sich seine Einrichtungen als ungenügend. Der Perserkrieg bildet den Wendepunkt, wenn es schon noch über ein Jahrhundert lang äußerlich groß, ja eine Zeitlang scheinbar viel größer, als früher dastand. Den gewaltigen geistigen Aufschwung, den Athen vertrat, verstand es nicht, verstimmt und verneinend gieng es ihm aus dem Wege und vermochte auch nach dem vollständigen, aber nicht mehr allein mit eigenen Kräften über Athen errungenen Siege seine Einrichtungen nicht den veränderten Verhältnissen anzupassen. Erst jetzt stehen die Spartaner zu der höhern geistigen Bildung des hellenischen Volkes in einem Gegensatze; bis zu

den Perserkriegen waren sie mit derselben einig gegangen; erst auf diese spätere Zeit passen die harten Vorwürfe, die Aristoteles ihrem Staatszwecke und ihrer Erziehung macht, daß sie nur auf Herrschaft es absähen und roh machten. Der innere Verfall, der immer größere Gegensatz zwischen Form und Wesen blieb aber noch geraume Zeit durch den äußeren Glanz, durch das immer noch treffliche Heerwesen und die freilich wiederholt auf sehr gewaltthätige Art erhaltene Ordnung im Innern verdeckt, bis des Epaminondas Siege auch die äußere Macht niederwarfen und durch die Losreißung von Messenien dem ganzen Besitzstand eine schwere Wunde beibrachten und die innere Fäulniß bloßlegten. Von jetzt an geht der Verfall reißend vorwärts, der sich hauptsächlich in der furchtbaren Vermögensungleichheit und in der unerträglichen Tyrannei der Ephoren äußert. Es ist kein Zweifel, daß der Zustand dieses entarteten Sparta ärger und trostloser war, als der irgend eines andern der bedeutendern Staaten von Griechenland. Wie des Kleomenes Versuch einer Reform am Ende scheiterte, haben wir oben gesehen, und mit seinem Sturze endigt im Grunde die spartanische Geschichte; die folgenden Zeiten können kaum mehr in Betracht kommen; doch blieben mit einigen Unterbrechungen die lykurgischen Einrichtungen, abgesehen davon, daß es keine Könige mehr gab und einige Modificationen in den Beamtungen eintraten, der äußern Form nach noch lange in Kraft; die gemeinsamen Mahlzeiten werden in der römischen Kaiserzeit erwähnt und die bekannte Geißelung der Knaben an dem Altar der Artemis, die freilich ursprünglich eine religiöse Bedeutung hatte, dauerte sehr lange fort. Es ist aber darauf wenig Bedeutung zu legen, da ja auch die Einrichtungen von Athen, dem man den Vorwurf der Stabilität nicht machen kann, nach dem Verlust seiner wahren Freiheit sich noch viele Jahrhunderte durch mit kleinen Veränderungen erhielten.

Bedenken wir nun, daß von Lykurg bis zu den Perserkriegen, also nach der gewöhnlichen Chronologie ungefähr vierhundert Jahre lang, der Zustand von Sparta ein wahrhaft blühender war, die Spartaner damals in jeder Beziehung den ersten unter den Hellenen we=

nigstens gleich standen, an männlich-sittlichem Gehalte wohl die meisten übertrafen, so ist es ungerecht, zu behaupten, Lykurg habe nur den einseitigen Zweck gehabt, die Bürger zur Herrschaft und zur Bekämpfung der Gegner zu bilden, sofern man nicht unter der Tüchtigkeit zum Herrschen eben die höchste menschliche Tüchtigkeit versteht, wie ja die griechischen Philosophen sie oft und mit Recht bestimmen. Lykurg wollte seine Bürger zu dem bilden, was er und was seine Zeit als das Höchste ansah und dadurch allerdings sie auch zur Herrschaft befähigen, sie sollten dadurch ihren Beruf zur Herrschaft zeigen, daß sie geistig und körperlich die tüchtigsten wären; das hat er, so weit menschlicher Unvollkommenheit es überhaupt möglich ist, für seine Zeit und für die nächsten Jahrhunderte erreicht. Wenn in späteren Zeiten ein Widerspruch zwischen diesem Ziele und der fortgeschrittenen Entwicklung des hellenischen Geistes eintrat, und die spartanische Gesetzgebung den neuen Bedürfnissen nicht gerecht zu werden verstand, so lag allerdings ein Hauptgrund in der von vorne herein auf möglichste Unveränderlichkeit berechneten Organisation; doch darf man wohl billig fragen, ob es nicht, unbeschadet dem ursprünglichen Geiste der lykurgischen Verfassung, möglich gewesen wäre, wohlthätige Modificationen einzuführen, so gut als es möglich war, schädliche und dem Geist des Gesetzgebers widersprechende Neuerungen eintreten zu lassen, wie das wirklich geschehen ist. Die Tyrannei der Ephoren und die durch besondere Verordnungen beschleunigte Anhäufung des Grundeigenthums in wenigen Händen waren nicht Consequenzen der lykurgischen Verfassung, sondern Abweichungen, und darum kündigten sich auch die Reformen des Agis und Kleomenes nicht als Neuerungen an, sondern als Wiederherstellungen der legitimen lykurgischen Ordnung. Merkwürdig bleibt übrigens, wie bei allem Verfalle, selbst als von dorischem Geblüte fast nichts mehr übrig war, Kriegsmuth und Tapferkeit die Spartaner fortwährend auszeichneten; denn die Befestigung der Stadt als Beweis für das Gegentheil anzuführen, ist durchaus irrig. Von dem Augenblicke an, wo der alte Zauber der Unüberwindlichkeit gelöst und der Weg ins lakonische Land gezeigt war und

von weit überlegenen Heeresmassen betreten wurde, war sie zur Nothwendigkeit geworden.

Endlich aber ist ein Vorzug des spartanischen Lebens, der, wie die ganze Erziehung, mit der lykurgischen Gesetzgebung aufs engste zusammenhängt, die Stellung der Frauen, die hier eine höhere, edlere war, als in den meisten andern griechischen Staaten, namentlich als in Athen. Es war im Ganzen bei den Doriern die Frau höher gestellt, als bei den auch in dieser Hinsicht dem Orient näher stehenden Joniern, nirgend aber war ihre Würde so anerkannt, wie in Sparta und nirgend finden wir daher auch so edle weibliche Charaktere, wie sie hier selbst noch in den spätesten Zeiten auftreten. Der Tadel der lakonischen Frauenherrschaft bei Aristoteles mag zum Theil auf Rechnung der späteren verdorbenen Zeiten kommen, beruht aber auch darauf, daß den übrigen Griechen diese höhere Stellung fremdartig und unverständlich war.

Man hat oft der lykurgischen Verfassung die des Solon so gegenübergestellt, daß man gesagt hat, die letztere habe die Vereinigung menschlicher und bürgerlicher Tugend in höherem Grade möglich gemacht, als das in irgend einem andern griechischen Staate möglich gewesen sei, während man in Sparta ein trefflicher Bürger habe sein können und doch von wahrhaft menschlicher Trefflichkeit weit entfernt.*) Es ist das im Ganzen richtig, wiewohl es nicht schwer ist, selbst in Athen Beispiele aufzuweisen, wo die allgemein menschliche Tugend in Conflict mit der speciell bürgerlichen gekommen ist. Die solonische Gesetzgebung war von allen Gesetzgebungen des Alterthums unbedingt am meisten vom Geiste wahrer Humanität durchdrungen, Athen der humanste aller antiken Staaten. Aber billiger Weise dürfen wir auch die verschiedenen Verhältnisse nicht übersehen. Sparta war ein auf Eroberung gegründeter Staat, wo die Verschiedenheit der Bevölkerung nicht durch den Gesetzgeber gemacht, sondern von ihm vorgefunden wurde; die solonischen Einrichtungen wären hier eine Unmöglichkeit ge-

*) Zum Beispiel zuletzt Schömann, Griechische Alterth. I, S. 337.

wesen; in Athen dagegen fand Solon eine zwar durch besondere Interessen zerrissene, aber doch im Ganzen gleichartige Bevölkerung, in der nicht verschiedene Theile sich als Sieger und Besiegte von fremdartiger Abstammung gegenüberstanden. Die verschiedenen Verhältnisse bedingten die verschiedenen Verfassungen und daneben ist auch die solonische fast drei Jahrhunderte jünger als die lykurgische, also in einer Zeit entstanden, wo die Rechtsbegriffe und Lebensanschauungen im Allgemeinen sich gemildert, der ganze Geist des Volkes sich außerordentlich entwickelt hatte. Wenn wir also auch der solonischen Gesetzgebung in Hinsicht auf Humanität den Vorzug unbedingt einräumen müssen, so widerspricht das nicht der Behauptung, daß Lykurg bei seiner Gesetzgebung die höchste menschliche Tugend im Auge gehabt habe. Auf jeden Fall aber beweist der Umstand, daß von den drei gleichzeitig entstandenen großen dorischen Staaten des Peloponneses Sparta allein es zu einer glänzenden, großartigen Entwicklung brachte, die Trefflichkeit seiner Organisation. Man muß daher die lykurgische und die solonische Gesetzgebung als zwei je in ihrer Art ausgezeichnete Meisterwerke betrachten, von denen allerdings die letztere einen großen Fortschritt beurkundet und allgemein menschlicher Entwicklung einen weit freieren Spielraum eröffnete, die erstere aber für ihre Zeit und die specielle Lage der Dinge nicht weniger vollendet war. Es sind die Höhenpunkte zweier verschiedener Entwicklungsstufen des hellenischen Geistes. Gerade das aber, was anfangs der Hauptvorzug der spartanischen Verfassung, später ihre Schattenseite und Schwäche war, die feste, äußeren Einflüssen unzugängliche Abgeschlossenheit, findet mit einen Erklärungsgrund in der Lage Spartas und der Naturbeschaffenheit ganz Lakoniens. Man begreift, wie gerade hier ein solcher kunstreicher und kräftiger Organismus gedeihen und Jahrhunderte lang fast unverändert bestehen konnte, wie sich ja in den lakonischen Bergen später das Heidenthum am längsten erhalten hat.

Das untere Eurotasthal und die außerhalb des Eurotasgebietes gelegenen Theile von Lakonien habe ich nicht besucht. In dem südwestlichen Theile des Landes hat sich bekanntlich lange Zeiten hindurch

in wilder Unabhängigkeit der Stamm der Maniaten oder Mainoten gehalten, die auch der Regierung des Königreiches anfangs noch Mancherlei zu schaffen gaben, jetzt aber sich der gesetzlichen Ordnung gefügt haben; an der Ostküste erkennt man in dem kleinen Stamme der Tzakonen, die einen ganz eigenthümlichen Dialekt sprechen, noch Nachkommen der alten Lakonen.

In Sparta hatte ich in dem Hause des Friedensrichters Phengaras eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Ungewöhnlich für Griechenland, wo die Bedienung sonst fast immer männlich ist, war mir hier, daß ein Dienstmädchen uns aufwartete. Das wäre nun freilich gewesen, was bei uns Landessitte ist und ich hätte es kaum beachtet, wenn nicht zu den Pflichten des Aufwärters in Griechenland, wie im ganzen Orient, bekanntlich auch das Anzünden der Pfeife gehörte, die immer brennend überreicht wird, und das versah hier das Mädchen mit vollkommener Virtuosität. In einem Bedienten des Hausherrn, der mir einige Stunden als Wegweiser diente, fand ich einen sicilianischen Soldaten, der in Folge der Revolution von 1848 flüchtig geworden war, wie ich schon früher einen Flüchtling aus Neapel in Vasilika getroffen hatte und in den verschiedensten Gegenden des Orients solche unglückliche Opfer der italienischen Revolution sich aufhalten. Er war in hohem Grade unwissend in politischen Dingen und sein ganzes Vergehen eben, daß er in der Revolutionsarmee gedient hatte. Für solche Leute wäre gewiß auch vom streng legitimen Standpunkte aus Amnestie immer nicht nur das Mildeste, sondern auch das Gescheidteste. Uebrigens schien der Sicilianer sich in Sparta ganz wohl zu fühlen, da er nicht, wie der Arzt in Vasilika, den Umgang mit Signori entbehrte. — So gern ich länger in Sparta geblieben wäre, so mußte ich mich doch zum Aufbruche entschließen; nach fast zweitägigem Aufenthalte verabschiedete ich mich bei dem freundlichen Wirthe und schlug (22. April) den Weg nach Leondari ein, das im südlichsten Theile des alten Arkadiens liegt.

Der Weg ist bis in die Nähe der Kopanosbrücke der nämliche, den ich zwei Tage vorher in umgekehrter Richtung gekommen war.

Ehe man aber die Brücke erreicht, geht man mehr links über die letzten Ausläufer des Taygetos, welche hier bis dicht an den Eurotas vortreten und steigt erst etwa nach einer Viertelstunde an den Fluß hinab. Man ist jetzt in dem obern Eurotasthale, das sich wesentlich von dem mittlern unterscheidet. Es bildet nicht, wie dieses, ein großes, von majestätischen Bergen eingefaßtes Becken, sondern die nordöstlichen Verzweigungen des Taygetos laufen in unbedeutender Höhe bald mehr, bald weniger nahe gegen das rechte Ufer des Eurotas, und noch näher treten die Berge von der andern linken Seite an ihn heran, so daß fast überall ihr Fuß von ihm bespült wird. Es wechselt daher Hügelland mit mäßigen Flächen ab, von denen nur eine, die Ebene von Konidiza, eine größere Ausdehnung hat. Zahlreiche Bäche fließen zwischen den verschiedenen Höhen dem Flusse zu, der nicht eine entschiedene Hauptquelle hat, sondern aus dem Zusammenfließen zahlreicher kleinerer Gewässer entsteht, deren mehrere als seine Quellen betrachtet werden. Die entfernteste, die am ehesten Anspruch hat, als Hauptquelle betrachtet zu werden, kommt mit einem starken Bogen so ziemlich aus dem nördlichsten Winkel der Berge hervor; die ganze Gegend hat weder die Großartigkeit des Thales von Sparta, noch auch die üppige Vegetation, doch ist sie freundlich und angenehm, reich bewässert und im Ganzen fruchtbar; in der Ebene und an den sanften Abhängen breiten sich gut bebaute Felder aus, die Höhen aber und die Ufer der Bäche sind mit reichlichen Bäumen bewachsen. Der unterste Theil des Gebietes gehörte im Alterthum noch zu dem unmittelbaren Bürgerlande (πολιτικὴ χώρα), in dem der Grundbesitz der eigentlichen Spartaner lag. Ein Bach oder Graben bei der Stadt Pellana bezeichnete die Gränze. Der übrige größere Theil war Periökenland und umfaßte die sogenannte Dreistadt, Tripolis, zu der im untern Theile gelegen die Stadt Pellana gehörte, im obern wahrscheinlich Belmina; der Name der dritten ist unbekannt. Ursprünglich hatte dieser Landstrich, wie die östlich angränzende Landschaft der Skiriten,*) zu Arkadien gehört und der Hauptort, wenigstens des obern

*) Siehe oben S. 370.

Theils, scheint Aegys gewesen zu sein, das aber schon früh von den Spartanern zerstört wurde. Eine besondere Bedeutung erhielt die Gegend seit der Gründung von Megalopolis, dessen Gebiet an der Wasserscheide zwischen Eurotas und Alpheios an das spartanische stieß. Die große Heerstraße zwischen den beiden, fast in ununterbrochener Feindschaft lebenden Städten gieng hier durch, ja längere Zeit stritten diese sogar um den Besitz der Landschaft, die deshalb viel von Durchzügen und Verheerungen zu leiden hatte. An mehreren Stellen sieht man noch mehr oder weniger bedeutende Reste des Alterthums, die sich aber meist nicht mit vollkommener Sicherheit bestimmen lassen, da die Nachrichten, die wir haben, nur sehr dürftig sind. Schon etwa eine Viertelstunde oberhalb der Kopanosbrücke bemerkt man eine alte Befestigung*) und eine halbe Stunde weiter aufwärts ziehen Mauern quer über den Weg, die gewiß einst zum Schutze des Passes erbaut waren.**) Wieder etwa eine halbe Stunde weiter sieht man auf zwei einander sehr nahen Gipfeln, über dem linken Ufer des Flusses zwei Kirchen, deren Lage so in die Augen springt, daß der Gedanke nahe liegt, es möchte hier das alte Pellana gelegen haben, wie es denn auch hier vermuthet worden ist. Indessen haben sich Ruinen bisher auf der Höhe nicht gefunden, wohl aber läuft unterhalb des Berges am Flusse eine lange Mauer hin und ungefähr hier ist Pellana sicherlich zu suchen.***) Die Lage war für den Schutz des Weges sehr

*) Sie liegt dicht am Eurotas auf einem kleinen, schroffen Felsen, doch führt zwischen dem Fuße desselben und dem Fluß der von der Kopanosbrücke kommende Weg durch. Das Gemäuer besteht aus großen, dem Quader sich annähernden Steinen. Ich finde diese Befestigung, die offenbar als ein Wachtposten zu betrachten ist, sonst nicht erwähnt.

**) Ohne Zweifel gehören sie zu dem von Pausanias III, 21, 2 erwähnten χαράκωμα.

***) Bei Curtius, Peloponnesos II, S. 255 — 257, muß sich ein Versehen in der Berechnung der Distanzen eingeschlichen haben, da er S. 255 die Entfernung vom Ladasgrabe, das nach Pausanias fünfzig Stadien von Sparta entfernt war, und den zwei Capellen auf fünf Viertelstunden angiebt, S. 257 (vergl. S. 256) aber die Entfernung vom Ladasgrab bis Pellana, das er in die Nähe jener Capellen setzt, nur auf fünf Stadien berechnet, also höchstens eine kleine

geeignet, da bis hieher das Thal meist eng ist, hier aber nun sich die größte der Ebenen dieses ganzen Gebietes ausdehnt, die man, nach einem auf dem linken Ufer gelegenen Dorfe, die Ebene von Koniditza nennt. Bald mehr, bald weniger breit reicht sie über eine Stunde weit nach Norden bis an einen vom Taygetos gegen den Eurotas auslaufenden, niedrigen Rücken, auf dem zwischen dem Dorfe Georgitzi und dem Eurotas die Ruinen einer Burg liegen. Unter spätem mittelalterlichem Gemäuer sieht man deutlich die hellenischen Grundlagen, und Spuren eines bewohnten Ortes ziehen sich unter dem Burghügel bis weit in die Ebene hinab. Von Sparta aus habe ich bis hieher vier Stunden gebraucht. Welcher Ort hier lag, weiß man nicht, wohl möglich ist aber, daß, wie Curtius meint, es die dritte uns unbekannte Stadt der Tripolis war, wenigstens findet sich keine andere Ruine, die darauf Anspruch machen könnte. Indem der Weg nun den Eurotas, dem man bisher in größerer oder kleinerer Entfernung immer gefolgt war, verläßt, wendet er sich mehr links über ziemlich rauhe Höhen am Taygetos hin; nach einer starken halben Stunde kommt man an eine reiche, sehr schöne, von Bäumen umgebene Quelle eines der vielen Eurotaszuflüsse. Um dieselbe sieht man noch große Quaderreste, die mir zu bedeutend schienen, um von einer bloßen Einfassung der Quelle herzurühren und eher einem alten Heiligthum, vielleicht der Quellnymphen, angehören mögen. Unterhalb derselben, in einer kleinen, mit Maulbeerbäumen bepflanzten Fläche deutet einiges alte Gemäuer noch auf eine kleine Ortschaft.

Viertelstunde. Ich habe die als Grab des Ladas von Roß und Curtius gefaßte Höhle und Nische übersehen, von dem Punkte aber, wo sie beide (Roß, Reise und Reiserouten im Peloponn., Karte des Schlachtfelds von Selasia; Curtius, Peloponn. II, Taf. XI) es ansetzen und der ganz in der Nähe der von mir erwähnten Befestigung ist, beträgt die Entfernung zu den zwei Kirchen weit mehr als fünf Stadien, ungefähr, wie Curtius zuerst sagt, fünf Viertelstunden. Ueberdies aber ist gewiß nicht möglich, von diesem Punkte bis Sparta fünfzig Stadien herauszubringen, auch wenn man Krümmungen des Weges mit Curtius in Anschlag bringt. Ich denke daher, es ist das Grab an einer andern Stelle zu suchen, da ein Verderbniß des Textes bei Pausanias nicht glaublich ist.

Von dort steigt man über eine Anhöhe wieder zu einem der Hauptarme des Eurotas hinab. Vor sich hat man den schönen Bergkegel, der, wie das hohe Gebirge im nördlichen Peloponnes, den slavischen Namen Chelmos trägt. An seinen Abhängen mit Wald oder Weiden bedeckt, trägt er auf seinem etwa 2500 Fuß hohen Haupte die Ruinen einer mittelalterlichen, über hellenischen Grundmauern erbauten Burg. Wiewohl einige Zuflüsse des Eurotas noch von seiner nordwestlichen Seite herkommen, indem sie ihn in mehr als halbkreisförmigem Bogen umfließen, bildet er doch für das Auge den Abschluß des Gebietes dieses Flusses. Der Weg zieht sich an seinem Fuße hin und an mehreren Stellen sind auch hier unten alte Ruinen. Hier muß Belmina gelegen haben, ob aber auf dem Berge selbst, oder unten, oder ob auf dem Berge nur die Burg und am Fuße eine Unterstadt, sind wir zu entscheiden nicht im Stande. Ebenso unsicher bleibt, in welcher der Ruinen das früh zerstörte Aegys zu suchen ist. Westlich von dem Berge zieht sich die sehr flache Wasserscheide zwischen Eurotas und Alpheios hin, welche die Gränze zwischen Lakonien und Arkadien bildete und zu deren Bezeichnung ein Hermesheiligthum trug. Die Straße zieht sich jetzt links am Gebirge immer höher hinan, nach dem auf dem nordwestlichsten Vorsprung des Taygetos gelegenen Leondari, das ich Abends um sieben Uhr erreichte, nachdem ich um acht Uhr von Sparta weggeritten war und nur anderthalb Stunden gerastet hatte, eine Stunde bei Georgitzi, eine halbe bei einer schönen, von prächtigen Platanen beschatteten Quelle in der Nähe der Ruinen am Fuße des Chelmos.

Leondari oder Londari (Λεοντάριον) ist eine Stadt spätern mittelalterlichen Ursprungs, die in den letzten Jahrhunderten des byzantinischen Reichs und noch in türkischer Zeit eine bedeutende Rolle spielte, und besonders durch die Niederlage bekannt ist, die hier der Despot Thomas Paläologos, der Bruder des letzten Kaisers Konstantin, durch die Türken unter dem Feldherrn Junisbey 1459 erlitt. Ein noch schwererer Schlag traf es bald darauf 1460, als Mohammed II. den Peloponnes eroberte. Die angesehensten Bewohner hatten

sich in die nicht weit entfernte Bergfeste Gardiki geflüchtet, nach deren Einnahme der wilde Eroberer, gegen die Capitulation, Alles niedermetzeln ließ, Männer, Weiber, Kinder, ja selbst das Vieh. Jetzt ist Leondari ein kleines Städtchen, dessen einziger Reiz in seiner schönen, freundlichen Lage besteht. Ueber dem selbst schon hoch gelegenen Orte steigt ein steiler Fels empor mit den malerischen Ruinen der mittelalterlichen Burg. Die Umgebung ist frisch und grün, und reich an Bäumen. Namentlich sieht man eine Menge prächtiger Cypressen, deren eine von riesiger Größe einer Kirche als Glockenthurm dient. Gar nicht selten findet man nämlich in Griechenland, wo unter der türkischen Herrschaft Glocken nicht gebraucht werden durften und die Kirchen in der Regel keine Thürme haben, jetzt die Glocke an einem danebenstehenden Baume aufgehängt. Diese einfache Einrichtung macht einem die Entstehung der Glockenthürme recht deutlich, die ja auch bei den älteren Kirchen Italiens von diesen getrennt stehen und erst allmälig zu einem architektonischen Ganzen mit ihnen sich entwickelt haben. Kein Baum ist aber zu diesem Zwecke so geeignet, als die Cypresse, gleichsam ein lebendiger Thurm. Südlich und östlich über Leondari erheben sich die höhern Stufen des Taygetos, ihm westlich gegenüber aber, durch das grüne, enge Thal des Xerilopotamos oder alten Karnion von ihm getrennt, der über viertausend Fuß hohe Helenitza; nach Norden schaut man in die weite Alpheiosebene hinab, in der einst Megalopolis lag, umgeben von den arkadischen Gebirgen.

Man vermuthet, daß im Alterthum die arkadische Ortschaft Leuktron an der Stelle von Leondari gelegen habe und es soll altes Mauerwerk noch daselbst existiren. Ich selbst habe keines gesehen, wohl aber Säulenfragmente und andere Architekturstücke in einer Kirche, die während der türkischen Herrschaft eine Moschee war, aber schon in der byzantinischen Zeit als christliche Kirche erbaut worden zu sein scheint. Diese Stücke könnten freilich auch anderswoher geschleppt sein. Ehe Leondari aufkam, stand im Mittelalter in dieser Gegend Veligosti (*Βελιγοστῆ*), das bei der Ankunft der Franken in Morea eine der bedeutendsten Städte war; aber so gründlich sind seine Spuren ver-

tilgt und so mangelhaft ist unsere Kunde von jener Zeit, daß sich die Stätte nicht mehr sicher nachweisen läßt.

Nachdem ich mich den folgenden Morgen bei Leondari etwas umgesehen hatte, brach ich nach den etwa drei Stunden entfernten Ruinen von Megalopolis auf. In die Ebene hinabgestiegen, überschreitet man den Alpheios und zieht dann durch ein wellenförmiges Land, meist über Weiden oder durch Gebüsch von Velanidia-Eichen, an deren Stelle erst in der Nähe des Dorfes Sinano Ackerland vorherrschend wird. Nirgend habe ich so massenhaft Schildkröten angetroffen, wie hier, man mußte ihnen oft aus dem Wege reiten. Die Griechen haben einen großen Respect vor diesem Thiere und thun ihm nicht leicht etwas zu Leide. Wir trafen einmal eine umgekehrt auf ihrer Schale liegend an; voll Verwünschungen gegen den Ruchlosen, der sie in diese Lage gebracht, in der sie hätte verenden müssen, half ihr mein Führer wieder auf die Füße. Man erinnert sich dabei, daß schon im Alterthume in Arkadien, wenigstens am Partheniongebirge, die Schildkröten als dem Pan geheiligt betrachtet wurden und die Bewohner dieser Gegend sie so wenig selbst berührten, als den Fremden sie zu nehmen gestatteten, ohne daß ich darum behaupten will, daß die heutige Volksansicht nothwendig noch eine Folge jener alten sei, da die Orientalen überhaupt eine Scheu haben, sich an Thieren zu vergreifen und bekanntlich selbst das Ungeziefer mit einer dem Europäer unbegreiflichen Schonung behandeln. Indessen sind es bei den Griechen doch nur gewisse Thiere, die im Volksglauben gewissermaßen geheiligt sind, wie auch bei uns Schwalben und Störche, und zu diesen gehört vorzugsweise die Schildkröte. Ich kann nicht läugnen, daß ich einen solchen sogenannten Aberglauben liebe; wäre bei uns noch etwas mehr davon vorhanden, so hätten die Vereine gegen Thierquälerei etwas weniger zu thun. Nur gegenüber den Schlangen habe ich in Griechenland mehrmals eine wahre Vertilgungswuth wahrgenommen, die freilich natürlich genug ist. So zeigte mir einmal ein Dorfpfarrer, ein Papa vom ordinärsten Schlage, mit dem ich eine Strecke Weges zusammenritt, mit triumphirender Miene eine sehr große Bestie dieser

Art, die er kurz zuvor getödtet und an einem Pfahl wie eine Trophäe aufgehängt hatte; auch mein Bediente machte wiederholt mit großem Eifer Jagd auf sie.

Die nördlich von Leondari ausgebreitete Ebene von Megalopolis ist nach der von Tripolitza die größte in Arkadien, aber von ganz anderer Beschaffenheit. Die rings sie umgebenden Berge erheben sich viel sanfter und allmäliger in mehrfachen Abstufungen, im Norden und Osten die Verzweigungen der mittelarkadischen Gebirge mit dem Mänalos zusammenhängend, im Süden die äußersten nördlichen Vorsprünge des Taygetos und die Abhänge des westlich von ihm gelegenen, oben genannten Hellenitza. Steiler steigt der an den Hellenitza sich anschließende, mächtige Gebirgsstock empor, der im Westen die Ebene begränzt. Seinen Mittelpunkt bildet der jetzt Tetrasi genannte Gipfel, im Alterthum vielleicht Nomia, nördlicher aber steigt er noch höher im Diaphorti oder Lykäon empor. Wie also die Ebene sich weniger scharf von dem Gebirgsfuße scheidet, so bildet sie auch keine ununterbrochene Fläche, sondern ist vielmehr von niedrigen Hügelrücken und Einsenkungen durchzogen. In mäßigem Bogen durchströmt sie in vorherrschend nördlicher Richtung der von Osten herkommende Alpheios, bis er unter dem Felsen des Schlosses von Karitena sich durch eine enge Schlucht einen Ausweg nach Westen bahnt. Zahlreiche Bäche und Flüßchen strömen ihm von beiden Seiten zu, unter denen der von der rechten Seite herkommende Helisson der ansehnlichste ist. Der Boden ist daher reichlich bewässert, ohne doch bei dem genügenden Abfluß an Versumpfung zu leiden. Wald und Gebüsch wechseln mit grünen Triften und bestellten Feldern, sowohl in der Niederung selbst, als an den Berghängen, so daß die Gegend, wenigstens in der Frühlingszeit, wo ich sie sah, einen sehr heitern, freundlichen Charakter trägt, der sich nach der Seite des Lykäon selbst zum Großartigen erhebt. Einen sehr malerischen Abschluß giebt, wenn man die Ebene von der Höhe von Leondari aus überschaut, das Städtchen Karitena mit seiner hohen Burg im nordwestlichsten Winkel.

In der Zeit von Griechenlands und auch Arkadiens größter

Blüthe hatte die Ebene keinen städtischen Mittelpunkt, sondern gehörte verschiedenen unabhängigen Gaugemeinschaften an; um so eher eignete sie sich zu der ganz neuen Gründung, die nach der Schlacht bei Leuktra hier unternommen wurde, in der Absicht, ganz Arkadien um diese Hauptstadt zu einer politischen Einheit zu verbinden. Die Lage war aber auch wohl gewählt, um ein Bollwerk des Landes gegen Sparta zu bilden, von dessen Einfluß man sich vollständig emancipiren wollte, ja Sparta oder doch wenigstens das obere Eurotasthal war von hier fortwährend bedroht; Megalopolis hatte gegenüber Sparta geradezu einen offensiven Charakter. Ganz besonders wichtig war die nahe und leichte Verbindung mit dem gleichzeitig von Sparta losgerissenen Messenien, das gleiche Furcht und gleicher Haß zum natürlichen Bundesgenossen von Megalopolis machte. Die großen Festungen Messene, Megalopolis, Tegea und Mantinea, und endlich Argos bildeten gleichsam einen Gürtel, der Sparta jede Bewegung außerhalb seines Gebietes wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer machte. Gerade deshalb wandten sich aber auch die Angriffe Spartas, wenn es etwas bei Kräften war, vorzugsweise gegen Megalopolis, so daß die drohende Nähe, in die dieses gegen Lakonien hingesetzt war, ihm selbst mehr als einmal gefährlich und verderblich wurde. Denn so lange Sparta die Tripolis in den Händen hatte, stand ihm der Zugang bis zu den Mauern der feindlichen Stadt offen. Um so mehr war von Anfang an das Augenmerk auf die Festigkeit dieser gerichtet. Megalopolis war fast mitten in die Ebene gelegt, recht im Gegensatz zu den meisten alten, um Burgen entstandenen Städten. An beiden Ufern des Helisson, zwanzig Stadien oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Alpheios, breitete es sich in großem Umfange aus. Der von Osten nach Westen laufende Fluß bildet hier eine ziemlich weit ausgeschweifte Thalfurche, welche die Mitte der Stadt einnahm, ihre Ränder erheben sich wenig über die umliegende Ebene, etwas merklicher auf dem rechten, als auf dem linken Ufer, so daß das Stadtareal ein fast muldenförmiges Oval ist, nach Außen fast ganz flach und ohne natürliche Vertheidigungslinie. Nicht umsonst trug die Stadt

ihren Namen „die große." Die mächtige Ringmauer hatte eine Länge von fünfzig Stadien oder fast zwei Schweizerstunden, und im Innern waren die zahlreichen Tempel, das Theater, Stadium, das Rathhaus, der von Säulenhallen umschlossene Marktplatz und andere öffentliche Gebäude in großartigstem Maßstabe angelegt. Aber wie die politische Idee der Gründung, die Einigung Arkadiens nie vollständig durchgeführt wurde, so entsprach auch die Bevölkerung dem weiten Umfange bald nicht mehr, wenn auch vielleicht bei der ersten Anlage durch die gewaltsame Zusammenziehung vieler kleiner Gemeinden eine hinlängliche Einwohnerzahl zusammengebracht worden war. Wäre die Schöpfung eine natürliche, aus wahrem Bedürfniß hervorgegangene gewesen, so hätte die Stadt allmälig zunehmen müssen, sie nahm umgekehrt fort und fort ab. Ein furchtbarer Schlag traf sie im Jahre 222, wo der kühne König Kleomenes von Sparta durch einen unvermutheten Angriff sie eroberte und, nachdem die zum großen Theil nach Messene geflüchteten Einwohner sich weigerten, in ein Bündniß mit Sparta zu treten, plünderte und zerstörte. Alle Kunstwerke wurden damals nach Sparta abgeführt. Bald nachher wurde indessen die Stadt, wie es scheint wieder im vorigen Umfange, hergestellt, konnte aber jetzt noch weniger gedeihen, als früher, so daß der Vers eines attischen Komödiendichters:

„Die große Stadt ist eine große Wüstenei,"

zur vollen Wahrheit wurde. In der Zeit der römischen Kaiser war sie zum großen Theil Ruine.

Jetzt sind die Ringmauern fast vollständig verschwunden, während die der ungefähr gleichzeitigen Städte Mantinea und Messene zu den besterhaltenen gehören. Die Ursache davon mag zum Theil darin liegen, daß sie nach der Zerstörung durch Kleomenes, der gewiß von den Befestigungen wenig stehen ließ, nicht mehr in der vorigen Stärke hergestellt wurden. Darauf deutet wenigstens die Nachricht, daß schon im Jahre 175, also nicht einmal fünfzig Jahre nachher, Antiochos Epiphanes den Megalopoliten Geld gab, um eine Mauer um ihre

Stadt zu bauen. Die vorhandene muß also wohl in vollständigem Verfalle gewesen sein, und wie weit jetzt der Bau oder die Wiederherstellung gefördert wurde, wissen wir nicht. Außerdem ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß sie ganz aus ungebrannten Backsteinen gebaut war. Man mochte hier, wo das Terrain unweit des Flusses auf beiden Seiten etwas ansteigt, ein Aufstauen des Wassers, wie es Agesipolis gegen Mantinea angewandt hatte, nicht fürchten und Steine waren nicht so zur Hand, wie in Messene. Der weite Raum aber, den einst die Mauern umschlossen, ist voll Trümmer und Grundmauern von Gebäuden, welche freilich an vielen Stellen mit Erde bedeckt sind. Die großartigste Ruine ist die des Theaters, am Höhenrande auf dem linken Ufer des Helisson. Die Form des in den Abhang hineingelegten Zuschauerraumes ist vollständig erhalten, obwohl man von den steinernen Sitzstufen nichts mehr sieht; sie sind zum Theil weggeschleppt, zum Theil vom Boden bedeckt, aus dem man noch immer Steine zu Baumaterial hervorzieht. Bei etwa drei Vierteln der Höhe sieht man noch deutlich einen breitern Umgang (ein Diazoma). Die zum großen Theil noch vorhandenen Mauern der beiden Flügel sind sehr schön aus großen Quadern eines weißlichen Kalksteines gebaut; der oberste Rand des Ganzen ist jetzt von gleicher Höhe mit der dahinterliegenden Fläche, muß aber, als das Gebäude noch vollständig war, wohl darüber hervorgeragt haben, vermuthlich mit einem Säulengang als Abschluß. In der Orchestra rieselt noch die Quelle hervor, die Pausanias schon erwähnt; von dem Scenengebäude sieht man nur einige Reste des Unterbaues. Es war das größte Theater in Griechenland und mißt 480 Fuß im Durchmesser. Kaum mehr erkennbar sind die Ueberreste des östlich davon gelegenen Stadiums. Gegenüber, auf dem rechten Ufer des Helisson, lassen lang ausgedehnte Mauerfundamente und ganze Reihen theils stehender, theils liegender Säulenfragmente die Hallen erkennen, welche einst den viereckigen Markt einschlossen, wenn sie auch in ihrer jetzigen Gestalt wenigstens zum Theil spätern Gebäuden angehören mögen,

welche aus den Trümmern älterer erbaut waren.*) Von mehreren Tempeln, deren Lage sich ziemlich sicher bestimmen läßt, sind nur wüste Trümmerhaufen zu sehen. Hingegen sind am rechten Ufer des Helisson noch die prächtigen Widerlager einer großen steinernen Brücke vorhanden, welche einst die beiden Seiten der Stadt zwischen dem Theater und dem Markte mit einander verband. Am linken Ufer sieht man fast nichts mehr davon. Gegenwärtig ist ein einfacherer Uebergang da. Zwei krummgewachsene Platanen hängen unterhalb der alten Brücke von beiden Seiten so weit über das Flußbett, daß sie in der Mitte sich berühren; über ihre Stämme schreitet man hin und eine in den Zweigen befestigte Stange dient als schwankende Lehne. Nirgend ist mir der Gegensatz zwischen alter Pracht und neuer Aermlichkeit greller entgegengetreten. — Die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude und Anlagen der Stadt lagen also in der Mitte unmittelbar über den Ufern des Flusses; auf den Höhen darüber breiteten sich vorzugsweise die Wohnhäuser aus.

Es war ein heißer, schwüler Tag, als ich die Ruinen von Megalopolis durchstreifte, der erste, an dem mir die Hitze in Griechenland drückend wurde. Ich weiß nicht, ob das auf den Eindruck mitgewirkt hat, den ich von der Stadt bekommen habe, auf jeden Fall war es kein günstiger. Die ganze Lage, die Entstehung und Geschichte haben für mich wenig Anziehendes. Schon die Anlage der

*) Roß hat im Jahre 1834 eine von Nord nach Süd laufende Reihe von Säulen aufgegraben, die einem nachläßigen Bau später Zeit angehörten. Vergl. Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 81 ff. Ich weiß nicht, ob und wann seither größere Nachgrabungen dort gemacht worden sind, da mir die einschlagende Litteratur nur sehr mangelhaft zu Gebote steht und namentlich das große Werk von Le Bas fehlt. Aber ich habe eine viel größere Zahl von Säulenfragmenten gesehen, als Roß angiebt, und über einen viel größern Raum ausgedehnt, besonders an der West- und Nordseite, wo hinter den Säulen lange Mauerfundamente laufen; weniger Reste sind an der Ost- und Südseite. Die Säulen haben verschiedene Dimensionen. Den Durchmesser einer der größern, die durchweg cannelirt waren, habe ich siebzig Centimeter groß gefunden, ohne aber sicher zu sein, daß es gerade der unterste Theil war. Das Material ist ein weißer Kalk.

größten und schönsten Gebäude in der muldenförmigen Vertiefung am Flusse mißfällt mir, besonders wenn ich damit die älteren Städte an ihren Burghügeln vergleiche, Korinth, Argos oder Athen, oder, um eine Stadt in einem Flußthale zu nennen, Sparta. Von keiner Seite konnte Megalopolis aus der Ferne einen schönen Anblick darbieten, erst auf den Höhen des Stadtareals selbst hatte man einen Ueberblick und vom Theater aus muß es sich allerdings glänzend ausgenommen haben. Der Helisson selbst ist ein so kleines Flüßchen, daß man durchaus nicht an den Reiz denken darf, den ein schöner, eine Stadt durchschneidender Strom hervorbringt. Sodann sind alle Erinnerungen bei Megalopolis so wenig erfreulich. Der Name die „große Stadt" hat etwas Langweiliges, Nüchternes! Und nun die Gründung! Sie ist erkünstelt, gemacht, und alle gemachten Städte haben für mich von jeher etwas Widerwärtiges gehabt. Zum Theil wider ihren Willen preßte man die an das ländliche Leben gewohnten Bewohner der umliegenden Flecken und Städtchen hier zusammen, um einen politischen Gedanken zu verwirklichen, dem eine gewisse Großartigkeit sich allerdings nicht absprechen läßt, der aber doch ihnen meist fremd war und im Grunde weniger dem arkadischen Interesse entsprach, als dem außerpeloponnesischen, zunächst thebanischen. Darum hat Megalopolis seinen Blick immer nach Norden gerichtet, erst auf Theben, dann auf Makedonien. Es ist eine erzwungene, für Griechenland durchaus nicht wohlthätige Schöpfung gewesen und hat eben darum auch kein rechtes Gedeihen gehabt. Sein Name, so nüchtern er ist, seine großartigen Bauten haben etwas Prahlerisches, mit dem die wahre Bedeutung nicht in Harmonie war. Wie ganz anders stehen die bald nachher entstandenen, großen makedonisch-griechischen Städte da. Auch sie waren nicht allmälig geworden, sondern bewußte und planmäßige Gründungen, aber Gründungen, die einem fruchtbaren positiven Gedanken, der Hellenisirung des Orients entsprungen, einem lebendigen, mächtigen Bedürfnisse entsprachen, und darum zu eben so rascher, als nachhaltiger Blüthe kamen; sie wurden die Träger und Centralpunkte hellenischer Bildung und Sitte im Orient. Megalopolis verdankte

sein Dasein im Grunde nur dem negativen Gedanken, Sparta zu schwächen, wenigstens ist dieser Gedanke allein zur Ausführung gekommen und bildete recht eigentlich sein Lebenselement, von dem namentlich auch seine beiden berühmtesten Bürger erfüllt waren, Philopömen und Polybios. Diese und ähnliche Gedanken drängten sich mir ganz besonders lebendig auf der Stätte der alten Stadt auf, wo der Blick auf die nahen Berghöhen mit dem uralten Heiligthume des Zeus auf dem Lykäon und den Ruinen von Lykosura an die so ganz verschiedene ältere Entwicklung Arkadiens erinnerten.

Vermochte nun schon das alte Megalopolis, trotz der unläugbaren, wenn auch nicht eben erfreulichen Bedeutung, die es gehabt hat, und trotz den ansehnlichen Ueberbleibseln nicht, mich in eine sehr gehobene Stimmung zu versetzen, so war noch viel weniger das neue Megalopolis geeignet, etwa dafür Ersatz zu bieten. Etwas südlich von den Ruinen der alten Stadt liegt jetzt der Hauptort der Gemeinde, welche officiell den Namen Megalopolis führt, das Dorf Sinano. Mitten in der hier kahlen Ebene, deren Eintönigkeit nur selten durch einzelne Bäume unterbrochen wird, ist dieses neue Megalopolis mit sehr breiten, sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, an denen die unansehnlichen, niedrigen Häuser fast verschwinden, hingebaut, als hätte man wirklich geglaubt, hier eine „große Stadt" wieder herzaubern zu können. Es ist der langweiligste Ort, den ich in Griechenland angetroffen habe. Als ich nach mehrstündigem Umherstreifen in den Ruinen gegen Abend zurückkam, hatte mein Courrier Nachtquartier für mich genommen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, den Abend hier zuzubringen, sondern ließ, obwohl der Himmel sich bedeckt hatte und mit Regen drohte, aufbrechen, um auf gut Glück in einem Dorfe am Gebirge Unterkommen zu suchen, da ich die Absicht hatte, am folgenden Morgen Lykosura und das Lykäon zu besuchen. So ritt ich in südwestlicher Richtung dem Alpheios zu. Etwas über eine Viertelstunde von Sinano, zwischen diesem Orte und dem Dörfchen Agias-Bey, bemerkte ich rechts von dem Wege

drei große Tumuli, wovon einer mir geöffnet zu sein schien.*) Einer davon war vielleicht das sogenannte Fingermal (Δακτύλου μνῆμα), wo Orestes im Wahnsinne sich einen Finger abgebissen haben sollte. Ueberhaupt standen hier eine Anzahl Erinnerungsstätten an den Orestesmythus, und die ganze Gegend südlich vom Helisson hieß Orestis. In der Nähe des Alpheios zog ein anderer Anblick meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem grünen Weidegrund unterhielten sich etwa ein Dutzend junger Burschen und Mädchen mit Reigentänzen und waren so eifrig diesem Vergnügen hingegeben, daß auch der beginnende Regen sie nicht störte. Die ganze Musik bestand in dem eintönigen Gesange, womit sie ihre Bewegungen begleiteten. An dem Alpheios selbst, der hier noch ein kleines Flüßchen ist und ohne Brücke leicht durchritten wird, standen eine Menge Wasser schöpfender Weiber mit ihren thönernen Amphoren. Ich habe immer mit Vergnügen diesem Geschäfte zugesehen, bei dem man so vollständig an das Alterthum und seine Kunstwerke erinnert wird; denn während bei uns die Frauen das Wasser, wie andere Lasten, durchweg auf dem Kopfe tragen, sind die im Süden und namentlich in Griechenland üblichen, den alten nach ganz gleich geformten, länglichen Amphoren dazu nicht eingerichtet, sondern werden auf die eine Achsel gestützt und mit der einen Hand über dem Kopfe gehalten, der andere Arm aber dabei in die Seite gestemmt. Dadurch entsteht eine außerordentlich anmuthige, etwas seitwärts geneigte Haltung des Kopfes und ganzen Körpers, welche auf Kunstwerken in mannigfaltigster Abwechslung als Motiv benutzt worden ist.

Nach etwas mehr als einer Stunde erreichte ich das an den ersten Abhängen des Gebirges hübsch gelegene Dorf Choremi, wo ich in dem Hause eines wohlhabenden Mannes sehr zuvorkommende Aufnahme und ein viel besseres Quartier fand, als in Megalopolis. Mein Wirth erkundigte sich eifrig nach fränkischen Einrichtungen und Sit-

*) Roß, Reisen und Reiserouten in Griechenland, S. 84, erwähnt vier, und ich mag einen vielleicht kleinern übersehen haben.

ten, indem er sehr naiv bemerkte, sie, die Griechen, wünschten eben auch so reich, wie die Franken, zu werden. Doch schien es ihm nicht ganz einzuleuchten, als ich ihm Thätigkeit und Fleiß als das Hauptmittel dazu empfahl. An einem speculativen Geiste fehlte es ihm aber nicht; denn er erbot sich aus lauter Gefälligkeit für den folgenden Tag zur Begleitung nach den Ruinen von Lykosura, verlangte aber für diesen Freundschaftsdienst zwölf Drachmen. Leider kam ich gar nicht in den Fall zu überlegen, ob ich von seinem Anerbieten irgend Gebrauch machen wolle; denn der folgende Morgen brach unter strömendem Regen an. Dunkle Wolken verdeckten das ganze Gebirge und hiengen bis in die Ebene herab. Ich gab daher den Besuch von Lykosura und dem Lykäon auf und schlug, da der Regen nicht Miene machte aufzuhören, den Weg nach Messenien ein, der über den nur mäßig hohen Gebirgsrücken führt, welcher den Tetrasi mit dem Hellenitza und weiterhin dem Taygetos verbindet. Es ist der sogenannte Makri-Plagi Paß, die große Verbindungsstraße nicht nur zwischen der Ebene von Megalopolis, sondern fast dem ganzen mittlern und nördlichen Peloponnes und Messenien, ja selbst aus Sparta nimmt man gewöhnlich diesen Weg über Leondari, da die kürzeren Pfade über den Taygetos sehr rauh und beschwerlich sind. Zwischen quellenreichen, mit Wald und Weideland bedeckten Höhen steigt man bis zu der Wasserscheide, die einst die Gränze von Arkadien und Messenien bildete. Schon am jenseitigen Abhange, doch nicht sehr weit von der Höhe, liegt der Chan von Makri-Plagi, wo ich eine kurze Rast hielt.*)

*) Ungefähr zwei Stunden von Choremi, in der Nähe des links von der Straße liegenden Dörfchens Panagiti, sah ich am Wege alte Ruinen. Eine halbe Stunde höher erhebt sich über einer hübschen Quelle ein spitzer Felshügel, den mir ein Mann aus der Nähe *Πέτρα γραμμένη* (der beschriebene Fels) nannte. Ich sah mich aber ohne Erfolg danach um, ob irgend welche Inschriften, die von den Griechen gewöhnlich mit dem gleichen Namen bezeichnet werden, zu dem Namen Veranlassung gegeben hätten.

Messenien. Ampheia. Thuria. Kalamata. Navarin. Lygudista. Messene. Eira.

Messenien ist die südwestlichste Landschaft des Peloponneses, welche im Westen und Süden vom Meere bespült, nach Osten durch die Kette des Taygetos von Lakonien getrennt wird, nach Norden durch den Gebirgsstock, dessen Mittelpunkt der Tetrasi ist, von Arkadien und Elis, doch so, daß hier die Gränze gegen Elis und den südwestlichsten Theil von Arkadien über die Wasserscheide hinübergriff und durch das Flüßchen Neda gebildet wurde. Von dem nördlichen Gebirge zieht sich eine Verzweigung, die keinen gemeinsamen Namen hat, nach Süden und scheidet den westlichen Küstenstrich von dem inneren Lande. Den Hauptbestandtheil Messeniens macht das Gebiet des Pamisos, jetzt Dipotamos, aus, der seine obersten Quellen in den Schluchten des nördlichen Gebirges hat und das Land seiner Länge nach von Norden nach Süden durchfließt; doch ist sein Name auf den untern Lauf beschränkt; der bedeutendste und längste seiner obern Zuflüsse wird jetzt Mavrozumenos genannt, im Alterthum hieß er Balyra. Das ganze Flußgebiet zerfällt sehr entschieden in zwei Theile, indem ungefähr in der Mitte die Berge der Westseite so nahe gegen die östlichen vortreten, daß der Fluß sich durch eine enge Schlucht durchdrängen muß. Die obere im Alterthum nach der Stadt Stenyklaros benannte Ebene ist rings von Bergen umschlossen, die untere öffnet sich gegen Süden mit breitem Küstenrande nach dem messenischen Meerbusen oder Golf von Koron, in dessen Mitte sich der Pamisos er=

gießt; westlich und östlich von ihm aber führen mehrere Bergbäche ihre Wasser unmittelbar dem Meere zu. Der Pamisos, obwohl nicht der längste der peloponnesischen Flüsse, gilt doch für den wasserreichsten und ist an seiner Mündung selbst eine Strecke für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Doch darf man auch bei ihm nicht den Maßstab unserer größeren Flüsse anlegen; er ist auch in der Nähe des Ausflusses zwar ziemlich tief, aber schmal, und ich war nach den Beschreibungen überrascht, ihn nicht größer zu finden. Die breite, reich bewässerte Ebene hieß im Alterthum Makaria (die Gesegnete), ein Name, den sie auch heute noch in vollem Maße verdient, obwohl an mehreren Stellen jetzt durch Mangel an geregeltem Wasserablauf stehende Wasser und Moräste gebildet werden. Die Doppelebene des Pamisos mit den sich nach ihr öffnenden Seitenthälern ist also der Haupttheil Messeniens. Aber außerdem gehörte dazu auch die Abdachung des vorher erwähnten, von Norden nach Süden streichenden Gebirgszuges gegen das westliche Meer, ein langer, schmaler Küstensaum, nebst den breitern darüber aufsteigenden Bergstufen, und dann die südwestliche Halbinsel, die in das heutige Vorgebirge Gallo, das alte Akritas, ausläuft. Ein ansehnlicher Berg, der jetzt Lykodimo heißt, bildet den Mittelpunkt dieser Halbinsel. Der Umfang dieses westlichen und südlichen Außenlandes ist ein sehr bedeutender. Ganz Messenien zeichnet sich vor allen griechischen Landschaften durch die Milde des Klimas und durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus, am meisten die südliche Pamisosebene, wo alle Früchte des Südens aufs üppigste gedeihen; aber auch das Gebirgsland ist zum großen Theil reich an Fruchtbäumen und Feldern, an Weide und Wald. Man darf Messenien wohl einen der gesegnetsten Punkte der Welt nennen.

Obwohl also das Land das vorzüglichste des Peloponneses war, so hat es doch in der alten Geschichte eine weniger bedeutende Rolle gespielt, als irgend eines der andern und ist hauptsächlich durch sein Unglück berühmt geworden, und theilweise wenigstens ist der Grund davon gewiß in der Landesbeschaffenheit selbst zu suchen. Ich meine damit weniger, daß die üppige Fruchtbarkeit, wie auch in anderen

ähnlich bevorzugten Gegenden, die Bewohner schlaff und weichlich gemacht habe, da nach allen Berichten der Alten die Messenier sich wenigstens stets als tapfere Leute gezeigt haben, als vielmehr, daß die Landesbildung wesentlich dazu beigetragen habe, daß es den Messeniern nie gelungen ist, sich zu einer festen Einheit zu gestalten. So viel Aehnlichkeit Messenien auf den ersten Blick mit Lakonien zu haben scheint, so zeigt sich doch bei genauerer Betrachtung ein sehr wichtiger Unterschied. Dort ist das mittlere Eurotasthal aufs entschiedenste das beherrschende Centrum des Landes und daher hat zu allen Zeiten die Hauptstadt, wenn auch nicht immer ganz am gleichen Platze, dort gestanden. Amyklä, Therapne, Sparta, Misthra sind alle in ganz geringer Entfernung von einander. In Messenien zerfällt das Gebiet des Hauptflusses in zwei ziemlich gleiche Theile und zu diesen tritt mit ähnlichen Ansprüchen der westliche Küstenstrich mit dem prächtigen Hafen von Navarin oder Pylos. Dem entsprechend finden wir das Land häufig getheilt und selbst wenn es vereinigt war, die Hauptstadt in verschiedenen Perioden an sehr verschiedenen Orten. In ältester mythischer Zeit soll Andania, ganz im Norden an dem Abhang der Gränzgebirge gegen Arkadien, die Hauptstadt ganz Messeniens gewesen sein. Bald nachher aber weisen die Sagen schon auf eine Trennung und in der homerischen Zeit gehörte der östliche Theil des Landes, das Pamisosgebiet, zum lakedämonischen Reiche des Menelaos, während über den Westen, mit der Hauptstadt Pylos beim heutigen Navarin, die Neliden herrschten. Ihr Reich soll dann später nach dem Tode des Menelaos ganz Messenien umfaßt haben. Bei der dorischen Eroberung fiel das ganze Land dem Kresphontes zu und jetzt wurde Stenyklaros, an den östlichen Anhöhen der obern Pamisosebene, die Hauptstadt. Aber dem Kresphontes so wenig, als seinen Nachkommen, gelang es, eine so feste und einheitliche Organisation durchzuführen, daß Messenien im Stande gewesen wäre, seine Unabhängigkeit gegenüber den durch die lykurgische Zucht gestählten Spartanern zu behaupten. In Folge von zwei langen, blutigen Kriegen, die uns nur in sehr poetischer, sagenhafter Einkleidung überliefert sind, ver-

schwand im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Messenien aus der Zahl der griechischen Staaten und wurde ein Theil des lakonischen Gebietes; seine Bewohner kamen, sofern sie nicht auswanderten, zum größern Theil in das Verhältniß von Leibeigenen, nur wenige Städte in die mildere Lage von Periöken. Man ist gewohnt, in diesem Kampfe das Unrecht auf Seite Spartas zu sehen und die Messenier als die ungerecht Unterdrückten zu betrachten; die uns erhaltene Erzählung, in der Zeit von Spartas Demüthigung und Messeniens Wiederherstellung entstanden, steht entschieden auf messenischem Standpunkte; die Sage hat die messenischen Helden, namentlich den Aristomenes, in ein glänzendes Licht gestellt, wie die Heroen des trojanischen Krieges, und man schenkt immer gern dem Unglücklichen seine Theilnahme. Aber es ist aller Grund da, anzunehmen, daß die Messenier durchaus nicht ohne Schuld waren. Sie haben sie jedenfalls schwer gebüßt. Drei Jahrhunderte lang blieb das Land, mit Ausnahme eines einzigen bedeutenderen Aufstandes, im unbestrittenen Besitz der Spartaner, bis 369 Epaminondas es ihnen entriß und wieder als selbständigen Staat herstellte. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, mit welcher Zähigkeit die Messenier, sowohl in dem Lande als Heloten und Periöken, als auch in der Fremde zerstreut, ihre Eigenthümlichkeit und Nationalität festhielten. Von allen Seiten strömten sie auf die Einladung des Epaminondas zusammen. Die Hauptstadt Messene wurde jetzt mit richtigem Blicke an dem Berge angelegt, der die obere und untere Pamisosebene durch sein Vortreten von einander trennt und beide gleichmäßig beherrscht, an dem Ithome, dessen Gipfel eine an Erinnerungen reiche Burg und ein uraltes Heiligthum des Zeus trug. Auch der westlichen Küste war sie näher, als Andania und Stenyklaros. Aber so wohl gewählt der Platz war, so fest und schön sich die neue Stadt erhob, und so reiche Mittel das Land darbot, ein recht gedeihliches und erfreuliches politisches Leben vermochte auch jetzt nicht aufzukommen. Man fühlt auch hier, daß weniger eigene Kraft, als fremde Siege die Restauration herbeigeführt hatten. Auch Messenien hat den Blick fortwährend nach der Fremde

gerichtet. Bald traten Spaltungen ein und der neue Staat trug nicht die kleinste Schuld an den Einmischungen auswärtiger Mächte, Makedoniens und endlich Roms, in die peloponnesischen Angelegenheiten, und am Untergange des achäischen Bundes. Von den späteren Schicksalen, die es im Ganzen mit dem übrigen Peloponnes theilte, hebe ich hervor, daß Navarin, oder eigentlich Avarinos, an die Zeit erinnert, wo Avaren in jener Gegend sich niedergelassen hatten. Hauptort des Landes wurde im Mittelalter Kalamata, in geringer Entfernung vom Meere im Osten des Landes, und ist es noch heute. Außerdem treten mit Navarin die Seefestungen Koron und Modon, lange Zeit hindurch im Besitze von Venedig, bedeutend hervor. Die Schwerpunkte sind also aus dem Innern an die Küste verlegt, und so finden wir in dieser Hinsicht einen ununterbrochenen Wechsel.

Aus den verschiedenen Perioden der Geschichte des Landes sind noch interessante Reste bis auf unsere Zeit übrig geblieben, die schönsten aus der Zeit des hergestellten Messenien in der damaligen Hauptstadt, und eine Reise durch Messenien bietet nicht weniger in Hinsicht der historischen Monumente, als der herrlichen Natur die reichste Belohnung.

Kehren wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen wieder nach dem Chane von Makri=Plagi zurück, wo ich das Land betreten hatte. Während ich da kurze Rast hielt, erzählten mir die Leute viel von einem zwei Stunden entfernten, auf einem steilen Berg gelegenen Paläokastro, das, wie sie behaupteten, noch von keinem Reisenden besucht worden sei. Ich erkannte bald, daß es die Ruinen von Kokla sein mußten, in welchen mit Wahrscheinlichkeit das aus dem ersten messenischen Kriege bekannte Ampheia erkannt wird,*) und wiewohl der Regen immer noch nicht aufhörte, entschloß ich mich, den Abstecher zu machen, da der Punkt wenig besucht und bekannt ist.

Von einem Burschen aus der dortigen Gegend geleitet, wandte ich mich mit meinem Courrier in die Gebirge, links von der Straße,

---

*) Vgl. Curtius, Peloponnesos II, S. 135.

und kam auf sehr beschwerlichem Wege nach etwa anderthalbstündigem Ritte an einen starken Bach, in einem engen Thale, über dem südöstlich sich ein steiler Berg erhob. Hier blieben die Pferde mit dem Courrier unten, während ich mit dem Wegweiser den sehr schroffen Abhang hinaufklomm und in einer halben Stunde die in Wolken gehüllte Höhe erreichte. Es ist der äußerste westliche Vorsprung eines schmalen Bergrückens, der südlich vom Hellenitza von den Vorbergen des Taygetos her gegen Nordwesten streicht. Nördlich und südlich ziehen sich zwei tiefe Thalschluchten mit ihren Bächen hin, die sich an seinem westlichen Fuß vereinigen und ihn von drei Seiten schwer zugänglich machen, da er theils in senkrechten Felsen, theils in steilen Abhängen darüber aufsteigt. Nur von Osten her, auf der Höhe des Rückens selbst, ist er nicht von Natur geschützt. In mehreren Terrassen erhebt sich das schmale Terrain gegen Osten zu. Auf der westlichsten, fast isolirten, aber niedrigsten Spitze stehen die Ruinen einer mittelalterlichen Burg auf antiken Unterlagen von mächtigen Polygonen. Innerhalb derselben ist eine verfallene Kirche und ein Brunnen. Auf den östlich sich erhebenden, etwas breiteren Terrassen erkennt man an vielen Stellen Bearbeitung und Glättung der Felsen, und hier liegen zahlreiche Ruinen von Häusern und mehr oder weniger verfallenen Kirchen. An der bedeutendsten, die mir mein Führer als die der Panagia bezeichnete, sieht man noch reiche, byzantinische Ornamente und in derselben liegt ein hübsches, kleines, antikes Marmorrelief mit fünf Personen. Links steht ein Mann in langem Mantel und reichem Haare, die rechte Hand in die Falten des Busens gesteckt, etwa wie bei der bekannten Statue des Sophokles im Lateran, die linke einer vor ihm stehenden weiblichen Figur darreichend. Diese, in langem Gewande, faßt ihn mit der rechten Hand, in der gesenkten Linken hat sie einen Zweig oder Stab. Der Kopf ist sehr verstümmelt, scheint aber einen Aufsatz von der Art eines Kalathos getragen zu haben. Hinter ihr kommt Melpomene mit der tragischen Maske, dann Thalia mit der komischen, endlich eine vierte, weibliche Figur, die nur halb erhalten ist, aber eine Leier in der Hand gehabt zu haben

scheint. Es ist also ohne Zweifel ein zu Ehren eines siegreichen Dichters gefertigtes Werk, bei dem mir nur der Kopfputz der vordersten Muse auffallend geblieben ist, der freilich nicht ganz erkennbar ist. Die Höhe der Figuren beträgt nur etwa dreißig Centimeter.

Eine regelmäßige Ummauerung habe ich bei dem obern Theile des Ortes nicht gefunden, auch war sie an vielen Stellen wegen der natürlichen Abschüssigkeit der Felsen durchaus nicht nöthig. An der senkrechten Felswand der Südseite ist eine durchaus unzugängliche Stalaktitenhöhle, in die man aber von einem schräg gegenüberliegenden Punkte gut hineinsieht; der Felsen bildet nämlich einen Winkel und auf einem Vorsprung der Höhle gegenüber ist ein Platz so ausgehauen, als ob er absichtlich zur Betrachtung derselben eingerichtet wäre. Der Weg führt bis dicht an den Rand, an diesem ist aber aus dem natürlichen Gesteine eine etwa drei Fuß hohe Mauer oder Balustrade gelassen, so daß man sich bequem und sicher über den Abgrund lehnen und die Höhle betrachten kann. Vielleicht war hier einmal eine künstliche Verbindung vermittelt und nicht unwahrscheinlich ist, daß in der Höhle irgend ein Heiligthum war. Eine zweite, weniger tiefe Grotte findet sich am entgegengesetzten nordwestlichen Abhange, aber ziemlich tief unterhalb der befestigten Höhe. Diese ist leicht zugänglich und zeigt deutliche Spuren von Bearbeitung.*) Von der Höhe hat man wahrscheinlich bei hellem Wetter einen Blick nach der obern Pamisosebene und den gegenüberliegenden Bergen, ich sah aber nicht einmal ins nächste Thal hinab, so dicht hatten sich die Wolken um den Berg gelagert.

Man sieht, daß hier im Alterthum und im Mittelalter ein durch seine feste Lage nicht unwichtiger Ort gestanden haben muß und ich glaube, mit Recht nimmt man an, daß der erstere Ampheia gewesen

*) Gell Itinerar. S. 75, sagt, Linth habe eine Grotte mit einem merkwürdigen Relief gefunden. Ich weiß nicht, ob etwa das Musenrelief, das ich in der Panaglenkirche sah, gemeint ist. Felsenreliefs enthält die zugängliche Höhle auf jeden Fall nicht, und an der unzugänglichen sind wenigstens von dem beschriebenen Platz aus keine zu sehen, sondern nur einige phantastisch gestaltete Stalaktiten.

sei, durch dessen Ueberrumpelung die Spartaner den ersten messenischen Krieg eröffneten.*) Ueber den Ort des Mittelalters habe ich nichts finden können und doch zeigen die vielen Kirchenruinen, daß er nicht unbedeutend gewesen sein kann.**)

Ueber das Dorf Velanidia erreichte ich auf sehr schlechten Wegen wieder die große Straße, da, wo sie in die Ebene von Stenyklaros eintritt, unterhalb des Chanes von Sakona. Jenseits der Straße sieht man unter andern zahlreichen Dörfern auch Sandani liegen, das mit geringer Veränderung den Namen der ältesten Hauptstadt Andania bewahrt hat. Die Reste dieser selbst hat zuerst E. Curtius oberhalb des Dorfes am Gebirge gefunden. Ohne dorthin zu gehen, folgte ich der Straße, die in südlicher Richtung am Fuß der östlichen Gebirge hinläuft. Gegenüber zeigte der Ithome bisweilen zwischen den Wolken sein nicht sehr hohes, aber prächtig geformtes Haupt; links springt eine mäßige Höhe gegen die Ebene vor, auf der vielleicht einst Stenyklaros lag, obwohl keinerlei Reste davon gefunden worden sind.

---

*) Leake, Travels in the Morea I, p. 462, sieht Ξουριᾶς τὸ Κάστρον für Ampheia an, das zwei bis drei englische Meilen südlich vom Makri-Plagi Paß liege. Es scheint fast, als ob er unter diesem Namen das gleiche Paläokastro verstehe, das ich beschrieben habe, das von Kokla. Die Entfernung dieses vom nächsten Punkt des Passes beträgt schwerlich viel mehr.

**) Puillon Boblaye vernahm nach Curtius, Peloponnesos II, S. 189, Anm. 13, an dem Orte die Tradition von einem Blutvergießen. Dies brachte mich zuerst auf den Gedanken, ob hier etwa der feste Platz könnte gelegen haben, in den sich bei der Eroberung des Peloponnesos durch die Türken die Bewohner von Leondari geflüchtet hatten und der von Mohammed II. genommen wurde, wobei er alle Gefangenen niederhauen ließ; vgl. oben S. 404. Der Ort hieß freilich nach Chalkokondylas, S. 474, 476, Ed. Bonn. und Phrantzes, S. 405, Ed. Bonn. Gardiki, die Lage geben sie aber nicht an. Ein Gardiki existirt nun nordöstlich von Leondari am Berge Tzimberu, das aber nicht recht zu der Beschreibung zu passen scheint. Finlay, Geschichte Griechenl. u. s. w., S. 295, 296 (deutsche Uebersetzung), scheint den Ort ans Hellenitzagebirge zu setzen; auch Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea II, S. 389, wenigstens nicht jenes Gardiki am Tzimberu zu verstehen. Ein anderes Dorf dieses Namens hat die französische Karte etwas östlich hinter den Ruinen von Thuria, wo aber auch kein fester Platz gewesen zu sein scheint. Ob sich irgendwo eine genauere Ortsbestimmung findet, ist mir unbekannt.

Daran vorbei ritt ich über die Hügel von Skala, welche hier die obere Ebene von der untern trennen. Schon auf ihrer südlichen Seite liegt eine Capelle des Hagios Floros mit einem Gendarmerieposten.*) Unterhalb derselben entspringen die starken Quellen, welche für den eigentlichen Ursprung des Pamisos gelten. Sie bilden gleich bei ihrem Anfang einen kleinen See, dessen Abfluß sich dann mit dem aus der obern Ebene kommenden Fluß vereinigt. Seine starke Wassermasse erklärt, warum man ihn und nicht den weit längern, obern Fluß für den Pamisos ansah. Eine Stunde unterhalb Hagios Floros finden sich noch einmal sehr reichliche Quellen beim Dorfe Pidima, welche dem Pamisos seine letzte namhafte Verstärkung zuführen.

Durch den Abstecher nach Ampheia ziemlich verspätet, waren wir indessen von dem Einbruch der Dämmerung überrascht worden, da mein Courrier, obwohl ein Messenier von Geburt, die Entfernungen hier, gegen seine sonstige Gewohnheit, zu gering angeschlagen hatte. Bei finsterer Nacht ritten wir hie und da etwas irre, wobei wir unter Anderm einmal in eine kleine Schlucht hineingeriethen, die sich so verengte, daß wir zuletzt buchstäblich eingeklemmt waren und nicht umwenden konnten, sondern die Pferde rückwärts hinausgehen lassen mußten. Endlich erreichten wir aber glücklich nach neun Uhr das Dorf Veïsaga, nicht wenig erfreut, um die ersehnte Ruhe zu finden, da wir seit Mittag uns keine Rast gegönnt hatten. Indessen sollte es uns nicht gleich so gut werden. Die Bewohner des Dorfes waren größtentheils bereits im Schlafe und nirgend mehr Licht zu sehen, überdies kannte der Courrier den Ort nicht. Mit Mühe trieben wir zuletzt einen Menschen auf, der uns ein Haus bezeichnete, in dem wir Aufnahme würden finden können. Es wurde geklopft, aber Niemand ließ sich blicken, erst nach langem Poltern und Rufen zeigte sich der Besitzer am Fenster und erklärte barsch, uns nicht beherbergen zu wollen; der Courrier entwickelte umsonst alle Beredtsamkeit, stellte dem Hartherzigen

*) Von Hagios Floros bemerkte ich am Wege alte Ruinen, ohne daß ich wüßte, welchem Orte sie angehören könnten.

die Pflichten gegen die Fremden vor, berief sich auf ein Schreiben des Ministers, worin allen Ortsbehörden der Befehl gegeben war, für mein Unterkommen zu sorgen. Der im Schlaf gestörte Hausherr erwiederte sehr unhöflich, er scheere sich den T** um den Minister und alle Franken, die könnten zu Hause bleiben, und schloß nach solchen und ähnlichen, zum Theil noch derberen Herzensergüssen das Fenster. Unterdessen war zum Dimarchen geschickt worden, der uns mit größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit in seinem sehr einfachen Haus aufnahm und auch für die drei Pferde endlich Unterkommen verschaffte, und bald war am lodernden Feuer des Heerdes das überstandene Ungemach vergessen.

Das Dorf Veïsaga liegt in einiger Höhe auf den ersten Terrassen der Vorberge des Taygetos, über demselben auf einem höheren, von Südwest nach Nordosten streichenden Rücken sind die Ruinen der alten Stadt Thuria, deren nördlichsten Theil jetzt das Dorf Paläokastro einnimmt. Mein Erstes war daher, am folgenden Morgen zu ihnen hinauf zu steigen, obwohl das Wetter sich noch immer nicht günstig gestaltet hatte und plötzliche Regenschauer mir mehrmal sehr unbequem kamen. Thuria war eine der bedeutendern Städte des alten Messeniens, die nach den meisten alten Geographen schon von Homer unter dem Namen Antheia genannt ist (Ilias IX, 151). Nach der Eroberung des Landes durch die Spartaner bestand es als Periökenstadt fort, gehörte dann zu dem wiederhergestellten Messenien und eine Zeit lang, von diesem getrennt, als selbständiges Bundesglied zu der achäischen Eidgenossenschaft. Augustus gab es, zur Strafe dafür, daß es mit dem übrigen Messenien in den Bürgerkriegen für Antonius Partei genommen hatte, wieder den Spartanern, die auf seiner Seite gestanden hatten. Daß es, wenigstens eine Zeit lang, die bedeutendste Stadt der unteren Ebene gewesen, ergiebt sich klar daraus, daß der messenische Meerbusen, von dem es doch noch einige Stunden entfernt ist, auch der thuriatische genannt wurde. Und diese Bedeutung erkennt man noch in den ziemlich ausgedehnten Ruinen. Am Bergabhange sieht man Reste einer Wasserleitung. Die Ringmauern, die

das Plateau auf dem Rücken nebst den ersten niedrigern Terrassen gegen die Ebene umschließen, sind noch fast in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und weisen, wenigstens in ihrem größten Theile, auf die Zeit der Wiederherstellung von Messenien. Sie sind aus hie und da etwas unregelmäßigen Quadern gebaut. Innerhalb derselben sieht man am südlichen Ende noch einen großen Wasserbehälter auf drei Seiten in den Felsen gehauen, an der vierten theilweis aufgemauert, außerdem etwas weiter abwärts noch einen kleinern solchen. Ferner erkennt man deutlich das wenig erhaltene Theater, das nach der Seite der Ebene zu geöffnet ist, und südöstlich davon die Reste eines dorischen Tempels. Eine Menge Grundmauern und Architekturstücke, besonders in der Nähe des Theaters, weisen auf andere größere Gebäude. Auch Inschriften sind in neuerer Zeit mehrere gefunden worden; zwei befinden sich in der hübschen byzantinischen Kirche an der Ostseite des Dorfes Paläokastro, was der Küster zu einem freilich seltenen Einkommen benutzt, indem er für das Abschreiben einen Tribut verlangt. Eine ziemlich große schrieb ich, auch um Bezahlung, in einem Privathause ab. Außerdem, behaupteten die Leute, seien noch mehrere unter dem Boden; der französische Reisende Le Bas habe nämlich bei seinem längeren Aufenthalte an dem Orte einige ausgegraben und dann wieder vergraben, woran ich aber sehr zweifle, obwohl ich an mehreren Stellen, namentlich an der südlichen Stadtmauer, noch Spuren von Nachgrabungen sah, die von ihm herrühren mögen. Denn Le Bas hat in seinem großen Reisewerke nur drei Inschriften von Thuria publizirt, wovon zwei in der Kirche sind. Uebrigens könnte ich ihm ein Wiedervergraben nicht gerade zum Vorwurf machen, da nur gar zu leicht solche Steine, wenn sie nicht an sichern Orten eingemauert sind, zu Grunde gerichtet werden.*)

Die Lage des alten Thuria war eine sehr schöne. Rückwärts nach Osten steigen die Terrassen der Berge zum Taygetos auf, vor=

---

*) Vgl. Le Bas Deuxième Partie, Section 4, Nr. 301 — 303. Die Inschrift, welche ich in dem Hause abgeschrieben, habe ich in den Epigraph. und Archäol. Beiträgen, Nr. 38, publizirt.

wärts aber überblickt man die reiche Ebene mit dem Ithome und den südlich daran stoßenden Bergen dahinter, und links den schönen Golf. Schon zu Pausanias Zeit aber hatten die Thuriaten zum größeren Theil ihre Wohnsitze auf dem Bergrücken verlassen und sich unterhalb desselben in der Ebene angesiedelt. Von diesem Unterthuria stehen noch die sehr großen und wohlerhaltenen Ruinen eines römischen Backsteingebäudes. Drei Reihen größerer und kleinerer Säle und Gemächer, die zum Theil halbkreisförmig abgeschlossen sind, laufen neben einander her; bei mehreren ist noch die Ueberwölbung vollständig da. Die Ruine wird jetzt vom Volke durch ihren Namen Lutra als ein Bad bezeichnet, ist aber schon von Leake als ein Wohngebäude erkannt worden, das in seinen weiten Räumen auch Bäder enthalten mochte. Curtius hat sie wohl am richtigsten für die Villa eines reichen Römers erklärt, der sich zum Wohnsitze wahrlich keine schlechte Gegend auserkoren hatte. Große Maulbeer= und Feigenbäume umgeben das Gebäude, und einige hundert Schritte weiter in der Ebene zieht langsam der klare, wasserreiche Pidimafluß vorbei.

Der Weg von hier nach dem etwa zwei Stunden entfernten Kalamata durchschneidet die fruchtbarste und zugleich eine der schönsten Gegenden Griechenlands. Die Ebene ist mit einem weit ausgedehnten Walde von riesigen Feigenbäumen bedeckt, die eines der wichtigsten Produkte des Landes liefern. Die Kalamatafeigen, die an langen Schnüren von Binsen zu Kränzen aufgefaßt werden, gehören zu den besten und werden in großen Quantitäten ausgeführt. Weiter abwärts, in der Nähe von Kalamata, treten an die Stelle der Feigenbäume mehr Oelbäume, und dort sieht man noch vielfache Spuren der Verwüstungen, welche Ibrahim Pascha angerichtet hat, indem er eine Menge derselben umhauen ließ. Bei dem langsamen Wachsthum des Oelbaumes ist eine solche Verheerung besonders empfindlich, empfindlicher, als bei den meisten andern Fruchtbäumen, und wenn man hier noch zahlreiche Stümpfe alter Stämme erblickt, begreift man recht lebendig, wie einst das „Bäumeumhauen" (δενδροτομεῖν), das die Peloponnesier bei ihren Einfällen in Attika in großem Maaßstabe

trieben, die aus der Stadt Athen zusehenden Landbewohner fast zur Verzweiflung bringen mußte. Es waren ja auch dort vorzüglich Oelbäume. Uebrigens hat man mir in Kalamata selbst gesagt, Ibrahim habe im Ganzen nicht aus Zerstörungslust die Bäume gefällt, sondern hauptsächlich, um das für sein Heer nöthige Holz zu erhalten. An den links über der Ebene aufsteigenden Höhen liegt Dorf an Dorf, meist zwischen reichen Baumgruppen; dunkle Cypressenhaine erinnern an die noch naheliegende Zeit, wo die Muselmänner hier ihre Begräbnißplätze mit diesem Baume schmückten, wie denn auch viele der Dörfer hier noch türkische Namen tragen. Als ich gegen das südliche Ende der Ebene gekommen war, bog ich links über kleine Hügel und trat in das untere Thal des Nedonflusses, der in seinem breiten Bette nur wenig Wasser hatte und leicht durchritten wurde. Unmittelbar an seinem linken Ufer liegt in einem wahren Garten die freundliche Hauptstadt Messeniens, Kalamata.

Bei einem deutschen Arzte, Dr. Brachmann, fand ich hier die gastlichste, gemüthlichste Aufnahme und machte bald nach meiner Ankunft mit ihm einen Spaziergang in der Umgebung der Stadt. Wir giengen durch prächtige Orangen- und Citronengärten, wo die Bäume in vollstem Schmuck der Blüthe und der goldenen Früchte prangten. Sie erreichen hier eine Größe, die ich selbst in Sicilien selten gesehen habe, die Früchte sind aber, wie in Griechenland überhaupt, etwas dickhäutig. Hecken von Cactus und Aloe umgeben, wie in Sicilien, häufig die einzelnen Grundstücke, und die Palme vollendet den ganz südlichen Charakter, der diese Gegend vor allen griechischen auszeichnet. Sodann stiegen wir zu den Ruinen des mittelalterlichen Schlosses, welche nördlich über der Stadt auf einem mäßig hohen Hügel thronen. Es war nach der Eroberung Moreas durch Wilhelm von Champlitte der Sitz des ersten Vasallen und spätern Fürsten des Landes, Gottfried von Villehardouin, und der Geburtsort des zweiten Fürsten dieses Geschlechtes, Wilhelm, der sich nach Kalamata nannte. Obwohl man keine Reste von antiken Mauern mehr findet und die Hauptbedeutung des Ortes eine neuere ist, so

unterliegt es doch keinem Zweifel, daß im Alterthume hier die Stadt Pherä oder Pharä lag. Sie ist uns bereits aus Homer bekannt, welcher den Telemachos bei seiner Reise von Pylos nach Sparta und wieder zurück hier bei Diokles sein Nachtquartier nehmen läßt. Die Aussicht von dem Schloßhügel ist überaus reizend und glücklicher Weise hatte sich auf den Abend der Himmel etwas aufgehellt. Ueber die gerade zu Füßen liegende Stadt und ihre an beiden Ufern des Nedon sich ausbreitenden Fruchtgärten schaut man auf den breiten, nur eine halbe Stunde entfernten messenischen Meerbusen oder Golf von Koron, an dessen westlicher Küste die Mainoten Colonie Petalidi an der Stelle des alten Korone und auf der letzten sichtbaren Spitze die Festung Koron an der Stelle des alten Asine, nebst zahlreichen kleinern Ortschaften sich in den blauen Wellen spiegeln. Darüber erhebt sich stattlich der Lykodimo. An der östlichen Küste zeigen die weißen Segel der dort ankernden Schiffe Armyros, den Hafenplatz von Kalamata; denn die offene Rhede dieser Stadt selbst, an der nächsten Stelle der Küste, ist ganz schlecht und nur bei vollkommen ruhiger See zu gebrauchen. Einen noch besseren Hafen als Armyros hat das unterhalb des hier den Blick begränzenden Caps Kephali gelegene Kitriäs. Ueber dieser Küste steigen die blauen Berge der Maina auf. Nördlich blickt man in das Thal des Nedon, dessen Gebiet, die Dentheliatis, Jahrhunderte durch zwischen Sparta und Messenien streitig war. Die beiderseitigen Ansprüche auf das in demselben gelegene Heiligthum der limnatischen Artemis gaben die Hauptveranlassung zum Ausbruch des ersten messenischen Krieges. Der Nedon selbst, der dicht unter dem Fuße des Schloßberges hinfließt, zeigt durch sein breites Kiesbett und die darin liegenden Felsblöcke, daß er oft gewaltig anschwillt. Es ist das freilich eine den meisten griechischen Gewässern gemeinsame Eigenschaft, die ihren Grund zum großen Theil in der Entblößung der Berge von Wäldern hat, aber der Nedon soll ganz besonders launenhaft sein und so ruhig er gewöhnlich ist, oft furchtbar daher brausen, daher ihm die Umwohner, wie mir Dr. Brachmann sagte, den bezeichnenden Namen des „Narrenflusses" gegeben haben.

Nach diesem herrlichen Gange brachte ich den Abend in eben so heiterem als belehrendem Gespräche mit dem freundlichen Wirthe zu, in dem ich einen sehr unterrichteten Mann und gründlichen Kenner des Landes kennen lernte. Kein geringes Vergnügen war es auch für mich, bei ihm die Allgemeine Zeitung und darin allerlei Nachrichten aus Europa und der Heimat zu finden, die ich seit vierzehn Tagen gänzlich entbehrt hatte. Herr Brachmann ist mit einer Griechin verheirathet, die ihn, wenn ich nicht irre, mit mehreren Kindern erfreut hat. Bestimmt erinnere ich mich aber nur eines hübschen Mädchens, dem seine Eltern den etwas ominösen, seit Agamemnons Zeiten schwerlich oft gebrauchten Namen Klytämnestra gegeben haben, ein Beweis, daß sie die Meinung der Alten von dem Einfluß der Namen auf die Schicksale der Menschen nicht theilen. Im Besitz der Frau Brachmann sah ich eine wegen der seltenen Darstellung interessante, schöne Gemme: Eros fährt auf einem von drei Hasen gezogenen Wagen. Als Symbol der Fruchtbarkeit ist der Hase bekannt genug, aber doch in solcher Anwendung meines Wissens auf Kunstwerken noch nicht gefunden. Das Hasengespann des Eros ist am ehesten dem Sperlingswagen der Aphrodite zu vergleichen, der durch Sappho schon berühmt geworden ist.

Spät erst nach Mitternacht trennten wir uns und auch am folgenden Morgen ließ mich die Gastlichkeit des Wirthes nicht eben früh scheiden. Ich hatte zuerst die Absicht gehabt, zunächst Petalidi zu besuchen, wo einige ich glaube am Ende der Dreißiger Jahre gefundene Sarkophage mit schönen Reliefs stehen, allein Herr Brachmann sagte mir, sie seien seither so verstümmelt worden, daß der Umweg sich nicht mehr lohne. Daher schlug ich den geraden Weg nach Navarin ein, der zuerst quer durch die untere Ebene führt. Auf einer Brücke überschritten wir den tiefen, gelblichen Pamisos und kamen durch das an seinem rechten Ufer gelegene Städtchen Nisi, das sich durch guten Weinbau und Seidenzucht auszeichnet und auch eine Seidenfabrik besitzt. Bald hinter Nisi begannen wir allmälig zu steigen und kamen über mehrere größere und kleinere, reichlich fließende Bäche in die

Berge, welche die Ebene von der Westküste des Landes scheiden. Der Weg bietet wenig historisch und archäologisch Bemerkenswerthes. Der westliche Theil Messeniens war im Alterthum, namentlich zur Zeit der spartanischen Herrschaft, wenig bewohnt. Eine halbe Stunde hinter Nisi fiel mir eine verfallene Kirche des H. Elias durch ihre Lage auf einem kleinen, isolirten Hügel auf, welcher durchaus die Gestalt eines Grabhügels hatte; weiter im Gebirge erkennt man an mehreren Stellen die in den Felsen gehauenen Geleise der alten Straße, vielleicht derselben, auf der einst Telemachos von Pylos nach Sparta fuhr. Desto reicher sind dagegen die landschaftlichen Reize. Hat man schon von der Ebene selbst fortwährend einen herrlichen Blick auf den Meerbusen zur Linken und den prächtigen Ithome zur Rechten, so entfaltet sich, je höher man steigt, desto weiter und großartiger die ganze Kette des Taygetos, die in der Ebene durch die Vorberge noch theilweise verdeckt ist. Ueber den niedrigern Verzweigungen, die gegen Messenien viel breiter und allmäliger abfallen, als an der lakonischen Seite, treten immer höher und höher die hintern Stufen empor bis zu den höchsten schneebedeckten Gipfeln, und südwärts verfolgt man das Gebirge mit den Schluchten und Küsten der Maina bis gegen das Vorgebirge Tänaron hin. Die unmittelbaren Umgebungen des Weges sind meist wasserreich und mit größern und kleinern Bäumen und Sträuchen bewachsen. Den Lentiskus habe ich nirgend sonst zu solcher Größe entwickelt gesehen und der Johannesbrodbaum (Ceratonia Siliqua), den ich im übrigen Griechenland nur ziemlich verkümmert gefunden habe, kommt hier als stattlicher Baum vor, wenn auch nicht von dem gewaltigen Umfange und der Stärke, wie in Sicilien. Die kurze Mittagsrast hielt ich bei einer allerliebst an einem Bache zwischen Platanen und andern Bäumen gelegenen Mühle, welche Chrysomyli (Goldmühle) heißt.

So steigt man sehr anmuthig immer an den nördlichen Abzweigungen des links liegenden Lykodimo, des Hauptberges der messenischen Halbinsel, bis auf die hier nur mäßig hohe Wasserscheide zwischen dem Golf von Koron und dem ionischen Meere. Wo man sie erreicht,

wird der Boden dürrer, die Vegetation dürftiger. Links über dem Wege erhebt sich der spitze Berg des H. Elias mit dem gleichnamigen Dorfe. An seinem Abhange entspringt die reichliche Quelle Gubé,*) welche durch eine moderne, aber jetzt auch theilweise zerstörte Wasserleitung nach Navarin geführt wurde. Der Berg, der wohl auch wie die Quelle Gubó genannt wird, diente den Griechen zur Zeit des Krieges, als die Aegypter bei Navarin lagen, als Warte und Signalposten, wozu er sich trefflich eignet, da die ganze Gegend von seiner Spitze überschaut wird. Auch von der Straße aus eröffnet sich jetzt ein großartiger Blick auf die Bucht von Navarin mit der dahinter liegenden Insel Sphagia und auf das ionische Meer. Das kleine Dorf Pyla, das den Namen der alten Stadt Pylos mit geringer Aenderung erhalten hat, zur Rechten lassend, stiegen wir gegen die sandige Küste hinab und erreichten Abends sieben Uhr, in zwei und einer halben Stunde von der Quelle Gubé aus, das Ziel des Tages, Navarin, wo ich mich wieder der Gastlichkeit eines deutschen Arztes, Dr. Imminger, erfreute.

Das heutige Städtchen Navarin oder Neokastro liegt am südlichen Ende der schönen Bucht. Dicht am Ufer, das nur einen schmalen, ebenen Streifen darbietet, und an der untersten sanft ansteigenden Lehne der nahen Hügel sind die Häuser des offenen Ortes gebaut, südlich darüber auf ziemlich steiler Höhe die Festung. Auf diese stieg ich den folgenden Morgen in Begleitung meines Wirthes, der zwar unten wohnte, aber als Garnisonsarzt oben seine regelmäßigen Besuche zu machen hatte. In früheren Zeiten war sie im Besitz der Venezianer und dann der Türken ein namhafter Platz, jetzt hat sie aber wenig militärische Bedeutung mehr. Die Besatzung bestand, als ich dort war, aus zwei Compagnien Infanterie; Artillerie war gar keine da, aber

*) Auf den Karten finde ich den Namen Koumbés oder Kumbés geschrieben. Aber das u wird nicht gesprochen, es ist eben nur dazu da, um das folgende p (π) zu einem b zu machen. Auch das s am Ende wird nicht gehört, und den ersten Buchstaben hat mir Dr. Imminger in Navarin ausdrücklich als G bezeichnet und selbst den Namen mir in meinen Notizen so verbessert.

auf den Wällen lagen noch eine Menge Kanonen ohne Laffeten. Im besten Zustande ist der oberste Theil, die sogenannte Akropolis, welche großentheils von den Franzosen, während sie Morea besetzt hielten, erbaut sein soll. Jetzt dient sie hauptsächlich zur Verwahrung von Züchtlingen, welche sich bei meinem Besuche eben in dem großen Hofe etwas an der Luft ergiengen und unter denen sich manche Physiognomien fanden, denen man nicht gern an andern Orten begegnet wäre. Ich habe später auch auf dem Palamidi in Nauplia die Sträflinge im Hofe gesehen und an beiden Orten hat sich mir, trotz der geladenen Gewehre, mit denen die Soldaten den Hof umstanden, die Beobachtung aufgedrängt, daß der Grieche den verurtheilten Verbrecher noch weit mehr wie seines Gleichen ansieht, als das in unsern Ländern der Fall ist. Auch in Italien bemerkt man das Nämliche. Der Verbrecher gilt für einen armen, mehr des Mitleides als des Hasses werthen Menschen. In Griechenland soll es fast unmöglich sein, Leute zu finden, welche das Amt eines Scharfrichters übernehmen und dasselbe muß in der Regel durch früher verurtheilte Verbrecher besorgt werden. Wenigstens wurde mir das in Athen gesagt. Ich glaube, dem heißblütigen Südländer liegt der Gedanke viel näher, daß auch ihm etwas begegnen könnte, was ihn mit den Gesetzen in Conflict bringen würde. Unsere Volksanschauung beweist auf jeden Fall ein lebendigeres Bewußtsein von der Würde des Gesetzes, ob aber nothwendig auch einen höheren sittlichen Zustand, möchte noch einigem Zweifel unterliegen.

Auf dem obersten Punkte der Festung hat man eine herrliche Ueberschau der ganzen weiten, zu Füßen liegenden Bucht mit ihrer Umgebung und den nach Osten und Norden von ihr aufsteigenden Bergstufen. Südlich zieht sich unmittelbar von der Festung aus dicht am Meere ein Bergrücken hin, aus dem sich in geringer Entfernung wie eine hohe Pyramide der Berg des H. Nikolaos erhebt. Westwärts breitet sich die blaue Fläche des ionischen, oder wie es die Alten hier gewöhnlich nannten, des sicilischen Meeres aus. Wie ein beträchtlicher See tritt halbkreisförmig die Bucht in das Land hinein,

von Norden nach Süden wohl über eine Stunde lang, und in der ganzen Länge ist vor ihr das schmale, hohe Klippeneiland Sphakteria oder, wie es auch im Alterthum schon hieß und jetzt noch heißt, Sphagia hingestreckt, so daß das Becken fast vollständig gegen Stürme geschützt ist. Am südlichen Ende ist jetzt die einzige, etwa viertausend Fuß breite Einfahrt; die viel schmälere Oeffnung zwischen dem nördlichen Ende der Insel und dem Festlande ist jetzt so versandet, daß sie bei ruhiger See durchwatet wird. Der Hafen ist bekanntlich einer der schönsten, die es überhaupt giebt und man könnte sich wundern, daß nie an ihm eine große Stadt entstanden ist. Der Grund liegt aber offenbar darin, daß keine geräumige Ebene sich an ihn anschließt, kein Flußthal hier sich öffnet, der Platz also wohl zur Seeverbindung trefflich geeignet ist, nicht aber zur Vermittlung des Verkehrs mit dem Binnenlande und eben so wenig zum Mittelpunkte eines größeren Gebietes.

Das zeigt sich in der ganzen Geschichte der Gegend. Die größte Bedeutung hat sie in der frühesten Zeit gehabt, wo Pylos der Sitz der Nelidenherrschaft war. Aber schon das pylische Reich war von der See her gegründet und erstreckte sich ursprünglich nur über einen langen, schmalen Küstenstreif, von dem aus es sich dann allerdings für eine kurze Zeit über den größten Theil von Messenien ausbreitete. Seit der Eroberung des Landes durch die Dorier tritt die Stadt Pylos zurück und nach der Unterwerfung durch die Spartaner verschwindet sie so vollständig, daß selbst der Name nur noch als historische Erinnerung fortlebte. Die verlassene Spitze mit den Ruinen nannten die Spartaner nur Koryphasion (die Bergspitze). Einen neuen Glanz erhielt der Name, aber auch nur der Name, als im peloponnesischen Kriege im Jahre 425 der kühne Feldherr Demosthenes auch wieder von der See aus den Punkt besetzte und befestigte, und der Kampf um denselben den Spartanern die bekannten schweren Verluste brachte. Eine Stadt entstand hier erst wieder bei der Wiederherstellung Messeniens, ohne sich aber zu großer Bedeutung zu erheben. Von den spätern Schicksalen weiß man wenig, abgesehen davon,

daß der neue Name Navarin (eigentlich Avarinos, Ἀβαρῖνος) auf die eine Zeit lang in dieser Gegend angesiedelten Avaren hinweist. Erst seit der fränkischen Herrschaft werden zuerst Altnavarin, dann Neunavarin als Seefestungen wieder oft genannt. Wieder ist es hauptsächlich die Verbindung mit der auswärtigen Seemacht Venedig, welche dem Platze Bedeutung giebt. Die Landung der Russen im Jahre 1770 und besonders die große Seeschlacht im Jahre 1847 haben den Namen von Navarin berühmt gemacht, wie einst die Besetzung durch die Athener den von Pylos.

Die alte Ortschaft lag bekanntlich nicht an der Stelle des heutigen Navarin oder Neokastro, das erst im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden ist, sondern am entgegengesetzten nördlichen Ende der Bucht, auf einer Spitze, wo noch ihre Ruinen sichtbar sind, die jetzt Altnavarin oder Paläokastro heißen. Auch dorthin begleitete mich mein freundlicher Wirth. Wir fuhren auf einer Barke der ganzen Länge nach durch die Bucht, dicht unter der Insel Sphakteria hin. Unweit ihres nördlichen Endes liegt seit der großen Seeschlacht noch ein türkisches Linienschiff auf dem Meeresgrunde. Das Vorgebirge von Altnavarin springt gerade der Nordseite von Sphakteria gegenüber steil aus den Fluthen hervor, fast wie eine Insel; denn während es westlich und nördlich vom offenen Meere bespült wird, und südlich die seichte Meerenge es von der Insel scheidet, breitet sich östlich unter seinem Fuße der See von Osman-Aga aus, eine weite Lagune, welche nach Süden nur durch einen schmalen, dammartigen Sandstreifen von der Hafenbucht getrennt ist, nach Westen durch einen ähnlichen niedrigen Streifen Landes und das Vorgebirge selbst vom offenen Meere. Durch die beiden Landstreifen allein ist wie mit schmalen Bändern das Vorgebirge an das Festland geknüpft, oder, da der südliche einen Durchstich nach dem Hafen hat, streng genommen sogar nur durch die eine nördliche, kaum über die Wasserfläche hervorragende Sandfläche, so daß es eine vollständige, nur lose mit dem Lande zusammenhängende Halbinsel bildet. Der ganz kahle, mäßig hohe Berg fällt sehr steil gegen die Lagune ab, weniger steil nach den andern

Seiten, und im Norden und Süden läuft er in kleine sandige Flächen aus. Als wir von der Nordseite durch den tiefen Sand in brennender Mittagshitze hinaufstiegen, wurde ich lebhaft an das „sandige Pylos" Homers erinnert; aber das Beiwort ist im Alterthum noch viel bezeichnender gewesen, weil damals, wie aus den Beschreibungen des Thukydides und Pausanias geschlossen werden muß, die Lagune von Osman-Aga noch gar nicht existirte, sondern an ihrer Stelle sich eine weite sandige Fläche ausdehnte.

Das Vorgebirge enthält auf verhältnißmäßig geringem Raume — die Höhe ist etwa 700 Fuß lang — Denkmäler von der frühesten Zeit bis ins Mittelalter. An der Westseite steht noch ein großes Mauerstück, in der ältesten Weise aus großen, rohen Blöcken mit kleineren Füllsteinen erbaut, das gewiß der Nelidenzeit angehört. Die oberste Höhe krönen die Mauern des venezianischen Castells, unter und zwischen welchen man hellenisches Gemäuer späterer Zeit erkennt. Mehrere Cisternen im Innern der Burg sind sicherlich Anlagen der ältesten Zeit und vielleicht auch eine in den Felsen gehauene Straße, deren Spuren man an der südöstlichen Seite deutlich sieht. Leider verschwinden auch die Reste dieser Burg immer mehr, da sie als Steingrube schonungslos benutzt werden. Sogar mein Wirth erzählte mir, daß er zur Umfriedung eines nahen Grundstückes das Material hier genommen habe. Mehr noch als die alten Ruinen führt in die mythische Vorzeit eine am nördlichen Abhange, unterhalb der Burg gelegene, geräumige, hochgewölbte Tropfsteinhöhle. Zur Zeit des Pausanias nannten sie die damaligen Pylier den Rinderstall des Nestor, und noch heutzutage heißt sie die Höhle des Nestor oder die Rinderhöhle (*Βοϊδοκοιλιά**), und zwar scheint der Umstand, daß auch ein etwas nördlich davon gelegener, kleiner, kreisförmiger Hafen den letztern Namen trägt, zu beweisen, daß dieser nicht etwa, wie das bisweilen der Fall ist, erst neuerer Gelehrsamkeit seine Entstehung ver-

*) *Βοϊδοκοιλιά* wird jetzt allerdings als Ochsenbauch, Ventre de boeuf. genommen, ich zweifle aber nicht, daß es eigentlich Rinderhöhle bedeute.

dankt, sondern sich traditionell aus dem Alterthum erhalten hat. Aber nicht erst die spätern Pylier haben in ihr einen Rinderstall gesehen, sondern die alte peloponnesische Landessage hat sie schon zu einem solchen gemacht; denn mit Recht hat Otfried Müller zuerst erkannt, daß diese Höhle es ist, in welche schon nach dem homerischen Hymnus der kleine Hermes die dem Apollon gestohlenen Rinderheerden getrieben und an deren Wänden er die Häute zweier geschlachteter Kühe aufgehängt hatte. Mit etwas lebhafter Phantasie mag man noch jetzt in den Tropfsteingebilden der Wände diese erkennen.

Ich habe bisher ohne weiteres Pylos an dieser Stelle angesetzt. Denn sicher ist, daß hier das spartanische Koryphasion lag und das spätere messenische Pylos, sowohl das, welches die Athener befestigten, als die später nach der Herstellung von Messenien wieder erbaute Stadt, und eben so sicher, daß die spätern Pylier behaupteten, daß hier die Stadt des Nestor gelegen habe. Dagegen machten allerdings schon im Alterthum auch zwei andere gleichnamige Orte in Elis und Triphylien Anspruch auf den gleichen Ruhm und fanden bei einem Theil der Gelehrten Beistimmung. Es kann aber meines Erachtens kein Zweifel darüber walten, daß das messenische Pylos die Stadt Nestors gewesen und der Mittelpunkt des Nelidenreichs in der Nähe der Bucht von Navarin zu suchen sei. Eine andere Frage aber ist, ob gerade auf dem Vorgebirge Koryphasion oder an einer anderen Stelle, und man hat sich meist für Letzteres entschieden, weil man aus der Odyssee schließen zu müssen glaubte, daß die Stadt in einiger Entfernung vom Meere gelegen habe und in der That auch Strabo berichtet, daß das alte messenische Pylos unter dem Berg Aegaleon gelegen und erst nach seiner Zerstörung ein Theil der Bewohner sich nach Koryphasion übergesiedelt habe. Wann das geschehen sei, erfahren wir eben so wenig, als welcher Berg Aegaleon geheißen habe. Ich meinestheils halte die hieher gehörigen Stellen der Odyssee nicht für unvereinbar mit der Lage auf Koryphasion,*) muß aber andrer-

*) Man hat dagegen schon nach Strabos Vorgange geltend gemacht, daß das Schiff des Telemaches nicht dicht bei der Stadt gelandet habe; denn Nestor schicke zu

seits zugestehen, daß die Nachricht Strabos Beachtung verdient. Bisher hat man Ruinen einer Stadt, die man für jenes Altpylos nehmen könnte, nicht gefunden und es daher nach bloßer Vermuthung da oder dorthin gesetzt, unter andern, durch die Namensähnlichkeit verleitet, in die Nähe des heutigen Dörfchens Pyla, was ganz unpassend ist. Pyla liegt auf einer unbedeutenden, sandigen Anhöhe, und mit einer solchen Lage ist die homerische Bezeichnung der „auf steiler Höhe gelegenen Stadt Pylos"*) durchaus nicht im Einklang, während sie für Koryphasion höchst treffend wäre. Ein allerdings etwas bedenkliches Auskunftsmittel, um Strabos Altpylos am Aegaleon bestehen zu lassen und doch die Stadt Nestors auf das Vorgebirge zu setzen, wäre die Annahme, daß unter jenem das älteste lelegische Pylos zu verstehen wäre und schon Neleus die Stadt an die See verlegt hätte. Denn die ersten Gründer von Pylos sollen Leleger gewesen sein, welche von Neleus vertrieben wurden.**) Mag aber auch immerhin das neleische Pylos, die Stadt des Nestor, an einem andern Orte gelegen haben, so stand doch ohne Zweifel schon

demselben hin, um die Gefährten des Telemachos holen zu lassen, und bei der Rückkehr von Sparta fahre Telemachos, ohne die Stadt zu berühren, an den Ankerplatz, um sich einzuschiffen. Allein es ist zu bemerken, daß auch, als Nestor am Strande opferte, das Schiff nicht in seiner unmittelbaren Nähe war; Odyss. III, 10, 30 ff. Also sind hier zwei von einander etwas entfernte Plätze an der Küste gemeint, und ebenso kann man sich die Stadt am Meere und doch in einiger Entfernung vom Ankerplatz denken, so daß Telemachos anstatt zu ihr hinaufzufahren, seitwärts ablenken läßt. Die Entfernung war klein, da Pisistratos ihn mit der Abfahrt eilen heißt, damit Nestor nichts davon erfahre; XV, 209; vgl. 216. Wäre etwa des Telemachos Schiff nördlich von Koryphasion beim heutigen Hafen *Βοϊδοκοιλιά* vor Anker gewesen, so ließe sich die ganze Erzählung mit der Lage auf Koryphasion wohl vereinigen. Ferner aber denkt Homer gar nicht an, daß Nestor und die Pylier, als sie am Strande dem Poseidon opferten, weit von ihrer Stadt gewesen wären, vielmehr scheint diese ganz nahe über dem Opferplatz gelegen zu haben. — An der Lage einer reichen Stadt, so dicht am Meere, kann ich nicht mit Curtius (Peloponn. II, S. 176) Anstoß nehmen, da Pylos von einem seefahrenden Volke gegründet war, ähnlich wie das damit zu vergleichende Nauplia.

*) *Πύλου αἰπὺ πτολίεθρον*, Odyss. III, 485; XV, 193

**) Pausan. IV, 36, 1.

zu jener Zeit eine Burg auf dem Vorgebirge, wofür das Gemäuer spricht und früh muß Pylos selbst dahin verlegt worden sein, da es in der dorischen Zeit durchaus als Seestadt erscheint und Thukydides von keinem andern etwas weiß.

Während nun aber die Zweifel über die älteste Stadt auf alten Nachrichten beruhen und wohlbegründet sind, wird dagegen im Angesicht der Localitäten durchaus unbegreiflich, wie verständige Männer an der Identität Altnavarins mit dem Pylos, das Demosthenes befestigte, der heutigen Insel Sphagia mit dem alten Sphagia oder Sphakteria, und gar des Hafens von Navarin mit dem von Pylos zweifeln konnten. Es wäre überflüssige Mühe, die wunderliche Phantasie zu widerlegen, wonach das Vorgebirge von Altnavarin die Insel Sphakteria, die Lagune von Osman-Aga der Hafen von Pylos gewesen wäre und Pylos selbst auf einer Höhe nördlich davon gelegen hätte. Ich will nicht wiederholen, was Andere, vor Allen schon Leake, über jene Ereignisse und die Uebereinstimmung der Beschreibung des Thukydides mit der Beschaffenheit der Oertlichkeit gesagt haben. Sie trifft vollständig zu, mit Ausnahme einiger Maßbestimmungen, was wenigstens zum Theil seinen Grund in Naturveränderungen zu haben scheint,*) wie solche auch an manchen andern Stellen der griechischen Küste vorgegangen sind, und selten habe ich mir ein Ereigniß mit solcher Anschaulichkeit vergegenwärtigen können, wie die Kämpfe zwischen den Athenern und Spartanern in und an dem Hafen von Pylos. Ganz besonders unterscheidet man auf der Insel Sphakteria mit

*) Bekanntlich hat Thukydides die südliche Einfahrt viel kleiner angegeben, als sie jetzt ist, und auch die Länge der Insel Sphakteria zu gering. Erstere mag seither erweitert worden sein, in der Insellänge hat Thukydides sich ohne Zweifel etwas getäuscht. Wie leicht aber auch dem genauesten Historiker ein Versehen dieser Art begegnen kann, ist klar, und wahrscheinlich hat Thukydides diese Localität nicht selbst gesehen. Es spricht nur für seine sonstige Genauigkeit, daß man sich an einem solchen geringen Versehen so sehr stoßen konnte; daß er aber den sehr großen Hafen bloß „nicht klein" (ἐν τῷ λιμένι ὄντι οὐ σμικρῷ, IV, 14) nennt, kann bei dem bekannten Sprachgebrauche des Thukydides, der dieser negativen Wendungen sich mit Vorliebe bedient, nicht auffallen.

größter Bestimmtheit alle die von Thukydides angegebenen Punkte, den niedrigern Platz in der Mitte der Insel, wo die Hauptmacht der Spartaner zuerst stand, die befestigte Höhe an dem nördlichen Ende, wohin sie sich zurückzogen, die noch darüber hervorragende Spitze, von welcher aus die Messenier sie im Rücken bedrohten, und die steilen Wege zwischen den Klippen, auf welchen diese sie umgangen hatten. Der Hafen von Pylos ist einer der glänzendsten Schauplätze athenischer Kühnheit gewesen, welche hier, mit kluger Besonnenheit verbunden, zum ersten Mal dem Rufe spartanischer Unüberwindlichkeit einen empfindlichen Stoß beibrachte. Die Seele der ganzen Unternehmung, Demosthenes, verdiente in der Geschichte größere Anerkennung, als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Unwillkürlich mußte ich mich hier an den in vieler Hinsicht vergleichbaren Hafen und die Umgegend von Syrakus erinnern, wo der gleiche Demosthenes die Fehler Anderer büßte und mit der Blüthe der athenischen Mannschaft einen jämmerlichen Untergang fand.

Zu den erinnerungsreichen Stätten dieser Gegend, deren Betrachtung den größeren Theil des Tages in Anspruch genommen hatte, bildete der Ort, an dem ich noch den gleichen Abend mein Nachtquartier nahm, einen eigenthümlichen Gegensatz. Nördlich von Navarin erhebt sich über dem schmalen, ebenen Küstenlande stufenförmig das breite Gebirge, welches nach Osten mit dem Ithome zusammenhängend die Westküste von dem Pamisosgebiete scheidet und jetzt Kondovunia genannt wird. Wirft man einen Blick auf eine Karte des alten Griechenlands, so findet man weithin kaum einen Namen; die Gegend war unter der spartanischen Herrschaft meist verödet und auch aus der spätern Zeit erfahren wir nicht viel darüber. Hellenische Ruinen existiren daselbst fast keine. Selbst an der Küste ist viele Stunden weit bis zu dem alten Kyparissiä, dem heutigen Arkadia, kein Ort mit einiger Sicherheit bekannt. Reisende kommen selten durch das etwas unwegsame Gebirge, da sie in der Regel von Navarin aus der Küste nach nordwärts gehen. Um so mehr war ich überrascht, dort eine der anmuthigsten, reizendsten Gegenden zu finden. Indem

ich nämlich auf kürzestem Wege die Ruinen von Messene zu erreichen suchte, welche ich einige Tage zuvor wegen des schlechten Wetters bei Seite gelassen hatte, schlug ich den Weg über dieses Gebirge ein und ritt den ersten Abend noch nach dem etwa drei Stunden von Navarin entfernten Lygudista. Anfangs gieng es meist durch Pflanzungen von Korinthen und Oelbäumen, deren letzteren eine auch Dr. Imminger dort angelegt hat; nachdem ich aber in der Nähe des Dorfes Osman-Aga das wasserreiche Flüßchen Romanos überschritten hatte, führte der Weg mehr durch Wald und Gebüsch an einem beträchtlichen Bache auf die erste Gebirgsstufe, die einige Dörfer trägt, welche unter dem Namen Choräs zusammengefaßt werden; das Hauptdorf, auf luftiger Höhe reizend gelegen, ist Lygudista. Die saubern, wie es scheint, meist neuen Häuser sind weit auseinander gebaut, zwischen Fruchtbäumen aller Art. Neben wahrhaft riesigen Oelbäumen, Maulbeerbäumen, Citronen und Orangen sind hier besonders viele schöne Wallnußbäume, die ich sonst in Griechenland nicht häufig gefunden habe, und mitten im Dorfe hunderte zierlicher Cypressen, die ich mit Ausnahme türkischer Begräbnißplätze nirgend sonst so massenhaft gesehen habe. Ich habe mich lange mit diesem vielgepriesenen Baume nicht befreunden können; denn wo er in dürftigem Wuchse in langen Alleen gepflanzt ist, wie solche so häufig in Italien zu Kirchen und Klöstern führen, habe ich ihn fast so langweilig gefunden, als unsere Pappelalleen; erst in der Villa d'Este bei Tivoli habe ich ihn eigentlich schätzen lernen. Wo er, wie dort, in üppiger Kraft, besonders zwischen andern Bäumen emporsteigt, hat er mit seinem dunkeln Grün und seiner feinen Bildung einen unbeschreiblichen Reiz. Im südlichen Griechenland erreichen die Cypressen oft eine außerordentliche Größe. In Lygudista standen sie höchst malerisch gruppenweise bei einander, meist noch ziemlich jung und schlank aufgeschossen. Man sagte mir, sie seien nicht gepflanzt, sondern wüchsen von selber wild auf. Zwischen den Häusern und Bäumen fließen reichliche Bäche, die nicht weniger als dreizehn Mühlen treiben. Ein sauberes, neues Schulhaus und drei stattliche Kirchen, den Aposteln, dem H. Georg und dem

H. Nikolaos geweiht, zieren den Ort, dem auch ein wohlversehener Bazar nicht fehlt. Alles macht hier in ungewöhnlichem Grade den Eindruck der Wohlhäbigkeit und des Fleißes, womit auch das Innere des Hauses wohl übereinstimmte, in dem ich gastliche Aufnahme fand.

Mündliche Grüße von den Herrn Brachmann und Imminger dienten mir nämlich als Empfehlung bei einem ihnen befreundeten Bewohner des Ortes, Namens Nikolaos Kokävis. Als ich vor seine Wohnung geritten kam, war er nicht zu Hause, aber seine Frau nöthigte mich gleich einzutreten, obgleich überall gescheuert und getüncht wurde. Es war die Woche vor den griechischen Ostern, wo überall Alles aufs schmuckste hergestellt wird. Nachdem mir ein noch ganz nasses Zimmer angewiesen und nach Landesübung Kaffee und Eingemachtes angeboten worden war, kam der Hausherr, ein stattlicher, freundlicher Mann, hieß mich herzlich willkommen und machte dann einen Spaziergang durch den ganzen Ort, auf dessen Vorzüge und Schönheiten er mich mit sichtlicher Freude aufmerksam machte, wobei er besonders auch das in der Mitte gelegene Schulhaus mit Stolz zeigte. Als wir wieder nach Hause zurückkehrten, fand ich meine Habseligkeiten in ein anderes trockenes, großes Zimmer, ich glaube das Hauptzimmer des Hauses, gebracht. Zum Abendessen kam noch ein Bruder und wir brachten einige Stunden sehr heiter zu, obwohl wegen der in der orientalischen Kirche außerordentlich strengen Fasten die beiden Griechen nur Caviar und einige Kräuter genossen. Dagegen sprachen sie nicht weniger als ich dem vortrefflichen, nur unmerklich mit Harz versetzten Weine zu. Der Choräswein, den ich schon bei Dr. Imminger hatte kennen und gehörig würdigen lernen, zählt zu den besten des Landes.

Ich erfuhr von meinem Wirthe, daß er früher Dimarch (Gemeindevorsteher) gewesen, aber in neuerer Zeit in Folge eines Sieges der Gegenpartei die Stelle einem Andern habe räumen müssen und nun Astynomos, etwa Ortspolizeidirector, sei. Ein jüngerer Bruder befand sich auf dem Gymnasium in Athen. Die ganze Familie schien sehr wohlhabend und angesehen zu sein, und man kann sich keine zu-

vorkommendere und herzlichere Gastfreundschaft denken, als sie mir zu Theil ward. Alle Beredsamkeit wurde am Abende und noch am andern Morgen aufgeboten, um mich zu bewegen, länger zu verweilen, was ich nur ungern ablehnte. Ich wüßte kaum einen Ort, wo es angenehmer sein könnte, einen Erholungsaufenthalt zu machen und bedauerte sehr, daß Lygudista doch etwas zu entfernt ist, um einige Wochen in den Ferien daselbst zuzubringen. An die wohlbestellten Felder, Weinberge und Baumpflanzungen der nächsten Umgebung schließen sich prachtvolle Wälder von Platanen und Eichen der verschiedensten Arten, besonders riesengroßer, immergrüner, und auf den Höhen schweift der Blick weit über das schöne Land und das Meer. Wenige Orte in ganz Griechenland haben auf mich einen so anmuthigen Eindruck gemacht.

Auf herrlichem Wege, bald durch dichtbewaldete, wasserreiche Thalschluchten, bald über Höhen, welche die schönsten Fernsichten auf die ganze Taygetoskette, die Pamisosebene und den Golf darboten, zog ich den folgenden Tag Messene zu. Die Gegend ist wenig bewohnt, hie und da kam ich an einer verfallenen Kirche vorbei, Dörfer berührte ich erst auf dem letzten Theile des Weges einige wenige, althellenische Reste habe ich ein einziges Mal an einer von alten Quadern eingefaßten Quelle gesehen. In sieben Stunden, hatte man mir gesagt, sollte ich Mavromati auf den Trümmern Messenes erreichen und ein Führer aus Lygudista sollte den nächsten Weg zeigen. Ich hoffte bald nach Mittag am Ziele zu sein, da wir um sechs Uhr aufgebrochen waren. Als wir fünf Stunden geritten waren, behauptete in der That der Führer, wir hätten jetzt nur noch zwei zu machen und der Weg sei leicht zu finden. Er erklärte ihn meinem Courrier und dieser entließ ihn, im Vertrauen auf den eigenen Ortssinn, gegen meinen Rath. Aber aus den zwei Stunden wurden noch sechs. Der Führer schien uns irre geleitet zu haben und besondere Unfälle verzögerten uns noch mehr. Mitten an einem Bergabhang verlor ein Pferd ein Eisen und mit dem Anschlagen eines neuen gieng längere Zeit verloren. Gleich darauf nahm der Courrier mit Entsetzen wahr,

daß er seine Brieftasche mit der Baarschaft und den Papieren in Lygudista hatte liegen lassen und wir schickten den Bedienten, sie zu holen, auf meinem Pferde zurück, das an diesem Tage Unglaubliches leistete, wie ich schon oben S. 58 erzählt habe. Längst hatten wir die Kuppe des Ithome vor Augen, aber wenn wir glaubten fast eben über das Plateau wegzukommen, zeigte sich unerwartet ein tiefer Einschnitt, in den man hinabgehen mußte, um an der anderen Seite wieder die Höhe zu ersteigen. Wir mußten einen zweiten Führer nehmen und es war über sechs Uhr, als wir endlich die Mauern und Thürme der alten Stadt vor uns sahen und über das Dörfchen Simissa in das weite Trümmerfeld eintraten, in dessen oberem Theile das elende Dorf Mavromati liegt. Dort fand ich in dem, auch andern deutschen Reisenden wohlbekannten Hause eines Papa Unterkommen, das freilich dem vom vorigen Tage nicht zu vergleichen war. In dem Fremdenbuche, das er sich hielt, fand ich die Herrn Göttling und Hettner aus Jena und Preller aus Weimar eingezeichnet, nach ihnen schien im Laufe eines Jahres hier Niemand mehr eingekehrt zu sein. Mein Hausherr war Nachts in der Kirche beschäftigt, da in der Charwoche — es war der griechische grüne Donnerstag — in den griechischen Kirchen die Leidensgeschichte vorgelesen wird. Abwechselnd lasen drei Papas aus den Evangelien und dazwischen Laienvorleser ich weiß nicht ob eine Art Erklärung oder Homilie dazu. Eine eigenthümliche Sitte der orientalischen Kirche sah ich hier zum ersten Mal, das Küssen der Evangelienbücher, indem mein Courrier, der es liebte, sich ein Ansehen zu geben, vor die Priester hintrat und auf ein Knie niedergelassen, sich das Buch zum Kusse darreichen ließ.

An wenigen Orten bilden die Ueberreste des Alterthums, mit einer prachtvollen Natur vereint, ein so großartiges Ganze, wie auf der Stätte des alten Messene. Zwischen der oberen und unteren Pamisosebene tritt, mit dem oben genannten Kondovunia zusammenhängend, ein Berg weit nach Osten vor, durch eine Einsattlung wieder in zwei Theile gespalten. Der südöstliche, niedrigere hieß im Alterthum Eua, jetzt wird er nach einer Kirche des H. Vasilios benannt;

die nördliche, prächtig geformte Kuppe, welche sich bis zu einer Höhe von 2673 Schweizerfuß (802 Meter) über das nur wenige Stunden entfernte Meer erhebt, ist der alte Ithome und heißt jetzt nach einem darauf gelegenen Kloster Burkano. Auf seinem Gipfel, der so recht in der Mitte des Landes gelegen, beide Ebenen beherrscht und von allen Seiten weither den Blick auf sich zieht, war in ältester Zeit schon ein Heiligthum des Zeus gegründet und eine Burg gebaut. Als die Messenier im ersten Kriege gegen Sparta die Ebene nicht mehr zu behaupten vermochten, concentrirte die ganze Bevölkerung sich um diese Burg. Nach der endlichen Uebergabe schleiften die siegreichen Spartaner sie bis auf den Grund. Aber die natürliche Festigkeit des Platzes ist so groß, daß bei dem unter dem Namen des dritten messenischen Kriegs bekannten Aufstande (464) die Messenier hinter schnell aufgeworfenen Befestigungen sich wieder zehn Jahre*) gegen die Spartaner und ihre Bundesgenossen halten konnten und am Ende freien Abzug erhielten. Als Epaminondas Messenien von Sparta losriß, wählte er mit trefflichem Blicke diesen so eng in die alten Geschicke des Landes verflochtenen natürlichen Mittelpunkt zur Hauptstadt, die jetzt den Namen des Landes selbst, Messene, erhielt. Die Götter sprachen ihre Billigung dazu aus. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurde nach feierlichen Opfern und Gebeten die neue Stadt erbaut, die gewaltigen Mauern und Thürme, die öffentlichen Gebäude, Tempel und Wohnungen. Aber trotz dieser Schnelligkeit wurde der Bau mit einer Schönheit und Dauerhaftigkeit ausgeführt, welche schon die Bewunderung des Alterthums nicht weniger erregten, als sie noch jetzt die Reisenden in Staunen setzen. Die Mauern Messenes sind das schönste Monument der Kriegsbaukunst jener Zeit. Dem Umfange nach sind sie zwar nicht so vollständig erhalten, als die fast gleichzeitigen von Mantinea. Es fehlen namentlich an der Südseite große Stücke gänzlich, aber an anderen Stellen stehen sie dafür mit ihren Thürmen fast in der ursprünglichen Höhe. Natürlich konnte die Stadt

*) Nach einer neuern Vermuthung blos vier Jahre.

nicht auf der Höhe des Berges angelegt werden. Diese wurde mit besonderer Ummauerung zur Akropolis gemacht, an welche, von der Bergkuppe ins Thal hinablaufend, die Stadtmauern ähnlich wie bei Akrokorinth sich anschlossen. Die Stadt selbst breitete sich in einem Umfange von mehr als drei starken Stunden*) an dem südwestlichen Abhange des Ithome und über das darunter liegende Thal aus. Durch einen dem Ithome gegenüberliegenden Berg im Westen und durch eine niedrigere Höhe im Norden geschlossen, öffnet das Thal sich breit nach Süden, so daß es den Blick auf die untere messenische Ebene und das Meer gewährt, und den erfrischenden Seewinden den Zugang läßt.

Auf der Burg, die besonders nach Westen steil abfällt, sieht man noch Reste der uralten Mauern aus größern rohen Steinen, mit kleinern zur Ausfüllung der Lücken, sogenannte kyklopische Arbeit; die Mauern aber aus Epaminondas Zeit, auf dem Berg wie im Thale, weichen selten von der regelmäßigsten Quaderconstruction ab, die an den schönsten Stellen durch die ganze Breite geht, während an andern zwischen der äußeren und inneren Quaderseite Füllwerk ist. Zahlreiche Thürme, die in zwei Stockwerken über die Mauer hervorragen, stehen je nach den Erfordernissen der Oertlichkeit in größerer oder kleinerer Entfernung von einander, meist viereckig, an den vorspringenden Ecken aber rund.

Am schönsten sind die Mauern mit einer ganzen Reihe viereckiger Thürme an der Nordseite erhalten, wo sie über die Höhe laufen, welche das Thal abschließend, den Ithome mit dem gegenüberliegenden Berge verbindet. Die Thürme stehen dort noch bis an das Dach in einer Höhe von mehr als dreißig Fuß, so daß ihre Construction vollständig zu erkennen ist. Zwei Treppen führen von dem Mauerumgang, eine von jeder Seite, durch enge Thüren in das untere Stockwerk. In diesem sind an drei Seiten Schießscharten angebracht, je

---

*) Le Bas schätzt in der Revue Archéologique 1844, S. 422, den Umfang auf wenigstens sechszehn Kilometer, was gewiß nicht zu viel ist. Man muß aber bedenken, daß ein großer Theil der Ithomeabhänge für Gebäude nicht geeignet war und daher leer stand.

zwei nach außen, je eine links und rechts neben den Treppenthüren, von denen aus die Mauerstrecke zwischen zwei Thürmen vollständig bestrichen werden konnte. Das obere Stockwerk, wo die Mauer an Dicke etwas abnimmt, hat kleine Fenster, je zwei an jeder der drei Seiten, den Schießscharten und Thüren des untern entsprechend. Die Balken, die einst die Stockwerke trennten, sind natürlich längst eingestürzt, aber noch sieht man deutlich die Löcher, in denen sie ruhten. Ausfallspforten sind bei manchen Thürmen, doch nicht so regelmäßig, wie in Mantinea.

Mehr noch als die Thürme nimmt aber dort an der Nordseite das in der niedrigsten Einsenkung der Höhe gelegene Hauptthor der Stadt die Aufmerksamkeit in Anspruch, das die Erfordernisse der Festigkeit mit denen der Schönheit aufs bewundernswürdigste vereint, und eben so sehr zum Schutz, als zur Zierde diente. Nach der Außenseite springen zwei große viereckige Thürme vor, welche dreiunddreißig Fuß von einander abstehen, das Thor selbst hat eine Weite von fünfzehn Fuß. Der obere Theil fehlt jetzt. Durch dasselbe tritt man zunächst in einen kreisrunden Hof von zweiundsechzig Fuß Durchmesser. Die ihn umgebende Mauer, welche ringsum in beträchtlicher Höhe, theilweis bis zu neun Quaderlagen oder etwa zwanzig Fuß, steht, ist von unübertrefflicher Genauigkeit und Schönheit der Arbeit. Gerade gegenüber dem äußeren Thor führt ein inneres aus dem Hofe auf einer gepflasterten Straße ins Innere der Stadt. Der Deckstein desselben, von der außerordentlichen Länge von neunzehn Fuß, ruht auf einer Seite noch auf dem Pfosten, mit dem anderen Ende liegt er auf der Thorschwelle. Beim Herabstürzen ist er in der Mitte gespalten, ohne doch auseinander gefallen zu sein.

Wenn man sich diesem Thore, dem sogenannten arkadischen, durch welches noch jetzt die Straße von Norden her führt, nähert und an beiden Seiten die prächtigen Festungswerke hinter Bäumen und Buschwerk halb versteckt und von Epheu malerisch umrankt, sich die Höhen hinaufziehen sieht, möchte man glauben in eine noch bewohnte Stadt zu kommen. Aber wie man eingetreten ist, erblickt man statt glän=

zender Hallen und Wohnungen ein Bild der Zerstörung. Ackerland, Bäume und dichtes Gebüsch bedecken den Boden, aus dem überall mächtige Steine hervorstehen, an vielen Stellen noch größere Ruinen sich erheben.

Außer dem arkadischen Thore ist noch ein kleineres, das sogenannte lakonische, in der Einsattlung zwischen dem Ithome und Eua theilweise erhalten. Wie jenes gleichsam ein kleines Fort für sich bildete, so scheint auch hier nicht bloß ein gewöhnlicher Eingang durch die Mauer geführt, sondern ein besonderes Werk diesen wichtigen, feindlichen Angriffen zunächst ausgesetzten Punkt vertheidigt zu haben. Der Eua selbst lag außerhalb der Mauerlinie. Innerhalb der Ringmauern erkennt man die Ueberreste mehrerer Tempel. Vor einem kleinen, auf einer Terrasse am Abhang des Ithome gelegenen, sieht man die ganze Grundfläche mit dem untern Theil der Mauern, die kleine Vorhalle an der Ostseite, den Altar vor dieser und die Basis des Bildes im Innern.*) Die stattlichsten Ruinen sind aber auch in Messene die der für öffentliche Feste und Wettkämpfe bestimmter Anlagen. Im südlichen Theile der Stadt liegen die prächtigen Reste eines Stadiums, das ringsum von Säulenhallen umgeben war. Der obere Halbkreis ist mit seinen Sitzen noch trefflich erhalten und Stücke von Säulenschäften, Capitäle, Triglyphen und glatte Metopen liegen in Masse umher. Weiter oberhalb stehen die Reste eines sehr kleinen, aber schön gebauten Theaters, das ganz auf einem massiven viereckigen Unterbau ruht. Es ist bemerkenswerth, daß man hier, wo es doch so leicht gewesen wäre, den Sitzraum irgendwo in den Bergabhang zu legen, dies nicht gethan, sondern den Bau frei aufgeführt hat. Zahlreiche andere Ruinen verschiedener Art, deren Mauern oft noch zehn und mehr Fuß hoch sich erheben, liegen in der nächsten Umgebung der Festgebäude, darunter namentlich eine schöne, starke Mauer mit einer vollständig erhaltenen Thüre, die oben in spitzem Winkel durch Ueber-

*) Es ist der kleine Tempel, den Le Bas ausgegraben und in der Revue Archéol. 1844, S. 426 ff. beschrieben hat. Von den Bruchstücken der Statue konnte ich nichts mehr finden, vermutlich hat Le Bas sie mitgenommen.

fugen der Steine geschlossen ist und durch die eine Treppe von neun Stufen auf eine Terrasse führt. Auch Sarkophage, darunter ein sehr wohlerhaltener, mit Stierköpfen und Kränzen geschmückt, liegen in dichtem Gebüsche verborgen; kurz, wo man die Schritte hinwendet, stößt man auf großartige Reste der Vorzeit, zwischen denen man durch Gestrüpp und oft durch Wasser nur mühsam den Weg sich bahnt. Denn durch die Ruinen und mitten durch das Stadium läuft der Abfluß einer außerordentlich reichlichen Quelle, welche im Dorfe Mavromati mächtig hervorsprudelt und einst den bewunderten Brunnen Arsinoe auf dem alten Marktplatze speiste.*) Sie hat dem heutigen Dorfe Mavromati den Namen gegeben, der eigentlich Schwarzäuglein oder Schwarzquell heißt, da nach einem schönen orientalischen Bilde die Neugriechen die Quelle als Auge, oder mit der allgemein üblichen Diminutivform als Aeuglein bezeichnen.

So ausgezeichnet die Festungsbauten und überhaupt die Mauern in Messene sind, so zeigen dagegen die Säulen und das Gebälke, kurz diejenigen Bauglieder, welche den Hauptschmuck der Tempel und anderer öffentlicher Gebäude ausmachten, wie in dem gleichzeitigen Megalopolis, schon ganz entschieden einen Verfall der Architektur, gegenüber den nicht viel über ein halbes Jahrhundert ältern Werken der perikleischen Periode. Die dorische Ordnung hat den ihr eigenthümlichen Charakter der großartigen Einfachheit und Würde verloren. Der Sinn für die ideale Hoheit hat in allen Gebieten dem praktischen Interesse zu weichen begonnen. Die Werke der Kriegsbaukunst, unter dem Impulse des größten griechischen Feldherrn errichtet, stehen in erster Linie und man möchte fast sagen, die Idealität habe sich hieher

*) Die Quelle hieß im Alterthum, wie die früher in Athen erwähnte, Klepsydra. Curtius, Pelopenn. S. 147, 191, glaubt in dem auch von Le Bas aufgedeckten und a. a. O., S. 432, beschriebenen Bau unterhalb des genannten Tempelchens das Brunnenhaus der Klepsydra zu erkennen. Ich habe diesen Bau genau untersucht, aber von Röhren oder Wassercanälen nichts finden können, und die Bestimmung desselben ist mir so unklar geblieben, als Le Bas. Für die Klepsydra scheint er mir viel zu weit östlich von dem Platze zu liegen, wo jetzt die Quelle hervortritt.

geflüchtet. Denn schwerlich ist je bei Festungswerken mit vollkommener Zweckmäßigkeit vollendetere, bis ins Kleinste durchgeführte Schönheit verbunden worden, als in Messene. Das arkadische Thor mit seiner Umgebung steht als Monument der Kriegsbaukunst würdig neben den sogenannten Thesauren von Mykenä und den Prachtbauten der Akropolis in Athen da.

Auf dem Gipfel des Ithome stand, wie bereits gesagt, das uralte Heiligthum des ithomatischen Zeus, der immer der Hauptgott des messenischen Volkes blieb, aber auch nach der Herstellung Messenes kein Tempelhaus erhalten zu haben scheint, sondern nach alter geheiligter Sitte unter freiem Himmel auf der Höhe verehrt wurde. Auch ein Bild hatte er ursprünglich nicht; erst in der Fremde hatten die Messenier sich verhältnißmäßig spät, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, ein solches machen lassen, das dann bei der Rückkehr in die Heimat mitgenommen und im Hause des jeweiligen Oberpriesters aufgestellt wurde. An die Stelle des Zeusheiligthums ist das Kloster Burkano getreten, in dessen Hof und Mauern einige alte Säulen und andere architektonische Bruchstücke von kleinen Dimensionen an die Gebäude erinnern, deren Stelle es einnimmt. Sonst sieht man außer den Befestigungswerken im Umkreis der alten Burg nur einen alten Weg, der sie mitten durchschneidet, und einige Cisternen. Auch das Kloster steht längst verlassen und verödet, und man kann sich auf der stillen, alten Cultus- und Burgstätte recht lebendig vergegenwärtigen, wie es während der Jahrhunderte der spartanischen Herrschaft hier ausgesehen haben mag. Die Mauern und Wohnungen konnten die Spartaner schleifen; auch nachdem sie wiederhergestellt waren, haben spätere Zeiten ihnen nochmal Zerstörung und Verödung gebracht, aber die unvergleichliche Lage ist dieselbe geblieben und die Natur des Landes, über das hier der Blick sich eröffnet, weniger verändert, als in vielen andern Theilen Griechenlands. Der Himmel strahlte in wolkenloser Klarheit, als ich ziemlich früh Morgens mich auf dem Gipfel des Berges umschaute. Die Aussicht über fast ganz Messenien mit seinen im vollen Schmuck des Frühlings prangenden Wäldern und

üppigen Fluren vom Makri-Plagi Paß bis hinunter auf den blauen Spiegel des breiten Golfs, mit den Städten und Dörfern an seinen Ufern, war wundervoll. Nach Westen verliert sich der Blick, über die niedrigeren Berge hinaus, auf der weiten Fläche des ionischen Meeres; nördlich schaut man in die gewundenen Schluchten und auf die mächtigen Häupter des lykäischen Gebirges, rechts davon tiefer in Arkadien hinein auf die Berge, welche hinter der Ebene von Megalopolis sich erheben, und im Osten bildet den großartigsten Abschluß die Kette des Taygetos mit ihren hochragenden Schneegipfeln. Aus keiner Hauptstadt einer größeren griechischen Landschaft hat man eine solche Ueberschau des ganzen Gebietes gehabt, wie von der Akropolis von Messene. Wahrlich, schmerzliche Gefühle mußten einst die Messenier erfüllen, als sie nach dem ersten Kriege und dann wieder nach dem Aufstande im fünften Jahrhunderte vor dem Abzuge den letzten Blick auf das Land warfen, das sie dem verhaßten spartanischen Sieger überlassen mußten, und welcher Jubel mochte ertönen, welche tief gefühlten Dankgebete zum ithomatischen Zeus aufsteigen, als nach Jahrhunderten die Nachkommen der Ausgewanderten und Geknechteten zum ersten Mal wieder die gesegneten Fluren zu ihren Füßen als die ihrigen begrüßten. Die Alten nannten die Festungen Ithome und Akrokorinth die beiden Hörner des Peloponneses, auch in der Pracht der Aussicht stehen sie würdig neben einander. Der Blick vom Ithome gehört zu den schönsten Erinnerungen, die ich von meinen Reisen zurückgebracht habe.

Das Kloster auf dem Gipfel ist, wie gesagt, jetzt verlassen. Die Mönche wohnen am östlichen Abhange des Berges unter der Einsattlung zwischen Ithome und Eua, schon außerhalb des Umfangs der alten Stadt. Zwischen Bäumen stehen dort auf einer Terrasse, von Mauern umschlossen, die stattlichen Gebäude, in der Mitte des Hofes die im byzantinischen Style gebaute Kirche, eines der schönsten Bauwerke dieser Art in Griechenland.*) Die Mönche behaupten, ihr

*) Ein Grundriß und Durchschnitt findet sich in den Denkmälern der Kunst zu Kuglers Kunstgeschichte, Abschnitt 3, Taf. II, Nr. 6 und 7, nach den Zeichnungen in dem französischen Werke der Expédition de Morée.

jetziger Wohnsitz sei der ältere und das gegenwärtig verlassene Kloster auf der Höhe von hier aus gestiftet. Doch genießt dieses obere noch einen besondern Ruf der Heiligkeit und Wunderthätigkeit. Als ich oben war, schnitt der Führer, der mich begleitete, ein Bauer aus Mavromati, einige Späne aus der Thüre und brachte sie meinen Dienern als untrügliches Mittel gegen das Fieber.

Ithome war im ersten messenischen Kriege der Punkt gewesen, auf den die Messenier ihren Widerstand stützten. Im zweiten Kriege hatte Aristomenes, als er nach der Niederlage am „großen Graben" die Ebene aufgeben mußte, sich nach Eira geworfen, das im nördlichsten Winkel des Landes, schon jenseits der natürlichen Gränzen, zwischen hohen Gebirgen fast unzugänglich verborgen liegt und erst in neuerer Zeit nachgewiesen worden ist. Von Mavromati führt der Weg dahin erst durch die wasserreiche obere Ebene, indem man nördlich vom Ithome den Fluß Mavrozumenos (Balyra) auf einer antiken, aber im Mittelalter restaurirten Brücke überschreitet,*) und dann über den südlichsten Theil des lykäischen Gebirges. Ich war den Abend von Mavromati nach dem an dem südlichen Gebirgsabhang gelegenen Dorfe Arnovuno**) geritten, von wo ich dann in der Frühe des folgenden Morgens in dem engen Thale des im Alterthum Leukasia genannten Flüßchens höher ins Gebirge hinanstieg. Auf einem hohen Plateau liegt dort bei einer von schönen Bäumen beschatteten Quelle das Dörfchen Dimandra, wenn man vier Häusern diesen Namen geben darf. Ein alter Hirte führte mich von dort auf rauhen Gebirgspfaden durch prachtvolle Eichenwälder, an den westlichen Abhängen des hohen Tetrasiberges hin. Mit freudigem Stolze fragte er mich, ob es wohl in meinem Lande auch solche Wälder gebe. Die ganze Gegend trägt einen großartigen, wilden Cha-

*) Die antiken, untern Theile der Balyrabrücke halte ich nach ihrer ganzen Construction für ungefähr gleichzeitig mit den Bauten von Messene.

**) Auf der französischen Karte finde ich den Ort Agrilevuno genannt. Ich weiß nicht, ob ich mich geirrt habe, oder mir der Name falsch genannt worden ist, was mir mehr als einmal begegnete.

rakter, ganz arkadischer Art. Wiewohl uns der der Pfade wohl kundige Führer in zwei Stunden auf das Paläokastro des H. Athanasios, wie die Ruinen von Eira jetzt heißen, hatte führen wollen, verflossen doch fast drei, bis wir es erreichten. Von dem Tetrasi springt nach Westen ein Felsenrücken vor, der nördlich und südlich von tiefen Schluchten umschlossen ist, welche an seinem westlichen Ende zusammenstoßen. In der nördlichen strömt in felsigem Bette das Nedaflüßchen und ein ihm von Osten zufließender Bach, in der südlichen ein anderer Bach, der beim Zusammenstoßen der beiden Schluchten sein Wasser der Neda zuführt. So ist der Rücken einer Halbinsel gleich nach drei Seiten, ja bei der Biegung des nordöstlichen Baches fast auf allen vieren, durch tiefe, von Bächen durchströmte Einschnitte isolirt und nur nach Osten durch eine schmale, etwas eingesenkte Erdenge mit dem umgebenden Gebirge verbunden. Die Abhänge sind größtentheils steil und ziemlich beschwerlich zu ersteigen, an einigen Stellen fast senkrecht, und jenseits der Schluchten erhebt sich ringsum höher das rauhe Gebirge, als wollte es den Felsrücken in seiner Mitte verstecken. Selbst nach Westen gewährt nur ein enges Felsenthal der Neda den Abfluß. Auf den untersten Stufen der nördlichen Schlucht an der Neda liegt jetzt das Dorf Kakaletri, in der südlichen Schlucht, schon jenseits des Baches, Stasimi. Der Berggipfel ist in sehr beträchtlicher Ausdehnung von ansehnlichen Mauerresten umgeben, die aber durchweg den Charakter einer sehr eiligen, tumultuarischen Befestigung tragen. Sie sind aus unregelmäßigen, nicht sehr großen Steinen, wie sie der Zufall eben darbot, flüchtig aufgeführt und bilden jetzt, wo die Steine nach beiden Seiten herabgefallen sind, mehr breite Steinwälle, als eigentliche Mauern.*) An manchen Stellen sieht man auf den verschiedenen Terrassen des Berges mehrere solche Mauern übereinander. Im Innern sind Reste von Gebäuden und der höchste Gipfel ist durch Quer=

*) Daß über einem Steinsockel sich hier Backsteinmauern erhoben, wie Roß, Reisen und Reiserouten, S. 95, vermuthet, ist durchaus unglaublich. Man hatte hier Bruchsteine viel leichter bei der Hand, als Backsteine, und diese hätten überdies eine viel sorgfältigere Ausführung des Sockels erfordert, als die Reste zeigen.

mauern, wie eine Akropolis, besonders abgeschlossen. An der Südseite befinden sich außerhalb der Befestigung, an schwerzugänglicher Felswand, einige Höhlen, die in den letzten Kriegen als Zufluchtstätten gedient haben sollen und ohne Zweifel schon im messenischen Kriege ähnlich gebraucht wurden.

Die ganze Lage und Beschaffenheit der Bergfeste Eira zeigen, daß der zweite messenische Krieg einen anderen Charakter trug, als der erste. So lange die Bevölkerung am Ithome gelagert war, hatte sie die Ebene noch keineswegs unbedingt dem Feinde preisgegeben, ohne den Besitz des Ithome waren die Spartaner nicht Herren des Landes. Der Rückzug nach Eira dagegen war ein vollständiges Preisgeben der obern sowohl, als der unteren Ebene, ein Aufgeben jedes Widerstandes in freiem Felde. Von hier konnten nur verheerende Streifzüge gemacht, kein regelmäßiger Krieg mehr geführt werden; es war ein heldenmüthiger, aber hoffnungsloser Verzweiflungskampf. Aber so unzugänglich ist die Position, die überdies den Vortheil hatte, nach drei Seiten an das befreundete Arkadien zu stoßen, daß man fast leichter begreift, wie der Held Aristomenes eilf Jahre lang hier den Spartanern trotzen konnte, als daß es diesen gelang, eine ordentliche Belagerung durchzuführen und die Feste endlich zu erobern. In einer stürmischen Regennacht, heißt es, hätten die messenischen Wachen ihre Posten verlassen, als Aristomenes durch eine Wunde verhindert war, die Runde zu machen, wie er es sonst immer zu thun pflegte. Davon benachrichtigt, erklommen die Spartaner die Höhe, drangen an den verlassenen Stellen ein und gewannen den Ort nach verzweifeltem Widerstand der überraschten Vertheidiger, welche sich mit Weib und Kind mitten durch die Feinde den Weg nach dem nahen Arkadien bahnten. Uebrigens haben wir uns, wie am Ithome, zu denken, daß ein Theil der Messenier gewöhnlich an den Abhängen des Berges und in den beiden Thälern wohnte, und nur dann sich auf die Festung zurückzog, wenn der Feind sich näherte, der schwerlich je lange vor derselben liegen konnte.

Am westlichen Ende in dem Winkel, der durch die sich vereinigenden

Bäche gebildet wird, läuft der Bergrücken in eine niedrigere Höhe aus, die eine von der obern ganz verschiedene Ummauerung von kaum einer Viertelstunde Umfang hat. Die Bauart gleicht der von Messene, wenn sie auch etwas unregelmäßiger ist, und man erkennt noch die Reste zahlreicher Thürme. Ein besonders ummauertes Viereck, nach der Seite des Berges zu, wo der Zugang am leichtesten ist, scheint eine Art kleiner Citadelle oder Akropolis gebildet zu haben. Innerhalb desselben stehen die Ruinen einer Kirche der Hagia Paraskevi, nach der das Paläokastron jetzt genannt wird. Es ist wohl kein Zweifel, daß wir mit Roß in demselben eine nach der Herstellung von Messenien erbaute kleine Ortschaft zu erkennen haben, die als Gränzfeste dienen mochte.*)

Nur wenige Schritte davon scheidet die in tiefem Bette hinbrausende Neda Messenien von Arkadien, zunächst vom Gebiete der Stadt Phigaleia, in das ich auf gebrechlichem Stege hinübergieng.

*) Wenn man nicht annehmen will, daß gleich bei der Herstellung Messeniens dieses Neu-Eira erbaut worden sei, so möchte am wahrscheinlichsten erscheinen, daß es in der Zeit angelegt werden, wo das nahe Phigaleia mit den räuberischen Aetoiern verbündet war.

Der Tempel in Bassä. Andritzena. Das untere Alpheiosthal. Heräa. Olympia. Kumani.

Etwa drei Stunden abwärts von Eira, in dem wilden Thale der Neda, stand über dem rechten Ufer des Flusses, wo jetzt das Dörfchen Pavlitza liegt, gleichsam als äußerster südwestlicher Vorposten von Arkadien, die Stadt Phigaleia, deren alterthümliche Mauern noch jetzt von ihrer einstigen Festigkeit zeugen. In Sitte und Cultus hatten die Phigaleer viel Eigenthümliches und, obwohl ein rauhes Gebirgsland bewohnend, das kaum einige Flecke Ackerbodens darbot und weder See- noch Landhandel hatte, haben sie eines der schönsten Denkmäler antiker Architektur und Sculptur hinterlassen, den Tempel des „hülfreichen" Apollon bei Bassä. Als im peloponnesischen Kriege eine furchtbare pestartige Krankheit andere Städte heimsuchte, schrieben die Phigaleer ihre Bewahrung davor dem Schutze des Apollon zu und beschlossen, in frommer Dankbarkeit ihm ein würdiges Heiligthum zu errichten. Nordöstlich von ihrer Stadt erhebt sich, mit dem Lykäon zusammenhängend, der unwirthliche Berg Kotilion, an dessen südlichem Abhange das Dorf Bassä lag. Eine kleine Fläche oberhalb dieses Ortes, 3770 Schweizerfuß (1131 Meter) über dem Meere, nicht weit unter dem höchsten Gipfel des Berges und über zwei Stunden von der Stadt entfernt, mit prachtvoller Aussicht, die nach Süden und Westen bis auf das Meer reicht, wahrscheinlich schon früher dem Gotte geheiligt, wurde für den Tempel bestimmt, und der berühmteste Architekt der Zeit, Iktinos, der Erbauer des Parthenons, für den Bau

gewonnen. Sein Werk wird noch jetzt als eine der schönsten und besterhaltenen Tempelruinen von Griechenland bewundert, was vorzüglich der gänzlichen Abgelegenheit zu verdanken ist.

Im Ganzen durchaus dem attischen Baustyle der perikleischen Periode angehörig, hat dieser Tempel doch viel Eigenthümliches und ist wieder ein Beleg dafür, daß die Griechen bei aller Einfachheit in den Grundverhältnissen doch ihren Bauten die größte Mannigfaltigkeit zu geben und die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse zu berücksichtigen verstanden. Von der gewöhnlichen Regel abweichend, ist er anstatt von Westen nach Osten, fast gerade von Süden nach Norden gerichtet, wovon wir den Grund nicht kennen. Wenig größer als das Theseion in Athen, ist er von einer dorischen Säulenhalle umgeben, welche je sechs Säulen in der Breite, fünfzehn in der Länge hat, also zwei mehr, als attische Regel war. Der Tempel ist daher im Verhältniß zur Länge etwas schmal. Zwei Säulen bildeten auch hier den Eingang zu den Vorhallen an beiden Seiten. Im Innern des Tempelhauses selbst waren, ohne Zweifel wegen der verhältnißmäßig geringen Breite, nicht freistehende Säulen angebracht, sondern Halbsäulen ionischer Ordnung, an Mauerpfeilern, die von den Seitenwänden vorsprangen. Dadurch wurden abgesonderte Nischen oder Capellen gebildet, welche zum Aufbewahren von Weihgeschenken sich wohl eigneten. Ueber diesen Halbsäulen lief ein Fries, der mit dem obern Theile der Cella längst eingestürzt ist, aber im Jahre 1812 bei den Nachgrabungen, welche eine Gesellschaft von Kunstfreunden vornahm, unter dem tiefen Schutte der Cella hervorgezogen wurde und jetzt eine Zierde des brittischen Museums ist. Er stellt einen Kampf griechischer Krieger, einestheils mit Kentauren, anderntheils mit Amazonen dar, zwischen denen Apollon und seine Schwester Artemis auf einem von Hirschen gezogenen Wagen erscheinen. Die Arbeit erinnert vielfach an die gleichzeitigen atheniscchen Werke. Die Composition ist von außerordentlicher Lebendigkeit, die aber bisweilen in übertriebene Bewegung übergeht und sich dadurch nicht zu ihrem Vortheil von dem Fries des Parthenon unterscheidet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß

diese Friesplatten vollständig in Athen gearbeitet und so nach Phigaleia gebracht worden sind, ohne daß wir darum dem wunderlichen Einfall eines französischen Archäologen zu folgen haben, welcher meinte, die Phigaleer hätten den zuerst für ein anderes Gebäude in Athen gearbeiteten Fries um ermäßigten Preis (au rabais) erhandelt und ihm zu Lieb dann den ganzen Tempel erbaut! Außer diesem plastischen Schmucke hat man auch Bruchstücke von Metopen gefunden, dagegen keine Spur von Figuren aus den Giebelfeldern, welche ohne Zweifel ohne Bildwerke waren. In den früheren Zeiten stand ein ehernes Kolossalbild des Apollon im Tempel, welches aber später nach Megalopolis abgegeben wurde, als die kleinern arkadischen Orte nicht nur Menschen, sondern auch Kunstwerke und Götterbilder zur Verherrlichung der großen Stadt liefern mußten. Bruchstücke kolossaler Hände und Füße aus parischem Marmor, welche unter den Ruinen gefunden worden sind, beweisen, daß auch später noch der Gott ein Bild hatte. Räthselhaft ist die Bestimmung und der ursprüngliche Standort einer im Innern gefundenen einzelnen Säule, welche durch den Akanthusschmuck ihres Capitäls sich der korinthischen Ordnung nähert. Die Verhältnisse des ganzen Tempels erscheinen mehr zart und fein als großartig; die Basen der ionischen Halbsäulen sind etwas platter, als bei den attischen Säulen jener Zeit, zeichnen sich aber dennoch durch einen wunderschönen Schwung der Linien aus.

Das Material des Tempels ist ein in der Nähe gebrochener, außerordentlich feiner, etwas gelblichgrauer Kalkstein, der eine eben so genaue Bearbeitung wie der Marmor gestattete, so daß noch jetzt die Fugen kaum sichtbar sind. Der plastische Schmuck und ein Theil der reichen und verschieden gemusterten Cassetten der Felderdecke sind aus weißem Marmor gefertigt. Als ich den Tempel sah, standen und stehen vielleicht jetzt noch von den achtunddreißig Säulen des Peristyls fünfunddreißig mit ihrem Architrav. Zwei, die beiden Ecksäulen der Südfront, sind schon längst umgestürzt; die dritte, die nächste neben der südwestlichen Ecksäule an der westlichen Langseite, war erst vor Kurzem gefallen und lag regelmäßig hingestreckt da; einige andere

in ihrer Nähe hatten eine sehr starke Neigung nach dem Innern des Tempels und werden schwerlich mehr lange stehen, wenn sie nicht vielleicht seither schon umgestürzt sind. Der ganze innere Theil, das Dach mit der schönen Felderdecke, die ionischen Halbsäulen, die vier Säulen der Vorhallen liegen in Trümmern, aber die Construction läßt sich noch fast vollständig erkennen. Auch so ist es außerhalb Attikas noch die schönste Tempelruine von Griechenland, deren Eindruck durch den Contrast zu der großartigen Wildniß der sie umgebenden arkadisch-messenischen Gebirgswelt ungemein erhöht wird. „Es erregt," sagt treffend Leake, „unser Staunen, daß die Bewohner eines solchen Landstriches die Bildung gehabt haben, sich an Werken dieser Ar t zu erfreuen, es ist noch wunderbarer, daß sie die Mittel gehabt haben, sie auszuführen. Das kann nur erklärt werden durch das, was Horaz von den frühern Römern sagt:

Privatus illis census erat brevis
Commune magnum.

Das ist das wahre Geheimniß der Nationalkraft, welche nicht gleich mächtig wirken kann in einer Zeit von selbstsüchtigem Luxus." *)

Ich hatte das Vergnügen, bei den Ruinen zwei junge französische Architekten, Lebouteux und Louvet, Zöglinge der französischen Akademie in Rom, anzutreffen, welche sich schon längere Zeit dort aufhielten und mit genauen Zeichnungen und Messungen beschäftigt waren. Mit großer Zuvorkommenheit machten sie mich auf manche Einzelnheiten aufmerksam, welche sie bei ihren genauen Untersuchungen gefunden hatten. Es ist mir unbekannt, ob sie ihre Arbeiten seitdem veröffentlicht haben, aber ich zweifle nicht, daß sie, trotz den vorhandenen trefflichen Werken, beachtenswerthe Beobachtungen mittheilen würden. **)

Ich war den Morgen früh von dem am nördlichen Fuße des

*) Leake, Travels in the Morea II, S. 9; Horat. Od. II, 15, 13. 14.

**) Unter Anderm zeigten sie mir, daß die starke Senkung des Bodens der Cella in der Mitte keine ursprüngliche ist, wie die Einschnitte an den Wänden, in welche die Seitenplatten des Bodens eingefügt sind, zeigen.

Berges Kotilion gelegenen Dorfe Skleru, wo ich übernachtet hatte, zum Tempel hinaufgestiegen und hatte die Absicht, von da die Ruinen von Phigaleia zu besuchen und dann in das nahe Städtchen Andritzena hinüberzugehen. Dorthin hatte ich mein Gepäck schon vorausgeschickt; denn da es der griechische Ostersonntag war, wollte ich meinen Leuten einen Ruhetag geben und das Vergnügen, ein Osterlamm zu verzehren. Wider Willen mußte auch ich selbst den Weg abkürzen; denn beim Hinabsteigen vom Berg verlor wieder ein Pferd ein Eisen; das Beschlagwerkzeug war mit dem Gepäcke voraus, an ein Beschlagen durch einen Dorfschmied aber an einem Sonntage überhaupt nicht zu denken, geschweige denn am Ostersonntage. Da ich es nicht darauf ankommen lassen wollte, das Pferd auf den felsigen Wegen zu beschädigen und vielleicht für die weitere Reise unbrauchbar zu machen, begnügte ich mich daher, Phigaleia aus der Ferne zu sehen und ritt geraden Wegs über die Höhen, welche das Thal der Neda von dem Gebiet des Alpheios scheiden, nach Andritzena, das ich denn auch zu guter Zeit erreichte.

Die Bevölkerung drängte sich in vollem Putze in die geräumige, vor dem Städtchen gelegene Hauptkirche und auch mich führte der Besitzer des Hauses, in dem ich abstieg, dahin, wo ich längere Zeit mit der brennenden Wachskerze in der Hand dem Gottesdienste beiwohnte und gleich den Gliedern der orthodoxen Kirche von den dienstthuenden Priestern gehörig beräuchert wurde, ohne daß ich sagen könnte, daß die Ceremonien und der näselnde Gesang einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht hätten. Vor den Häusern sah man da und dort im Freien ein Feuer, über dem am Spieße ein Osterlamm gebraten wurde und auch meinen Leuten hatte ich eines kaufen lassen, um sich einen frohen Tag zu machen. Viel tausend Lämmer werden an diesem Tage in Griechenland und überhaupt den Ländern der griechischen Kirche geschlachtet, da, wer es irgend vermag, diese altgeheiligte Feier begeht und sich im Kreise seiner Familie nach den langen, überaus strengen Fasten gütlich thut. Uebrigens fand ich nicht die lebhaften Osterfestlichkeiten, die ich erwartet hatte und sah

namentlich wenig von Tänzen. In Athen soll die Feier sehr interessant sein und die ganze Bevölkerung den Nachmittag mit Tanz, Musik und Schmausen zubringen. In Andritzena sagte man mir, die gedrückte Lage der Leute in Folge der ganz mißrathenen Korinthenernte des vorigen Herbstes habe der heiteren Feier wesentlich Eintrag gethan.

Andritzena ist ein freundliches Städtchen, das sehr anmuthig an den nördlichen Abhängen des Lykäongebirges, oder genauer des von diesem nach Westen streichenden Armes liegt, der jetzt Paläokastro heißt. Ein starker Bach fließt von der Höhe herab nach Norden, durch mehrere Zuflüsse verstärkt, dem Alpheios zu, und die wasserreichen Abhänge sind reichlich mit Bäumen bewachsen. Die ganze bergige und hügelige Gegend bis an den Alpheios und noch etwas darüber hinaus, östlich etwa bis zum heutigen Karitena, bildete den Gau des arkadischen Stammes der Kynuräer, mit einigen nie sehr bedeutenden Städten, von denen eine an der Stelle Andritzenas gelegen zu haben scheint. Doch sind nur sehr unbedeutende Spuren einer alten Niederlassung zu sehen.

Mit Mühe war noch am Ostermontag Morgens der Hufschmied herbei zu bekommen, der die Füße der Pferde wieder für einige Zeit in Ordnung brachte, und ziemlich spät brach ich daher auf, dem Alpheios zu. Während die Berge und Höhen im prächtigsten Scheine der Morgensonne erglänzten, war das Thal des Alpheios mit einem dichten weißen Nebel überdeckt, eine in unseren Bergen gewöhnliche Erscheinung, die mir abee sonst nie in Griechenland vorgekommen ist. Die arkadischen Berge im Osten und Norden stellten sich über diesem Nebelmeere prächtig dar. An mehreren alten Ruinen vorbei, worunter die der Stadt Alipbera, kam ich auf ziemlich rauhen, oft durch das Dickicht von Bäumen und Gebüschen ganz verwachsenen Pfaden an den Alpheios hinab. Dieser fließt von Karitena an, wo er die Ebene von Megalopolis verläßt, durch zahlreiche Zuflüsse von links und rechts sehr ansehnlich verstärkt, zwischen Bergen eingeengt dahin, die allmälig zwar niedriger werden, aber immer noch in mehr oder weniger hohen Terrassen bis dicht an den Fluß vortreten. Unweit

des Dorfes Bartzi durchritten wir ihn, was hier schon mehr Schwierigkeit hat, als in der Nähe von Megalopolis. In mehrere Arme getheilt, strömte er zwischen Kiesbänken rasch daher und sorgfältig mußte die Furth gesucht werden. Die Brücke, welche im Alterthum hier die beiden Ufer verband, ist längst verschwunden. Wo wir das rechte Ufer erreichten, dehnt sich über demselben, mit steilem Rande, ein breites, fruchtbares Plateau aus, das westlich und östlich durch zwei in tiefen Einschnitten dem Alpheios zuströmende Bäche begränzt ist und nördlich an höhere Berge stößt. Auf dessen östlichem Theile, schon ziemlich den Bergen zu, liegen jetzt die Dörfchen Hagiannis und Anemoduri, gerade aber über dem Rande, dem Flusse zu, mehr an der westlichen Seite, ein einsamer Chan. Im Alterthum stand hier eine der bedeutendsten arkadischen Städte, Heräa, von der ziemlich weit ausgedehnte, aber an wenigen Stellen über den Boden hervorragende Ruinen geblieber sind. Einige Trümmerhaufen sind bei der zerstörten „alten Kirche" (Paläa Ekklesia) unweit des Chans, und nahe dabei, an einem Erdeinschnitte, Reste von schönen, mächtigen Quadermauern. Der Besitzer des Chanes, der zu gleicher Zeit Förster war, erzählte mir, es seien die Ruinen des Pallastes eines Königes Lioboros, was auf mittelalterliche Traditionen hinweist, da in den Chroniken jener Zeit die Gegend Liborea oder Liobora genannt wird. Auf dem schmalen Uferstriche zwischen dem Terrassenrande und dem Flusse finden sich noch sehr unbedeutende Ueberreste von Bädern.

Von hier aus geht nun der Weg nach Olympia an der rechten Seite des Alpheios fort, es ist die Hauptstraße aus Arkadien nach dem westlichen Küstenlande. Wenn ich aber Hauptstraße sage, so darf man sich darum keine Straße in unserem Sinne des Wortes denken; es ist ein fast ungebahnter Weg, der über Hügel und Thäler oft durch dicht verwachsenes Gebüsch sich hinzieht, und von Brücken über die Bäche und Flüsse ist vollends keine Rede. Sind sie zu stark angeschwollen, so muß man sich in Geduld ergeben, bis das Wasser abgelaufen ist. Etwas über eine halbe Stunde von den Ruinen Heräas fließt der schönste und größte der arkadischen Flüsse, der Ladon,

in seinem von Platanen umkränzten Bette, aus einem engen Thale dem Alpheios zu. An Wassermasse übertrifft er diesen, daher jetzt auch sein heutiger Name, Ruphia, dem vereinigten Strome bis an die Mündung ins Meer bleibt. Nur mit Mühe passirten wir die drei starken Arme, in die er bei seinem Ausflusse getheilt war*) und in denen allen das Wasser den Pferden bis über den Bauch reichte. Etwas leichter wurde der nicht viel kleinere Erymanthos, jetzt Doana durchritten, der etwa drei Viertelstunden weiter abwärts, parallel mit ihm vom Norden herabfließt. Gleich jenseits dieses Flusses steht ein prächtiger, hoher Grabhügel, der schönste, den ich in Griechenland gesehen habe, in dem man das Grab des Koröbos zu erkennen glaubte. Koröbos hatte in der ersten Olympiade den Sieg im Laufe davon getragen und von seinem Siege an datirt sich die Olympiadenära, indem hinfort die Sieger regelmäßig verzeichnet wurden. Sein Grabmal stand an der Gränze von Elis und man wurde dadurch gleich beim Ueberschreiten derselben daran erinnert, daß man nun in das heilige Festland von Hellas komme. Es ist daher sehr begreiflich, daß man in dem von weit her in die Augen fallenden Tumulus dieses Markzeichen zu erkennen glaubte, aber so ungern man sich auch von diesem Gedanken lossagt, so ist es doch schwerlich richtig. Denn Pausanias sagt, die Arkadier hätten als Gränze den Fluß Erymanthos angesehen, die Eleer hingegen das Denkmal des Koröbos. Dies läßt sich nur so erklären, daß die Eleer behaupteten, ihr Gebiet reiche noch über den Erymanthos gegen Arkadien hinaus und das Koröbosdenkmal muß daher zwischen dem Erymanthos und Ladon gelegen haben, vielleicht da, wo auf der Wasserscheide ein zwar etwas flacher, aber einem Tumulus doch nicht ganz unähnlicher Hügel bemerkbar ist. Jener große Grabhügel, wenn wir auch nicht wissen, wem er angehört, bleibt immerhin höchst sehenswürdig und auffallend ist, daß Pausanias ihn nicht erwähnt. Im Jahre 1845 ist er von

*) Das Bett scheint hier veränderlich zu sein, da Andere nur zwei Arme erwähnen. Vgl. Curtius, Peloponn. I. S. 369.

dem Architekten Schaubert auf Kosten des Königs von Preußen ausgegraben und untersucht worden, ohne daß man zu bedeutenden Resultaten gekommen ist. Einige Thierknochen und Zähne, Kohlen, rohe Vasenscherben und wenige Bronzestücke, worunter ein halber Helm von schöner Form, sind Alles, was gefunden wurde. Man ist nicht tief genug eingedrungen. Ich sah auf der aufgegrabenen Höhe nur mehrere roh bearbeitete Tuffquader und einige Reihen kleinerer, aufgeschichteter Steine, die mich durchaus an die Steinsetzungen in den Grabhügeln unserer Gegenden erinnerten. Uebrigens schien mir der untere Theil des Hügels von Natur gebildet und nur der obere aufgeschüttet zu sein.

Gerade dem Erymanthos gegenüber mündet auch von der linken Seite ein von Süden herkommender Fluß in den Alpheios, der Diagon der Alten, welcher dort Arkadien von der elischen Landschaft Triphylien schied. Das Thal, durch welches nun der Alpheios nach Aufnahme der genannten Nebenflüsse mit verdreifachter Wassermasse stattlich hinströmt, nimmt einen immer milderen, heiterern Charakter an. Mäßige Höhen steigen am rechten Ufer allmälig an, mit den mannigfaltigsten Bäumen und Gebüschen reichlich bewachsen. Prächtige Pinien, Aborne, Platanen, ungewöhnlich große Lentiscus wechseln malerisch mit einander ab, hie und da durch Felder oder grüne Weidestrecken unterbrochen. Gegenüber breitet sich auf der linken Seite des Alpheios das alte Triphylien aus, ein schönes, vorzugsweise mit Nadelholz bewachsenes Hügelland, dessen oft mit Kirchen und Ruinen gekrönte Höhen zum Theil schroff gegen den Fluß abfallen. Das ganze Gelände mit dem breiten Strom in der Mitte und den zahlreichen, von beiden Seiten ihm zufließenden Bächen sieht wie ein großer Park aus, und um einen solchen herzustellen, wäre nicht viel Anderes nöthig, als etwas bessere Wege anzulegen, was hier mit geringer Mühe geschehen könnte. In dem jenseitigen Hügellande lag einst etwas weiter abwärts Skillus, wo Xenophon nach einem vielbewegten Leben längere Zeit in ländlicher Ruhe und Zurückgezogenheit lebte, und der schönen Schilderung, welche er von den Reizen

des Ortes macht, entspricht noch jetzt der Charakter der Gegend. Ortschaften sind jetzt fast keine in der Nähe des Flusses, sondern nur da und dort ein einzelnes Haus. In dem letzten Chane vor Olympia, noch fast anderthalb Stunden davon entfernt, nahm ich mein Nachtquartier. Der Chan von Muria, so heißt er, liegt sehr hübsch auf einer kleinen Höhe, mit dem Blicke auf das Thal, und ein kleiner Bach, der unmittelbar daneben von den Bergen herabkommt, treibt am Fuße des Hügels eine Mühle. Auf dem Platze vor dem Hause hatten sich eine Anzahl Landleute der Umgegend versammelt und unterhielten sich mit Tänzen zur Feier des Tages, des Ostermontags. So einfach und einförmig diese griechischen Tänze sind, so haben sie doch, in freier Natur aufgeführt, ihren eigenthümlichen, naiven Reiz. Männer, Frauen und Kinder, oder auch wohl nur die Einen oder Andern davon, fassen sich an den Händen, gewöhnlich rechts zuerst die Männer, dann die Frauen und zuletzt die Kinder, und bilden einen offenen Kreis. Der beste Tänzer steht am Anfang der Reihe und tanzt die Figuren vor, die sich meist in gemessenem Schritte im Kreise bewegen, seltener aber auch in kühnen Sprüngen der lustigen Ausgelassenheit Ausdruck geben. Es ist im Ganzen weit mehr ein Gehen im Taktschritt, mit entsprechendem Hin- und Herwiegen des Oberleibes, als ein Tanzen in unserem Sinne und doch wird es bisweilen mit wahrer Leidenschaft getrieben. So stellte sich beim Chan von Muria ein schon ziemlich bejahrter Mann in die Reihe und zeichnete sich durch seine abenteuerlichen Sprünge zum allgemeinen Ergötzen aus. Auch hier hatten die Tänzer keine andere Musik, als ihren eigenen Gesang und ich mußte die Ausdauer bewundern, mit der sie Stunden lang, ohne irgend welche Erfrischungen zu nehmen oder nur auszuruhen, ihr Lied zum Kreistanze ertönen ließen. Manche Volkslieder, oft nicht ohne poetischen Werth, sollen diesen Reigentänzen ihre so zu sagen unbewußte Entstehung verdanken. Oft begleitet ein einfaches Instrument, eine Cither, Hirtenpfeife, ein Dudelsack oder Tamburin den Gesang. Es soll übrigens auch noch andere Tänze als den beschriebenen geben, ich habe aber wiederholt nur diesen gesehen, bei dem das

Hauptelement aller unserer Tänze, das Zusammenkommen beider Geschlechter, ganz entschieden in den Hintergrund tritt.

Gegen anderthalb Stunden unterhalb des Chans von Muria, etwa drei Stunden von der arkadischen Gränze, erweitert sich das Thal an der rechten Seite des Alpheios. Ein ziemlich steiler, fast isolirter Hügel springt von den zurücktretenden Höhen in die kleine Ebene vor, einige hundert Schritte unterhalb desselben fließt in tiefem, zum Theil aufgemauertem Bette ein Bach von den nördlichen Gebirgen dem Alpheios zu. Zwischen dem Hügel und dem Flusse in der Ebene liegen zwischen Erdhaufen und Gestrüpp, erst aus unmittelbarster Nähe sichtbar, die Grundmauern und mächtigen Säulenfragmente eines dorischen Tempels. Als wir am Morgen ziemlich früh dorthin kamen und der Courrier mir sagte: „da ist der Tempel von Olympia," war mein erster Eindruck der der Ueberraschung und des Erstaunens; ich hatte mir die Reste des Tempels, noch mehr die ganze Ebene von Olympia großartiger vorgestellt.

Wir haben schon früher auf dem Isthmos und bei Nemea zwei wichtige Stätten alter religiöser Zusammenkünfte und heiliger Spiele kennen gelernt. Es ist bekannt, welche außerordentliche Wichtigkeit für die ganze Entwicklung der griechischen Volksthümlichkeit jene Agonen unter dem Schutze der Götter hatten, wie dort selbst während blutiger Kriege die politisch getrennten und entzweiten Hellenen aller Länder sich als Brüder und Glieder eines Volkes sahen und begrüßten, und in edlem Wetteifer unblutige Siege zu erringen bemüht waren. Die vier Feste in Nemea, auf dem Isthmos, in Delphi und in Olympia haben sich vor allen andern zur Bedeutung eigentlich nationaler Vereinigungen entwickelt und dadurch eine größere Bedeutung erhalten, als die reichsten Localfeste selbst der großen Städte, sie erhielten vorzugsweise das Bewußtsein der Nationalität und des Gegensatzes zu den Barbaren. Aber nirgend trat diese Bedeutung lebendiger und glänzender hervor, als in Olympia. „Wie es kein anderes erwärmenderes, glänzendes Gestirn im weiten Aether giebt, als die Sonne, so kann man kein herrlicheres Kampfspiel besingen, als das zu

Olympia," hat Pindar gesagt und damit die allgemeine Volksansicht ausgesprochen. Dem höchsten Gotte, dem Vater Zeus, waren die Olympien geweiht und sein bevorzugter Sohn, der erste der Heroen, Herakles, hatte sie gestiftet, — wenigstens hatte diese Sage neben andern, die ihnen noch älteren Ursprung gaben, allmälig vorherrschende Geltung erhalten — er hatte den wilden Oelbaum aus dem Lande der Hyperboreer nach Olympia verpflanzt, mit dessen Zweigen die Sieger bekränzt wurden. Besondere Verehrung genoß hier auch der in die ältesten Landessagen vielfach verflochtene Pelops, der zu Zeus in einem ähnlichen Verhältniß stand, wie in Nemea Archemoros, wie auf dem Isthmos Melikertes zu Poseidon. Iphitos, der König von Elis, und der spartanische Gesetzgeber Lykurg haben später das Fest geordnet und seit 776, als Koröbos im Wettlauf den Sieg davon trug, wurde es ununterbrochen begangen und die Sieger aufgezeichnet. Alle vier Jahre versammelte sich seitdem um die Zeit der Sommersonnenwende aus allen Ländern griechischer Zunge die Menge der Kampflustigen und der Schaulustigen zu der Feier, welche, anfangs kürzer, allmälig auf sechs Tage anwuchs, von denen der erste feierlichen Opfern, die folgenden den mannigfaltigsten Wettkämpfen bestimmt waren. Ein olympischer Sieg galt in den schönen Zeiten Griechenlands für das größte Glück, dessen ein Sterblicher theilhaftig werden konnte, um das die mächtigsten Fürsten und edelsten Bürger mit gleicher Anstrengung warben. Es ist bekannt genug, wie zu dem greisen Diagoras, einem Mann aus edelstem rhodischem Geschlechte, der früher selbst den Preis davon getragen hatte, als er an einem Tage zwei Söhne siegreich sah, ein Spartaner mit den Worten herantrat: „Stirb, Diagoras, denn in den Himmel kannst du nicht steigen." Und die Belohnung für den Sieg bestand nur in einem Palmzweig und dem Kranze von jenem heiligen Oelbaume. Es war wie in Delphi, in Nemea und auf dem Isthmos ein rein ideeller Preis. Der Sieg wurde um seiner selbst willen, nicht um äußern Vortheil erkämpft.

Olympia war nie eine Stadt, nie eine selbständige Ortschaft, es

war nur ein Heiligthum des Zeus und der Festplatz mit den nöthigen, zahlreichen heiligen und profanen Gebäuden und Einrichtungen. Ursprünglich gehörte es zu der ganz nahe gelegenen Stadt Pisa, welche aber früh dem mächtigeren Elis erlag und aus der Zahl der Städte verschwand. Hinfort waren die Eleer fast ununterbrochen im Besitz des Festortes und der Festleitung.

Jener in die Ebene vortretende Hügel hieß der kronische, der Bach, der westlich von ihm dem Alpheios zufließt, der Kladeos. Auf der Fläche zwischen dem Kronoshügel, dem Kladeos und dem Alpheios, doch ohne bis an diesen zu reichen, dehnte sich der eingefriedigte, heilige Bezirk des Gottes, die Altis, aus, in welchem der große Altar und der prachtvolle Tempel des Zeus nebst zahllosen andern Heiligthümern, Altären und Bildsäulen standen. Außerhalb des heiligen Bezirkes lagen nach Osten die Rennbahn für Pferde und die Laufbahn für Menschen, der Hippodrom und das Stadium, nach Norden das Gymnasium; eine Menge anderer profaner Gebäude, Herbergen, Werkstätten, Wohnungen für das zahlreiche Tempelpersonal waren wohl zumeist abwärts gegen den Alpheios gelegen.

Der eigentliche Mittelpunkt der Heiligthümer auch seiner Lage nach war der große Zeusaltar. Seit uralter Zeit wurde der Gott hier, wie auf dem Ithome, auf dem Lykäon und an andern ältesten Cultusstätten, ohne Bild und ohne Haus verehrt. Auf einem großen Unterbau von hundert fünfundzwanzig Fuß im Umfang erhob sich der aus Asche erbaute eigentliche Altar zu einer Gesammthöhe von zweiundzwanzig Fuß. Jährlich an einem bestimmten Tage wurde die angesammelte Opferasche mit Alpheioswasser angefeuchtet auf denselben aufgetragen. Jünger als der Altar war der südlicher gelegene Festtempel, einer der größten in Griechenland. Nach der Besiegung von Pisa war er von den Eleern um die fünfzigste Olympiade, etwa 580 v. Chr. begonnen worden, vollendet und mit den Sculpturwerken ausgeschmückt wurde er aber erst um die sechsundachtzigste Olympiade (436—432), bald nach dem Parthenon, unmittelbar vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Der große attische Meister Phi-

dias wurde zu dem Werke berufen und unter seiner Leitung das Ganze ausgeführt. Ungefähr von den gleichen Dimensionen, wie der Parthenon, hatte der Tempel doch nur je sechs mächtige Säulen von mehr als sieben Fuß unterem Durchmesser in der Breite, je dreizehn in der Länge, während dort je acht und siebzehn von schlankern Verhältnissen standen. An dem Pronaos und der entsprechenden Vorhalle der Westseite waren nur je zwei Säulen zwischen Anten, am Parthenon je sechs Säulen. Die Eintheilung des Gebäudes scheint mit dem Parthenon große Aehnlichkeit gehabt zu haben, wie denn auch die Cella durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilt war, und über den von ihnen getragenen Galerien eine zweite, obere Säulenstellung das Dach stützte. Das Material war ein in der Nähe gebrochener, grober, muschelhaltiger Kalktuff, der aber mit einem so feinen Stuck überzogen war, daß alte Schriftsteller ihn dem Marmor verglichen. Die Sculpturen natürlich und Theile der feineren architektonischen Glieder, wie die Dachziegel, waren aus weißem Marmor. Die beiden Giebelfelder waren mit prächtigen Werken des Päonios von Mende und Alkamenes von Athen geziert; die der Vorderseite, von Päonios gearbeitet, bezogen sich auf das in Olympias Urgeschichte eng verflochtene Wettrennen des Pelops und Oenomaos; die der Hinterseite, von Alkamenes, stellten den Kampf der Kentauren und Lapithen an der Hochzeit des Pirithoos dar, worin die attischen Künstler auch nicht ohne Anknüpfung an die Bedeutung des Tempels in feiner Weise ihren Landesheroen Theseus verherrlicht hatten. Die Metopen, nicht an der freien Außenseite des Tempels, sondern innerhalb des Peristyls nur an den schmalen Seiten über den Säulen und Anten der beiden Vorhallen, enthielten die zwölf Thaten des Herakles, des Sohnes des Tempelgottes und Vorbildes aller athletischen Tüchtigkeit. Zusammenhängende Friesreliefs oder ringsum laufende Metopen hatte der Tempel nicht und es ist höchst merkwürdig, zu beachten, welche Mannigfaltigkeit die griechischen Künstler in die Anwendung des Reliefschmuckes zu bringen wußten, wenn wir den Parthenon, das Theseion, den Tempel in Bassä und den in Olympia vergleichen.

Das Herrlichste aber im Tempel zu Olympia war das an der Hinterwand der Cella, der Thüre gegenüber thronende Kolossalbild des Zeus selbst, aus Gold und Elfenbein von Phidias gefertigt, das Meisterwerk dieses Künstlers, im ganzen Alterthum als das Höchste betrachtet, was der künstlerische Genius des Menschen je hervorgebracht. Der Gott selbst sollte sich in seiner Majestät dem Phidias geoffenbart haben und als dieser nach Vollendung des Werkes sich unter die Thüre der Cella stellte und das Bild überschauend ihn um ein Zeichen bat, ob er ihn würdig dargestellt habe, da soll ein Blitzstrahl vor ihm niedergeschlagen haben. So schien hier die ganze göttliche Majestät zur Anschauung gebracht zu sein und darum galt es für ein Unglück, zu sterben, ohne den Zeus in Olympia gesehen zu haben.

Es kann nicht meine Absicht sein, in eine nähere Beschreibung und Erörterung des Bildes oder des Tempels überhaupt einzugehen, — es sind Bücher darüber geschrieben worden und der Gegenstand ist noch keineswegs erschöpft — eben so wenig, als die vielen heiligen und profanen Gebäude und die Kunstwerke aufzuzählen und zu versuchen, ihnen ihre Stellen anzuweisen. Noch zur Zeit des Plinius, als bereits großartige Plünderungen, die größte durch Nero, stattgefunden hatten, zählte man im heiligen Bezirke dreitausend Statuen.

Von aller der alten Pracht sieht man jetzt nur noch die unteren Theile des Zeustempels, welche früher schon theilweise aufgegraben, um Quader davon zu nehmen, im Jahre 1829 von den Franzosen so weit bloß gelegt worden sind, daß sich die Construction des Gebäudes ungefähr erkennen läßt. Die rings sie umgebenden Schutthaufen verhindern einen großen Eindruck, Erde bedeckt wieder den Mosaikboden des Pronaos und erst bei genauerer Betrachtung überzeugt man sich von den großartigen Verhältnissen. Von den Bildwerken ist ein Theil der Metopen gefunden worden und jetzt im Louvre aufgestellt, von den Statuen der Giebelfelder fast nichts. Der Zeuskoloß soll in byzantinischer Zeit nach Konstantinopel gebracht worden und dort in einem Brande zu Grunde gegangen sein. — In

einiger Entfernung nördlich vom Tempel bezeichnet eine tumulusähnliche, geringe Erhöhung wohl die Stelle des großen Altars. Sonst sind nur unbedeutende Ruinen, zum Theil späterer Zeit über dem Boden sichtbar,*) nebst den Quadern, womit das Bett des Kladeos aufgemauert ist. Auch im Bette dieses Flusses selbst liegen zahlreiche Werksteine und Architekturstücke.**) Einige vor wenigen Jahren aufgefundene Inschriften, die wenigstens kurz zuvor noch dort gestanden hatten, habe ich umsonst gesucht, vielleicht aus Ungeschicklichkeit. Doch sind einige Engländer, welche ungefähr gleichzeitig mit mir dort waren, nicht glücklicher gewesen und ein Mann aus der Gegend sagte mir wirklich, sie seien verschleppt worden. Sie sind merkwürdig nicht etwa wegen ihres Alters, sondern vielmehr wegen ihres späten Datums. Seit ältesten Zeiten finden wir in Elis drei Wahrsagergeschlechter von großer Berühmtheit, die Telliaden, Klytiaden und Jamiden, welche auch in Olympia erblich die Weissagung übten. Appollon selbst, der Stammvater der Jamiden, verkündet bei Pindar in der prächtigen sechsten olympischen Ode auf den Jamiden Agesias, dem Geschlechte ausgezeichneten Ruhm und ewige Dauer, und die Klytiaden und Jamiden finden wir in jenen Inschriften noch tief in dem dritten Jahrhundert nach Christus in dem Besitz der olympischen Weissagerstellen, mehr als siebenhundert Jahre nachdem Pindar jenes Lied gesungen hatte!***)

Eine andere lebendige Erinnerung an das alte Olympia und die erste Einrichtung des Kampfplatzes, die ich nirgend sonst erwähnt

---

*) An der Südostseite des Kronoshügels sah ich einen, wie es schien, erst kürzlich eröffneten Rundbau, dessen Hinterseite in den Felsen des Hügels gebauen ist, während die Vorderseite aufgemauert war. Dieser vordere Theil ist fast ganz zerstört, aber Steine lagen in Masse davor. Der Durchmesser beträgt etwa acht Schritte. Ist das etwa einer der Thesauren?

**) Am steilen linken Ufer des Kladeos bemerkte ich eine kleine Aushöhlung, die ein Grab gewesen zu sein scheint, da in dem Sande darin vermoderte menschliche Gebeine waren. Sie schien auch erst kürzlich geöffnet.

***) Die Inschriften sind herausgegeben von Göttling, Inscriptiones Olympiae IV, Jenae 1853, und von Beulé, Études sur le Péloponèse, S. 263 ff.

finde, will ich nicht übergehen. Einen wilden Oelbaum hatte Herakles gepflanzt, um aus seinen Zweigen die Siegeskränze zu flechten, mit wilden Oelbäumen hatte er auch die Rennbahn umgeben. Derselbe Baum wächst noch jetzt in großer Masse im Alpheiosthale gerade oberhalb Olympia in solcher Schönheit und Stärke, wie ich mich nicht erinnere ihn sonst gesehen zu haben.

Im Uebrigen aber welcher Gegensatz zwischen der heutigen Einöde und der alten Tempelstadt! Weit und breit ist keine menschliche Wohnung sichtbar, nur da und dort ein Stück Landes bebaut; Gebüsch, Wald und Weide bedecken den Boden, einige Schafe und zahlreiche träge Schildkröten, die im Tempel des Zeus umherkrochen, schienen die einzigen Bewohner Olympias zu sein. Die sehr tiefe Lage in dem Winkel zwischen dem Kladeos und Alpheios, von Höhen umschlossen, bringt eine feuchte, dunstige Luft hervor, in der unzählige Mücken den Aufenthalt fast unerträglich machen. Ich war den 3. Mai gegen acht Uhr Morgens auf den Platz gekommen und brachte einige Stunden dort zu, aber selten ist mir die Atmosphäre drückender vorgekommen, als hier, und so wenig poetisch und archäologisch es klingt, es drängte sich mir vor Allem der Gedanke auf, daß es zur Zeit der Olympien im Hochsommer hier schrecklich gewesen sein müsse, was freilich die Bewunderung für die Abhärtung und Ausdauer der Kämpfer und die frische Theilnahme der Zuschauer nur steigern kann. Es ist jetzt fast unbegreiflich, daß gerade an diesem Platze die körperlichen Kampfspiele und mit ihnen die ganze Festlust der Griechen ihre höchste und schönste Entwicklung fanden und wenn auch seither die lästigen Eigenschaften desselben sehr zugenommen haben und damals die Baumpflanzungen und schattigen Hallen Kühlung und Erfrischung boten, die jetzt fehlt, so erklärt es sich doch hauptsächlich aus der uralten Heiligkeit der Stätte.

Gerade die Beschaffenheit des Orts ist uns eben Bürge dafür, daß die Erde hier noch reiche Schätze birgt. Der Alpheios hat einen sehr unregelmäßigen Lauf, oft ändert er sein Bett und überfluthet bei großem Wasser das Thal, dessen alte Sohle jetzt hoch mit aufge=

schwemmtem Lande überdeckt ist. Häufig schon hat der Fluß sehr werthvolle Gegenstände fast unversehrt aus dem Boden hervorgespült. Trotz aller Plünderungen und Zerstörungen muß hier bei dem ungeheuren Reichthume manches Kunstwerk, manche alte Urkunde auf Stein und Erz geblieben und mit den Grundmauern der Gebäude nach und nach unter die schützende Decke der Erde gesunken sein, um so mehr, als nie eine bedeutendere Ortschaft in der Nähe entstanden ist. Denn was am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts nach dem einige Stunden oberhalb Olympias im Gebirg gelegenen Lala, einem ehemaligen Wohnsitze mohammedanischer Albanesen, verschleppt worden ist, kann unmöglich wichtig sein im Verhältniß zu der Fülle des Vorhandenen. Nirgend in Griechenland würden daher planmäßig betriebene Ausgrabungen solche wissenschaftliche und künstlerische Ausbeute versprechen. Schon Winckelmann hatte es ausgesprochen und Hoffnungen auf ein solches Unternehmen gesetzt, und auch seither hat es an Plänen nicht gefehlt, abgesehen von den beschränkten Arbeiten der Franzosen am großen Tempel. Fürst Pückler-Muskau hatte der Regierung Vorschläge gemacht, das ganze Terrain zu übernehmen, in der Absicht, dann jährlich eine Summe für Ausgrabungen zu verwenden und ein Museum an Ort und Stelle zu errichten, und es ist sehr Schade, daß der Plan nicht zur Ausführung gekommen ist. Der Fürst hätte dort leicht den reizendsten Park angelegt, und wo wären die jetzt unter dem Schlamm begrabenen Schätze besser aufbewahrt, als auf dem Boden Olympias selbst! Ein Aufruf von Roß, beinahe vom gleichen Tage, an dem ich in Olympia war (er trägt das Datum vom 4. Mai 1853), hat das gewünschte Resultat nicht gehabt, was ich nicht bedaure; denn bei dem Zustand der Sammlungen in Athen, bei dem Mangel an Raum und einer zweckmäßigen Beaufsichtigung bleiben die Schätze vorerst besser unter dem Boden. Erwartungen, die man auf den König von Preußen gesetzt hat, sind bisher wohl vorzüglich wegen der politischen Ereignisse nicht in Erfüllung gegangen. Hoffen wir, daß unsere Zeit, die ja mit Millionen spielt, wo es sich um Gewinn handelt, noch so viel

Sinn für die geistigen Güter und für die Erweiterung des menschlichen Wissens habe, daß sie die mäßigen Mittel zur Hebung dieser Schätze und zu ihrer würdigen Aufstellung im Lande selbst finde. Denn in Griechenland müssen sie billiger Weise bleiben. Aegypten und Assyrien haben kaum geahnte Reichthümer dem staunenden Blicke gespendet und der alten Geschichte eine neue Grundlage gegeben. Es wäre traurig, wenn in dem leicht zugänglichen Griechenland nicht Aehnliches möglich wäre. Oder will man das nöthige Geld vielleicht nur dann geben, wenn man die etwaige Ausbeute in die eigenen Museen schleppen kann?

Während sich abwärts vom Olympia am Alpheios allmälig die Gegend verflacht, erhebt sich nördlich ein gebirgiges Hochland von tiefen Schluchten durchschnitten, in denen die Gewässer theils noch nach Süden dem Alpheios zufließen, theils weiterhin nach Westen sich den Weg nach dem Tieflande von Elis bahnen, das sie zum Peneios vereinigt durchströmen. Es ist das alte Bergland Pholoe, das sich nördlich an die höheren Gebirge des Erymanthos anschließt, und in mythischer Zeit ein Wohnsitz der Kentauren war, welche Herakles hier vernichtete. Auf luftiger, weiter Hochebene mit herrlicher Gebirgsaussicht liegt dort oben Lala, das bis zu dem griechischen Aufstande die stattliche Residenz mächtiger albanesischer Agas war, jetzt aber zu einem unbedeutenden Dorfe herabgesunken ist. Im waldigen Thale, oder vielmehr der Schlucht des Kladeos (jetzt der Lalafluß genannt) hinaufsteigend, erreichte ich von Olympia aus den Ort in etwa drei Stunden, und dann in etwas kürzerer Zeit von Lala aus das nordöstlich davon zwischen Eichwäldern schön gelegene, den höhern Gebirgen schon nähere Kumani, ein sauberes, wohlhabendes Dorf.

Nördlich von dem Dorfe liegen die wenig bekannten Ruinen einer alten Stadt, über welche zuerst Welcker genauere Nachrichten gegeben hat*) und die zu besuchen ich hauptsächlich den Weg über Kumani

*) Vgl. Curtius, Peloponnesos II, S. 106, Anm. 43. Auffallend ist, daß auch die neuere Auflage der französischen Karte dieses bedeutende Paläokastro nicht angiebt.

eingeschlagen hatte. Scheinbar auf der gleichen Fläche mit dem Dorfe gelegen ist das Paläokastro, welches jetzt Kuti genannt wird, durch eine tiefe Schlucht davon getrennt, so daß man etwa eine halbe Stunde gebraucht, um es zu erreichen. Zwei von Nordosten aus dem höheren Gebirge kommende Bäche, die Quellbäche des elischen Flusses Ladon, fließen in tiefen Schluchten in spitzem Winkel zusammen. Zwischen ihnen streckt sich bis gegen ihre Vereinigung eine ziemlich lange, verhältnißmäßig schmale Erdzunge fast von Osten nach Westen hin, welche nach drei Seiten steil abfallend, nur an der Ostseite einen sanfteren Aufgang hat. Oben ist die Erdzunge vollkommen eben und zur Anlage einer Stadt trefflich geeignet. Der ganze Raum zerfällt sehr bestimmt in zwei Theile, einen größern östlichen und einen kleinern westlichen. Nahe dem westlichen Ende zu zieht sich nämlich der Rücken gleichsam zu einem Halse eng zusammen und erweitert sich dann noch einmal zu einer Fläche von ungefähr hundert und zehn Schritt Länge und halber Breite. Eine schöne Quadermauer läuft quer über die schmalste Stelle weg und scheidet so den westlichen Vorsprung von dem Hauptplateau. Auf diesem Vorsprunge liegt eine verfallene Kirche des H. Dimitri und am äußersten westlichen Rande die Ruine eines hellenischen viereckigen Thurmes mit einem unregelmäßigen Anbau. Auch an andern Stellen bemerkt man altes Gemäuer.

Auf dem großen, mehr oder weniger mit Bautrümmern bedeckten Plateau unterscheidet man hauptsächlich drei größere Gruppen von Ruinen. Im westlichen Theile, nicht sehr weit von der engsten Stelle stehen die Grundlagen eines kleinen, viereckigen Gebäudes innerhalb zweier langer, schräg gegen einander laufender Mauern. Es scheint auch nach seiner Lage von Westen nach Osten ein Heiligthum innerhalb seines geweihten Bezirkes zu sein. — Mehr in der Mitte des ganzen Plateaus, aber dem südlichen Rande näher, als dem nördlichen, sind nahe bei einander fünf sehr ansehnliche Trümmerhaufen, wovon zwei noch die Grundmauern kleiner, viereckiger, von Westen nach Osten liegender Gebäude zeigen. Ohne Zweifel sind auch darin kleine Tem=

pel zu erkennen.*) Unter den Trümmern bemerkte ich den unteren Theil einer ionischen Säule und mehrere Gebälkstücke. — Endlich steht am östlichen Rande, da, wo der Aufgang am leichtesten ist, noch ein sehr schönes Stück der Stadtmauer mit einer Anzahl stark vortretender, viereckiger Thürme, welche etwa sieben Fuß Breite und etwas größere Tiefe haben. An dieser Seite scheint ein Thor gewesen zu sein. Die Mauer läuft noch eine Strecke in rechtem Winkel an dem Abhange hinab und scheint eine Art von Thorweg gebildet zu haben. An den andern Seiten konnte ich keine bestimmten Spuren der Stadtmauern entdecken, sei es, daß sie jetzt nur von Erde ganz überdeckt sind, oder man im Vertrauen auf die Schwierigkeit des Zuganges keine eigentliche Mauer aufgeführt hatte, sondern etwa mit einem Erdaufwurfe und Pallisadenwerke sich begnügte. Das Mauerwerk besteht aus schönen, regelmäßigen Quadern, ähnlich wie in Messene. Eine halbe Stunde von der Ostseite soll nach Aussage eines Bauern aus Kumani, der mir als Führer diente, noch ein wohlerhaltener, einzelner hellenischer Thurm liegen, welchen ich aber nicht selbst gesehen habe. In Kumani wurden mir zahlreiche Münzen der verschiedensten Zeiten, sämmtlich auf dem Kuti gefunden, zum Kaufe angetragen, woraus ich unter andern eine äginetische Didrachme vom allerältesten Gepräge erwarb.

Offenbar lag hier einst eine nicht unbedeutende Stadt, welche in dem westlichen Vorsprunge ihre abgesonderte kleine Akropolis hatte und von Natur zur Festung geschaffen war. Mit vollkommener Sicherheit hat Curtius darin die elische Bergfeste Lasion erkannt, die Hauptstadt der Gebirgslandschaft Akroreia, welche den Eleern oft von den angränzenden Arkadiern streitig gemacht wurde.**) Die Lage ist sehr schön, indem in geringer Entfernung im Norden und Nordosten sich

*) Es sind das wohl die zwei von Welcker bei Curtius a. a. O. erwähnten Tempel.

**) Besonders entscheidend ist die Stelle des Schol. zur Il. XV, 531, wo der Berg, an dem der eleische Ladon entspringt, Lasion genannt wird. Sollte etwa der angeführte einzelne Thurm der bei Polyb. V, 102 erwähnte sein? Freilich bleibt die räthselhafte Bezeichnung ὁ ἐν τοῖς Περιππίοις πύργος auch so unerklärt.

der großartige Gebirgsstock des Erymanthos, jetzt Olonos, erhebt, aus dem der jetzt Astras genannte, fast 6000 Fuß hohe Arm am nächsten herantritt; westlich aber blickt man zwischen den Höhen, welche das enge Thal des Ladon einschließen, durch, über das elische Tiefland weg auf das ferne Meer. Die Schluchten, in denen die Bäche das Plateau umströmen, sind von hohen Platanen beschattet. Ueberhaupt gehört dieses nördliche elische Gebirgsland mit zu den schöneren Theilen des Peloponneses und ist dem nahen nordwestlichen Arkadien an Charakter sehr ähnlich. Das untere Elis habe ich nicht besucht, sondern von Kumani aus mich wieder östlich Arkadien zugewandt.

Das nördliche Arkadien. Psophis. Kleitor. Kalavryta. Megaspiläon. Die Styx. Pheneos. Stymphalos.

Wenn irgend eine Gegend Griechenlands, so ist das nördliche Arkadien ein wildes Gebirgsland, mit engen Flußthälern oder ganz geschlossenen Becken, deren Wasser unterirdisch abzieht, im Norden von hohen Schneegebirgen eingefaßt. Der schönere, westliche Theil gehört mit den Flüssen Erymanthos und Ladon zum Gebiet des Alpheios, den kahlern, östlichen nehmen hauptsächlich die Thäler von Pheneos und Stymphalos ein; dazu kommt dann noch das kleine, rauhe Gebiet, das am nördlichen Abhange des Hochgebirgs liegt und seine Gewässer, den Erasinos und Krathis, dem korinthischen Meerbusen zuschickt.

Nur eine schmale Wasserscheide trennt das Gebiet des elischen Flusses Peneios mit seinem Nebenflusse Ladon von dem des arkadischen Erymanthos, nach welchem ich von Kumani aus, zuerst durch prachtvollen Eichwald, hinüber stieg. Das Thal des Erymanthos ist so eng, daß an vielen Orten eben nur der nicht große Fluß Raum hat und der Weg über die Höhen an seinem rechten Ufer, oft sehr beschwerlich, auf- und absteigend hinführt, bis es sich bei den Ruinen der alten Stadt Psophis etwas erweitert. Drei hier zusammenströmende starke Bäche geben dem gegenwärtig ganz verlassenen Orte den Namen Tripotamos.*) Der mittlere führte im Alterthum den Namen des nachher aus dem Zusammenfluß entstandenen Flusses Eryman-

*) Ich habe oben, S. 337, den Erymanthos selbst Tripotamos genannt, was nicht richtig ist, es ist dies nur der Name des Zusammenflusses der drei Bäche. Der Fluß selbst heißt, wie schon S. 462 angegeben, Doana.

thos, jetzt heißt er der Fluß von Sopoto. In dem Winkel, den er mit dem von rechts her kommenden bildet, lag die alte Stadt, auf der kleinen Fläche an den Bächen die Unterstadt, auf der steil darüber sich erhebenden Höhe die Burg. Es war einst eine der festesten Städte des Landes. Außer sehr bedeutenden Mauerresten von ziemlich unregelmäßigem Gefüge erkennt man noch die Reste des Theaters und wenige Grundlagen von Gebäuden, auch sind in einer einsamen Kirche auf den Ruinen der Stadt ziemlich viele Säulenstücke.*) Daß hier überhaupt eine Stadt lag, beweist, daß man damals für den regelmäßigen Abzug der Gewässer besser zu sorgen wußte, als jetzt. Denn so lieblich der Erymanthos auch an der alten Ruine unter dichten Platanen mit seinem klaren Wasser hinfließt, so leidet doch das schmale, flache Thal bei Tripotamos und aufwärts davon von seinen Ueberschwemmungen und dadurch hervorgebrachter Versumpfung, weshalb die jetzigen Dörfer sich alle mehr auf die Höhen an den Seiten gezogen haben. Wie schnell die Wasser bei Regen über ihre Ufer treten, davon konnte ich mich bald selber überzeugen. Beim klarsten Wetter war ich den Morgen von Kumani aufgebrochen und der ungewöhnlich starke Thau hatte mich nach unserer Wettertheorie erwarten lassen, daß es schön bleiben werde. Aber meine Zuversicht gieng schmählich zu Schanden. Oberhalb Tripotamos wurde ich von einem heftigen Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen überfallen, in Folge dessen bald das halbe Thal unter Wasser stand und auf dem Wege, den wir gegen das Dorf Sopoto aufwärts ritten, uns ein wahrer Gießbach entgegenbrauste.

Von ähnlicher Beschaffenheit, wie das Thal von Psophis, ist das östlich davon gelegene von Kleitor, durch das ich den folgenden Morgen kam. Der Berg Tartari, an dessen Westseite das nicht übel aussehende Dorf Sopoto liegt, trennt die beiden Thäler. Wie dort der Sopotobach nach Westen hinfließt, so hier der Kleitor nach

*) Auf dem auch von Curtius wiederholten Plan Leakes finde ich die eigenthümlich vorspringenden Arme des Burghügels gar zu gleichmäßig gezeichnet. Die beiden nordöstlichen schienen mir in Wirklichkeit viel kleiner zu sein.

Osten. Noch am Abhange des Tartari liegt das heutige Dorf Kli=turas, das den Namen der alten Stadt erhalten hat, aber wie so oft, nicht auf dem ursprünglichen Platze. Auch hier hat sich der Ort aus der sumpfigen Thalsohle auf die gesundere Höhe gezogen. Die alte Stadt dagegen lag etwa eine Stunde weiter abwärts in der Mitte des jetzt ganz von Wohnungen entblößten Thales, an der lin=ken Seite des Hauptbaches, wo ihm ein zweiter starker Bergbach von Norden her zufließt.*) Zunächst über dem Hauptbach liegen auf einem niedrigen Hügel die Reste der sehr starken Akropolismauern — die Dicke beträgt gegen fünfzehn Fuß — mit zahlreichen runden Thürmen, nördlich davon in der Fläche breitete sich die Unterstadt aus, deren ziemlich großer Umfang sich an der Menge von Steinen und Scher=ben erkennen läßt, welche den Boden bedecken. Am Akropolishügel erkennt man auch in Kleitor noch das alte Theater, an drei Stellen alte Tempelstätten. Das Schönste auf dem ganzen alten Stadtraume ist eine riesengroße alte Eiche, welche auf einer der Tempelstätten steht und mit ihren weit ausgebreiteten Aesten eine kleine Panagiencapelle beschattet. Allerlei Architekturreste liegen zahlreich dabei umher und ein ziemlich großes Säulenstück ist von dem mächtigen Stamm gerade über den Wurzeln so umwachsen, daß es dort bleiben wird, so lange der trotz seiner Größe prächtig frische Baum steht. Die Ruinen, die jetzt Paläopolis heißen, bestätigen, was die Geschichte lehrt, daß Kleitor einst eine der mächtigern arkadischen Städte war. Sein verhältniß=mäßig großes Gebiet umfaßte einen der schönsten Theile des Landes,

---

*) Die Pläne und Beschreibungen von Kleitor bei Leake, Le Bas, Curtius lassen diesen Bach, den Karnesibach, die alte Stadt an ihrer Ostseite begränzen. Als ich dort war, floß er aber dicht unter der Akropolishöhe in den Kleitor und durchschnitt das alte Stadtareal. Namentlich lag die Tempelstätte mit der Ca=pelle und der Eiche nicht, wie Jene sie angeben, an seinem rechten, sondern am linken Ufer. Der Bach scheint das Bett gewechselt zu haben, denn östlicher be=merkte ich einen langen kiesigen Graben, der ohne Zweifel das alte Bett ist, und im Alterthume begränzte er sicherlich die Stadt östlich. Nicht weit oberhalb oder westlich von den Stadtruinen bemerkte ich altes Gemäuer mit Säulenfragmenten, welche vielleicht dem von Pausanias VIII, 21, 4 erwähnten Dioskurenheiligthum angehören könnte.

von den Schneegipfeln des Chelmos bis über den lieblichen Ladon hinab.

Eine kleine halbe Stunde abwärts von der alten Stadt vereinigt sich mit dem Kleitorbache der von dem Chelmos oder alten Aroania-berge von Norden herabkommende Aroaniosbach und fließt mit ihm vereinigt nach Süden durch ein enges Thal dem Ladon zu. Dort wandte ich mich dem obern Laufe des Aroanios entlang nördlich in das Gebirge. Bis dahin war das Land zwar sehr gebirgig, aber die engen Thäler grün und fruchtbar, die Berghalden mit Laubholz be-deckt, jetzt tritt man in ein wildes Alpenland, wo an den felsigen Abhängen nur selten sich eine bebaute Strecke Landes zeigt, oder spär-liche Weideplätze den Schafen und Ziegen Nahrung gewähren. Der Bach, an dem man in dem engen Thale hinaufsteigt, stürzt wiederholt in kleinen Fällen über die Felsen herab. Im Hintergrunde thürmt sich das Aroaniagebirge auf, aus dem etwas nach rechts sein höchster Gipfel, der heutige Chelmos, das nahe an 8000 Fuß hohe Haupt mächtig emporhebt. Wenn schon nicht ganz so hoch, als der östlichere Kyllene (Ziria), bildet er doch den eigentlichen Mittelpunkt des arka-dischen Nordgebirges und seine Umgebung hat von Allem, was ich in Griechenland gesehen habe, vorzugsweise den Charakter großartiger Wildheit, der hier nicht, wie am Taygetos, durch die üppige Vegeta-tion der unteren Stufen gemildert wird. Wenn man etwa zwei und eine halbe Stunde am Aroanios hinaufgestiegen ist, erweitert sich das Thal hoch oben im Gebirge zu einer kleinen Ebene, in der jetzt das Dorf Sudena liegt, vermuthlich an der Stelle der alten zu Kleitor gehörigen Ortschaft Lusoi. In den Spuren eines Tempels, die man in dieser unwirthlichen Höhe bemerkt hat, die ich aber nicht gesehen habe, vermuthet man ein Heiligthum der Artemis Hemeresia. Eine kaum merkliche Erhöhung trennt das Aroaniosthal von einem west-lichen Seitenthal, das fast ganz von einem See mit unterirdischem Abzuge eingenommen wird.

Ueber einen hohen, vom Chelmos nach Westen streichenden, jetzt Velia genannten Bergrücken steigt man von Sudena nach Nordwesten

in das zwar schon viel tiefer, aber doch immer noch hochgelegene Thal von Kalavryta. Auf diesem Berg habe ich zuerst in Griechenland Tannen gesehen, die aber unsern weit nachstehen und selten gerade und schlank gewachsen sind. In dem Thale lag im Alterthum die Stadt Kynätha, deren Stelle aber noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist, da Ruinen bisher nicht gefunden sind. Die wenig bedeutende Stadt hatte sich in den Zeiten des achäischen Bundes durch Verwilderung und Treulosigkeit einen üblen Namen gemacht, was Polybios, wie ich früher angeführt habe, der Vernachläßigung der musikalischen Bildung zuschreibt. Auch die heutigen Kynäthier, die Bewohner von Kalavryta, standen wenigstens bis vor Kurzem in keinem guten Rufe. Einen bleibenden Ruhm hat die Stadt dadurch gewonnen, daß im Jahre 1821 der Erzbischof Germanos hier zuerst das Kreuz zum Kampfe gegen den Halbmond aufpflanzte. Hoch über dem kleinen, aber gut aussehenden Städtchen thronen auf fast unzugänglichem Felsen die Ruinen einer fränkischen Burg, die einst dem Geschlechte von Tournay gehörte. Sprudelnde Quellen rechtfertigen den Namen Kalavryta, das heißt Schönbrunn, und mit reichlichem Wasser eilt der klare Bach, der im Alterthum Erasinos hieß, zwischen hohen Bergen dem Küstensaum von Achaja zu.

Folgt man seinem Laufe, dem entlang die Straße bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer ziemlich eben sich hinzieht, so sieht man nach etwa anderthalb Stunden rechts über sich an einer senkrechten Felsenwand ein großes unregelmäßiges Gebäude. Es ist das Kloster Megaspiläon. Auf einem im Zikzack angelegten guten Wege erreicht man es vom Bache aus etwa in einer halben Stunde. Ich kam eben noch zur rechten Zeit, um nicht ausgeschlossen zu werden. Denn mit Sonnenuntergang werden die Thore geschlossen und später kommende Reisende müssen in den außerhalb derselben liegenden Gebäuden bleiben, wo ehedem auch die Türken beherbergt wurden, da das Kloster das Privilegium besaß, keine solche einlassen zu müssen. Begreiflich mußten dafür erkleckliche Summen nach Konstantinopel bezahlt werden. Auf eine Empfehlung, die ich von Athen aus hatte,

wurde mir gleich eines der besten Zimmer, das eines Proïgumenos (Προηγούμενος, Unterabt), angewiesen und einer der Zöglinge zur Bedienung gegeben, auch noch die besondere Artigkeit erwiesen, daß gestattet wurde, das etwas zurückgebliebene Gepäck auch noch nach Sonnenuntergang einzulassen. Uebrigens sah ich den Proïgumenos, dem ich empfohlen war, nicht einmal.

Das Kloster ist, was sein Name besagt, eine große Höhle, welche in der Mitte sich bis auf neunzig Fuß tief in den Felsen erstreckt und eine Front von etwa hundert und achtzig Fuß hat. Darüber steigt die Felsenwand mehrere hundert Fuß hoch senkrecht empor. In der ganzen Front ist vor die Höhle eine sehr dicke, über sechzig Fuß hohe Mauer gebaut. Zwischen dieser und der Hinterwand sind unten die Kirche und mehrere Capellen, Keller, Vorrathskammern und andere Oekonomieräume, darüber in einer Menge unregelmäßiger Stockwerke die Cellen für die Mönche und Fremden, zu oberst mit vorspringenden hölzernen Galerien. Finstere, winklige und sehr enge Treppen und Gänge, in welchen sich zurecht zu finden keine kleine Kunst ist, führen zu den verschiedenen Theilen. Auf den obersten Galerien hat man eine zwar nicht ausgedehnte, aber hübsche Aussicht auf das tief unten liegende Thal und die schroffen, auf ihren Höhen mit Nadelholz bewachsenen Berge der Umgebung.

Der interessanteste Theil ist die ganz in den Felsen gearbeitete Kirche, mit reichem silbernem Schmuck und Geräthe, welche in dem Halbdunkel spärlicher Lampenbeleuchtung etwas eigenthümlich Geheimnißvolles hat. In einem Wandschranke befindet sich das Wunderbild der heiligen Jungfrau, angeblich vom Evangelisten Lukas gemalt und jetzt ganz schwarz und unkenntlich. Die Auffindung dieses Bildes in der Höhle durch eine Jungfrau, die heilige Euphrosyne, die auch ihre kleine Capelle hat, soll die Gründung des Klosters veranlaßt haben. Eine Menge griechische Klöster sind auf solche Weise, in Folge der Entdeckung eines Heiligenbildes, entstanden. Der Schrein, worin das Bild aufbewahrt ist, wird durch eine mit Reliefs verzierte, silberne Thüre verschlossen. Alle Bilder und Reliefs sind in dem altbyzanti-

nischen Style gearbeitet, aber darum keineswegs alle alt, wie denn zum Beispiel die bronzene Kirchenthüre mit Relief-Darstellungen aus der heiligen Schrift erst vor ungefähr fünfzig Jahren in Livadia gemacht worden ist. Aber wie die orientalisch-orthodoxe Kirche selbst, so ist auch ihre Kunst seit vielen Jahrhunderten starr und unverändert geblieben. Die Gemälde werden mit Schablonen älteren Bildern, besonders denen auf dem Berge Athos, mit größter Genauigkeit nachgebildet und ähnlich die Reliefs im ältesten, steifen Style gefertigt. Welch ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der ideellen und doch noch strengen Freiheit eines Reliefs aus der Zeit des Phidias und diesen typisch überlieferten byzantinischen Arbeiten!

Nebst der Kirche zeigen die Mönche mit besonderm Vergnügen den kühlen, feuchten Felsenkeller, in dem einige für Griechenland ungewöhnlich große Fässer prangen, welche in ähnlicher Weise, wie die im Bremer Rathskeller, ihre Namen zum Theil von Heiligen haben. Es erinnerte mich das an das Kloster Engelberg, wo der frühere Abt mit gleichem Behagen dem Besucher den wohlversehenen Käsekeller als „seine Bibliothek" zu zeigen pflegte. Von dem Hauptgebäude getrennt, steht die Taufkirche, wo die Umwohner vorzugsweise ihre Kinder hinbringen, und ein Beinhaus.

Das Kloster ist sehr alt, aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, aber wiederholt durch Feuer zerstört worden, so daß das jetzige Gebäude großen Theils von ziemlich neuem Datum ist. Die Feuersbrünste sollen auch die Bibliothek zerstört haben, wenigstens ist so gut als keine da. Es ist das die gewöhnliche Entschuldigung der griechischen Mönche für den gänzlichen Mangel an Büchern, der in allen Klöstern ungefähr der nämliche ist. — Megaspiläon ist das größte und reichste Kloster von Griechenland, eines der größten und reichsten der orientalischen Kirche überhaupt. In verschiedenen Theilen des Landes hat es große Besitzungen und mehrere Filialklöster. Im Ganzen gehören etwa dreihundert Mönche dazu, von denen aber ein großer Theil auf den entferntern Besitzungen verweilt; immerhin sind gegen zweihundert im Kloster selbst.

Obgleich etwa achtzig Knaben da sind, welche zu Mönchen herangezogen werden, so fehlt doch eine Schule. Als ich meinen Aufwärter, einen Burschen von etwa fünfzehn Jahren, darüber befragte, gab er mir zur Antwort: „Es ist ein Unglück, wir haben keine Schule.“ Von wissenschaftlicher Beschäftigung ist also keine Rede, wenn auch einzelne Mitglieder der Brüderschaft ausnahmsweise einige Bildung besitzen. Das Versehen des Gottesdienstes, der Landwirthschaft und der gesammten Oekonomie des Klosters ist das Einzige, was die Mönche treiben; daneben stehen und sitzen sie müssig umher. Im Unabhängigkeitskriege haben sie sich tapfer gegen Ibrahim Pascha gehalten, der ihre Klosterfestung umsonst zu erobern versuchte. Den einzigen, schmalen und steilen Zugang haben sie selbst und eine Anzahl in Dienst genommener Palikaren leicht gegen den nahenden Feind vertheidigt und eine Beschießung aus grobem Geschütze ist wegen der Oertlichkeit rein unmöglich. Zwar soll Ibrahim einmal Kanonen auf den gegenüber liegenden Berg gebracht haben, aber die Entfernung war zu groß, um das Kloster zu erreichen. Zuletzt erstiegen die Aegyptier den Berg über dem Kloster und wälzten Steinblöcke über den Rand hinab; aber diese sprangen an den Felsen ab über das Kloster weg, ohne es zu berühren.

Die heutigen griechischen Priester, Weltpriester und Mönche, sind überhaupt mehr Bauern und im Nothfalle selbst Krieger, als Theologen oder Gelehrte auch in weitestem Sinne des Wortes, was sich leicht begreift, wenn man ihren Bildungsgang oder vielmehr ihren vollständigen Mangel an einem Bildungsgang berücksichtigt. Der griechische Priester entbehrt in der Regel auch der gewöhnlichsten Bildung, geschweige denn Gelehrsamkeit. Wenn eine Pfarrstelle besetzt werden soll, so schlägt die Gemeinde oder wer sonst das Recht dazu hat — denn es giebt Kirchen, die das Eigenthum von Privatleuten sind — dem Bischof eine Person zur Bestätigung vor, die in der Regel auch ertheilt wird. Kenntnisse sind dazu keine andern nöthig, als die nothdürftigste Fertigkeit im Lesen. In den Dörfern wählen die Bauern meist einen aus ihrer Mitte, am liebsten einen solchen, der bereits

verheirathet ist; denn nur die Mönche und die hohe Geistlichkeit sind ehelos. Er treibt als Papa sein bäuerisches Geschäft, wie der geringste Bauer, fort und hat als Priester nur die Sacramente zu administriren und die Evangelien und verschiedenen Litaneien zu lesen und zu singen. Von einem Religionsunterricht für die Jugend oder von Predigen ist nicht von ferne die Rede. Der Gottesdienst hat für den, welcher ihn nicht gewohnt ist, etwas sehr Unangenehmes. Ein näselnder Gesang und ein maschinenmäßiges Herlesen der betreffenden Stücke machen ihn aus, begleitet vom Schwingen des Rauchfasses. Und dabei geht ihm, wenigstens soweit ich ihn gesehen habe, das Würdevolle, Imponirende ab, das im römisch-katholischen Gottesdienste selbst den Protestanten oft ergreift. Ich habe gesehen, wie am größten griechischen Feste, am Ostertage, in der Kirche zu Andritzena ein Priester, seinem sonstigen Aussehen nach ein schöner, stattlicher Mann, sich während des Gottesdienstes vor dem Altar der Finger, anstatt des Taschentuches bediente.

Gerade wie bei dem Weltgeistlichen, ist es beim Mönche. Um in ein Kloster einzutreten, sind keinerlei Kenntnisse nöthig. Im Kloster Skripu in Böotien hat mir ein Mönch auf die Frage, was man zu thun habe, um aufgenommen zu werden, in Gegenwart des Igumenos (Ἡγούμενος, Abt) geantwortet: „Man meldet sich beim Igumenos und wird man von dem angenommen, so zieht man das Klosterkleid an und läßt sich das Haar und den Bart wachsen. Weiter ist nichts nöthig.“ Man mag danach abnehmen, wie die Masse der Pfarrer und Mönche ist.

Uebrigens wird das Fehlerhafte dieses Zustandes von Vielen erkannt und es fehlt nicht an Anstrengungen würdiger Männer, ihn zu verbessern. Er ist durchaus nicht nothwendig in der orientalischen Kirche an sich begründet, die ja in früheren Jahrhunderten ausgezeichnete Kanzelredner und gelehrte Männer in ihrer Mitte gezählt hat. An der Universität in Athen ist eine theologische Facultät und ein theologisches Seminar besteht eben daselbst in Folge der großartigen Freigebigkeit eines patriotischen Griechen, der, wenn ich nicht irre,

eine Million Drachmen zu diesem Zwecke geschenkt hat. Auch wurde mir gesagt, daß die Wirkungen davon bereits sich geltend machen; mehrere jüngere Priester sollen als eifrige, vortreffliche Prediger aufgetreten sein, namentlich wurde mir einer in Patras sehr gerühmt. Aber im Ganzen ist doch noch wenig gebessert.*) Die in Athen gebildeten Geistlichen passen nicht auf das Land; sie haben zu viele geistige und materielle Bedürfnisse kennen gelernt, um sich in einer Stellung zu gefallen, wie sie der Dorfpapa als armer Bauer hat, und die Bauern selbst wollen solche Leute, die ihnen geistig überlegen sind, nicht. Auch von Seite der hohen Geistlichkeit hat sich gegen eine solche Bildung Mißtrauen und Widerstand gezeigt; dem würdigen, gelehrten Professor der Theologie, Pharmakidis, sind seine Vorlesungen eingestellt worden. Das Wesen der heutigen orientalischen Kirche ist ein unbedingtes Festhalten am Ueberlieferten, wo auch der bloße Gedanke an einen Zweifel, nicht nur gegenüber den Dogmen, sondern auch der Kirchenverfassung, als verderblich und sündlich betrachtet wird, sie ist verknöchert und zu einem bloßen Formenwesen geworden. Höchst merkwürdig war mir in dieser Beziehung die zufällige Aeußerung eines gründlich gebildeten Professors der Universität zu Athen. Ich sprach mit ihm über die heutige Aussprache des Griechischen und ihr Verhältniß zur alten. Er bemerkte mir, sicher sei wenigstens, daß schon zur Zeit Christi die jetzige Aussprache üblich gewesen sei, da die Kirche sie habe; und auf meine Einwendung, es könne ja auch die Aussprache in der Kirche sich geändert haben, antwortete er mir kategorisch: „Nein, in der Kirche ändert sich nichts."

Diese Starrheit ist nach dem Gange der Geschichte begreiflich, aber wie sich jetzt überhaupt in den Völkern des Orients neues Leben regt, so wird auch die Kirche davon nicht unberührt bleiben, wenn auch ohne Zweifel Besserungen nur langsam sich Bahn brechen werden. Ich habe oben einmal gesagt, die protestantische Kirche allein

*) Man hat mich seither versichert, es seien in letzter Zeit wesentliche Besserungen eingeführt worden und namentlich werde jetzt die Nachweisung einer gewissen Bildung von den Pfarrern verlangt. Wie weit das richtig ist, weiß ich nicht

sei fähig, die erstarrte orientalische Kirche zu neuem Leben zu wecken. Damit meine ich natürlich nicht, die Griechen sollen oder können Protestanten werden. Ich halte derartige Bestrebungen von Protestanten, namentlich von amerikanischen Missionären, für ganz verkehrt und verfehlt. Aber das meine ich, daß durch Berührung mit der protestantischen Kirche und ihrer Wissenschaft, die bei der jetzigen vielfachen Verbindung mit dem westlichen Europa, namentlich Deutschland, sehr nahe gelegt ist, ein freierer evangelischer Geist in der griechischen Kirche selbst angeregt werden könne und dadurch Verbesserungen von innen heraus möglich werden. Was dagegen in neuster Zeit wiederholt, nicht ohne politische Tendenzen, von Neigungen zu einem Anschluß an Rom gesagt worden ist, halte ich für durchaus unbegründet. Ich glaube, daß die Griechen so wenig jetzt, als früher, Lust haben, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen, worauf dieser Anschluß eben doch hinausliefe. Es wäre damit so wenig denen gedient, welche nichts geändert haben wollen, als denen, welche die Formen der nationalen Kirche mit neuem Geiste zu beleben trachten.

Jedenfalls müssen alle Besserungsversuche an die bestehenden Verhältnisse sich anknüpfen. Der Grieche ist gewohnt, in seinem Papa seines Gleichen zu sehen, einen Mann, der mit ihm die Freuden und Leiden des Lebens theilt. Der Priester baut mit den Andern das Feld, er zieht mit in den Krieg, er begleitete wohl früher den Mainoten auf seinen Raubzügen oder segnete ihn wenigstens beim Auszuge. Auf dieses gänzliche Aufgehen im Volke war aber und ist zum Theil der Einfluß der Geistlichen begründet, der noch immer bedeutend ist, und darum ließe sich bei einer verständigen Hebung und Bildung derselben gewiß viel Gutes erreichen. Der Grieche ist religiös, aber seine Religiösität geht rein in Formen auf, die er im Ganzen mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die Fasten werden mit einer für uns fast unbegreiflichen Strenge beobachtet, die Evangelienbücher in den Kirchen mit einer an Anbetung gränzenden Devotion verehrt. An den oft an ganz einsamen Stellen zur Aufnahme von Gaben für Kirchen aufgestellten Becken geht kaum Einer vorüber, ohne

einige Lepta (der hundertste Theil der Drachme, ungefähr ein Centime) hineinzulegen und Niemand rührt diese Gaben an. Aber dabei hat es auch sein Bewenden.

Wo man jetzt noch in Klöstern und sonst eine Spur von theologischen Kenntnissen findet, beschränkt sie sich in der Regel auf Polemik gegen die römische Kirche. In dem Zimmer, das ich in Megaspiläon hatte, lag nur ein Buch, ein dicker, alter Foliant, rein polemischen Inhaltes, worin mit dem gleichen Eifer die wichtigsten und die unwichtigsten Abweichungen der römischen von der anatolischen Lehre bekämpft wurden. So war zum Beispiel darin die Tonsur und das Abrasieren des Bartes als besonders ketzerisch bezeichnet und große Gelehrsamkeit zu diesem Zwecke aufgewendet. Auch mit mir ließ sich einer der Mönche, der einige theologische Kenntnisse besaß, in ein Gespräch der Art ein. Als er erfragt hatte, daß ich ein Protestant sei, bemerkte er, wir hätten sehr wohl gethan, uns vom Papste loszusagen, aber wir seien dann in noch viel tiefere Abgründe gefallen. Ich erwiederte ihm, unsere Kirche begründe ihre Lehre auf die Bibel, worauf er entgegnete, ja das wisse er wohl und das wäre ganz recht, aber wir faßten sie nur nach dem Buchstaben (κατὰ γράμμα) und nicht nach dem Geiste (κατὰ πνεῦμα). Er erkundigte sich angelegentlich danach, was man bei uns von der anatolischen Kirche halte und war gar nicht zufrieden, als ich ihm sagte, man spreche sehr wenig davon, da sie nur den Gelehrten näher bekannt sei. Das sei eben das Unglück, meinte er, denn wenn wir sie kennten, würden wir ihr gewiß als der allein rechtgläubigen beitreten. Als ich ihm bemerkte, ich hoffe, wir könnten gute Freunde sein und bleiben, ohne derselben Kirche anzugehören, antwortete er mit den freundlichen und eben so feinen, als eines Priesters würdigen Worten, gerade weil sie auf unsere Freundschaft so großen Werth setzten und uns liebten, wünschten sie, daß wir auch ihrer Kirche angehörten und schloß, er hoffe es noch zu erleben, daß ganz Deutschland und die Schweiz die Lehren der anatolischen orthodoxen Kirche bekennen würden!

Von Megaspiläon schlug ich den beschwerlichen Weg ein, der

über das hohe Gebirge an der Nordseite des Chelmos in das obere Thal des Krathisflüßchens führt. Längere Zeit geht er einer Leitung entlang, welche das Kloster von weit her mit kühlem Wasser versieht. An manchen Stellen fand ich den Weg eingestürzt, so daß die Pferde wiederholt nur mit Mühe hinübergebracht werden konnten. Allmälig hört jeder Baumwuchs auf, nur spärliche Kräuter und Gras treiben zwischen dem Gesteine hervor und diese machten meinem Courrier vielen Kummer; denn er hatte die feste Ueberzeugung, daß sie tödtlich seien, wie das Wasser der Styx, das von diesem Gebirge kommt, und bat mich dringend, mein Pferd nicht grasen zu lassen. Glücklicher Weise machte ein Mönch aus Megaspiläon den gleichen Weg und gestattete an einem Weideplatze seinem Esel, es sich behaglich schmecken zu lassen. Das erst beruhigte meinen Courrier, da der in der Nähe wohnende heilige Mann es doch besser wissen mußte und in der That hat das aroanische Futter den Pferden nicht den mindesten Schaden gethan. Den höchsten Gipfel des Gebirges ließen wir in beträchtlicher Entfernung rechts liegen, doch war auch der Rücken, über welchen wir kamen, noch in ziemlicher Ausdehnung mit Schnee bedeckt, dem mit großer Sorgfalt und Aengstlichkeit, so viel als möglich ausgewichen ward. Zu den nackten Felsen und Schneeflächen der nächsten Umgebung bildete einen schönen Contrast der freie Blick, der sich nach Norden über den blauen korinthischen Meerbusen und die dahinter liegende Küste mit ihren hohen Bergen eröffnete. Auf außerordentlich steilem Pfade über kahles, oft ganz loses Gestein steigt man die letzte halbe Stunde in das tief unten liegende Thal hinab, so steil, daß man sich auch zu Fuß wohl versehen muß. Nichts desto weniger ritten zahlreiche Leute der Umgegend auf Eseln diese jähen Abhänge mit behaglichster Ruhe auf und ab.

Zwei Thäler stoßen in der Tiefe zusammen. Das größere, durchströmt vom Krathis, oder wie er jetzt gewöhnlich heißt Akrata, zieht sich von Südosten her. Es ist eng, aber nicht unfruchtbar. An den untern Bergabhängen werden Reben gezogen und die unter den zahlreichen Obstbäumen vorherrschenden Apfel= und Kirschbäume, welche

bei meiner Anwesenheit eben erst in der Blüthe standen, geben der Gegend einen ganz nördlichen Charakter, womit auch das dichte Weidengebüsch am Krathis wohl harmonirt. Maulbeerbäume standen noch winterlich kahl ohne Blätter. Fast im rechten Winkel stößt auf dieses Thal von Südwesten her das zweite, in welchem ein starker vom Chelmos kommender Bach sein Wasser dem Krathis zuführt. Nur an seiner Mündung haben die Berge culturfähige Abhänge. Man ist erstaunt, diese hohe Berggegend wohl bebaut und stark bevölkert zu finden. In einer Strecke, die nicht mehr als zwei Stunden Ausdehnung hat, liegen acht oder neun freundliche Dörfer beisammen, die unter dem Namen Klukinäs zusammengefaßt werden, oder nach neuer officieller Eintheilung die Gemeinde Nonakris bilden. Die drei Dörfer Peristera, Mesorngi und Solos am Ausgange des zweiten Thales stoßen so unmittelbar an einander, daß sie nur ein großer Ort zu sein scheinen. So belebt vom Frühling bis zum Herbst die Gegend ist, so öde in den vier Wintermonaten, wo fast die ganze Bevölkerung diese Orte verläßt und an die Küste von Achaja hinabzieht.

Bald oberhalb Solos, des obersten Dorfes in dieser Richtung, nimmt das Thal einen durchaus unwirthlichen Charakter an. Die kahlen Felsabhänge reichen von beiden Seiten bis an den Bach herab, der in engem Bette zwischen großen Steinen sich hinwälzt. Nur wenige einzelne Tannen stehen noch da und dort. Eine Stunde aufwärts spaltet sich das Thal. Aus dem östlichen Arme kommt der Hauptzufluß des Baches; spärlicheres Wasser fließt in der tiefen Schlucht des andern, das von zackigen, senkrechten Felswänden umschlossen ist, über denen sich im Hintergrunde die schneeige Pyramide des Chelmos erhebt. An der westlichen Seite sieht man schon aus weiter Ferne einen Silberfaden, oder genauer zwei, einen größern und einen kleinern, sich von der Höhe herabziehen. Hoch oben*) stürzt

*) Ch. Th. Schwab, Arkadien, S. 54, schätzt die Höhe auf etwa 150 Fuß, Beulé, Études sur le Peloponnèse, auf 200, Otto v. Stackelberg in Gerhards Hyperboräisch-Römischen Studien, Th. 2, S. 296, meint dagegen, sie sei etwa der des Staubbachs gleich. Es ist bekannt, wie schwierig solche Schätzungen sind,

aus dem Felsen ein Wasserstrahl über die senkrechte Wand und fällt in Staub aufgelöst auf die glatten Kalkfelsen des steilen Abhanges hernieder. Es ist die Styx, jetzt das Schwarzwasser, Mavroneri, genannt, vielleicht weil der Felsen hinter dem Falle von der Nässe immer schwarz erscheint. Der Platz, wo das Wasser niederschlägt, ist noch immer so hoch, daß zu der Zeit, als ich dort war, große Massen tiefen Schnees darunter sich ausbreiteten, die in der der Sonne nur wenig zugänglichen Schlucht das ganze Jahr bleiben sollen. Der Wasserfall selbst ist dem Staubbach nicht unpassend verglichen worden, aber seine Umgebung ist eine ganz andere. Denn nicht in eine liebliche, grüne Thalfläche stürzt er nieder, wie der Bach im Lauterbrunnenthal, sondern die Tiefe selbst ist die wüsteste, wildeste Einöde, etwa den Schöllenen im Kanton Uri vergleichbar, und die Felswände selbst schließen sich rückwärts, dem Chelmos zu, fast im Halbkreise. Ein kleiner Bach schlängelt sich von da, wo das Wasser niederfällt, am Abhange hin in die Tiefe, es soll aber nicht eigentlich das Wasser der Styx selbst sein, sondern aus einer besondern Quelle aus dem Felsen hervorkommen, was nur ganz aus der Nähe bemerkt werden kann.*) Ich selbst bin nicht bis zu der Stelle hinaufgegangen, sondern habe mich begnügt, den Fall von einer gegenüberliegenden Höhe zu betrachten, wo man ihn vollständig übersieht, wenn auch der Eindruck in unmittelbarer Nähe ein gewaltigerer sein muß, wie die Schilderungen der wenigen Reisenden zeigen, die ganz dazu geklommen sind.

Das in Griechenland seltene, in dieser Art einzige Schauspiel

meist aber nimmt man in solchen großen Umgebungen, wo die Vergleichungspunkte fehlen, die Maße eher zu klein, als zu groß, und nach meinem Urtheile sind Schwab und Beulé bedeutend unter der Wirklichkeit geblieben, Stackelberg aber wohl darüber hinausgegangen.

*) Nach Stackelberg a. a. O. S. 296. Schwab, S. 17, sagt, das Wasser der Styx laufe eine kurze Strecke fort, um sich dann zwischen dem Gestein gänzlich zu verlieren; die Quelle erwähnt er nicht. Von weitem hat es den Anschein, als laufe das Wasser des Falles ab, was mir auch ein Bewohner von Peristera bestätigte. Ich vermuthe, es sei nach den verschiedenen Jahreszeiten und der Wassermasse des Baches verschieden. Auch nach Pausanias läuft das Wasser in den Krathis.

eines Wasserfalls in der wahrhaft schauerlichen Wildniß hat die Phantasie der Alten reichlich beschäftigt und zu mannigfaltigen Mythen Anlaß gegeben. Deutlich erkennt man aber in den Schilderungen der ältesten Dichter, wie der arkadische Fall der Dichtung zu Grunde liegt. An der Styx pflegten die Arkadier in alten Zeiten zusammen zu kommen, um feierliche Eidschwüre vorzunehmen. Beim „herabträufelnden Wasser der Styx," wie Homer sagt, schwuren die Götter und Iris holte nach Hesiod in goldener Kanne am Falle das Wasser zum Schwure, ein schöner poetischer Ausdruck für den in Staubregen sich bildenden Regenbogen. Die Styx wurde in die Unterwelt versetzt und, wie andere Flüsse und Quellen, zu einem belebten, wunderbaren Wesen gestaltet; das eiskalte Wasser sah man für todbringend an und fabelte, daß es alle Gefäße durchfresse mit Ausnahme der aus dem Hufe eines Esels oder Pferdes, nach Andern auch der aus Horn gefertigten, und Alexander der Große, dessen Tod, wie sein Leben und seine Geburt wunderbar erschien, sollte durch Styxwasser vergiftet sein, das Antipater unter Beihülfe des Aristoteles ihm beigebracht habe.

Noch heute, wie vor Jahrtausenden gilt das Wasser für verderblich und wird Allerlei davon gefabelt. Daß die Kräuter der Umgegend Manchen giftig zu sein dünken, habe ich oben angeführt. Ebenso behauptete mein Courrier steif und fest, das Wasser löse sich in der Luft so vollständig auf, daß kein Tropfen die Erde erreiche und erhielt die Beistimmung mehrerer Bewohner von Peristera, bis einer dazu kam, der viermal oben gewesen war und erklärte, daß das Wasser allerdings niederfalle und abfließe. *)

Wie leicht sich übrigens noch Sagen verschiedener Art bilden, konnte ich an einer eigenthümlichen Etymologie des Namens Akrata

*) Unter dem Eindruck dieser Erzählung scheint auch Stackelberg zu sagen, daß das Wasser nimmer die Erde erreiche; denn gleich nachher erzählt er, daß er im Regen unter dem Falle durchgegangen. Ueberhaupt ist die schöne Schilderung etwas stark poetisch gefärbt. Läßt er doch das Wasser, das den Boden nicht erreicht, donnern und tosen.

entnehmen. Die Leute von Peristera erzählten mir, Ibrahim Pascha sei durch Verrath in ihr Thal eingedrungen und habe unter der zurückgebliebenen wehrlosen Bevölkerung ein furchtbares Blutbad angerichtet, und weil nun, setzte einer hinzu, das ungemischte Blut (*τὸ ἄκρατον αἷμα*) dem Flusse zugeströmt sei, habe dieser den Namen Akrata erhalten, wogegen freilich ein aufgeklärterer Mann als gegen eine unbegründete Sage protestirte, da der Fluß schon vorher so geheißen habe.

In der Nähe der Styx lag im frühen Alterthum das arkadische Städtchen Nonakris, das bereits zu Pausanias Zeit fast spurlos verschwunden war; kein Wunder daher, daß man die Ruinen bis jetzt nicht gefunden hat.*)

Stackelberg rühmt die liebreiche Behandlung, welche er bei einer Familie in Solos fand, wo er sein Quartier nahm; einen nicht minder günstigen Eindruck haben bei mir die Bewohner von Peristera hinterlassen, wo ich zwar nicht übernachtete, aber doch einige Zeit vor und nach dem Gange zur Styx verweilte. In einer Art von Laube mit steinernen Bänken, die mich lebhaft an die Leschen der Alten erinnerte, sammelten sich eine Anzahl von Leuten zu freundlicher Unterhaltung um mich und gaben mir mit großer Zuvorkommenheit und doch ohne Zudringlichkeit über Alles Auskunft. Ja Einer von ihnen, Sotirios Patzialis, beschenkte mich sogar mit einigen am Orte gefundenen Münzen. Mein Nachtquartier nahm ich in dem östlichsten der zu den Klukinäs gehörigen Dörfer, dem zwischen blühenden Fruchtbäumen am Krathis gelegenen Zarukla, im Hause des Papa, den wir unterwegs mit der Papadia, der Frau Pfarrerin, baarfuß im

*) Ich habe in dem Winkel zwischen dem Krathis und dem Styxbache einige Reste hellenischer Mauern gesehen, die vielleicht von Nonakris herrühren. Curtius vermuthet die Stadt auf der Höhe darüber, was sich damit wohl vereinigen läßt, da die Stadt sich, wie so häufig, von der Höhe ins Thal herab erstreckt haben kann. Woher Beulé, Études sur le Peloponnèse, S. 210, weiß, daß sie etwas oberhalb Peristera und Mesorungi auf dem linken Ufer des Styxbaches lag, ist mir unbekannt.

Weidengebüsch mit Holzhauen beschäftigt angetroffen hatten. Was würden wohl unsere Pfarrfrauen zu einem solchen Leben sagen!

Bei schönem, aber kaltem, ächt arkadischem Wetter stieg ich den folgenden Tag über den hohen, waldigen Bergrücken, welcher den Krathis von dem östlich gelegenen Thale von Pheneos scheidet. An einem Kloster des heiligen Georg vorbei, führt von der Höhe der sehr steile Weg in den Thalkessel hinab, der zu den merkwürdigsten Bildungen Griechenlands gehört. Ringsum thürmen sich, durch niedrigere Joche mit einander verbunden, Berge von 5000 bis nahe an 8000 Fuß Höhe auf, im Westen Verzweigungen des Aroaniagebirges, im Osten des Kyllene, der selber im Nordosten am höchsten emporragt. So ist die Thalfläche, die selber mehr als zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt, zwischen den höchsten arkadischen Gebirgen eingeschlossen. Ihre Breite von Osten nach Westen beträgt über eine deutsche Meile, die Länge von Norden nach Süden beträchtlich mehr. Von Norden her fließen ihr in engen Thaleinschnitten zwei Bäche zu, welche sich, wenn die Ebene trocken ist, in ihr vereinigen. Das vereinigte Flüßchen nannten die alten Pheneaten Olbios, die übrigen Arkadier Aroanios, wie wahrscheinlich vor dem Zusammenfluß der größere östliche Bach hieß, jetzt heißt es Pheneatiko. Aber die Berge versperren dem Flüßchen den Ausweg über der Erde und nur zwei Katavothren gewähren dem im Thale sich sammelnden Wasser einen zweifelhaften Ausgang, die eine an der südöstlichen, die andere an der südwestlichen Seite. Als Abfluß der pheneatischen Gewässer wurde zu allen Zeiten mit Recht die mehrere Stunden südwestlich jenseits der Gebirge mächtig zu Tage tretende Quelle des Ladon betrachtet, so daß also das Pheneosthal eigentlich zum Gebiete des Ladon und somit des Alpheios zu rechnen ist.

Von dem Zustande der Katavothren hängt das Aussehen der Ebene ab; denn je nachdem sie hinlänglich geöffnet oder verstopft sind, ist hier fruchtbares Ackerland oder ein weiter See. Das Alterthum sah sie für Werke der Kunst an, welche Herakles gemacht habe und dem gleichen Heroen schrieb man die riesigen Dammarbeiten zu,

welche die vereinigten Bäche in geregeltem Canalbette der westlichen Katavothre zuführten. Wenn auch schon aus dem Alterthum verschiedene Ueberschwemmungen angeführt werden, so war doch im Ganzen die Ebene culturfähig und bewohnbar, wie außer bestimmten Nachrichten auch die Lage der alten Stadt beweist, welche sich an der nordwestlichen Seite in der Fläche unter einem isolirten Hügel ausbreitete. Aber schon im späteren Alterthum ließ man die Werke in Verfall gerathen, durch welche die Vorfahren den Besitz des Landes der Natur abgerungen hatten. Zu Pausanias Zeit lief der Fluß neben dem Canal im alten Bette, und so ist es geblieben; der Natur ist Alles überlassen.

Wie oft der Zustand des Thales gewechselt hat, kann Niemand sagen. Im Jahre 1806 fand Oberst Leake die Ebene wohl bebaut und nur vor den Katavothren kleine stagnirende Wasser. Im Anfange der zwanziger Jahre verstopften sich die Katavothren, das ganze Thal wurde allmälig tief unter Wasser gesetzt, bis am ersten Januar 1834 in Folge eines Erdbebens die Abzüge sich wieder öffneten, der See sich entleerte und der Ladon mächtig anschwoll.*) Für eine Reihe von Jahren war der Boden der Cultur zurückgegeben. Wann der Abzug sich wieder verstopfte, weiß ich nicht, aber 1853 war die ganze Thalebene wieder ein großer See,**) gerade so, wie die französische Karte es von 1828 angiebt. Der Hügel auf der Nordwestseite des Thales, auf dem die Reste der alten Akropolis liegen, war wie eine Halbinsel von drei Seiten vom See umflossen, das Areal der alten Stadt tief unter Wasser, die alten Dämme und die Katavothren nicht sichtbar. Und man darf sich nicht etwa einen großen Sumpf denken, es ist ein eigentlicher klarer, tiefer See, der nach Messungen von 1828 stellenweise 150 Fuß Tiefe hatte. Fast ringsum steigen unmittelbar vom Wasser die Felsen auf, schroffer an

*) Roß, Reisen und Reiserouten, S. 107.

**) Beulé, Études sur le Peloponnèse, S. 173 ff., berichtet, daß es schon 1850 eben so war.

der westlichen Seite, als an der östlichen. Höher aufwärts sind die Bergabhänge meist bewaldet. Nur an der Nordseite sind die Ufer flacher. Dort zog sich 1853 eine sumpfige Niederung weit aufwärts an den beiden Bächen, welche den See getrennt weit oberhalb der Stelle erreichten, wo sie bei kleinem Wasserstand sich vereinigen.

Das heutige Hauptdorf, Phonia, liegt nordwestlich oberhalb der alten Stadt am Bergabhang, außerdem sind nur noch zwei Dörfer in der Nähe des Sees, über dem nordöstlichen Ufer. Daß bei solcher Beschaffenheit des Bodens wenig Reste des Alterthums da sind, ist begreiflich. Einiges spätere Gemäuer auf dem Gipfel des Akropolishügels und schöne, aber nicht ausgedehnte Reste einer aus großen polygonen Blöcken gefügten Mauer mit Thürmen am Nordwestabhange sind Alles, was übrig ist, mit Ausnahme der Dämme, die aber beim hohen Wasserstande nicht zu sehen sind.

Uebrigens fällt die Bedeutung von Pheneos überhaupt mehr in die älteste mythische Zeit, als in die uns bekannte historische, und deutlich genug knüpfen sich seine Sagen an die Naturverhältnisse und die Anstrengungen der Menschen, die Gegend urbar zu machen. Auch hier begegnen wir einer uralten Cultur, welche große Werke vor der hellenischen Zeit schuf.

Nicht ohne Mühe durchritten wir die sumpfige Tiefe oberhalb des Sees, wo die Pferde fast stecken blieben. Ein Sturz des Gepäckthieres richtete unter dem Geschirre arge Verwüstung an und meine Habseligkeiten waren dadurch großentheils so beschmutzt oder durchnäßt, daß wir in dem Dörfchen Mussa oberhalb des Sees eine große Tröcknung vornehmen mußten, wobei uns die mit Waschen beschäftigten Frauen des Ortes behülflich waren, und an der griechischen Mittagssonne gieng selbst in Arkadien die Sache ziemlich rasch von Statten.

Sodann stiegen wir über das Joch, südlich von dem im Alterthum Geronteion genannten Berge hinüber ins Thal von Stymphalos, das jetzt nach dem Dorfe Zaraka benannt wird. Es hat mit dem von Pheneos große Aehnlichkeit in seiner Naturbeschaffenheit und seinen Mythen. Wie jenes an die Südwestseite des Kyllene, lehnt dieses

sich an seine Südostseite und ist ringsum von Bergen so vollständig eingeschlossen, daß die Gewässer nur durch eine Katavothre, die an der Ostseite des Thales am Fuße des Berges Apelauron liegt, abfließen und ein bald größerer, bald kleinerer See einen Theil des Thales bedeckt. Aber Alles ist in Stymphalos kleiner, die Berge sind nicht so hoch, selbst der Kyllene, dessen östlicher Gipfel niedriger ist, als der westliche, nimmt sich hier weniger großartig aus, das Thal ist viel enger und somit auch der See beim größten Wasserstande viel geringer an Umfang, die Abhänge der Gebirge sind nackt und wüst, der ganze Charakter ist ein düsterer, melancholischer. Die paar Dörfer haben sich noch mehr als bei Pheneos aus der fiebererzeugenden Thalebene in verborgene Winkel kleiner Nebenthäler zurückgezogen; unten steht nicht eine Wohnung; es ist eine vollkommene Einöde; die Stille des Todes herrscht, nur durch das Geschrei der zahlreichen Sumpfvögel unterbrochen.

Der Eindruck wird erhöht durch den Gegensatz der merkwürdigen Reste einer Vorzeit, welche es verstand, selbst in dieser Stätte ein blühendes, heiteres Leben zu schaffen, und uns wenigstens ahnen läßt, daß es nicht bloß poetische Licenz ist, wenn Pindar die stymphalische Nymphe Metope die blühende oder blumenreiche nennt. Fast in der Mitte des Thales erhebt sich, mit dem nordwestlichen Gebirge durch eine unbedeutende Höhe zusammenhängend, ein nackter, schmaler Felsenrücken, der sich in mehreren Terrassen von Westen nach Osten senkt und die Akropolis der alten Stadt trug. Von einem großen ummauerten Viereck auf der höchsten westlichen Spitze ziehen sich die dicken Mauern um die Ränder des Rückens, theils aus polygonen Steinen, theils aus Quadern aufgeführt und mit runden Thürmen versehen, und der ganze Felsenboden ist mit den mannigfaltigsten Fundamenten und Anlagen bedeckt. Man sieht Straßen, die Grundlagen eines kleinen Tempels und anderer Gebäude, abgeglättete Felsenwände, Reihen von Sitzstufen, einen nach der Seeseite geöffneten Sitzraum (Exedra) mit steinerner Bank für etwa dreißig Personen und Anderes mehr, Alles in den lebendigen Felsen gehauen, der nirgend von Erde

bedeckt ist.*) Die eigentliche Stadt muß sich nördlich von dem Rücken mehr in der Tiefe ausgebreitet haben, wo weithin Mauerwerk und Trümmer sichtbar sind, auch eine Wasserleitung, welche aus der etwa eine Viertelstunde entfernten, mächtigen Hauptquelle die Stadt mit Wasser versehen zu haben scheint.**) So bedeutend war der Hauptort des Thales im Alterthum.

Aber selbst im Mittelalter war hier einst noch ein gewisses Leben. Etwa zehn Minuten nördlich vom Burgfelsen, den Bergen nahe, steht eine der größten mittelalterlichen Ruinen des Peloponneses, Kionia genannt, ein länglich viereckiges Gebäude innerhalb eines weitern Mauereinschlusses, von dem ein Thurm mit spitzgewölbtem Thore erhalten ist. Was es einst gewesen und wann es erbaut worden, ist gänzlich unbekannt. Der Spitzbogen scheint auf die fränkische Periode zu weisen, aber vielleicht ist das innere Gebäude von anderer Zeit und möchte am ehesten eine byzantinische Basilika sein. Aber was konnte hier zu einem so ansehnlichen Bau veranlassen? Das Material ist ganz von alten Gebäuden genommen und ich zweifle auch nicht, daß ein altes Heiligthum hier stand, welches dann das der Artemis,

---

*) Curtius, Peloponn. I, S. 204, giebt die Länge des Tempels auf 15 Fuß, die Breite auf 9 Fuß an. Es ist das ohne Zweifel nur ein Schreibfehler für eben so viele Schritte. Ich fand die Cella 10 Schritt lang, die Vorhalle (es ist ein Tempel in antis) 5 Schritt. An der Exedra fehlten, als ich sie sah, die von Curtius angeführten Armlehnen an den beiden Enden, auch hat sie nach meinen Bemerkungen nicht halbrunde Form, sondern viereckige, so daß an drei Seiten die Bank läuft, die vierte nach dem See offen ist. Curtius und Roß, Reisen und Reiserouten in Gr., S. 54, nennen das kleine Viereck auf der Westspitze Akropolis oder Burg. Aber ein Bau von 30 Schritt Länge und 15 Breite verdient doch diesen Namen nicht. Ich glaube, man betrachtet richtiger, wie ich es gethan, den ganzen Felsrücken, der etwa 600 Fuß in der Länge und 200 in der größten Breite mißt, als die Akropolis, an die sich nördlich die vielleicht offene Unterstadt lehnte. Wenigstens sah ich dort keine Ringmauern. Doch könnten sie hier vom Boden verdeckt sein.

**) Oder ist das etwa ein Stück der Wasserleitung Hadrians nach Korinth? Wo diese auf der Karte bei Curtius angegeben ist, konnte ich wegen des Wassers nichts sehen.

der Haupttempel von Stymphalos, gewesen sein möchte; die Grundmauern schienen mir an einigen Stellen antik zu sein.

Als ich das Thal sah, stand das Wasser sehr hoch, der See dehnte sich von der östlichen Seite, wo die Katavothre ist, über die ganze Breite aus, der südliche und östliche Fuß des Burghügels war von seinen Wellen bespült, die alte Straße, die sich dort daran hinzieht, mehrere Fuß tief unter Wasser und die Hauptquelle des Thales, an der westlichen Seite, lief fast unmittelbar in das dort sumpfige Ende des Sees.

Obgleich im Alterthum mit Ausnahme der winterlichen Regenzeit in der Regel der größte Theil des Thales trocken lag und südlich von der Stadt eine kleine Ebene sich ausbreitete, so weisen doch Erzählungen aus mythischer und historischer Zeit deutlich genug auf ähnliche Erscheinungen, wie sie jetzt vorherrschend geworden sind. Auch hier ist es wieder der überall in die arkadische Vorgeschichte verflochtene Herakles, der die menschenfressenden stymphalischen Vögel verjagte. Mag man diese deuten, wie man will, so viel ist klar, daß der Mythus ausdrückt, wie das unwirthliche Hochthal der Cultur zugänglich gemacht wurde. Aber fast merkwürdiger ist, daß noch in Pausanias Zeit eine Wundersage sich bildete, die man in jener nüchtern gewordenen, armseligen Periode nicht erwartet. Die Katavothre verstopfte sich und der See überschwemmte die Felder der Stymphalier, wie man glaubte, weil der Dienst der Artemis vernachläßigt worden war und die Göttin zürnte; da verfolgte ein Jäger einen Hirsch, das gehetzte Thier stürzte sich in den See, der Jäger schwamm ihm nach und beide wurden in die Katavothre hinabgerissen, und zugleich öffnete sich der Abzug und der See verschwand wieder.

Als Abzug der stymphalischen Gewässer sieht man, wie früher bemerkt, den prächtigen Erasinos bei Argos an und so gehörte das stymphalische Thal gewissermaßen zum argolischen Gebiete. Um so weniger dürfen wir uns wundern, daß es sich in späteren Zeiten von Arkadien trennte und Argolis anschloß, von dem es nur durch das

östliche Gebirge getrennt ist. Ueberhaupt erinnern die kahlen Berge hier schon an die Ebene von Argos, wogegen das rauhe, feuchte und kalte Klima ächt arkadisch ist. Erst nach Einbruch der Nacht erreichte ich das in einer nördlichen Thalschlucht, eine Stunde oberhalb der alten Stadt gelegene Dorf Kaliani, wo ich die letzte Nacht in Arkadien zubrachte.

———

Von Stymphalos nach Epidauros. Das Hierón des Asklepios. Epidauros. Aegina. Rückkehr nach Athen.

Zu den wasserreichen, hohen Gebirgsthälern des nördlichen Arkadiens steht die dürre Ebene von Argos, in welche ich am folgenden Tage wieder kam, in schroffstem Gegensatze. Während dort selbst Mittags eine angenehme Temperatur geherrscht hatte, die Nächte aber schneidend kalt gewesen waren, stellte sich hier kaum Nachts, nach der glühenden Hitze des Tages, Kühlung und Erfrischung ein, und während dort eben die Kirschbäume blühten, begann hier die Erndte. Und kaum vermittelt das Thal von Phlius, durch das der Weg führte, den Uebergang; denn dort schon brannten die Strahlen der Mittagssonne mit einer mir noch nie vorgekommenen Gluth.

Von Kaliani erst quer durch das stymphalische Thal reitend, stieg ich über das östliche Gebirge in die phliasische Ebene hinab. Wo der Weg steil nach dieser Seite abfällt, zwischen den Dörfern Psari und Botzika, liegt links auf einem Felsenvorsprung, von tiefen Klüften umgeben, eine Ruine, die ich nicht ohne Mühe erklomm und sonst nirgend angegeben finde. Es ist eine kleine Befestigung in Form eines etwas unregelmäßigen Vierecks von vierzig Schritt in der Richtung von Norden nach Süden und etwas weniger von Osten nach Westen. Die Mauern sind aus ganz unbearbeiteten, zum Theil ziemlich großen Blöcken ohne Mörtel aufgeführt und stehen an der nordwestlichen Ecke noch etwa zehn Fuß hoch, sonst meist nur drei bis fünf. Die Dicke beträgt nur etwa fünf Fuß. Spuren von Gebäu-

den konnte ich in dem von Steinen und Gestrüpp bedeckten inneren Raum nicht entdecken, auch Thürme fehlen durchaus. Ich habe früher gesagt, daß die Phliasier die verschiedenen Pässe zu ihrem Gebiete mit Vertheidigungswerken versehen hatten und man könnte geneigt sein, auch diese kleine Befestigung dahin zu rechnen. Aber die Lage macht mir eine andere Bestimmung wahrscheinlich. Der Platz ist von der stymphalischen Seite her zugänglicher, von der phliasischen schwer zu erklettern; man übersieht von ihm, wie von einer Warte, die ganze phliasische Ebene, während rückwärts gegen Stymphalos die Berghöhe jede Aussicht benimmt und man selbst nur ein kleines Stück des Weges in jener Richtung sieht. Ich glaube daher, daß es ein alter arkadischer Wachtposten war, der zur Beobachtung des phliasischen Gebietes errichtet wurde, vielleicht zur Zeit, als die Dorier sich dort festsetzten und auch Arkadien bedrohten. Mehr als ein Wachtposten für Kriegszeiten war es nicht.

Ueber die Ruinen von Phlius und den nemeischen Festplatz kam ich, meinen frühern Weg kreuzend, in die Ebene von Argos hinab, wo ich noch einmal Agamemnons Herrschersitz in Mykenä begrüßte und unterhalb desselben im Dorfe Charvati übernachtete. Den folgenden Tag ritt ich über Merbaka und Tiryns nach Nauplia. Zu meinem Bedauern traf ich den Commandanten des Palamidi, den Major Stellwag, einen der wenigen Deutschen, die noch in griechischem Dienste stehen, nicht an, dagegen lernte ich in dem Präsidenten des Appellationsgerichtes, Phlogaïtis, und in einem Rathe desselben Gerichtshofes, Metaxa, sehr gebildete Männer kennen. Mit Vergnügen vernahm ich von dem Erstern, daß die auf deutschen Universitäten gebildeten jungen Griechen in der Regel entschieden über den Zöglingen italienischer und französischer Anstalten stünden, woran ich freilich ohnedies nicht gezweifelt hatte. Das Urtheil schien mir aber um so unbefangener, da Herr Phlogaïtis seine Bildung nicht in Deutschland erhalten hat, ja so viel ich mich erinnere, die deutsche Sprache gar nicht kennt.

Von Nauplia geht der Weg quer durch die argolische Halbinsel nach Epidauros, abwechselnd über mäßige Höhen und kleine Niederun-

gen, südlich von dem langen, kahlen Rücken des Arachnäongebirges. Da und dort trifft man am Wege altes Gemäuer. Unter Anderm fiel mir etwa anderthalb Stunden von Nauplia, auf einer kleinen Höhe rechts vom Wege, die Ruine eines viereckigen Quaderbaues von ungefähr zehn Schritt ins Geviert auf, die mir der untere Theil einer Pyramide zu sein schien; doch konnte ich es nicht bestimmt ermitteln, da Erde und Gebüsch eine genauere Untersuchung verhinderten, und habe daher auch oben (S. 327) sie nicht unter den Resten von Pyramiden in Argolis angeführt.

Das Bemerkenswertheste aber ist ein etwa drei Stunden von Nauplia links über dem Wege gelegenes Paläokastro, eines der schönsten und besterhaltenen im Peloponnes. Es breitet sich dort die kleine Niederung von Sulinari aus, in der ein Gendarmerieposten liegt. Gerade über diesem steigt ein ziemlich hoher Hügel zuerst sanft, zu oberst aber schroff auf. Der Höhenrand ist in ziemlich unregelmäßiger Form von Mauern der vortrefflichsten Polygonconstruction aus mäßig großen Steinen umgeben. An der Ostseite stehen sie noch auf eine geraume Strecke etwa zwanzig Fuß hoch von außen. An den Ecken treten starke Rundthürme vor, der schönste an dem westlichen Ende, neben dem ein Eingang bemerklich ist. Ueber zweien der östlichen Seite erhebt sich jetzt in beträchtlicher Höhe mittelalterliches Gemäuer. Zwischen den Rundthürmen stehen einige viereckige und bildet außerdem die Mauer an mehreren Stellen Vorsprünge, wie in Mykenä und Tiryns. Eigenthümlich ist an der östlichen Seite ein dicht hinter der Mauer mit dieser parallel laufender Bau. Es ist ein etwa vier Fuß in den Boden vertiefter, ausgemauerter Gang von drei Schritt Breite und jetzt neun Schritt Länge, dessen östliches Ende aber mit Schutt angefüllt ist und vielleicht noch weiter läuft. Oben treten die Steine wie zum Ansatz einer Ueberdeckung vor, diese selbst aber fehlt jetzt. Der Gang erinnerte mich an die Galerien von Tiryns, doch ist das Mauerwerk ein ganz anderes, indem die Steine mit ziemlich vielem Mörtel verbunden sind, so daß mir selbst der Verdacht aufstieg, ob es vielleicht ein mittelalterliches Gewölbe sein könne. Doch

sind dazu die Steine zu groß und die Arbeit zu schön, ganz verschieden von der an den erwähnten Aufsätzen auf den Thürmen. Sonst bemerkt man innerhalb der Mauern einige Trümmerhaufen und Grundlagen von antiken und mittelalterlichen Gebäuden, und an der Nordseite steht die Ruine einer kleinen Capelle, an der ein Säulenfragment von weißem Marmor liegt. Der ganze Boden ist mit Scherben und Ziegelstücken übersät.

Auch außerhalb des zusammenhängenden Mauerrings ziehen sich an der am wenigsten steilen Südseite noch zwei Mauerlinien von weniger sorgfältigem Gefüge hin. Der Südabhang des Hügels und die darunter liegende Fläche ist mit Scherben und Trümmern bedeckt, so daß sich an die Burg eine offene Niederlassung gelehnt haben muß.*)

Diese Burg also lag links über dem Weg von Nauplia nach Epidauros, eine ähnliche, nur eine halbe Stunde nordöstlich davon, rechts über dem directen Wege von Argos dorthin. Ihre Ruinen erscheinen aber, wenigstens von unten gesehen, weit weniger gut erhalten und hinaufgestiegen bin ich nicht. Etwa eine Viertelstunde östlich von der zweiten Burg vereinigen sich die beiden Straßen. So ansehnlich die beiden Festungen, an die sich noch offene Ortschaften angeschlossen haben, auch gewesen sein müssen, so ist doch vollständig unbekannt, wie sie geheißen und wann sie gebaut worden sind. Kein Schriftsteller erwähnt sie. Deutlich aber ist, daß es Gränzfestungen waren, mit denen die Argeier die Straße beherrschten, ihr eigenes Gebiet gegen die meist feindlichen Nachbaren im östlichen Theil der Halbinsel schützten, auch wohl das jener bedrohten. Darf man über die Zeit der Erbauung eine Vermuthung äußern, so möchte ich am ehesten an die nächsten Jahrzehnde nach den Perserkriegen denken, als die Argeier sich von früheren Unfällen erholten, die andern Städte der Ebene eroberten und wieder eine gebietende Stellung einnahmen. Jene Burgen versperrten den Bewohnern des östlichen Theils der Halbinsel, besonders den Epidauriern, den Weg nach der Ebene und

---

*) Einen guten Plan giebt Le Bas und nach ihm Curtius, Pelop. II, Taf. XVIII.

hinderten sie, den bedrängten kleinern Städten daselbst Hülfe zu leisten. Auch noch kurz vor der Vereinigung beider Straßen habe ich am Uebergang über einen kleinen Bach starkes Mauerwerk bemerkt, das beweist, wie sorgfältig die Argeier die Zugänge zu ihrem Gebiete verwahrt hatten.

Ein Interesse ganz anderer, friedlicherer Art, als an diese namenlosen Festungsbauten, knüpft sich an die etwa eine Stunde rechts von der Straße in einem einsamen Thale gelegenen Ruinen. Zwischen Bergen von zwei bis dreitausend Fuß Höhe sind dort die Ueberreste des alten Asklepiosheiligthums, die noch heutzutage das „Heiligthum," Hierón, heißen. Wo man von der Straße nach Epidauros rechts abbiegt, um dorthin zu gehen, liegt das Dorf Koroni, das seinen Namen auch dem alten Dienst des Heilgottes verdankt. Die Mutter desselben, die ihn dem Apollon gebar, hieß Koronis und ihr Name hat sich hier durch Jahrtausende erhalten, wie der des Palamedes in Nauplia, ohne daß wir aus dem Alterthum von einem Orte dieses Namens etwas wissen. Vermuthlich stand dort ein Heiligthum der Koronis.

Das epidaurische Asklepieion war die berühmteste Cultusstätte des Heilgottes in ganz Griechenland, wenn auch selbst von Thessalien aus, dem Ursitze des Asklepiosdienstes, gestiftet; es war berühmt weit über die Gränzen des eigentlichen Griechenlands, indem von hier der Cultus des Gottes sich nach Osten und Westen, nach Kos, Pergamon, Rom und nach vielen andern Orten verbreitete. Die Heiligthümer des Asklepios waren nicht bloß Orte der Verehrung des Gottes, sondern zugleich Heilanstalten mit den dazu gehörigen Einrichtungen aller Art, mit Bädern, Krankenhäusern und andern mehr. An ihnen entwickelte sich durch Jahrhundert lange Uebung die medicinische Wissenschaft. An den Asklepiosdienst auf der Insel Kos knüpfte sich die berühmteste ärztliche Schule des ganzen Alterthums, die des Hippokrates; aber auch das epidaurische Asklepieion nahm fortwährend eine bedeutende Stelle ein bis in die späten römischen Kaiserzeiten. Und wie wenige größere Heiligthümer ohne regelmäßig wiederkehrende Feste waren, so hatte sie auch das des Asklepios bei

Epidauros mit Wettkämpfen verschiedener Art, und neben den Tempeln und den Heilanstalten erhoben sich die nöthigen Festräume schon in früher Zeit.

Es war ein Ort, ähnlich wie Olympia, keine Stadtgemeinde, aber doch von einer starken Bevölkerung, von Priestern und Dienern aller Art bewohnt, mit dem Unterschied, daß nach Olympia doch hauptsächlich nur zur Zeit der Feste alle vier Jahre die Fremden zusammenströmten, hier aber fortwährend ein großer Zudrang von Leuten war, die beim Gotte ihre Gesundheit wieder zu erhalten hofften. Es verband die Eigenschaften eines Wallfahrts- und Badeortes. Und ganz anders, als in Olympia, sprechen hier von der einstigen Bedeutung und dem Reichthum des Heiligthums noch prächtige Reste in dem jetzt ganz unbewohnten Thale. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die größern Festplätze des Peloponneses, einst die heiligsten Stätten des Landes, beim Untergang des Heidenthums fast ganz verlassen geblieben sind. Sonst traten auf Bergen und in Städten christliche Kirchen und Capellen an die Stelle der alten Tempel und Opferstätten; Olympia, der Isthmos, das Asklepieion blieben von solcher Umwandlung unberührt, nur in Nemea steht eine kleine Kirche auf dem Festplatz. Es scheint, man habe lieber gänzliche Vergessenheit eintreten lassen wollen, als durch christliche Heiligthümer die Erinnerung an die alte Bedeutung erhalten. Daß dennoch diese Erinnerung bei Epidauros sich lange erhielt, geht aus dem Fortbestehen des Namens „Heiligthum" hervor.

Auch das Hierón bei Epidauros liegt großentheils in Trümmern, aber es sind sehr in die Augen fallende, großartige Trümmer, unter denen sich manche der von Pausanias angeführten Gebäude erkennen lassen. Die meisten liegen ziemlich nah bei einander im nordwestlichen Theile des Thales. Unter den Ruinen altgriechischer und später römischer Zeit unterscheidet man deutlich ein von Polykleitos erbautes, marmornes Rundgebäude. Weniger sicher ist, ob die nahe dabei liegenden Grundmauern eines Tempels dem Haupttempel des Asklepios selbst angehörten, in welchem einst eine Goldelfenbeinstatue des Got-

tes stand. Fast ganz erhalten ist ein sehr großes Wasserbassin, in das Wassercanäle einmünden. Zwischen den Gebäuden sieht man einen Altar, Basen von Bildsäulen, Marmorsessel, Inschriftensteine und Anderes mehr. Das in der Mitte des Thales gelegene Stadium ist in seiner ganzen Ausdehnung wohl erkennbar, theilweis mit den Sitzstufen erhalten.

Aber der schönste Ueberrest ist das Theater, an der Südostseite des Thales an den Berg Kynortion gelehnt. Es ist von allen in Griechenland noch vorhandenen Theatern das best erhaltene, von allen griechischen Theatern überhaupt das bewundernswertheste. Nur das Scenengebäude fehlt fast ganz, dagegen ist der Raum für die Zuschauer so zu sagen unverändert, wie im Alterthum, mit allen seinen Sitzen geblieben. Hie und da sind freilich die Stufen etwas verschoben und übereinander gefallen, aber so, daß man mit leichter Mühe sie wieder in die ursprüngliche Lage bringen könnte, wenn man erst das Gestrüpp entfernte, das dazwischen üppig emporwuchert und zwar dem Ganzen ein malerisches Ansehen giebt, aber die Untersuchung nicht wenig erschwert; denn es sind fast lauter Stacheleichen, zwischen denen oft kaum durchzukommen ist. Es ist aber nicht nur die gute Erhaltung, welche dieses Theater so sehr der Aufmerksamkeit werth macht, sondern eben so viel, oder noch mehr seine prächtige Construction. Es ist ein Werk aus der besten Zeit der griechischen Kunst, wie der erwähnte Rundbau, von dem auch als Architekt ausgezeichneten, großen argeiischen Bildhauer Polykleitos aus einem feinen, etwas bläulichen Marmor aufgeführt. Man erkennt hier wieder, wie an den Tempeln der Akropolis von Athen, jene Eigenschaft der griechischen Kunst, bis ins Einzelnste, scheinbar Unbedeutende dem Werke die höchste Vollendung zu geben. Die Profile der einzelnen Stufen und ganz besonders der Lehnen an dem breiten Umgange (Diazoma) zeigen eine unbeschreibliche Schönheit und Feinheit und nicht minder vortrefflich ist die Fügung der Steine.*)

*) Curtius, Pelopenn., S. 421, sagt, Theater und Stadium seien außerhalb des geweihten Tempelbezirks gelegen, was mir im Widerspruch mit Pausanias zu

Als einst die Gebäude unversehrt standen und der Tempelhain und reichliche Brunnen Kühlung und Erfrischung darboten, muß der Ort ein sehr lieblicher Aufenthalt gewesen sein, doch ist es schwer zu erklären, warum eben hier eine Hauptcultusstätte des Heilgottes entstand. Denn an Quellwasser fehlt es fast ganz; es mußte von den Bergen hergeleitet werden, und in dem engen, den kühlenden Winden verschlossenen Thale erreicht die Hitze einen ungewöhnlichen Grad. Ich war froh, von einigen durchziehenden Hirten etwas laues Trinkwasser zu erhalten, das sie bei sich führten.*)

Durch eine enge, romantische Schlucht, zwischen wilden Oelbäumen und anderem Gehölze durch, kommt man wieder auf die epidaurische Straße. An diesem Passe sowohl, als den andern Zugängen sieht man Reste von Mauern, die einst zum Schutze des heiligen Thales dienten. An einem mit Myrthen, Oleandern und anderm Gebüsch dicht umwachsenen Bache steigt man dann an die Küste des Meeres nach Epidauros hinab.

Die Lage von Epidauros ist ungemein lieblich. Von einer kleinen Küstenebene springt eine felsige Halbinsel, durch eine niedrige, sumpfige Landenge mit dem Festlande verbunden, ins Meer vor, links einen kleinern Hafen, rechts eine weitere Bai bildend. Auf der von Natur festen, gegen das Meer schroff abfallenden Halbinsel sieht man Ueberreste sehr starker Mauern, welche die eigentliche Stadt umgaben; in der kleinen Ebene westlich und nördlich davon breitete sich am Hafen eine offene Unterstadt aus. Auf der sumpfigen Landenge sah ich dort zwischen Gestrüpp noch vier nicht üble Statuen später Zeit liegen, drei weibliche Gewandfiguren auf Sarkophagen und den Torso eines gepanzerten Mannes vom Hals bis zu den Knieen. Von der Höhe der Burg erfreute ich mich, bei der Beleuchtung der untergehen-

sein scheint, der vom Theater sagt, es liege ἐν τῷ ἱερῷ, vom Stadium, wie von mehreren Tempeln geradezu ἐντὸς τοῦ ἄλσους (II, 27, 5. 6).

*) Vgl. Leake, Travels in the Morea, II, 429. Wo Andere reichliches Quellwasser gesehen haben, weiß ich nicht, es ist mir nicht gelungen, solches zu finden, so erwünscht es mir gewesen wäre. Die kleinen Bergwasser waren ausgetrocknet.

den Sonne, des prachtvollen Blicks auf den saronischen Meerbusen mit den nahen, zahlreichen, kleinern und größern Inseln und den zur rechten Hand majestätisch sich erhebenden Zacken der Halbinsel Methana. Eine kühnere Felsenbildung läßt sich kaum denken.

Das kleine Dörfchen Neuepidauros, die bescheidene Nachfolgerin der in frühen Zeiten blühenden alten Stadt, hat eine ungesunde, Fieber erzeugende Lage über dem nördlichen Hafen, so daß man nicht gern eine Nacht dort bleibt, und so schiffte auch ich mich auf einem glücklicher Weise dort angetroffenen, kleinen offenen Fahrzeuge gegen Mitternacht, zunächst nach der Insel Aegina ein.

Es läßt sich nichts Herrlicheres denken, als eine solche nächtliche Fahrt bei klarem Himmel in den südlichen Meeren und kaum giebt es eine schönere, als eben die von der argolischen Küste über Aegina nach Attika. Drei Nächte nach einander habe ich dort auf dem Schiffe zugebracht; denn als ich am folgenden Abend mich von Aegina nach Athen einschiffte, war der Gegenwind so stark, daß wir am Morgen kaum eine Stunde weit gekommen waren und uns genöthigt sahen, wieder in den Hafen einzulaufen; erst in der zweiten Nacht gelang die Ueberfahrt. Aber es waren so wundervolle laue Frühlingsnächte, daß ich sie zu den schönsten Theilen meiner Reise rechne. Während das leichte Schiff auf den ziemlich hoch gehenden, um den Kiel schäumenden Wellen hinschaukelte, funkelten die Sterne mit einem Glanze, den man im Norden kaum ahnt, und die hohen Felsen und Berge der Küste und der Inseln schienen in ihrem Lichte noch viel höher sich aufzuthürmen, als am Tage. Auch in der ersten Nacht war der Wind nicht günstig. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die peloponnesischen Berge beleuchteten, waren wir erst vor der Insel Angistri (Kekryphaleia), wo einst die Athener einen glänzenden Seesieg über die Peloponnesier davon getragen hatten. Rascher fuhren wir dann nach Tagesanbruch an Angistri und den Klippeneilanden Moni und Platia vorbei, und landeten bei guter Zeit in Aegina. Ungeachtet der Warnung der Leute, die mir als unfehlbare Folge Fieber prophezeiten, war hier mein Erstes, mich

durch ein Seebad zu erquicken. Es ist eine allgemeine Meinung der Anwohner der südlichen Meere, daß Seebäder nur in den eigentlichen Sommermonaten ohne Schaden genommen werden dürfen, und man sollte glauben, es müsse dem etwas Wahres zu Grunde liegen. Doch baden Nordländer daselbst ohne Nachtheil fast das ganze Jahr und auch ich fühlte von dem in der ersten Hälfte des Mai drei Tage nach einander wiederholten Bade nicht die geringsten nachtheiligen Folgen.

Es ist nicht nöthig, an die einstige Größe der Insel Aegina zu erinnern. Ihr Name, der sich unverändert bis auf unsere Tage erhalten hat, gehörte zu den gefeiertsten von den ältesten mythischen Zeiten, wo der Zeussohn Aeakos, der Ahnherr der glorreichen Heroen Achilleus und Ajas, hier herrschte, bis in die Periode von Griechenlands höchster Blüthe. Nachdem Dorier von Epidauros her auf der Insel sich niedergelassen und bald von der Mutterstadt unabhängig gemacht hatten, entfaltete sich ein reiches Leben, wo kriegerische Tüchtigkeit, unternehmender Handelsgeist und schöpferische Kunstthätigkeit in schönstem Vereine zusammen wirkten. Die unglaubliche Blüthe erreichte gegen die Perserkriege ihren Höhenpunkt. Aegina war damals neben Korinth die erste See- und Handelsmacht von Griechenland. Mag man von der Angabe des Aristoteles, daß 470,000 Sclaven auf der etwa zwei Quadratmeilen großen Insel, die jetzt 5,000 Einwohner zählt, gewesen seien, halten, was man will, so beweisen doch die zahlreichen Flotten, mit denen es noch gegen das aufblühende Athen kämpfte, eine außerordentliche Bevölkerung, ohne die sich eine große Seemacht auch gar nicht denken läßt. In den Seeschlachten des Perserkrieges theilte es den Hauptruhm mit Athen. Aber das waren die letzten Strahlen seines Glückes. Bald nachher wurde seine Macht durch Athen gebrochen, die stolze Aristokratie unterworfen, ja endlich die ganze alte Bürgerschaft vertrieben. Als sie nach der Besiegung Athens bei Aegospotamos zurückkehrte, konnte die Insel sich begreiflicher Weise ihre alte Bedeutung nicht mehr erringen.

Athen ist wegen seines harten Verfahrens genug geschmäht worden. Aber wenn man auf den Bergen der Insel steht und nach der

attischen Küste schaut, oder von Athen auf Aegina blickt, so begreift man die Worte des Perikles, daß Aegina ein Geschwür sei im Auge Athens. So lange in so unmittelbarer Nähe ein unabhängiger, seemächtiger Staat blühte, konnte Athen nicht ruhig sein.

Das heutige Städtchen liegt wieder an der gleichen Stelle, an der westlichen, dem Peloponnes zugekehrten Küste, wo die alte Stadt, von der wenig übrig geblieben ist. Das Bedeutendste sind die sehr beträchtlichen Reste der Hafenbauten mit den wohlerhaltenen Molen, welche noch heute zeigen, welch außerordentliche Aufmerksamkeit die alten Aegineten ihrer Marine zuwandten. Von den Stadtmauern habe ich nicht viel gesehen. Auf einer nördlich vorspringenden Spitze stehen die Reste eines großen Tempels, von dem noch eine dorische Säule aus einem porösen Tuffe aufrecht steht. Außerdem sieht man aus späterer Zeit einen ziemlich unbedeutenden Mosaikboden und ein Gewölbe im Hofe des von Capo d'Istria erbauten Waisenhauses. In einem anderen Raume desselben sind noch ziemlich zahlreiche Reste des ebenfalls unter Capo d'Istria gegründeten Museums, von dem das Meiste nach Athen gebracht worden ist. Der ganze Boden der alten Stadt, besonders am Strande, ist mit alten Scherben in einer Weise übersät, wie es mir sonst selten vorgekommen ist, von den feinsten gemalten Vasen bis zu der gröbsten, mit Kieselstückchen vermischten Thonerde. In der Umgebung der Stadt sind in früheren Jahren unzählige Felsengräber geöffnet worden, denen man an vielen Orten begegnet.

Aber das schönste Denkmal des alten Aegina ist der etwa zwei Stunden von der Stadt entfernte Tempel der Athene. Auf einem über 600 Fuß hohen, von ziemlich spärlichen Fichten bewachsenen Berge stehen seine herrlichen Ruinen. Der Tempel kommt an Größe und Bauart dem Theseustempel in Athen am nächsten. Die Breite ist fast genau dieselbe, die Länge beträgt zehn Fuß weniger; denn der äginetische Tempel hat zwar auch je sechs Säulen an den Fronten, aber nur zwölf an den Langseiten. Die Verhältnisse sowohl der Säulen selbst, als des Gebälkes zu diesen sind noch etwas schwerer und nä=

hern sich unter allen erhaltenen Tempeln Griechenlands am meisten denen des alten Tempels von Korinth. Damit stehen die Bildwerke in Uebereinstimmung. Seine Giebelfelder zierten einst die im Jahre 1811 gefundenen und von Thorwaldsen trefflich restaurirten Statuen, welche jetzt wohl der werthvollste Besitz der Münchener Glyptothek sind. Der Gegenstand der Darstellung ist aus der Geschichte der alten Landesheroen, der Aeakiden, genommen. Im östlichen Giebelfeld sah man den Kampf des Telamon und Herakles gegen den trojanischen König Laomedon, im westlichen den der Griechen und Trojaner um den Leichnam des Achilleus. Ajas und Teukros sind die Vorkämpfer der Griechen. In der Mitte stand beide Mal als waltende Kampfesgöttin, mit Aegispanzer, Schild und Speer, die Inhaberin des Tempels, Pallas. Die Statuen gehören zu den ältesten Werken griechischer Sculptur, die wir besitzen und zeichnen sich bekanntlich eben so sehr durch die hohe Würde der ganzen Composition und eine schon weit vorgeschrittene Vollendung in der Behandlung der Körperformen aus, als durch die conventionelle Steifheit der Gesichter und des Haares. Bei aller Trefflichkeit der Technik ist hier noch keine Spur der Idealität der Kunst des Phidias zu sehen.

Man wird schwerlich viel irren, wenn man die Erbauung des Tempels mit seinen Bildwerken in den Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. setzt. Damit stimmt auch sehr gut die Vergleichung der älteren Tempel in Selinus, die einen alterthümlichern Charakter tragen, als der in Aegina. Selinus war, wie wir bestimmt wissen, in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts (zwischen 629 und 626) gegründet, und einige Zeit muß wohl verflossen sein, ehe man zur Errichtung solcher Prachtbauten schritt. Also sind sie um 600 anzusetzen. Denn die Behauptung eines geistreichen Archäologen, daß vor der uns bekannten Gründung von Selinus dort schon eine Stadt bestanden habe, der die Tempel angehörten, ist doch zu willkürlich, um ernsthafte Beachtung zu verdienen und durchaus im Widerspruche mit dem sonstigen Grundsatze jenes Gelehrten, sich überall streng an die Ueberlieferung zu halten.

Ein Hauptreiz des Tempels besteht in der unbeschreiblich schönen Lage auf einer Höhe in Mitte des saronischen Meerbusens. Fast der ganze Golf, vielleicht der schönste, den es giebt, breitet sich vor dem Blicke aus, mit dem prächtigen Halbkreis seiner Küsten vom Vorgebirge Sunion im Südosten bis nach der Halbinsel Methana im Südwesten, und nach Südosten sieht man einen Theil der Kykladen aus der weiten See auftauchen, während im südlichen Theile der Insel selbst sich der Berg des heiligen Elias spitz erhebt, der einst das Heiligthum des panhellenischen Zeus trug. Eine glühende Abendbeleuchtung ließ mich dieses Schauspiel in seiner vollsten Pracht genießen. Der Eindruck des Tempels, als er noch von reichlicherem Wald, als jetzt, umgeben, vollständig mit seinen Sculpturen und im Schmuck der Farben da stand, muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein.

Eine Ruine weit jüngeren Ursprungs, aber in ihrer Art doch merkwürdig, findet sich an dem Wege zwischen dem heutigen Städtchen und dem Tempel. Etwa eine Stunde von der Küste liegt hier im Gebirge die sogenannte Paläachora, eine jetzt ganz verlassene Stadt. Während noch im Mittelalter am Meere auf dem Platze der alten Stadt eine bedeutende Ortschaft bestanden hatte, zog sich später die ganze Bevölkerung vor den Seeräubern ins Innere, wo sie noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte. Erst seit der Befreiung vom türkischen Joche ist wieder die vortheilhaftere Lage an der Küste bezogen worden. Kirchen und Häuser der oberen Stadt blieben stehen und stehen noch jetzt, verfallen und verfallend, ein wahres Bild des Todes.

Fast trauriger noch nimmt sich das bereits oben erwähnte, große Waisenhaus am östlichen Ende der jetzigen Stadt aus, eines der größten neuern Gebäude des ganzen Landes, aber verlassen und verödet, ganz besonders traurig sieht der leere Bibliothekssaal aus, in dem nur noch die Büchergestelle und eine Büste von Capo d'Istria stehen. Sehr freundlich dagegen ist das Schulhaus, ich glaube dasselbe, in welchem der treffliche Ulrichs unter Entbehrungen und

Schwierigkeiten aller Art im Anfang der Dreißiger Jahre die griechische Jugend unterrichtete.

Nachdem, wie oben gesagt, in der ersten Nacht ein vergeblicher Versuch gemacht worden war, den Piräeus zu erreichen, meldete am zweiten Tage, um vier Uhr Nachmittags, der Schiffscapitän, daß der Wind sich etwas besser mache und ich schiffte mich zum zweiten Mal ein. Auch jetzt gieng bei stark bewegter See die Fahrt nur langsam von Statten. Wir segelten zuerst in fast nordwestlicher Richtung gegen den Isthmos, hinter dem bei klarstem, wolkenlosem Himmel die Sonne untergieng und das Meer in allen Farben erglänzen ließ. Von allen Meeren, die ich gesehen habe, zeichnet sich das griechische und ganz besonders der Golf von Aegina durch die schöne Farbe aus, die hier in der Mitte zwischen blau und roth steht und recht eigentlich purpurn ist, wie schon Homer, der immer wahre, es nennt. Die herrlichste Farbenpracht aber entwickelt sich begreiflich bei Sonnenuntergang, wo alle Nüancen mit einander wechseln.

Als die „rosenfingerige Morgenröthe" sich über den attischen Bergen zeigte, befanden wir uns südlich von Salamis und liefen bald, an der Insel Psyttaleia und der noch auf der Rhede ankernden französischen Flotte vorbei, in den Piräeus ein. Morgens um acht Uhr, den 13. Mai, am dreiunddreißigsten Tage der Reise, war ich wieder in Athen, mit herrlichen Erinnerungen bereichert. Die athenischen Freunde aber fanden, die peloponnesische Sonne habe eine so vortreffliche Einwirkung auf meine Gesichtsfarbe geübt, daß ich ganz wie ein Grieche aussehe.

IV.

Die Reise durch das nördliche Griechenland.

Kurzer Ueberblick über das nördliche Griechenland. Der Weg von Athen über Eleutherä nach Böotien. Böotien im Allgemeinen. Platää. Leuktra. Thespiä. Der Helikon. Haliartos. Onchestos. Theben. — Der Hylikesee. Der kopaische See und seine Umgebung. Akräphion (Kardiţa). Kopä (Topolia). Orchomenos. Lebadea (Livadia). Chäronea. — Phokis im Allgemeinen. Panopeus und Daulis. Ambrysos. Das Kloster des H. Lukas. Stiris. Delphi und der Parnaß. Krisa. Amphissa (Sálona). Der Weg von Sálona bis Graviá. Das obere Kephissosthal. Doris. Amphikäa (Dadi). Tithorea (Veliţa). Parapotamioi. Abä. Hyampolis. — Das östliche Lokris. H. Konstantinos. Die Thermopylen. Das Thal des Spercheios. Lamia oder Zeituni. Das Kloster Andiniţa. Ein Blick nach Thessalien. Stylida. Larisa Kremaste. Chladi. — Das nördliche Euböa. Lithada. Das Kloster des H. Elias. Orobiä (Roviäs). Hagiannako. Die Räuber Choreli. Achmet-Aga. Chalkis. Aulis. Oropos. Das Heiligthum des Amphiaraos. Rückkehr nach Athen über den Parnes und Phyle.

Kurzer Ueberblick über das nördliche Griechenland. Der Weg von Athen über Eleutherä nach Böotien. Böotien im Allgemeinen. Platää. Leuktra. Thespiä. Der Helikon. Haliartos. Onchestos. Theben.

Nach kurzer Rast saß ich den 18. Mai wieder zu Pferde, um die merkwürdigern Punkte des nördlichen Griechenlands zu besuchen, oder vielmehr desjenigen Theiles des nördlichen Griechenlandes, welcher zum heutigen Königreich gehört. Denn bekanntlich hat die hohe Weisheit der Londoner Conferenz die beiden großen, nördlichen Provinzen Epirus und Thessalien den Türken gelassen und das freie Griechenland durch eine vom Golf von Arta nach dem von Volo gezogene Linie begränzt, eine Linie, die recht eigentlich dazu erfunden scheint, um zu zeigen, daß man nur etwas Provisorisches aufstellen wollte und den Griechen überlasse, sich bei Gelegenheit bessere Gränzen zu erkämpfen.

Im Alterthum erstreckte sich das nördliche Griechenland im weiteren Sinne von der Südspitze von Attika und dem Isthmos bis zu der Gebirgskette, welche ungefähr unter dem vierzigsten Grade nördlicher Breite sich von Olympos an der östlichen Küste bis zu den Keraunien an dem ionischen Meere quer durchzieht. Nördlich von dieser lagen Makedonien und Illyrien. Von dem Mittelpunkte dieser Kette, dem alten Tymphe, läuft als Fortsetzung nördlicherer Gebirge ein Bergzug nach Südwesten, der im Alterthum der Lakmon und Pindos hieß und die mächtige Wasserscheide zwischen dem ionischen und ägäischen Meere bildet. Südlich vom Pindos setzen in weniger

regelmäßiger Linie der Tymphrestos, jetzt Veluchi, der Oeta, Parnaß und Kithäron die Wasserscheide fort. Westlich von ihnen fließen die Gewässer in das ionische Meer und den mit ihm zusammenhängenden korinthischen Meerbusen ab, östlich ins ägäische Meer oder die verschiedenen dazu gehörigen Buchten. Wie das ganze Land durch diese Berge in eine westliche und östliche Seite geschieden ist, so zerfällt es andrerseits in eine nördliche und südliche Hälfte. Zwei Buchten schneiden einander gegenüber tief ins Land ein, von Westen der ambrakische Meerbusen oder Golf von Arta, von Osten der malische Meerbusen oder Golf von Lamia. Was nördlich von diesen liegt, war Nordgriechenland im engern Sinne, der südlich davon bis an den Isthmos gelegene Theil Mittelgriechenland. Von dem Mittelgebirge laufen vielfache größere und kleinere Verzweigungen nach Westen und Osten und theilen auch das nördliche Griechenland in eine Menge mehr oder weniger scharf abgeschlossene kleinere Gebiete.

Höher sowohl, als dichter in einander gedrängt sind im Ganzen die Gebirge auf der Westseite, wo sie eine Reihe langgezogener Flußthäler bilden, welche nur selten sich zu größeren Ebenen ausbreiten. Der westliche Theil ist daher vorherrschend ein rauhes Gebirgsland von ziemlich gleichartigem Charakter, das nur an wenigen Stellen für größere städtische Entwicklungen geeignet war. Die Flüsse haben meist die Richtung von Norden nach Süden und der größte, der alte Acheloos oder heutige Aspropotamos, durchströmt das Land in seiner ganzen Länge vom Tymphegebirge bis an den Meerbusen von Patras; die verschiedenen Landschaften sind daher hier weniger scharf durch die Natur von einander gesondert und zum Theil ziemlich zufällig und willkürlich begränzt.

Bestimmter hat die Natur die Gränzen in dem östlichen Theile vorgezeichnet. Die Bergzüge und die Hauptflüsse laufen hier fast alle von Westen nach Osten und bilden weite Thalbecken, zum Theil mit offenem Abfluß, zum Theil auch ganz geschlossen, so daß das Wasser sich einen unterirdischen Abzug suchen muß. Indessen ist auch hier im Ganzen die Begränzung der Landschaften keine so bestimmte, wie im

Peloponnese. Es ist, als habe die Natur im nördlichen Griechenlande das angedeutet und angefangen, was im Peloponnes seine höchste Ausbildung erhalten hat. Doch übertreffen die Gebirge an Höhe die des Peloponneses; denn auch abgesehen von dem Gränzberge Olympos, der zwischen neun- und zehntausend Fuß hoch ist, erhebt sich der Parnaß zu 2459 Meter oder 8196 Schweizerfuß, und der westlich von ihm in Aetolien gelegene Korax der Alten überragt ihn noch, indem der jetzt Vardusia genannte Berg 2495 Meter oder 8316 Fuß, der Kionia 2512 Meter oder 8371 Fuß hoch ist. Auch der Tymphrestos und Oeta steigen noch zu 7000 Fuß an und Berge von vier- bis sechstausend Fuß finden sich viele. So ist auch das nördliche Griechenland vorherrschend Gebirgsland; auch die großen Ebenen sind von hohen Bergen umschlossen.

Im Norden des Landes liegen zuerst die beiden größten Landschaften von ganz Hellas, Epirus und Thessalien, durch die hohe Pindoskette von einander getrennt. Epirus, das heutige Niederalbanien, das sich von dem akrokeraunischen Vorgebirge bis an den Golf von Arta erstreckt, trägt vorzugsweise den vorher angegebenen Charakter des westlichen Theils von Griechenland; es ist ein vollständiges Bergland, das keine geschlossene Einheit bildet und nach Norden und Süden gegen die anstoßenden Länder nicht scharf abgegränzt ist. Es vermittelt sowohl seiner geographischen Lage und Beschaffenheit, als seiner Bevölkerung und Geschichte nach zu allen Zeiten den Uebergang von den ungriechischen nördlichen Völkern zu den Griechen, daher im Alterthum es oft gar nicht zu Griechenland gerechnet wurde. Desto entschiedener ist dagegen das östliche Nachbarland Thessalien als eine geographische Einheit von der Natur gestaltet. Seinen größten und besten Theil macht das weite und fruchtbare Becken des Peneios aus, das rings von hohen Bergen umschlossen, nur eine einzige enge Oeffnung nach dem Meere hat. Denn parallel mit der Olymposkette läuft im Süden vom Pindos aus nach Osten der mäßig hohe Othrys, und längs dem Meere parallel mit dem Pindos selbst der Pelion und der Ossa. Zwischen diesem und dem Olymp wälzt der Peneios durch

das enge Tempethal seine Wasser dem Meere zu. In natürlicher Unterordnung schlossen sich an das Peneiosgebiet die schmalen Abfälle der südlichen und östlichen Berge gegen die See und das südlich vom Othrys gelegene Thal des Spercheios bis an den Oeta und die Thermopylen. Epirus und Thessalien machten Nordgriechenland im engeren Sinne aus; südlich von ihnen begann das mittlere Griechenland.

Der westliche Theil dieses, bis an den korinthischen Meerbusen und den Parnaß, umfaßte Aetolien, Akarnanien und das ozolische oder westliche Lokris, Landschaften, die aufs engste mit einander zusammenhiengen, namentlich Akarnanien und Aetolien, welche nicht durch Gebirge, sondern nur durch den Acheloosfluß von einander getrennt oder vielmehr mit einander verbunden wurden. Er verband sie zugleich mit Epirus.

Strenger sind die östlichen Landschaften Mittelgriechenlands von Thessalien und seinem südlichen Vorlande, dem Spercheiosgebiete, geschieden. Dort läuft ein hoher Arm des Oeta, der Kallidromos, bis an das östliche oder euböische Meer vor und läßt außer beschwerlichen Gebirgspässen nur den Eingang durch die Thermopylen. Der eigentliche Kern des innerhalb der Thermopylen gelegenen östlichen Griechenlands ist das Gebiet des Kephissos, welcher seine Quellbäche am Parnaß und Oeta hat und sich in südöstlicher Richtung in den großen kopaischen See ergießt. Da dieser keinen überirdischen Abfluß hat, sondern sich seiner Gewässer nur durch Katavothren entledigt, so ist das Kephissosgebiet ein vollständig von Gebirgen umschlossenes Binnenland, vollständiger noch als das Gebiet des Peneios. Nichts desto weniger machte es, so viel wir wissen, nie eine selbständige Landschaft für sich aus, sondern war zwischen verschiedenen getheilt. Wie wir Aehnliches bei mehreren Flüssen im Peloponnese gefunden haben, bildet auch der Kephissos in seinem oberen Laufe ein geräumiges Thal, drängt sich dann zwischen nahe zusammen tretenden Bergen durch und tritt aus diesen in eine zweite weite Fläche, die zum großen Theil vom kopaischen See eingenommen ist. In dem obern Thale liegt zuerst zwischen dem Parnaß und Oeta, am längsten Quellbach des Kephissos,

dem Pindasflüßchen, das kleine Ländchen Doris; abwärts stößt an dieses, durch keine natürliche Gränze von ihm geschieden, Phokis, und erstreckt sich bis ans Ende des Thales, wo ein Vorsprung des Parnasses und der gegenüberliegende Hedylionberg nah zusammen treten und eben nur dem Flusse Raum lassen, sich durchzuwinden. Hier begann Böotien, dem das untere Kephissosgebiet mit dem kopaischen Seebecken angehörte. Aber Phokis und Böotien waren nicht auf das Kephissosgebiet beschränkt, sondern ersteres umfaßte außerdem noch den größten Theil des Parnasses mit seinen östlichen und südlichen Abdachungen, bis an den korinthischen Meerbusen, wo es an das westliche Lokris stieß und reichte, wenigstens in früheren Zeiten, mit einem schmalen Streifen das östliche Lokris durchschneidend, auch östlich bis ans euböische Meer; Böotien dehnte sich über das südlich vom Kephissosgebiet gelegene Land bis an den Kithäron und Parnes, die es von Attika schieden, aus, vom korinthischen Golf bis an das euböische Meer; daher Strabo die beiden Landschaften Phokis und Böotien quer durchlaufenden Bändern vergleicht. Von dem vorher genannten Arme des Oeta, dem Kallidromos, läuft bei den Thermopylen eine Fortsetzung in geringer Entfernung vom Meere südostwärts und trennt das Kephissosgebiet von der Küste. Sein nördlicher Theil hieß der Knemis, der südlichere wird als das opuntische Gebirge bezeichnet. Der lange, schmale Küstenstreif, der sich zwischen diesen Bergen und dem Meere hinzieht, war das Land der östlichen oder der epiknemidischen und opuntischen Lokrer, zwischen das eine Zeitlang sich, wie oben bemerkt, Phokis bis ans Meer vorgeschoben hatte. Wie auf der Westseite Mittelgriechenlands Aetolien, Akarnanien und das westliche Lokris, so machten auf der Ostseite Böotien, Phokis, Doris und das östliche Lokris eine größere zusammengehörige Gruppe von Landschaften aus, welche trotz der beiden Meere, zwischen denen sie sich ausdehnt, doch mehr einen binnenländischen Charakter trägt. Denn die größten, fruchtbarsten Ebenen mit den bedeutendsten Städten sind durch Bergzüge von der Küste getrennt. Ganz anderer Art ist die südlichste Landschaft des östlichen Mittelgriechenlands, das jenseits des Kithäron

und Parnes weit in die See vorspringende Attika mit dem ursprünglich dazu gehörigen Megaris, das wir früher bereits hinlänglich betrachtet haben. Es erscheint recht eigentlich dazu bestimmt, das Verbindungsglied zu sein einerseits zwischen den verschiedenen griechischen Landschaften unter sich und andrerseits zwischen Griechenland und den Ländern und Völkern des ferneren Ostens. Endlich dürfen wir wohl zum östlichen Mittelgriechenland die nur durch eine schmale Meerenge vom Festland getrennte Insel Euböa rechnen, welche sich in der ganzen Länge vom malischen Meerbusen bis gegen die Südspitze von Attika hinstreckt und die meisten Landschaften an Flächenraum übertrifft.

So finden wir also im außerpeloponnesischen Griechenland fünf größere Landestheile, Epirus, Thessalien, Aetolien mit Akarnanien und dem westlichen Lokris, Böotien mit Doris, Phokis und dem östlichen Lokris und endlich Attika mit Megaris. Noch mehr als im Peloponnese zeigt sich hier die östliche Hälfte vor der westlichen bevorzugt. Denn auch an Fruchtbarkeit steht sie im Ganzen weit höher; Thessalien und Böotien sind die beiden reichsten Landschaften Griechenlands. Hellenisches Leben entwickelte sich entschiedener und reiner in der östlichen, als in der westlichen Hälfte, mehr in Thessalien, als in Epirus, mehr in der böotisch-phokischen Ländergruppe, als in der ätolisch-akarnanischen, zugleich aber mehr im Süden, als im Norden, mehr in Aetolien und Akarnanien, als in Epirus, reiner in Böotien und Phokis, als in Thessalien, am intensivsten in der südöstlichen Spitze, der keine südwestliche entspricht, in Attika, wo alle Strahlen des hellenischen Lebens sich wie in einem Brennpunkte sammelten und die allseitigste Vollendung hervorbrachten.

Merkwürdig ist dabei, wie in den mythischen Zeiten der Norden bedeutungsvoller hervortritt, in der eigentlich hellenischen Zeit aber zurücktritt. Die Pelasger mit den ihnen verwandten Stämmen werden uns im nördlichen Griechenland, wie im Peloponnes, als die ältesten Bewohner genannt. Als ihre Hauptsitze erscheinen die weiten Ebenen Thessaliens und Epirus mit dem berühmtesten Sitze des pelasgischen Zeuscultus, dem Orakel von Dodona. Von Epirus und

Thessalien gehen die Stämme aus, an die sich die Umwandlung der Pelasger in Hellenen knüpft; dort begegnet uns zuerst der Name der Hellenen. In Thessalien erscheinen zuerst die Aeoler, die Achäer und die Dorier, nach manchen Nachrichten auch die Jonier, obwohl die ältesten Sitze dieser ohne Zweifel anderswo zu suchen sind.*) Dort ist also gleichsam die Wiege der griechischen Stämme. Aber durch einen natürlichen Zug drängen sie alle südwärts, während aus weiterem Norden barbarische Stämme nachrücken und eben in den ältesten Wohnsitzen das hellenische Leben am wenigsten zu reiner Entwicklung gedeihen lassen. Neben den angeführten Völkern werden in der frühsten Zeit hauptsächlich noch Thraker und Leleger genannt, und gleich wie im Peloponnes an manchen Küstenpunkten Phönikier erscheinen, sollen diese in Mittelgriechenland sich festgesetzt und mitten im Lande Theben gegründet haben. Uebrigens zeigt sich in der vorhistorischen Zeit im nördlichen Griechenland kein Stamm so vorherrschend, wie der achäische im Peloponnes, und nirgend die Spur einer so hervorragenden Macht, wie die der Pelopiden; vielmehr läßt sich im trojanischen Kriege ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß auch der Staaten des nördlichen Griechenlands von Agamemnon nicht verkennen.

Nach mannigfachen Gährungen und Wanderungen tritt eine gewisse Ruhe und Beständigkeit erst ungefähr zu der gleichen Zeit ein, wo die Dorier dem Peloponnese eine neue Gestalt gaben. Im Jahre 1124 v. Chr. nach der gewöhnlichen Zeitrechnung, oder zwanzig Jahre vor der dorischen Wanderung, brachen aus Epirus über das Gebirge die kriegerischen pelasgischen Thessaler in Thessalien ein, das erst durch sie seinen Namen empfieng, unterwarfen es und vertrieben einen Theil der Bewohner. Durch sie aus ihren bisherigen Wohnsitzen in dem südlichen Thessalien verdrängt, warfen sich die böotischen Aeoler auf

*) Es ist hier nicht der Ort, die neuste, scharfsinnig begründete Meinung von Curtius, daß die Ursitze der Jonier in Kleinasien seien, zu untersuchen. Vergl. die Jonier vor der ionischen Wanderung von Ernst Curtius. Auf jeden Fall finden wir sie aber, im Gegensatz zu den anderen Stämmen, vorzugsweise als seefahrendes Küstenvolk.

Böotien und machten sich zu Herren des Landes. Wahrscheinlich durch dieselben Ereignisse veranlaßt, zog nun auch der größte Theil der Dorier unter Führung der Herakliden in den Peloponnes, während zahlreiche andere Schaaren der alten Bewohner verschiedener Landestheile ihre Heimat verließen und nach den Inseln und der asiatischen Küste auswanderten.

Von jetzt an blieben die Bevölkerungs= und Staatsverhältnisse im Ganzen dieselben. Epirus, mit halb illyrischer Bevölkerung, von Fürsten regiert, entfremdete sich dem übrigen Griechenland immer mehr; nicht viel näher standen ihm in Lebensweise und Sitte die Aetoler, welche, meist in offenen Dörfern wohnend, eine wilde Unabhängigkeit behaupteten und den andern Griechen fast als Barbaren erschienen. Auch die ozolischen Lokrer werden als ein rohes Volk geschildert, wogegen die Akarnanier von den Völkern jener Gegend am meisten hellenische Sitte und Bildung besaßen. Thessalien bildete einen lockern Föderativstaat der herrschenden, oligarchisch regierten Städte, denen eine Anzahl kleiner Völkerschaften bis an die Thermopylen als Unterthanen gehorchte; es war die volkreichste Landschaft Griechenlands. Phokis war ein Bundesstaat gleichberechtigter kleiner Städte, und ähnlich das mächtigere Böotien, in welchem Theben bald mit mehr, bald mit weniger Glück ein Principat zu behaupten suchte. Das kleine Land der östlichen Lokrer dagegen bildete einen Einheitsstaat mit der Hauptstadt Opus und die Dorier lebten in ihren drei oder vier Bergstädtchen in bescheidener Freiheit, die im Fall von Gefährdung einen erfolgreichen Schutz bei den mächtigen Abkömmlingen im Peloponnes, den Spartanern, fand. Von Attika und Megaris ist früher gesprochen.

Ein so entschiedenes Uebergewicht eines Stammes, wie das des dorischen im Peloponnes, machte sich im nördlichen Griechenland nicht geltend, wir finden hier überhaupt die Stämme im Ganzen weniger scharf ausgeprägt. Doch herrscht das pelasgisch=äolische Element vor, mit andern Worten, die Völker sind unentwickelter, den älteren Zuständen näher stehend geblieben. Entschiedene Aeoler waren die Böo=

tier, auch die Thessaler werden wohl als solche genannt, waren ihnen wenigstens nahe verwandt. Aber auch die Aetolier, Akarnanier, Phokier und die sonst dem lelegischen Stamme zugezählten Lokrer waren ihnen viel näher verwandt, als den andern griechischen Hauptstämmen, so daß Strabo geradezu sagt, alle Griechen außerhalb des Isthmos, mit Ausnahme der Dorier am Parnaß, der Megarer und der Athener, seien Aeoler genannt worden.

Auch zu einer dauernden, größeren politischen Einigung kam es nie. Die Amphiktyonien waren mehr religiöse, als politische Verbindungen und kein Staat gewann eine festbegründete Hegemonie, wie Sparta im Peloponnes. Die mächtigern Völker, die Thessaler im Norden, die Böotier und Aetolier im mittleren Lande, suchten wohl eine Herrschaft über ihre schwächeren Nachbaren zu erwerben, aber nie mit bleibendem Erfolge. Vielmehr schlossen in der Blüthezeit Griechenlands sich die meisten Staaten mehr oder weniger der spartanischen Hegemonie an. Athens sogenannte Hegemonie beruhte wesentlich auf seiner Seemacht und der Herrschaft über die Küsten- und Inselstaaten, nur ausnahmsweise und vorübergehend hat es auch Landschaften des Festlandes zu Bundesgenossen gehabt.

Nach dem peloponnesischen Kriege machte zuerst der mächtige und kluge Fürst Jason von Pherä einen Versuch, eine größere Herrschaft zu gründen, dem aber sein frühzeitiger Tod ein Ziel setzte; bald nachher unternahm es Theben an der Spitze von Böotien, die Hegemonie von ganz Griechenland an sich zu reißen und errang unter der Leitung seines größten Bürgers, Epaminondas, dem Pelopidas und andere tüchtige Männer zur Seite standen, große Erfolge. Die meisten Staaten des mittleren Griechenlands schlossen sich ihm an und siegreich trug es seine Waffen in den Peloponnes. Wie aber seine Siege zwar Spartas Macht niederwarfen, aber keine neue Ordnung bleibend begründeten, ist früher gezeigt worden. Bald nach Epaminondas Tod eröffnete der verhängnißvolle sogenannte heilige Krieg, der hauptsächlich zwischen den immer verfeindeten Phokiern und Böotiern geführt wurde, dem makedonischen Könige Philipp Griechenland und auf den

Gefilden von Chäronea erlag die griechische Freiheit den Waffen des kräftigen, aber rohen Nachbarvolkes. Das nördliche Griechenland kam schon wegen der größern Nähe in strengere Abhängigkeit von Makedonien, als der Peloponnes. Doch fehlte es nicht an Versuchen, die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen und zu wahren, und zwar giengen dabei jetzt die früher den Geschicken Griechenlands fast fremden Aetolier voran. Sie dehnten, fast zur gleichen Zeit, wo die Achäer eine neue Einigung des Peloponneses versuchten, ihren Bund über einen großen Theil des nördlichen Griechenlands, ja selbst des Peloponneses und überseeischer Staaten aus. Trotz ihrer unbestrittenen Tapferkeit aber waren sie wegen ihrer Rohheit wenig geeignet, an der Spitze auch des gesunkenen Griechenlands zu stehen und unfähig, einen geordneten Zustand zu schaffen. Ihre wilden Raubkriege mit den Achäern und ihre unbesonnene Politik veranlaßten neue Einmischungen der fremden Mächte in die griechischen Angelegenheiten, und noch früher als die Achäer erlagen sie den Römern. Bald darauf fällt auch das übrige Nordgriechenland zugleich mit dem Peloponnes unter römische Botmäßigkeit und theilt im Ganzen seine Schicksale, indem es später mit ihm die Provinz Achaja ausmacht; nur Thessalien gehörte zur Provinz Makedonien und Epirus wurde in späterer Zeit als besondere Provinz constituirt. Die Lage des Landes brachte es mit sich, daß es, wie so oft seit den Perserkriegen, von den Leiden und Verwüstungen der Kriege viel härter betroffen wurde, als der Peloponnes. Makedonier und Römer giengen abwechselnd schonungslos mit den immer noch blühenden Landschaften um. Man begreift kaum, wie nach der Besiegung des Königs Perseus von Makedonien Aemilius Paulus in Epirus siebenzig Städte zerstörte und hundert und fünfzig Tausend Menschen als Sklaven abführte, und doch bezeugt es der zuverläßige Zeitgenosse Polybios. Auch die späteren Geschicke unter byzantinischer Herrschaft sind in der Hauptsache den früher kurz angedeuteten des Peloponneses ziemlich ähnlich gewesen. Zu den zahlreichen Slaven, die sich hier wie im Peloponnes festsetzten und von den Byzantinern unterworfen wurden, kamen noch Bulgaren,

welche sich im neunten Jahrhundert in den nördlichen Theil des Landes, besonders Epirus, eindrängten und auch nach der Besiegung des Bulgarenreichs durch Basilius II. dort blieben, und Wallachen, welche in großer Anzahl im elften und zwölften Jahrhundert sich an den Abhängen des Pindos niederließen und selbst die Ebenen des Peneios- und Spercheiosgebiets in Besitz nehmen, so daß jene Gegenden lange Wallachien (*Βλαχία*) hießen. Endlich haben die Albanesen im nördlichen Griechenland recht eigentlich ihre Wohnsitze aufgeschlagen, so daß Epirus geradezu ein albanisches Land, Nieder- oder Südalbanien, geworden ist, obgleich dort neben den Albanesen noch zahlreiche Griechen leben. Aus jenen nördlichen Gegenden sind nach und nach eine Menge albanesischer Colonien nach dem übrigen Griechenland bis an die Südspitze von Attika, in den Peloponnes und auf manche Inseln gegangen.

Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer theilten sich auch in die meisten Theile des nördlichen Griechenlands fränkische Barone, unter welchen die Großherrn und späteren Herzoge von Athen die mächtigsten und berühmtesten waren. Ihnen gehörte ganz Attika und Böotien. Doch behaupteten sich von Anfang an in Epirus und eine Zeit lang im wallachischen Thessalien griechische Fürsten unabhängig von den fränkischen Eroberern. Nach mannigfaltigen Kämpfen unter Griechen und Franken fiel endlich in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auch Nordgriechenland in die Gewalt der Türken. Dem Herzogthum Athen, das zuletzt an die florentinische Familie Acciaiuoli gekommen war, machte Mohammed II. 1456, vier Jahre vor der Eroberung des Peloponneses, ein Ende und seitdem blieb das nördliche Griechenland bis zu der letzten erfolgreichen Erhebung in unserer Zeit ununterbrochen unter osmanischer Herrschaft; denn der Versuch der Venezianer unter Morosini, wie Morea auch das Festland zu erobern, mißlang, wie früher bereits erzählt worden ist. Trotz der zahllosen Kriege und Verwüstungen, die über das Land ergangen sind, darf man sich den Zustand desselben in den Zeiten des Mittelalters nicht gar zu schlimm vorstellen. Die Landschaft war im Ganzen aller-

dings entvölkert, aber eine bedeutende Anzahl von Städten behielten fortwährend eine starke Bevölkerung und einen gewissen Glanz, sowohl in der byzantinischen, als der fränkischen Zeit, wie es schon früher von Athen bemerkt worden und auch besonders bei Theben der Fall war.*)

Wir haben also im nördlichen Griechenland eine noch viel größere Mischung der Bevölkerung, als im Peloponnese, und doch hat auch hier das griechische Element die Oberhand behauptet und sich allmälig die fremdartigen Bestandtheile assimilirt, oder ist noch beschäftigt, sie sich zu assimiliren.**)

Von dem des Zusammenhangs wegen in seinem ganzen Umfange kurz skizzirten nördlichen Griechenland des Alterthums ist, wie oben angeführt, die größere Hälfte, Epirus und Thessalien, einstweilen unter türkischer Herrschaft geblieben, nur der kleinere, südliche Theil gehört zum Königreiche Griechenland, ohne die Insel Euböa an Flächeninhalt kleiner als der Peloponnes, mit Euböa nicht viel größer und an Volkszahl weit hinter ihm zurückstehend. Meine Reise ist nicht über die Gränzen des Königreichs hinausgegangen und selbst von diesem habe ich die Landschaften Aetolien und Akarnanien im westlichen Theile nicht betreten, wohl aber die übrigen, abgesehen von Attika, in einer mehr als dreiwöchentlichen Tour in ihren meisten Theilen durchwandert. Diese habe ich, was den landschaftlichen Charakter betrifft, im Ganzen nicht so schön und großartig gefunden, als den Peloponnes. Ich sage im Ganzen; denn auch das nördliche Griechenland oder Rumelien hat außerordentlich schöne Partien. Der Parnaß, mit seinen Abhängen und Thälern, gehört mit zu dem Großartigsten, was man in Griechenland sieht; der Oeta und die Thermopylengegend

*) Vergl. G. Finlay, Greece under the Romans, Chapt. V, Section VIII, S. 510 ff., besonders S. 542 ff.; derselbe, Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer u. s. w., deutsche Uebers., S. 64 ff., 181 ff.

**) Man schätzt die Zahl der jetzt im Königreich Griechenland lebenden Albanesen auf 200,000. Finlay, Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer, deutsche Uebers., S. 36. Hahn, Alban. Studien, S. 34. Die Zahl der Wallachen in den südlichen Theilen von Epirus und Thessalien, türkischen und griechischen, schätzt Finlay a. a. O., S. 34, auf etwa 50,000.

sind in ihrer Art einzig, und ziehen wir auch noch die Insel Euböa mit in Betracht, so können wir an landschaftlichen Reizen und besonders an Ueppigkeit der Vegetation ihrem nördlichen Theile im Peloponnes einzig die herrlichen Gegenden von Lakonien und Messenien vergleichen. Sonst sind die Berge, besonders in Böotien, meist kahl oder mit kleinem Gestrüppe bewachsen, die Ebenen baumlos und oft versumpft. Glänzende Gebäude und Werke der Kunst überhaupt besaß schon im Alterthum dieser Theil Griechenlands — natürlich Attika ausgeschlossen — weniger, als der Peloponnes, und die Zerstörung der Jahrhunderte ist, wie die Geschichte es begreiflich macht, noch grausamer über ihn gegangen. Die Städte und Heiligthümer sind meist nicht nur niedergeworfen, sondern so vernichtet, daß man auch unter der Erde nur selten namhafte Ueberreste vermuthen darf. Kein einziger Tempel ist erhalten, wie die in Bassä und Aegina, oder auch nur wie die von Korinth und Nemea, ja kaum dürfte irgendwo zu erwarten sein, daß man durch Nachgrabungen Ruinen zu Tage fördern könnte, wie die des Zeustempels zu Olympia. Selbst Theater sind nirgend in einigermaßen erkennbarem Zustande erhalten, mit einziger Ausnahme des in den lebendigen Felsen gearbeiteten von Chäronea, und einzig das delphische Stadium kommt neben denen des Peloponneses in Betracht. Auffallender Weise sind dagegen die Ringmauern und Befestigungen vieler, besonders kleinerer Städte in großer Zahl, fast in größerer, als im Peloponnes, zum Theil in sehr gutem Zustande auf uns gekommen, meist aus späterer Zeit. Denn Ruinen, wie die von Tiryns und Mykenä, besitzen keine, überhaupt nur wenige Reste jener ältesten Zeit. Da überdies weit weniger Orte von hervorragender historischer Bedeutung in diesem Landestheile liegen, als im Peloponnese, und topographische Vollständigkeit mein Zweck nicht ist, so kann ich mich hier kürzer fassen, als früher, und werde nur einige der merkwürdigsten Punkte mit größerer Ausführlichkeit besprechen.

Noch einmal führte mich mein Weg von Athen durch die Schlucht von Daphni in die Ebene von Eleusis. Aber anstatt mich links diesem

Orte zuzuwenden, schlug ich diesmal bei dem früher (S. 96) erwähnten Grabmal des Straton, oder Aspropyrgos (der weiße Thurm), wie es jetzt genannt wird, die Richtung nordwestlich, quer durch die Ebene gegen die Berge ein. An den Resten einer nach Eleusis führenden Wasserleitung und verschiedenen Ruinen vorbei, kam ich, nachdem ich den kleinen eleusinischen Kephissos überschritten hatte, bald in die Vorberge des Kithäron, wo das hübsche, aber ganz wasserlose Dorf Mandra liegt. Die Bewohner müssen ihren Wasserbedarf aus ziemlich entfernten Brunnen holen. Bei dem einsamen Chane von Kundura, in der Nähe des gleichnamigen, verlassenen Dorfes, wo ich Mittagsrast hielt, bekam ich unerwartet einen Reisegefährten in einem jungen französischen Gelehrten, Namens Gandar, der, früher Zögling der französischen Schule in Athen und damals Professor am College zu Metz, noch einmal eine Reise nach Griechenland gemacht hatte, um die Ruinen von Platää näher zu untersuchen, da er beabsichtigte eine Monographie über diese Stadt zu schreiben. Ob diese seither erschienen ist, weiß ich nicht. Bemerkenswerth war mir, daß ich auf meiner Reise wiederholt Engländer, Franzosen und Amerikaner antraf, Gelehrte und bloße Touristen, aber nicht einen einzigen Deutschen. Für die Franzosen ist in dieser Hinsicht die Schule in Athen von Wichtigkeit, wo junge Alterthumsforscher bedeutende Staatsunterstützungen genießen, um Griechenland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Eine Anzahl mehr oder weniger werthvoller Arbeiten sind dadurch hervorgerufen worden, welche zum Theil in Deutschland weniger bekannt sind, als sie es verdienen. Es wundert mich, bei dem Eifer, mit dem in Deutschland die Alterthumsstudien gepflegt werden, daß von den vielen Reisestipendien, mit welchen deutsche Regierungen junge Gelehrte unterstützen, verhältnißmäßig so wenige für Reisen in Griechenland verwendet werden. Da eine wohlangelegte Fahrstraße von Athen über den Kithäron nach Böotien bis Theben führt, hatte Herr Gandar die kleine Reise in einem Wagen unternommen, allein noch ehe er an den Hauptberg gekommen war, sah er sich genöthigt, ihn zurückzulassen, weil die Straße zu sehr ruinirt war. Es ist das an

manchen Stellen das Schicksal der wenigen Fahrstraßen in Griechenland und wird es bleiben, bis einmal ein vollständigeres Straßennetz erstellt ist. Denn da eben nur kurze Strecken des Landes befahren werden können, reist noch fast Jedermann zu Pferde und Niemand hat ein Interesse, die bei der Bodenbeschaffenheit nothwendig oft eintretenden Beschädigungen und Zerstörungen der Straßen auszubessern. Herr Gandar ließ sich für den Rest des Tages von meinem Courrier das Pferd abtreten und ritt mit mir über das Gebirge.

Etwa eine Stunde hinter Kundura steigt man in ein freundliches, zwischen dem Hauptrücken des Kithäron im Norden und den niedrigern Höhen im Süden sich hinziehendes Thal hinab, welches von einem der Hauptarme des eleusinischen Kephissos durchflossen wird. Wie die ganze Gegend voll Ruinen ist und von einer sehr dichten Bevölkerung im Alterthum zeugt, so sind besonders in diesem Thälchen einige schöne Ueberreste, die uns wieder einen Beweis liefern, welche Sorgfalt die Athener auf die Vertheidigung der Zugänge zu ihrem Gebiete verwendeten. Gleich beim Eintritte ins Thal steht ganz nahe rechts von der Straße ein sehr wohl gebauter, einzelner hellenischer Thurm, der zwölf Schritt ins Gevierte mißt und in drei Stockwerken sich an der am besten erhaltenen Westseite noch gegen vierzig Fuß hoch erhebt. An der östlichen Seite des Thales sieht man die Ruinen eines befestigten Ortes, ohne Zweifel der oft genannten Gränzfestung Oenoë, und am westlichen Ende, beim Chan und Gendarmerieposten von Kaza, wo man aus der Thalfläche in die Engpässe des Kithäron eintritt, thronen auf einem steilen Felsen, gerade rechts über der Straße, die prächtigen Reste von Eleutherä, denen an trefflicher Erhaltung wenige gleich kommen. Sie heißen heutzutage Gyphtokastro, die Aegypter- oder Zigeunerburg. Besonders schön steht am Nordrande gegen Böotien zu die Mauer mit sieben viereckigen Thürmen noch fast vollständig da. Nur das Holzwerk in den Thürmen ist natürlich längst verschwunden. Die aus meist ganz regelmäßigen Quadern mit Füllwerk zwischen den beiden Außenseiten aufgeführte Mauer hat nur wenig über sechs Fuß Dicke, die Mauern der Thürme nur drei Fuß. In

das obere Stockwerk der Thürme führen je von beiden Seiten des Mauerumganges hinter der Brustwehr Thüren und eine dritte Thür geht unmittelbar aus dem Innern der Stadt in das Erdgeschoß. Neben denselben sind kleine Ausfallspforten in der Mauer angebracht. Die Thüren verengen sich alle merklich nach oben. Weniger gut erhalten und weniger regelmäßig construirt sind die Mauern an den andern Seiten, von denen die westliche sehr schroff abfällt, die südöstliche aber allmäliger sich gegen die Ebene hinabsenkt. An einigen Stellen scheint eine mehrfache Mauerlinie bestanden zu haben und auf der Südseite sieht man an dem Abhange noch die Reste des Hauptthores. Innerhalb der Mauern stehen die Ruinen eines thurmartigen Gebäudes, an dem in bemerkenswerther Weise die rechtwinklige Quaderconstruction mit der polygonen verbunden ist. So weit sich aus den erhaltenen Stücken urtheilen läßt, schien mir dabei das Princip befolgt, an den Ecken, wo eine senkrechte Linie erfordert wird, die rechtwinklige Fügung anzuwenden, sie dann aber nach den ersten Steinen von der Ecke in die polygone übergehen zu lassen. Es zeigt uns diese übrigens auch sonst schon vorkommende Verbindung beider Bauarten,*) die hier gewiß ursprünglich ist, wie wenig berechtigt wir sind, die unregelmäßigern Mauerreste der andern Seiten denen der Nordseite als „pelasgische" entgegenzusetzen.

Eleutherä gehörte ursprünglich zu Böotien, obwohl es innerhalb der natürlichen Gränzen von Attika liegt. Wenn nicht seine Sagen und besonders auch der hier seit Alters einheimische Cultus des Dionysos auf eine alte Verbindung mit Böotien hinwiesen, möchte man vermuthen, es sei erst nach der Einwanderung der böotischen Aeoler um die Zeit der dorischen Wanderung dazu gekommen, wo der athenische Staat schwach und von Doriern und Böotiern bedrängt erscheint. Wenigstens versuchten damals die Böotier, sogar die benachbarten attischen Gränzplätze Oenoë und Panakton an sich zu reißen. Verhältnißmäßig früh aber schloß es sich aus Haß gegen Theben an Athen

*) Vergl. S. 328.

an, bei dem es dann auch stets blieb. Als Festung wird es in der Kriegsgeschichte wenig genannt, doch kann, trotz der sehr abweichenden Meinungen neuerer Reisender und Gelehrter, über die Identität mit Gyphtokastro meines Erachtens kein Zweifel bestehen. Die jetzt noch stehenden Mauern, besonders der Nordseite, sind aber schwerlich vor dem vierten Jahrhundert v. Chr., vielleicht noch später erbaut, sie zeigen die größte Aehnlichkeit mit denen von Messene und vieler phokischer und böotischer Städte, für welche die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts nachweisbar ist.

Am Fuße der Stadt sprudelt dicht an der Straße eine reiche, frische Quelle hervor, ohne Zweifel die, an welcher nach der Sage Antiope dem Zeus die Zwillingssöhne Amphion und Zethos gebar. Nicht der geringste Ruhm von Eleutherä war es, die Vaterstadt eines der größten Bildhauer, des Myron, eines Zeitgenossen des Phidias zu sein.

Von Eleutherä steigt man anfangs in enger Schlucht den Kithären hinauf, dessen höchste Spitze, der heutige Elatia, von etwa 4700 Fuß (genau 1401 Meter), links liegen bleibt, während rechts sich der Rücken des heutigen Petro-Geraki etwas weniger hoch erhebt. Den Paß nannten die Athener die Eichenköpfe (*Δρυὸς κεφαλαί*), von den bewaldeten Kuppen darüber, die Böotier die drei Köpfe (*Τρεῖς κεφαλαί*); denn von der böotischen Seite unterscheidet man von weither sehr deutlich drei solche Kuppen.

Auf der Höhe des Passes angelangt, wurden wir durch das prachtvolle Panorama überrascht, das sich hier über fast ganz Böotien und einen Theil von Phokis vor dem Blicke entfaltet, links von den breiten Massen des Helikon und dem schneebedeckten Gebirgsstock des Parnasses, vorne von den Verzweigungen des Oeta und rechts von den für das Auge sich daran anschließenden Bergen Euböas eingefaßt. Den Vordergrund bildet die grüne Thalebene des Asopos mit dem Schlachtfelde von Platää, während der niedrige Hügelzug des Teumesos Theben dem Blicke entzieht.

Das in den oben angegebenen Gränzen zwischen dem euböischen

Meere und dem korinthischen Busen sich ausdehnende Böotien, eine Landschaft von etwa acht und fünfzig Quadratmeilen, zeigt sich, von der Höhe des Kithäron betrachtet, recht deutlich als das Hauptland des westlichen Mittelgriechenlands. Es zerfällt wieder in zwei Haupttheile, einen nördlichen und südlichen. Der erstere ist das Gebiet des unteren Kephissos und des kopaischen Sees, das kephissische oder kopaische Böotien, oder nach der alten Hauptstadt das orchomenische; der andere umfaßt das Land von den Bergen und Höhen, welche den kopaischen See im Süden umziehen, bis an den Kithäron und Parnes. Wir können ihn nach Theben, das sich freilich zur Hauptstadt des ganzen Landes erhob, das thebanische Böotien nennen. Er bildet eine weniger entschiedene Einheit, als jener. Zwar ist auch das Tiefland dieses Theiles fast ringsum von Bergen umschlossen, welche ihn von der See trennen, so daß nur ein einziges seiner Gewässer, der ins euböische Meer mündende Asopos, sich einen Weg durch dieselben bahnt. Aber mitten durch die Ebene läuft von Westen nach Osten ein Höhenzug, den wir nach seinem östlichen Theil Teumesos nennen können, sehr niedrig und flach in seinem westlichen Anfang bei Thespiä, höher und steiler am östlichen Ende, und theilt sie wieder in zwei Hälften. Die Gewässer der nördlichen, soweit sie nicht unmittelbar am Fuß der Berge versiegen, das Thespiosflüßchen (jetzt Kanavari), der Ismenos und die Dirke ergießen sich in den Hylikesee, der durch unterirdische Abzüge mit der nahen Paralimni in Verbindung steht, aber so wenig wie diese einen sichtbaren Abfluß hat. Dieser Theil ist also vollkommen geschlossen. Anders der südliche, dessen Hauptfluß, der Asopos, sich, von Westen nach Osten fließend, zwischen den Höhen des Teumesos und des Parnes durchdrängt und bei Oropos ins euböische Meer fällt, während das kleinere Flüßchen Oëroë (Flüßchen von Livadastro) fast neben dem Asopos vorbei in westlicher Richtung dem korinthischen Meerbusen zufließt, aber ganz nahe der Küste, durch eine kleine Felsenerhebung abgesperrt, im Boden verschwindet, um sein Wasser unterirdisch dem Meere zuzuführen. Die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen ist so unmerklich, daß ihre beiden Gebiete

nur als ein einziges Thal erscheinen, das vom korinthischen bis zum euböischen Meere hingestreckt, in der Mitte von geräumiger Breite, nach beiden Enden zu sich verengt. Wie die Gränzen dieser durch den Teumesos getrennten Ebenen an einigen Orten gleichsam nur angedeutet sind, so hängt auch das ganze südliche Böotien, das wir als das thebanische bezeichnet haben, mit dem nördlichen, orchomenischen aufs engste zusammen, sofern auch zwischen ihnen an mehreren Punkten nur unbedeutende Erhebungen die Wasserscheide bilden und sogar ein Theil des Wassers des kopaischen Sees unterirdisch der Hylike zufließt. Die ganze Landschaft erscheint daher trotz ihrer Gliederung als ein zusammengehöriges Ganze, dem auch die schmalen Küstenstriche an beiden Meeren sich in natürlicher Weise unterordnen. Der Boden ist schwer und fruchtbar, von reichlichen Quellen und Bächen bewässert, zum Ackerbau vorzugsweise geeignet und bei gehöriger Cultur außerordentlich ergiebig, die Luft feucht und neblicht, recht im Gegensatze zu dem trockenen, klaren Himmel Attikas. Daher wird der Boden auch im Sommer weniger ausgebrannt, als in vielen anderen Theilen Griechenlands. Aber das Land bedarf der Hülfe menschlicher Kunst und Anstrengung; der Lauf seiner Gewässer muß geleitet und geregelt werden. Gegenwärtig sind große Strecken versumpft, andere nicht hinlänglich bewässert, die meisten schlecht bebaut und Bäume in der Ebene fast nirgend anzutreffen. Die Berge sind überdies zum größten Theil nackt und kahl, besonders im nördlichen und östlichen Theil, nur der Kithäron und Helikon wenigstens zum Theil grün und bewaldet. Die Dörfer sind durchschnittlich ärmlich und die fast durchgängig albanesischen Einwohner in Folge der ungesunden Sumpfluft schwächlich und elend.

Die mannigfaltigen Mythen und Sagen Böotiens weisen auf eine außerordentlich frühe, reiche Entwicklung und Blüthe des Landes, von der sich auch noch in manchen Ueberresten unverkennbare Spuren erhalten haben. Die älteste Geschichte entspricht der doppelten Gliederung. Im Norden erhob sich am kopaischen See Orchomenos zu einem mächtigen und reichen Staate, als Hauptsitz der Minyer, welche

in der frühsten Zeit Griechenlands eine hervorragende Rolle spielen, später aber fast ganz verschwinden. Es ist in neuerer Zeit nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß sie dem ionischen Stamme angehörten, mit dem sie wenigstens in ihren Götterdiensten und den Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit eine sehr entschiedene Verwandtschaft zeigen. Wiewohl die Hauptstadt selbst im Binnenlande lag, deuten doch die Sagen auf weitverbreiteten Handel und Seefahrt. Das Gebiet reichte ohne Zweifel damals bis ans euböische Meer, wo die später lokrische, zuletzt aber wieder böotische Stadt Unter-Larymna der Hafenplatz von Orchomenos war. Der freilich nur im Gewande der Sage und Poesie uns überlieferte Argonautenzug erscheint als eine Unternehmung der Minyer, welche neben Orchomenos besonders in Jolkos am pagasetischen Meerbusen im südlichen Thessalien angesiedelt waren, von wo die Argonauten ausfuhren.

In der südlichen Hälfte des Landes dagegen wurde Theben gegründet, nach der allgemein von den Griechen geglaubten Sage durch den Phönikier Kadmos, nach welchem die Bewohner Kadmeer genannt wurden und dessen Nachkommen die Herrscher des Landes blieben. Was gegen die phönikische Ansiedlung in neuerer Zeit eingewendet worden ist, kann vor dem unbefangenen Urtheile schwerlich bestehen. In höchst merkwürdiger Weise läuft aber neben der Erzählung von Kadmos und seinem Geschlechte die Sage von Amphion und Zethos, als Herren der Stadt, worin offenbar Kämpfe verschiedener Stämme um die Herrschaft nicht zu verkennen sind. Uebrigens muß man aus verschiedenen Andeutungen schließen, daß in der älteren Zeit Orchomenos ein entschiedenes Uebergewicht über Theben gehabt und dieses wenigstens eine Zeit lang sich unterthan gemacht habe. Die spätere Machtstellung Thebens hat die Erinnerung an das frühere Verhältniß zurückgedrängt. Es ist nicht meine Absicht, in die Fülle der Sagen und Mythen näher einzutreten, aber das ist klar, daß im nördlichen, wie im südlichen Böotien früh fremde Ansiedler Fuß gefaßt haben, welche eine vorgerückte Cultur besaßen und sich namentlich durch Erbauung von Dämmen, Straßen, Canälen und ähnlichen Werken aus-

zeichneten, durch welche erst die natürlichen Hülfsquellen des Landes in ihrem ganzen Reichthum erschlossen wurden.

Anders wurde es, als die böotischen Aeoler das Land besetzten. Sie machten Theben, das nach seiner centralen Lage mehr als Orchomenos sich zur Hauptstadt ganz Böotiens eignete, zu ihrem Mittelpunkte und brachten von da aus allmälig das ganze Land in ihren Besitz, dessen alte Bewohner, Minyer und Kadmeer, großentheils auswanderten. Es entstand jetzt ein Föderativstaat von wahrscheinlich vierzehn Städten, an deren Spitze Theben als Vorort stand und die im Heiligthum der itonischen Athene ihren religiösen Vereinigungspunkt hatten. Auch Orchomenos wurde nun eine der Bundesstädte. Das Bestreben Thebens, die Herrschaft über die andern Städte zu gewinnen einerseits, der Unabhängigkeitstrieb der kleinern Orte andrerseits brachten aber vielfache Reibungen hervor, in deren Folge einzelne Städte im Süden, Eleutherä bleibend, Platää und Oropos wenigstens zeitweise, sich an Attika anschlossen, andere aber, wie Thespiä und Orchomenos, bei dem die Erinnerung an die frühere Größe fortlebte, häufig eine feindselige Stellung zur vorörtlichen Stadt einnahmen. Wenn wir aus der späteren Zeit einen Schluß ziehen dürfen, so war Theben durch sein oft hartes, gewaltthätiges Benehmen wohl vorzugsweise Schuld, obwohl auch nicht übersehen werden darf, wie sehr in Griechenland jeder kleine Staat souverän zu sein trachtete und daher jedes auch noch so berechtigte entgegengesetzte Bestreben als Unterdrückung ansah. Unbedingt löblich war auf jeden Fall die Sonderstellung von Thespiä und Platää in den Perserkriegen, wo sie allein von den böotischen Städten auf Seite der Hellenen standen, während die übrigen mit Theben eifrig die Partei der Barbaren ergriffen hatten.

Zum großen Theil war es die Feindschaft und Eifersucht gegen das aufstrebende demokratische Athen, welche Theben zu dieser Politik bewogen hatte, die ihm wenig Ehre und Vortheil eintrug; die gleichen Triebfedern haben noch lange nachher die böotische Politik geleitet. Mit Ausnahme weniger Jahre, wo es Athen gelang, mit Hülfe der

demokratischen Partei den größten Theil Böotiens auf seine Seite zu bringen, stand dieses im Bunde mit Sparta, nach diesem selbst das mächtigste Glied der ganzen Bundesgenossenschaft. Aber kaum war Athen gedemüthigt, als auch die Interessen auseinander giengen und Theben in Feindschaft mit Sparta gerieth. Es hatte wohl Athen stürzen, aber nicht Sparta allmächtig machen wollen und trat jetzt dessen Anmaßungen entschieden entgegen. Indessen schien es davon abstehen und sich Sparta fügen zu müssen, als dieses in Folge des schmählichen antalkidischen Friedens, im Jahre 387, wie andere Bundesgenossenschaften, so auch den böotischen Bund auflöste. Aber Sparta führte selbst durch sein tyrannisches und willkürliches Schalten die Befreiung und Erhebung des Landes herbei, indem es in Verbindung mit der oligarchischen Faction treuloser Weise eine Besatzung in die Kadmea legte und die Verfolgung der demokratischen Partei unterstützte. Durch die flüchtigen Demokraten wurde die Oligarchie (379) gestürzt, die spartanische Besatzung vertrieben und eine demokratische Verfassung eingeführt, welche hinfort alle bisherigen Bundesstädte als einen Einheitsstaat umfassen und eng verbinden sollte. Das Verhältniß Thebens zum Lande sollte ein ähnliches sein, wie das von Athen. Umsonst widersetzte sich Sparta mit aller Anstrengung diesem Bestreben, umsonst suchten einzelne böotische Städte ihre Autonomie zu behaupten. Nach mehreren entscheidungslosen Feldzügen wurde der spartanische König Kleombrotos bei Leuktra (371) besiegt und dann Spartas Macht auch im Peloponnes gebrochen. Die unfügsamen Städte Platää, Thespiä, Orchomenos wurden zerstört. Der thebanisch-böotische Staat erreichte eine Macht, wie Böotien sie früher nie besessen und trachtete die Oberleitung in ganz Griechenland zu erringen. Diesem Ziele mußte es freilich nach der Schlacht bei Mantinea entsagen, aber die Verfassung scheint unverändert geblieben zu sein. Wie unfähig und unwürdig aber Theben nach dem Tode des Epaminondas zu einer höheren Stellung im hellenischen Staatensystem, geschweige denn zur Hegemonie war, hat es durch die schmähliche Art gezeigt, in der es den sogenannten heiligen Krieg gegen Phokis erst anfachte und dann

führte. Auf ihm lastet hauptsächlich der Fluch, den Makedoniern Griechenland eröffnet zu haben. Zu spät giengen ihm die Augen auf und der Heldenmuth, mit dem seine Bürger bei Chäronea kämpften, vermochte nicht mehr gut zu machen, was gesündigt worden war. Schwer hat es dafür gebüßt, zuerst durch strenge Unterwerfung unter Makedonien und, als es dieser sich entziehen wollte, durch die gänzliche Zerstörung, welche Alexander über Theben verhängte. Auch nach der Wiederherstellung der Hauptstadt haben mannigfaltig wechselnde Schicksale und harte Schläge das Land betroffen, bis es unter die römische Herrschaft fiel und Theben fast gleichzeitig mit Korinth noch einmal zerstört ward und für lange aus der Reihe der namhaften Städte verschwand. Strabo kennt nur noch zwei Städte von einigem Belang in Böotien, Thespiä und Tanagra, die anderen waren zu verrotteten Flecken herabgesunken, obwohl sie meist als Stadtgemeinden forteristirten und, ein Schattenbild des böotischen Bundes, noch lange unter römischer Herrschaft die gemeinsamen Feste feierten und Ehrendecrete erließen.

Die böotische Geschichte bestätigt den Ruf, in dem das Volk stand. Es war ein derber, kräftiger, aber allzusehr dem materiellen Lebensgenusse ergebener Menschenschlag, der seine Leidenschaften selten zu zügeln und zu beherrschen wußte, ebenso fern von der dorischen Ruhe und Zucht, als von der atheniscchen Vielseitigkeit und Schärfe des Geistes, übrigens ein Volk, mit dem sich bei verständiger Leitung etwas ausrichten ließ und das man sich denn doch nicht geradezu als dumm vorstellen darf, wie wohl der Spott der attischen Nachbaren es erscheinen zu lassen liebte. An manchen schönen Zügen fehlt es auch in der böotischen Geschichte nicht, — ich erinnere nur an die durch Freundschaft eng verbundene heilige Schaar, die nach manchen Siegen bei Chäronea Mann für Mann auf dem Schlachtfelde blieb, — und zwei der größten Männer aller Zeiten sind Böotier gewesen, der gefeiertste griechische Lyriker, Pindar, und Epaminondas, denen wenige griechische Staaten ähnliche entgegen zu stellen haben. Ein besonderer Zug der Böotier, der übrigens mit ihrem ganzen Wesen und mit der

Beschaffenheit des Landes eng zusammenhängt, ist die Neigung zu schwärmerischen, origiastischen Götterdiensten und zum Orakelwesen. Der rauschende Dionysosdienst blühte hier vorzugsweise und an Orakelsitzen aller Art war das Land überreich.

Ueber den Paß der „drei Köpfe" also traten wir in den südlichen Theil dieses Landes, in das obere Asopostbal, wandten uns aber im Hinabsteigen von der großen Straße nach Theben links ab und fanden in dem ärmlichen Dorfe Krekuki, am Fuß des Kithäron, erst nach ziemlich langem Unterhandeln ein nichts weniger als brillantes Nachtquartier. Dicht bei diesem Orte mündet der direkte Weg von Megara und dem Peloponnes in die Ebene, den unter Andern König Kleombrotos 378 mit einem spartanischen Heer einschlug, als Chabrias mit atheniscben Truppen ihm den Paß von Eleutherä verlegt hatte.

Etwa eine Stunde von Krekuki westlich stehen am Fuß des Kithäron die Ruinen von Platää, unweit des heutigen, etwas mehr nach Südwesten gelegenen Dorfes Kokla.

Keine böotische Stadt ist in der historischen Zeit außer Theben so berühmt geworden, als Platää, nicht nur durch die glänzende Schlacht, in der vor seinen Mauern die Perser, wie Aeschylos sagt, vor „der dorischen Lanze" dahin sanken, sondern auch durch seine eigene Geschichte, durch seine hartnäckige Opposition gegen Theben und seine unerschütterliche Hingebung für Athen. Als die Stadt, von Theben bedrängt, im Jahre 519 bei Sparta, als dem Beschützer der Schwächern, Hülfe suchte, wies dieses sie an das nähere Athen, das ohne Zaudern ein Bündniß schloß und Hülfe gewährte. Von dem lockern Verhältnisse des böotischen Bundes jener Zeit und den Ansichten, welche die Griechen von solchen Bünden hatten, liefert ein merkwürdiges Zeugniß der Spruch, den die von beiden Parteien zu Schiedsrichtern genommenen Korinthier erließen. Sie entschieden, es sei jeder Stadt, welche nicht zu Böotien gehören wolle, gestattet, sich davon zu trennen, ein Grundsatz, der den Bund geradezu aufgehoben hätte. Die Thebaner hielten sich freilich nicht daran, sondern griffen die abziehenden Athener an, wurden aber geschlagen und nun der

Asopos als Gränze Platääs gegen Theben festgesetzt. Die Platäer vergalten durch ihre eifrige Theilnahme am Perserkriege den Athenern diesen Dienst reichlich, noch reichlicher durch ihr treues Ausharren im peloponnesischen Krieg. Diesen benutzten nämlich die Thebaner, um die verhaßte abtrünnige Stadt wieder an Böotien zu bringen. Ein Versuch, in Verbindung mit einigen platäischen Oligarchen die Stadt noch im Frieden (431) durch Ueberrumpelung zu nehmen, war mißlungen, die Eingedrungenen nach einem mörderischen Straßenkampf alle niedergemacht worden; aber zwei Jahre später rückte ein zahlreiches peloponnesisch-böotisches Heer vor die Stadt. König Archidamos forderte sie auf, sich von Athen loszusagen, wenigstens strenge Neutralität zu beobachten, ja er bot zuletzt an, die Platäer sollten während des Krieges anderswohin ziehen und nach der Beendigung sollten sie ihr Gebiet unversehrt wieder erhalten. Da die Platäer dies verweigerten, begann die Belagerung und als der Versuch, den Platz durch Breschelegen und Sturm zu erobern, an der Tapferkeit der Vertheidiger gänzlich scheiterte, wurde ringsum eine zusammenhängende Mauerlinie mit Wohnungen aufgeführt, in welchen ein Beobachtungscorps zurückblieb, um die Stadt auszuhungern. Die Besatzung dieser betrug nicht mehr, als vierhundert Platäer und achtzig Athener. Weiber und Kinder waren vorher nach Athen geschafft worden. Als die Lebensmittel zu mangeln begannen, schlug sich ein Theil der Belagerten durch die feindlichen Werke und kam glücklich nach Athen. Die übrigen mußten sich nach zweijähriger Belagerung ergeben und wurden sämmtlich, noch etwa zweihundert Platäer und fünfundzwanzig Athener, hingerichtet. Fast mehr noch, als die wilde Rachsucht der Thebaner, empört dabei das schmähliche Benehmen der Spartaner, die sich nicht schämten, die Komödie eines gerichtlichen Verfahrens aufzuführen. Auffallend bleibt aber auch die Haltung der Athener. Sie hatten die Platäer zum Widerstande ermuntert und versprochen, sie nicht im Stiche zu lassen. Aber es geschah auch nicht der mindeste Versuch, sie zu entsetzen oder ihnen zu helfen, sich nach Athen zu retten. Ein Entsatz war freilich bei der

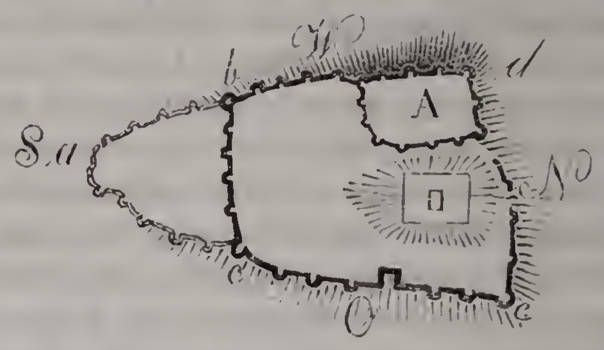
Lage Platääs jenseits des Kithäron und der unbestrittenen Ueberlegenheit der peloponnesischen Truppen auf dem Lande kaum möglich; allein das hatten die Athener vorher gewußt und man hätte darum erwarten sollen, daß sie den Platäern gerathen hätten, den letzten Vorschlag des Archidamos anzunehmen, da man nicht einmal einsehen kann, welche Wichtigkeit bei dem defensiven Kriegssystem Platää für sie haben konnte. Sie hatten umgekehrt Platää aufgefordert, Stand zu halten und sich somit zur Hülfeleistung verpflichtet, die sie nie versuchten. Indessen hören wir nie auch von dem leisesten Vorwurfe gegen die Athener in dieser Beziehung, die geflüchteten Platäer blieben, mit einem beschränkten Bürgerrechte beschenkt, in Attika, wurden später in Skione in Thrakien angesiedelt und bewahrten ihre Anhänglichkeit an Athen nach wie vor. Ohne Zweifel hatte man in Athen zuerst erwartet, daß es bei einem Versuch, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, bleiben werde und sie stark genug sein werde, diesen abzuschlagen, wie sie es auch wirklich war. Als die vollständige Einschließung gemacht wurde, war es zu spät, einen andern Entschluß zu fassen. Uebrigens muß Platää seit den Perserkriegen nicht wenig abgenommen haben. Nach Marathon waren tausend Platäer gezogen, in der Schlacht bei Platää selbst standen noch sechshundert Mann, bei der Belagerung betrug die ganze waffenfähige Bürgerschaft nur noch vierhundert.

Als der antalkidische Friede (387) die Souveränetät aller kleinen Städte als Princip aufstellte, wurde, jetzt unter dem Schutze von Sparta, auch Platää wieder hergestellt, aber nur zu kurzer Dauer. Denn da die Stadt hartnäckig den Einheitsbestrebungen der Thebaner sich widersetzte, zerstörten diese sie 373 wieder. Die Einwohner, denen diesmal Abzug gestattet wurde, fanden auch jetzt in Athen eine Zufluchtsstätte. Erst nach der Schlacht von Chäronea und Thebens Demüthigung kehrten sie in ihre Heimat zurück und sättigten bald darauf ihren alten Haß durch die leidenschaftliche Betheiligung bei der Zerstörung Thebens durch Alexander, wobei ihnen ein Theil des thebanischen Gebietes zufiel. Die vollständige Wiedererbauung der Stadt,

namentlich also wohl die Befestigung, wurde aber erst gegen das Ende von Alexanders Regierung, wie es scheint im Jahre 324, ausgeführt. Fortan bestand sie unangefochten und ruhig fort und wir vernehmen wenig mehr von ihr, als daß sie noch bis in späte Zeiten das zum Andenken an den Sieg über die Perser gestiftete und alle vier Jahre gefeierte Fest der Eleutherien leitete. Wie andere böotische Städte sank auch sie allmälig zur Bedeutungslosigkeit herab.

Nach den Darstellungen der Alten muß man sich nothwendig Platää als eine kleine Stadt vorstellen und Thukydides nennt es auch ausdrücklich eine solche. Um so größer ist daher das Staunen, wenn man die weit ausgedehnten Mauern sieht, die etwa eine halbe deutsche Meile im Umfange haben. Sie bilden ein unregelmäßiges Dreieck, das von seiner nördlich gegen die Ebene gerichteten Grundlinie sich mit fast gleichen Schenkeln nach Süden gegen den Kithäron hinaufzieht, wo es in einer stumpfen Spitze endet. Der Boden der Stadt ist ein nur wenig über die Umgegend erhöhtes Plateau, das nach Osten durch das tief eingefurchte Bett eines vom Kithäron herabkommenden Baches begränzt wird, nach Westen durch eine ähnliche Vertiefung, in der eine hart unter den Mauern entspringende Quelle abfließt. Auch der nördliche Rand wird durch einen ziemlich scharfen Abfall gegen die Ebene bezeichnet, während die Südspitze sich an den allmälig ansteigenden Fuß des Kithäron lehnt, ohne daß hier das Ende der Stadt durch eine Linie von der Natur vorgezeichnet ist. Das ganze Areal steigt ziemlich stark von Norden nach Süden an. Platää gehörte keineswegs zu den von Natur schon stark geschützten Städten, desto bedeutender waren aber seine künstlichen Befestigungen. Wie die auf der nächsten Seite folgende, durchaus flüchtige Skizze, welche nur ungefähr die Gestalt der Stadt angeben soll, zeigt, haben wir zwei Haupttheile zu unterscheiden, den größern nördlichen, fast viereckigen (b c e d) und den kleinern südlichen, dreieckigen (a b c). Die Mauern des erstern sind fast in ihrem ganzen Laufe noch sichtbar, zum Theil in ansehnlicher Höhe erhalten. Sie sind etwas über zehn Fuß oder drei Meter dick, aus Steinen erbaut, die selten von der regelmäßigen Quaderform

abweichen, durchaus mit horizontalem Gefüge. In ziemlich gleichmäßiger Entfernung, meist von etwa fünfundfünfzig Schritt, stehen zum großen Theil viereckige Thürme, an den Ecken runde. Auch mehrere Thore sind noch bemerklich. Das Hauptthor scheint in der Mitte der östlichen Seite gestanden zu haben, in einiger Entfernung innerhalb der Mauer, so daß man erst durch einen zwischen zwei Mauern laufenden, offenen Thorweg zum Thore selbst kam. Am schönsten ist die südliche Mauerstrecke (b c) erhalten, am wenigsten



gut die nördliche (d e). An der nordwestlichen Ecke, da, wo der Rand des Plateaus am steilsten und felsigsten abfällt, also die natürliche Festigkeit am größten ist, war ein kleinerer Theil (A) von der übrigen Stadt durch eine besondere Mauer geschieden. Er ist als die Burg oder Akropolis zu betrachten, obwohl er über die andern Theile nicht wesentlich hervorragt. Die Bauart dieser besondern Befestigung ist übrigens genau dieselbe, wie an den übrigen Stücken der Mauer.

Der Raum innerhalb des Vierecks, wenn auch nach Süden etwas ansteigend, ist doch im Ganzen ziemlich eben, nur zieht sich ungefähr in der Mitte von Süden nach Norden eine thalartige Einsenkung bis ans nördliche Ende der Stadt, die von einem kleinen Bache gebildet wird, der seinen Ursprung im Areal der Stadt selbst haben muß, aber bei meiner Anwesenheit ganz trocken stand. Eine Masse von Trümmern bedeckt den inneren Stadtraum, unter welchen bei sorgsamer Untersuchung sich noch die Grundmauern mancher Gebäude erheben lassen müssen. Am auffallendsten ist ein ziemlich an der tief=

sten Stelle gelegener, großer, wie es scheint viereckiger, unummauerter Platz, in dessen Mitte man Reste eines viereckigen Gebäudes sieht, mit verschiedenen Architekturstücken aus Marmor, ohne Zweifel ein alter Tempel mit seinem heiligen Bezirke. An der Westseite stehen außerhalb der Mauer auf dem felsigen Rande, dicht beim Anfang der Akropolis einige riesige, aber durchaus einfache, steinerne Sarkophage. So ist in den Hauptzügen der größere nördliche Haupttheil der Stadt.

Wesentlich verschieden ist der kleinere südliche. Die Mauern, obwohl man auch an ihnen noch Thürme bemerkt, sind weit unregelmäßiger gebaut und ungleich weniger erhalten, was um so mehr auffällt, weil gerade die zunächst daran stoßenden Stücke des nördlichen Theils noch am schönsten stehen.

Man könnte versucht sein, in diesem am höchsten gelegenen Theile der Stadt auch eine Akropolis zu sehen, wie es wirklich zum Theil geschehen ist; wir hätten dann, wie etwa in Megara, zwei Akropolen, nur daß sie keineswegs, wie dort, durch die Natur selbst gegeben wären. Allein die verschiedene Bauart und Erhaltung, verbunden mit der Geschichte der Stadt, führen zu einem anderen Resultate. Der obere kleinere Theil ist offenbar die ältere Stadt, der untere größere die spätere. Daß die frühere Stadt nicht so groß als die jetzigen Ruinen gewesen sein kann, ist durchaus unzweifelhaft. Vierhundert und achtzig Mann hätten rein unmöglich auch zur nothdürftigsten Vertheidigung eines so großen Platzes genügt, geschweige denn zur zweijährigen Behauptung. Selbst für die kleinere südliche Befestigungslinie war die Zahl immer noch klein, zumal als zuletzt nur noch etwa zweihundert und fünfundzwanzig zurückgeblieben waren. Ueber Einiges bleiben wir freilich auch bei dieser Annahme noch im Ungewissen. Platää war, wie wir gesehen haben, dreimal zerstört worden, im Perserkriege, im peloponnesischen und zur Zeit des Epaminondas. Wie gründlich die Zerstörung jedesmal statt fand, wissen wir nicht, am wenigsten wohl im Perserkrieg, wo nur vom Verbrennen gesprochen wird, am vollständigsten gewiß im peloponnesischen Kriege. Die jetzigen Reste werden also wohl von der nach 387 erneuten Stadt herrühren.

Vermuthlich aber war sowohl nach den Perserkriegen, als nach dem antalkidischen Frieden die Stadt am alten Platze und im alten Umfange wieder erbaut worden, da zu einer Verlegung oder Vergrößerung kein Grund war. Wenn wir also in dem oberen Dreieck die Reste der älteren Stadt erkennen, so bleibt doch ungewiß, wie weit sie sich nach Norden erstreckte, da dort jetzt eine alte Mauer nicht mehr vorhanden ist. Die Quermauer (b c) ist durchaus neuerer Construction. Sie kann an die Stelle einer ältern getreten sein, aber beweisen läßt es sich nicht; es wäre möglich, daß die ältere Stadt sich noch weiter abwärts über einen Theil der nördlichen neuern erstreckt hätte. Doch ist es durchaus nicht glaublich, weil dadurch der Umfang derselben schon zu groß würde. Ohne Zweifel haben wir in dem südlichen Dreiecke ungefähr den ganzen Umfang des ältern Platää.

Daß nun aber die zuletzt erbaute Stadt, von der wir sonst am wenigsten wissen, die größte war, erklärt sich leicht. Der Wiederaufbau geschah, als Theben zerstört und ein Theil seines Gebietes den Platäern gegeben war, und es ist auch wohl möglich, daß ein Theil der früher mit mehr oder weniger Gewalt nach Theben verpflanzten Böotier sich wieder in die andern Städte vertheilte. Platää sollte gleichsam die Nachfolgerin Thebens werden und Alexander selbst beschäftigte sich angelegentlich mit dem Aufbau und der Befestigung. Der große König wird dafür gesorgt haben, daß die Stadt einen des Wiederherstellens würdigen Umfang und ein würdiges Aussehen erhielt. Sie wurde mehr nach der Ebene hinabgerückt und sehr erweitert, die Mauern der ältern Stadt aber wurden nicht wieder aufgerichtet. Hätte man sie als Akropolis zur neueren Stadt gezogen, so müßten die jetzigen Reste dieselbe Bauart haben, wie der untere Theil, es müßten aber überdies auch die Thürme der Quermauer (b c) gegen Norden gerichtet sein und nicht gegen Süden, wie es der Fall ist. Aus der veränderten Lage erklärt sich nun auch und dient zugleich als Bestätigung dafür, daß Pausanias den Heratempel, der früher außerhalb der Stadt gelegen hatte, innerhalb derselben anführt. Es ist kaum zu zweifeln, daß wir ihn in den vorher erwähn=

ten Resten im Norden der Stadt zu erkennen haben. Dagegen ist es durchaus unbegründet, in den großen steinernen Sarkophagen an der Westseite der Stadt die Gräber der in der Perserschlacht gefallenen Griechen sehen zu wollen. Diese lagen vielmehr auf der andern Seite.

Mein französischer Begleiter gab sich viele Mühe, Spuren der einstigen Belagerungswerke der Peloponnesier zu finden, aber wie ziemlich natürlich ohne Erfolg. Die Werke waren, wie Thukydides ausdrücklich berichtet, aus Backsteinen erbaut, zu denen der auf beiden Seiten gezogene Graben den Lehm lieferte, und ohne Zweifel waren sie für eine so vorübergehende Bestimmung nur an der Sonne getrocknet und darum wenig dauerhaft. Ueberdies würden später die Platäer Reste dieser Verschanzungen, die ihnen nur schädlich sein konnten, entfernt haben.

Das Schlachtfeld dehnte sich östlich und nordöstlich von der Stadt in der Ebene und am Abhange des Kithäron aus, und die Beschaffenheit ist noch jetzt leicht mit den Angaben Herodots und anderer Berichterstatter in Einklang zu bringen, mit einziger Ausnahme dessen, was Herodot von einer angeblichen Insel der Oëroë berichtet. Er sagt nämlich, als die Perser die Quelle Gargaphia verschüttet hätten, aus der sich die Griechen in ihrer zweiten Stellung mit Wasser versahen, hätten diese beschlossen, sich nach der Insel zurückzuziehen, welche von dem Flüßchen Oëroë gebildet werde, das vom Kithäron herabfließend sich spalte und dann wieder vereinige. Eine solche vollständige Insel besteht wenigstens jetzt nicht. Es kommen mehrere Quellbäche östlich von Platää vom Gebirge herab, welche anfangs in nördlicher Richtung fließen, dann sich im Bogen westlich wenden und zum Flüßchen Oëroë vereinigen. Zwischen zweien dieser Bäche zieht sich ein langer Streifen Landes hin, der zwar keine wahre Insel ist, aber einer solchen doch sehr nahe kommt, da er nur zu oberst nicht umflossen ist, und ich glaube mit Recht hat man angenommen, daß dieser Zwischenraum die Insel genannt wurde. Er war für eine Stellung der Griechen um so geeigneter, als die tiefe Einfurchung des

Baches gegen einen Reiterangriff leidlichen Schutz gewährte. Ob angenommen werden darf, daß in den Naturverhältnissen, namentlich dem Lauf der Bäche solche Veränderungen stattgefunden haben, daß früher wirklich eine Insel bestanden hatte, vermag ich nicht zu entscheiden, halte es aber nicht für unmöglich, obwohl sich auch denken läßt, daß Herodot durch den Namen „Insel“ verleitet, sich über den wahren Verhalt irrte. Der entscheidende Zusammenstoß der Spartaner fand nicht weit von dieser wirklichen oder bloß sogenannten Insel, an dem auch der Oëroë zufließenden Bache Moloeis statt, den ganz sicher zu bestimmen freilich schwierig ist; jedenfalls ist es eines der zwischen den Stadtruinen und Krekuki herabkommenden Wasser, die alle von ungefähr gleicher Beschaffenheit sind.*) Das Terrain ist dort durchweg ein sehr durchschnittenes und unebenes, so daß es für die den Griechen gefährlichste Waffe der Perser, die Reiterei, nichts weniger als günstig war. Eine weit weniger gedeckte Stellung hatten weiter abwärts in der Ebene die Athener, welche dort siegreich den Angriff der mit den Persern verbündeten Griechen zurückschlugen.

Ueberhaupt zeigt die Beschaffenheit der ganzen Gegend, daß die verschiedenen Veränderungen der Stellung, welche Pausanias vornahm, wohl begründet waren und wenn sie auch als rückgängig erscheinen, keineswegs als Feigheit auszulegen sind. Die erste Stellung war dem Feinde, der jenseits des Asopos sein Lager aufgeschlagen hatte, gerade gegenüber, an den Abhängen des Kithäron bei Hysiä und Erythrä, östlich oder rechts von dem Passe von Eleutherä. Von den

*) Der bei Herodot IX, 57 genannte Bach Moloeis muß östlich oder südöstlich von der Insel gewesen sein. Pausanias macht auf dem Marsche nach der Insel an ihm Halt, um den zurückgebliebenen Amompharetos zu erwarten und zwar nachdem er zehn Stadien marschirt ist. Nun war nach c. 51 die „Insel“ auch zehn Stadien von der Quelle Gargaphia entfernt, bei der die Spartaner vorher standen. Es liegt daher die Vermuthung nahe, der Bach, welcher die „Insel“ östlich begränzte, sei der Moloeis gewesen. Wenn das aber nicht der Fall war — und streng genommen sind allerdings Herodots Worte dagegen, da er die Insel nur von der Oëroë umflossen angiebt, also auch den östlichen Gränzbach unter diesem Namen begreift — so muß er noch östlicher gewesen sein, da ja die Spartaner die Oëroë noch nicht erreicht, geschweige überschritten hatten.

beiden schon zu Pausanias, des Reisebeschreibers, Zeiten bis auf unbedeutende Ruinen ganz verschwundenen Orten soll man noch einiges weniges Gemäuer sehen, ich selbst bin nicht ganz dabei gewesen. Die Griechen hatten sich offenbar dort aufgestellt, um den Hauptpaß des Kithäron im Rücken zu behalten und zu beherrschen, was für den Anfang um so nothwendiger war, als sie noch immer Zuzug von dort erhielten. Allein nach einem gefährlichen, jedoch siegreich bestandenen Gefechte mit der persischen Reiterei erkannte man, daß die Stellung andere Nachtheile habe. Der Raum zwischen dem Kithäron und dem Asopos war schmal und für die Entwicklung des ungefähr 110,000 Mann starken Heeres ungenügend, überdies fehlte es an hinlänglichem Wasser, da der Feind den Asopos beherrschte. Pausanias zog daher, die Kithäronstraße kreuzend, westlich ins wasserreichere platäische Gebiet, wo der hügelige Fuß des Gebirges sich viel breiter ausdehnt und der Raum bis zum Flusse ein viel größerer ist. Hier stellte er sich jetzt nicht mehr, wie zuvor, mit der Front gegen Norden, sondern gegen Osten auf, so daß der rechte Flügel, den die Spartaner selbst hatten, sich an den Kithäron lehnte, der linke mit den Athenern aber in die Ebene bis an den Asopos reichte. Die Bewegung des Heeres nach rückwärts war hier durchaus frei und die verschiedenen Bäche und die Stadt Platää boten auch bei einem Rückzuge geeignete Stützpunkte. Der rechte Flügel versah sich aus der reichen Gargaphiaquelle,*) nördlich vom jetzigen Dorf Krekuki, mit Wasser, der linke und das Centrum anfangs aus dem Asopos, der hier vom feindlichen Lager weiter entfernt war, als bei der ersten Stellung. Allein bald verhinderte das die persische Reiterei und wurde

*) Sie ist noch von großen Steinen eingefaßt sichtbar, ich selbst habe sie nicht gesehen, da uns ein Bauer von Krekuki, der sie zeigen sollte, irre führte. Verschieden davon ist die zwischen Krekuki und Platää gelegene Quelle, welche Leake Vergutiana nennt und wohl mit Recht als die Quelle des Aktäon ansieht. An dieser bin ich gewesen, habe aber den Namen Vergutiana nicht gehört. Sie bildet einen der Zuflüsse der Dircë: die Gargaphia dagegen fließt schon zum Asopos ab. Der ganze Abhang von Krekuki bis Platää ist noch immer sehr wasserreich, εὔυδρος.

überhaupt den in der Ebene aufgestellten Griechen sehr lästig, ja es gelang ihr zuletzt, sogar die Gargaphia zu verschütten. Da beschloß Pausanias, noch weiter westlich nach der sogenannten Insel zu ziehen, wo man Wasser genug gehabt hätte und gegen die Reiterei ziemlich geschützt gewesen wäre. Während des Marsches aber, ehe die Spartaner den neuen Lagerplatz erreicht hatten, kam es eben am Moloeis zur Schlacht, indem Mardonios in der irrigen Meinung, es mit einem fliehenden, demoralisirten Feinde zu thun zu haben, angriff, aber mit ruhiger Entschlossenheit von den Spartanern empfangen wurde. Es wäre eine große Thorheit von Pausanias gewesen, wenn er früher einen Angriff gemacht und die Schlacht in der Ebene hätte liefern wollen, und es war ebenso thöricht von Mardonios, daß er auf dem ihm entschieden ungünstigen Terrain den Kampf eröffnete. Sehr verständig hatten die Opfer beider Heere sich für die Offensive ungünstig gezeigt. Mardonios ließ sich durch seine Ungeduld verleiten, die Schlacht da zu beginnen, wo ihm seine Reiterei wenig nützte und die schlechtere Bewaffnung und Taktik seines Fußvolks gegenüber den wohlgeübten Hopliten der Spartaner und Tegeaten führte trotz aller Tapferkeit bald die vollständige Niederlage herbei.

Nachdem wir von Morgens früh um vier Uhr bis nach neun Uhr mit Besichtigung von Platää und seiner Umgebung beschäftigt gewesen waren, trennte ich mich von meinem Gefährten und schlug den Weg nordwestwärts gegen Thespiä ein. Die Oëroë, welche ich passirte, schleicht so langsam durch den tiefen Marschboden, daß man kaum unterscheiden kann, in welcher Richtung sie fließt, wie denn auch kaum eine halbe Stunde davon der Asopos fast parallel in entgegengesetzter Richtung nach Osten läuft und die beiderseitigen Zuflüsse sich an mehreren Stellen fast berühren. Ueber geringe Anhöhen kam ich bald in ein von Ost nach West laufendes Thal, das fast wie die westliche Fortsetzung des Asoposthales gegen den Helikon erscheint. Die Breite von Süden nach Norden beträgt wenig über eine starke Viertelstunde. Links oder südlich erhebt sich mit ziemlich steilem Abhang ein Plateau, auf dessen Rande die drei Dörfer Parapungia

liegen, gegenüber an der Nordseite steigt sanfter ein niedriger Hügel an. Diese kleine, nur etwa anderthalb Stunden von Platää entfernte Thalebene ist das berühmte Schlachtfeld von Leuktra, wo im Sommer des Jahres 371 die spartanische Hegemonie ihren Todesstoß erhielt. König Kleombrotos stand mit einem spartanischen Heere in Phokis und die Thebaner erwarteten, er werde den gewöhnlichen Weg am Kephissos und dem kopaischen See nach dem mittleren Böotien einschlagen. Aber Kleombrotos zog zwischen dem Parnaß und Helikon durch nach Ambrysos, von da um die rauhe Südseite des Helikon nach Thisbe und Kreusis am korinthischen Meerbusen, und dann landeinwärts, so daß er unerwartet nur wenige Stunden von Theben, im Herzen Böotiens, bei Leuktra stand. An dem Abhange unterhalb Parapungia muß das spartanische Lager gewesen sein, Leuktra selbst auf dem Plateau, wo man freilich noch keine bestimmten Mauerspuren, aber doch allerlei zerstreute Baureste gefunden hat. Es ist das durchaus nicht auffallend, da Leuktra ein ganz unbedeutender, zu Thespiä gehöriger Ort war. Epaminondas lagerte sich auf einem gegenüberliegenden Hügel, also auf der vorher angeführten nördlichen Höhe. Dort finden sich noch unansehnliche Reste einer alten Stadt, in welchen man irrig Leuktra zu erkennen glaubte, sie scheinen vielmehr dem Städtchen Eutresis anzugehören.*) Die Ebene zwischen den beiden

*) Die Lage von Leuktra ergiebt sich mit vollkommener Gewißheit, sobald man einmal die Thalebene nördlich von Parapungia für das Schlachtfeld erkannt hat, aus Xenophon Hellen. VI, 4. 4. Er sagt, daß die Spartaner bei Leuktra (ἐν Λεύκτροις) gelagert hätten, die Thebaner auf dem gegenüberliegenden Hügel in nicht sehr großer Entfernung (ἐπὶ τῷ ἀπαντικρὺ λόφῳ οὐ πολὺ διαλείποντες). Die Spartaner kamen aber von Süden her, mußten also an den Abhängen von Parapungia stehen und Leuktra in der Nähe dieser Dörfer auf der Höhe liegen. Roß, Königsreisen I, S. 18. 19, hat die Stellung der Heere ganz richtig angegeben, aber die Ruinen auf der Nordseite für Leuktra genommen und deshalb im entschiedenen Widerspruch mit Xenophon die Thebaner auf der Höhe von Leuktra lagern lassen. Wären jene Ruinen wirklich die von Leuktra, so müßte man, wie Leake, Travels in northern Greece II, S. 486 gethan, das Schlachtfeld nördlich davon setzen, und das thebanische Lager auf die östliche Verlängerung der Höhen von Erimokastro und Kaskavelis, wogegen aber die ganze Ortsbeschaffenheit spricht. Meine auf Xenophon begründete Ansicht habe ich nachher zu meiner

Lagern war geräumig genug für die Entwicklung der nicht zahlreichen Heere und doch nicht zu groß, um begreifen zu lassen, daß die geschlagenen Spartaner nach ihren schweren Verlusten sich in Ordnung ins Lager zurückziehen und ihren gefallenen König mit sich nehmen konnten.

Unterhalb des westlichsten der drei Dörfer sieht man noch die Ueberreste eines runden, auf einer viereckigen Basis stehenden Denkmales, welches zuerst von Ulrichs im Jahre 1839 entdeckt und für den Unterbau des Tropäums der Thebaner gehalten wurde, auf dem das von Cicero erwähnte eherne Monument gestanden habe. Es sind allerdings dagegen Einwendungen erhoben worden, aus denen sich ergiebt, daß wir keine vollständige Gewißheit für die Identität haben und daß es möglicher Weise auch das Grabmal eines uns sonst unbekannten Mannes sein könnte. Indessen spricht für die Annahme von Ulrichs sowohl die Lage des Monumentes, als die Größe desselben, welche über das gewöhnliche Maß einfacher Grabmäler hinausgeht, vorzüglich aber der Reliefschmuck des Baues, indem sechs große Schilde daran ausgehauen waren, die man besonders gern als Siegeszeichen anwandte. Wir dürfen daher wohl getrost auch ferner diese Ruinen für die des Schlachtmonumentes ansehen.*)

Freude auch bei Ulrichs in den Viaggi ed investigationi nella Grecia, in den Annali dell' Instit. Archeol. Vol. XX, S. 37 ff., aufgestellt gefunden, der sie weitläufiger ausführt. Ihm habe ich auch die Notiz von Baureſten in und bei Parapungia entnommen, deren ich übrigens auch bei einem Brunnen unterhalb der Dörfer gesehen habe. Am gleichen Orte beschreibt er das Denkmal.

*) Die Zweifel hat hauptsächlich K. Keil in der Syllog. Inscr. Boeot., S. 96, angeregt. Sie begründen sich besonders auf die Inschrift, welche der in dem Gebäude aufgestellte Altar trägt: *ΑΛΕΞΙΩΝ*. Ulrichs erklärte das für *Θεῶν ἀλεξίων* „(Altar) der rettenden, hülfreichen Götter," was Keil dunkel ausgedrückt findet und daher lieber *Ἀλεξίων* als Eigenname eines hier begrabenen Mannes nimmt. Dieses Bedenken kann ich nicht theilen; denn sobald das Gebäude selbst seine Bestimmung aussprach und bekannt war, konnte auch über den Sinn der kurzen Inschrift kein Zweifel entstehen. Wahrscheinlich war *Ἀλέξιοι* der Ausdruck, mit dem die Thebaner die Götter zu bezeichnen gewohnt waren, durch deren Hülfe sie den Sieg gewonnen zu haben glaubten. Die oben angegebene viereckige Basis, die Ulrichs nur zweifelnd anführt, habe ich übereinstimmend mit

Niedrige Hügel trennen das Schlachtfeld von den gegen eine Stunde entfernten Ruinen des alten Thespiä, an den Quellen des kleinen Flusses oder vielmehr Baches, der im Alterthum der Thespios hieß und jetzt gewöhnlich Kanavari genannt wird. Doch scheint der Name nicht unbedingte Gültigkeit zu haben, denn als ich mich bei den zahlreichen dort mit Waschen beschäftigten Weibern erkundigte, nannte mir ihn eine Dendra und eine andere, für Griechenland sehr bezeichnend, den „großen Fluß" (*τὸ μεγάλο ποτάμι*). Im Vergleich mit manchen andern „Flüssen" verdient er wirklich diesen Namen, indem er aus mehreren reichlichen Quellen gespeist, gleich bei seinem Ursprung eine gewisse Wasserfülle hat. Er fließt östlich der Ebene von Theben zu und ergießt sich in den Hylikesee. Die Ruinen von Thespiä dehnen sich in der kleinen Ebene noch in sehr bedeutendem Umfange aus, ragen aber wenig über den fruchtbaren Ackerboden hervor. Man unterscheidet noch einen fast kreisförmigen Mauerring, der indessen lange nicht das ganze Trümmerfeld umfaßt und vielleicht als eine Art Akropolis zu betrachten ist, an die sich die übrige Stadt, offen oder doch weniger stark befestigt, anschloß. Die Stadt war noch unter den Römern blühend und dieser späten Zeit gehören eine Anzahl Grabsteine mit Inschriften und schlechten Reliefs an, die man in einigen verfallenen Capellen findet.

Nördlich über dem linken Ufer des Flüßchens erheben sich zwei schon von weit her in die Augen fallende Hügel, zwischen denen die Straße durchführt. Auf dem östlichen liegt das Dorf Kaskarelis, auf dem westlichen Erimokastro. Man hat wohl vermuthet,*) das alte Keressos, wohin sich die Thespier nach der Zerstörung ihrer Stadt durch die Thebaner gezogen hatten, habe hier gelegen, doch möchte ich den Ort lieber etwas entfernter am Helikon suchen. Von alten Ruinen sieht man nur wenig, aber schon der Name „die verlassene Burg"

Henzen in einer Note zu Ulrichs Aufsatz in den Annali bestimmt zu erkennen geglaubt. Von den sechs mit Schilden versehenen Steinen habe ich nur noch drei bemerkt, ohne darum versichern zu wollen, daß die andern fehlten.

*) So Ulrichs a. a. O. S. 23.

(Ἐρημόκαστρον) deutet auf eine alte Befestigung und ist wahrscheinlich im Gegensatz zu der untern Stadt, deren Mauerring noch Kastro genannt wird, entstanden, in einer Zeit, wo diese noch bewohnt war. Jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt. Thespiä ist ganz verlassen, Erimokastro ein ziemlich freundliches Dorf. Westlich davon steht auf einer Höhe die ziemlich große und wohlerhaltene Kirche des heiligen Charalambos, an welcher eine Anzahl schon öfter besprochener Grabreliefs eingemauert sind, von denen besonders eines, einen Reiter in der Chlamys darstellend, von ausgezeichneter Schönheit ist. Auch eine stehende Frau, der nur der Kopf fehlt, in hohem Relief, ist von trefflicher Arbeit. Leider sind die Bildwerke durch die an den griechischen Kirchen so häufig erneuerte Uebertünchung etwas entstellt.

Erimokastro liegt sehr hübsch und auch das alte Thespiä muß sehr angenehm gewesen sein, als die fruchtbare Umgebung noch nicht so sehr von Bäumen entblößt war, als es jetzt der Fall ist. Noch schöner wird die Gegend nach Westen, wo hügeliges Rebgelände sich gegen das etwa drei Viertelstunden entfernte, große Dorf Paläa-Panagia am Fuß des Helikon hinaufzieht.

Zu den blutgetränkten Schlachtfeldern, die ich den Morgen betrachtet hatte, bildeten die Punkte, die ich Abends besuchte, einen eigenthümlichen friedlichen Gegensatz. Denn oberhalb Paläa-Panagias öffnet sich das Thal, das einst den Musen geheiligt war und mit dem ganzen Helikon ein Hauptsitz dieser Göttinnen war. Eine kleine Stunde von dem Dorfe liegt dort in ungemein wasserreicher, von Büschen und Bäumen bewachsener Gegend das jetzt verlassene Kloster des H. Nikolaos. Unweit desselben sprudelt unter schattigen Bäumen aus dem Felsen eine reichliche klare Quelle hervor, die berühmte Musenquelle Aganippe. Ihre Umgebung war der Musenhain, in dem nie ein Tempel gestanden zu haben scheint, wohl aber noch zu Pausanias Zeiten sich zahlreiche Kunstwerke aller Art befanden und das Musenfest, die Museia, unter Leitung der Thespier gefeiert wurde. An die Stelle des Musenheiligthums ist das Kloster getreten und von den alten Denkmälern ist nichts mehr übrig geblieben, als einige Inschriften und Architektur-

steine; lebendiger erinnert an die Vorzeit die immer noch liebliche Umgebung mit der Quelle. An mehreren Orten des von verschiedenen Armen des Helikon umgebenen Thales finden sich noch Reste alter Wohnstätten; am meisten in die Augen fällt aber auf einer hohen Felsenkuppe an der Nordseite ein noch ziemlich hochragender Thurm, der Hauptüberrest des alten Askra. Die Riesen Otos und Ephialtes sollen den Ort gegründet und sie auch zuerst den Cultus der Musen eingeführt und den Berg ihnen geweiht haben. Seinen Hauptruhm aber hat Askra als die Heimat des ältesten böotischen Sängers, des Hesiod, den freilich sein Patriotismus nicht veranlaßt hat, es über Gebühr zu loben. Er nennt es „ein elendes Dorf, im Winter schlecht und im Sommer beschwerlich, zu keiner Zeit gut," und es läßt sich begreifen, daß auf dem hohen Felsenneste, wo im Winter die Stürme, im Sommer die brennenden Sonnenstrahlen sich sehr fühlbar machen mußten, der Aufenthalt für den dürftigen Mann, wie der Dichter sich selber schildert, gerade kein sehr anmuthiger war. Der Ort sieht jetzt wohl noch gerade so aus, wie zur Zeit, wo Pausanias ihn besuchte; denn auch er sah nichts erwähnenswerthes, als einen Thurm, der seit Jahrtausenden unerschüttert steht. Die an den Thurm sich schließenden Mauerreste umgeben einen ziemlich viereckigen Raum, wie ich von der Spitze des Helikon deutlich unterschied; denn nach Askra selbst bin ich nicht hinaufgegangen.

Vielmehr erstieg ich vom Kloster des H. Nikolaos aus die westlich gelegene hohe Spitze des Gebirges, welche als der Helikon im engern Sinne zu betrachten ist. Der Helikon im weitern Umfang ist ein großer Gebirgsstock, der sich vom kopaischen See im Norden bis an den korinthischen Meerbusen im Süden, und von der Gegend von Thespiä im Osten bis gegen den Parnaß im Westen unter verschiedenen Namen ausdehnt. Im engern Sinne aber verstanden die Alten darunter den heutigen Berg von Zagara und namentlich die Spitze, an der sich der sogenannte „kalte Brunnen" Kryopigadi befindet, obwohl der südlichere, Paläovuna genannte Theil höher ist. Da mein Courrier den Weg dorthin nicht kannte und er für Pferde nicht

wohl zu machen ist, hatten wir unterwegs einen Bauern als Führer genommen, der seinen Esel mitbrachte, und während nun die Pferde mit dem Courrier beim Kloster zurückblieben, ritt ich nur von dem Bauern begleitet auf den Berg. Der Zagaraberg stand damals und steht vermuthlich noch jetzt in einem etwas schlechten Rufe hinsichtlich der Sicherheit, und ich hatte auf verschiedene Mahnungen hin den Morgen einen Gendarmen nach Erimokastro bestellt, um mich zu begleiten, aber auf die sehr beruhigenden Nachrichten, die ich dort erhielt, ihn gleich wieder entlassen, und ohne Bedenken vertraute ich mich, obgleich ganz unbewaffnet, dem unbekannten Führer an, ohne daß ich Ursache fand, es zu bereuen. Nur in der Berechnung der Distanzen war er nicht sehr zuverläßig, aber zu seinem eigenen Nachtheil, und ich konnte es ihm um so weniger verübeln, da Pausanias selbst, der genaue Perieget, die Entfernung der Hippokrene vom Musenhain zu gering angegeben hat, wenn wirklich die Quelle Kryopigadi die Hippokrene ist. Pausanias sagt, sie betrage zwanzig Stadien, mein Führer meinte ziemlich übereinstimmend damit, wir würden eine Stunde gebrauchen, aber es vergiengen über zwei, ehe wir auf dem steilen, beschwerlichen Wege die etwa fünftausend Fuß (1527 Meter) hohe Spitze erreicht hatten, und auch hinunter machten wir anderthalb Stunden daran. Aber der Weg wird reichlich belohnt durch die prachtvolle Aussicht, welche sich auf der Spitze darbietet. Nebst dem Thale des Musenhaines selbst bildet einen schönen frischen Vordergrund das westlich davon liegende und durch einen hohen Berggrat davon getrennte Thal von Zagara, mit dem gleichnamigen großen Dorfe. Grüne Weiden und Gebüsche bedecken die Abhänge und dunkle Tannenwälder umkränzen die Höhen darüber. Fast der ganze kopaische See mit den umliegenden Bergen, das mittlere und südliche Böotien, von den schönen euböischen Bergen im Osten, dem Kithäron und den attischen Bergen im Süden umschlossen, breiten sich vor dem Blicke aus, und im Süden erheben sich über den dunkeln Fluthen des korinthischen Meerbusens die steilen Isthmosgebirge, das prächtige Haupt von Akrokorinth und die andern Berge des nördlichen Peloponneses,

während nach Westen die höhern felsigen Rücken des Helikon selbst hervorragen.

Auf dem nordöstlichsten Vorsprunge des Gipfels, der zwar nicht der höchste Punkt ist, aber die freieste Umschau gegen Norden und Osten gewährt, steht eine unbedeckte, dachlose, kleine Capelle des Heiligen aller griechischen Berge, des Elias, offenbar an der Stelle eines antiken Heiligthums. Die Mauern, aus kleinen polygonen Steinen gefügt, umschlossen ohne Zweifel einst den Altar des Zeus, den schon Hesiod im Anfang der Theogonie erwähnt. Ungefähr hundert Schritte westlich davon breitet sich etwas weiter abwärts eine ganz von Wald umgebene, stark geneigte, kleine Grasfläche aus, in deren Mitte sich die Kryopigadi befindet. Es ist nicht eine frei hervorsprudelnde Quelle, sondern ein in Steine mit einer dreieckigen Oeffnung gefaßter Schöpfbrunnen, dessen klares Wasser etwa acht Fuß tief unter dem Boden steht. Daß es wirklich die alte Hippokrene ist, welche nach dem Mythus durch den Hufschlag des Pegasos der Erde entlockt wurde, ist nicht zu bezweifeln. Die frische Quelle in der ungewöhnlichen Höhe, so nahe dem Berggipfel, ließ, wie bei der Pirene, die Entstehung als wunderbar erscheinen. Die Fassung ist antik, die Hippokrene wird immer als auf dem Helikon gelegen angeführt, unter dem wir eben vorzugsweise diese Spitze zu verstehen haben, und die etwas kurze Entfernung, welche Pausanias vom Musenhain angiebt, kann bei solchen schwerlich genau gemessenen Bergwegen kaum in Betracht kommen, würde übrigens zu andern Quellen, in denen man die Hippokrene auch vermuthet hat, noch weniger passen.

Der Gipfel des Helikon bei Kryopigadi ist mit dichtem Tannenwalde bewachsen; weiter abwärts gegen das Thal des Musenhaines sind die Abhänge mit Buschwerk und Kräutern aller Art bedeckt, worunter besonders viel Myrthengesträuch ist. Die Umwohner berichteten dem Pausanias, daß es unter den Pflanzen des Berges keine tödtlich giftigen gebe und daher sogar die Schlangen weniger gefährlich seien, als an andern Orten, eine Behauptung, deren Beurtheilung ich den Naturforschern überlassen will. Daß es jedoch wenigstens an

schädlichen Gewächsen heutzutage nicht fehlt, davon konnte ich mich selbst überzeugen; denn in großer Menge traf ich in den unteren Regionen des Berges den Perrückenbaum (Rhus Cotinus). Eine eigenthümliche, aber sehr übelriechende Zierde bildete auch mit seinen langen, rothen Blumen ein großes Arum (ich glaube Dracunculus polyphyllus), das zwischen allen Gesträuchen stand. Ich habe es auch nachher an andern Orten viel getroffen, aber doch nirgend in solcher Masse.

Da die Besteigung des Helikon längere Zeit erfordert hatte, als ich voraussetzte, war die Nacht hereingebrochen, als ich wieder bei dem Kloster des H. Nikolaos eintraf, wo ich meinen Courrier fast vor Kälte erstarrt fand. Während wir noch zwei Tage zuvor in Athen selbst Nachts eine unerträgliche Hitze gehabt hatten, war nach einigem Regen und einem heftigen Sturme wenigstens in Böotien die Luft so abgekühlt worden, daß ich den ganzen Tag durch (19. Mai) den Mantel nicht ablegte und froh war, als ich mich endlich Abends nach neun Uhr am Feuer des Heerdes in Paläa-Panagia erwärmen konnte.

Den folgenden Morgen gieng es an den östlichen Abhängen des Helikon über das ziemlich große Dorf Mazi in die Niederungen des kopaischen Sees oder, was er besonders hier ist, Sumpfes. Mazi liegt schon auf einem der letzten nordwestlichen Ausläufer des Helikons und unterhalb des Dorfes springt eine noch niedrigere Felsenzunge gegen den See vor, auf der beträchtliches altes Mauerwerk steht. Hart unter diesem Hügel zieht die Straße von Theben nach Livadia vorbei, einst die große Heerstraße nach dem Kephissosthal, nach Phokis und weiterhin dem nördlichen Griechenland. Auf der andern, nördlichen Seite der Straße erhebt sich ungefähr eine Viertelstunde östlicher ein isolirter felsiger Hügel, der den ganzen Raum zwischen der Straße und dem See einnimmt, von der Seite der Straße allmälig aufsteigend, gegen den See aber steil abfallend. Am östlichen Fuße vorbei fließt überdies ein vom Helikon herabkommender Bach in den See. Der Hügel trägt die Ruinen der Stadt Haliartos. Von der Straße aufwärts ist er ganz mit Trümmern bedeckt und auf der

Spitze stehen die sehr ansehnlichen Reste der Akropolismauern, theils von polygoner, theils von Quaderconstruction. Die einst sehr feste Stadt beherrschte die Straße bei ihrem Eintritt ins mittlere Böotien und war der letzte wichtige strategische Punkt zur Vertheidigung gegen einen von Norden her vordringenden Feind. Welchem Ort die auf dem gegenüberliegenden Hügel stehenden Mauern angehören, ist nicht bekannt. Man möchte der Lage nach vermuthen, es sei ein zu Haliartos gehöriges Vorwerk gewesen, um den Paß noch vollständiger zu beherrschen und einen anrückenden Feind von beiden Seiten zu bedrohen, obwohl dies durch die alten Nachrichten nicht bestätigt wird.*)

Haliartos ist besonders bekannt durch das Gefecht, in welchem der spartanische Feldherr Lysander im Jahre 395 seinen Tod fand. Als damals Theben in Verbindung mit Athen und einigen anderen Staaten sich gegen Sparta erhoben hatte, rückte er mit einem Heere aus Phokis gegen das mittlere Böotien, um sich bei Haliartos mit dem von Süden heranziehenden Könige Pausanias zu vereinigen. Zuerst lagerte er auf einem Hügel, da jedoch Pausanias zur bestimmten Zeit nicht eintraf, machte er, ungeduldig, einen Angriff auf die Stadt, der gänzlich mißlang. Ein außerhalb der Stadt stehendes, thebanisches Corps und die aus den Thoren ausfallenden Haliartier warfen sich zugleich von zwei Seiten auf ihn, tödteten ihn selbst und trieben sein Heer mit starkem Verlust auf die gegenüberliegende Höhe, wo es wieder Posto faßte und sich nachher mit Pausanias vereinigte. Wahrscheinlich ist die vorher genannte Höhe auf der Südseite der Straße der Hügel, auf dem Lysander zuerst lagerte und auf dem sein geschlagenes Heer wieder Stand hielt. Nach Plutarch hieß er Orchalides oder Alopekos, und vielleicht war er schon damals verlassen. Auf jeden Fall kann er damals nicht in den Händen der Haliartier

*) Leake (Travels in northern Greece II, S. 205, 206) meint, es sei das alte Okalea gewesen, obwohl er zugiebt, daß die Entfernung von dreißig Stadien von Haliartos, die Strabo (S. 410 C.) angiebt, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimme. Der Unterschied ist aber doch wohl zu groß, zumal da Strabo sagt, es sei in der Mitte zwischen Haliartos und Alalkomenä.

gewesen sein, da sonst Lysander sich nicht ungefährdet der Stadt hätte nähern können. Die Thebaner müssen an der Westseite der Stadt die linke Flanke des Lysander angegriffen haben.*) Ein Grabhügel, der einige hundert Schritte westlich von der Stadt liegt, ist vielleicht das von Plutarch angeführte Grab des Rhadamanthys oder der Alkmene, auf keinen Fall darf man dabei an Lysanders Grab denken, wie geschehen ist, da er im Gebiete der phokischen Stadt Panopeus begraben wurde. Im Kriege der Römer gegen König Perseus von Makedonien ergriffen die Haliartier zu ihrem Unglück die Partei des Königs. Nach einer sehr hartnäckigen Vertheidigung wurde die Stadt im Winter 171 — 170 v. Chr. von dem Prätor Caius Lucretius erobert, von Grund aus zerstört und was von den Einwohnern nicht im Kampfe gefallen war, in Sklaverei verkauft. Das verödete Gebiet schenkten die Römer großmüthig den Athenern, die sich nicht entblödeten, förmlich darum zu betteln. Es wurde hinfort durch athenische Landvögte (ἐπιμεληταί) verwaltet.

Westlich vom Haliartos und dem auf der südlichen Seite der Straße gelegenen Ruinenhügel zieht sich eine nur ungefähr eine Viertelstunde breite Ebene zwischen dem See und dem Helikon hin, der sich hier in schroffen Felsen erhebt. Es ist der Theil des Gebirges, der im Alterthum das Tilphossion hieß. Ein bis nahe gegen den See vorspringender Arm desselben schließt nach ungefähr einer Stunde die kleine Ebene ab und läßt nur einen schmalen Zwischenraum zwischen See und Gebirge. An seinem Fuß ist die tilphossische Quelle, an der die Sage den thebanischen Seher Tiresias sterben ließ. Hinter ihm treten die Berge wieder weiter zurück und dort lag auf einem Hügel Koronea, in dessen Ebene mehrere wichtige Schlachten geschlagen worden sind. Die ganze Strecke von Haliartos an, am westlichen Ufer der Kopais hin und dann aufwärts am Kephissos bis Chäronea,

*) Plutarch, Lys. 28, sagt, sie hätten, die Stadt links lassend, bei der Quelle Kissusa die äußersten der Feinde angegriffen. Eine Quelle ist noch an der Nordseite, aber dort griffen die Leute Lysanders gewiß nicht an, da die Felsen zu steil sind, sondern die Thebaner werden von dort sich links gegen sie gewandt haben.

war überhaupt recht eigentlich der Hauptschauplatz der meisten großen Entscheidungskämpfe im mittleren Griechenlande. Je nachdem der von Norden kommende Feind mehr oder weniger rasch vordrang, die Vertheidiger etwas mehr aufwärts oder abwärts sich ihm entgegenstellten, fanden die Schlachten bei Haliartos, bei Koronea, bei Orchomenos oder bei Chäronea statt, es handelte sich in allen diesen Schlachten immer um den nämlichen Zweck, um den Besitz der Eingänge ins mittlere Böotien.

Nachdem ich nur einen flüchtigen Blick in die Ebene unter dem Tilphossion geworfen hatte, wandte ich mich über Haliartos nach Osten gegen Theben. Es ist wohl der trostloseste, eintönigste Weg, den ich in ganz Griechenland gemacht habe. Eine Viertelstunde von Haliartos liegt der Chan von Megalo-Mulki, das einzige Haus, das man auf dem vierstündigen Wege antrifft. Etwa drei Viertelstunden geht der Weg noch in der Niederung in der Nähe des Sees, dann steigt man über einen kleinen, steinigen Rücken, der die Wasserscheide zwischen dem kopaischen See und der thebanischen Ebene bildet, und auf der links einige kaum bemerkbare Reste der Stadt Onchestos liegen, welche einst durch ein uraltes Heiligthum des Poseidon und eine damit verbundene Amphiktyonie berühmt war, übrigens in der historischen Zeit zum Gebiet von Haliartos gehörte. Jenseits dieses Rückens tritt man in die thebanische oder, wie sie hier hieß, die tenerische Ebene, die bis an eine Stunde breit ist und sich drei Stunden lang bis Theben erstreckt. Links erhebt sich steil und kahl der Felsenberg Phaga zu einer Höhe von 1890 Fuß (567 Meter), der Sphinxberg oder Phikion der Alten, auf dem einst die Sphinx hauste, bis von Oedipus das Räthsel gelöst wurde; rechts oder südlich laufen niedrige Hügel hin, über denen man den Kithäron sieht. So fruchtbar der Boden der Ebene ist, so steht doch weit und breit nicht ein einziger Baum, nirgend erblickt man eine Ortschaft oder einzelne Wohnungen in der Nähe des Weges. Die kleinen Bäche, die von den Seiten herabrinnen, versiegen gleich im Boden, nur das Thespiosflüßchen (Kanavari), das eine Stunde von Theben rechts aus den Anhöhen in die Ebene

kommt, hat etwas weniges Wasser, weniger, als bei seinem Ursprung bei Thespiä, wo es mir als der „große Fluß" bezeichnet worden war, und auch dieses wenige Wasser verlor sich schon zur Zeit meiner Anwesenheit fast vollständig im Felde. Das Schönste, was die Gegend bietet, den Blick auf den Helikon und den Parnaß, hatte ich im Rücken und dazu brannten die Strahlen der Mittagssonne trotz der Kälte des vorigen Tages, als wäre ich plötzlich in ein anderes Land versetzt worden. Von der von den Alten vielgepriesenen Schönheit und Anmuth der Gegend habe ich daher wenig bemerkt, sogar als ich mich Theben selbst näherte, obwohl man hier wenigstens die Schilderungen der Dichter noch leicht begreift und ein Hauptgegenstand des Lobes, der Reichthum an schönen Quellen, noch heute im vollsten Maße besteht. Die Lage von Theben war in vielen Beziehungen eine ausgezeichnete.

Der Höhenzug, der die Ebene vom Asoposthale trennt und den wir oben als den Teumesos bezeichnet haben, steigt auf seiner Nordseite bei Theben ziemlich steil mit etwa hundert Fuß hohen Abhängen aus der Fläche empor. Zwei Bäche laufen in tief eingeschnittenen Schluchten parallel mit einander etwa drei Viertelstunden lang von dem Teumesos in nördlicher Richtung nach der Ebene hinab und schließen von Osten und Westen einen durchschnittlich etwa eine Viertelstunde breiten Rücken ein, der nur nach Süden ziemlich eben mit der Hauptmasse der teumesischen Höhen zusammenhängt. Der westliche Bach ist die Dirke oder Platziotissa, die durch die Vereinigung mehrerer starker Quellen gebildet wird. Die schönste und reichste ist die jetzt Paraporti genannte, welche in der Tiefe der Schlucht dicht unter dem genannten Rücken entspringt und jetzt aus einem Brunnen mit sieben Röhren hervorsprudelt. In der östlichen Schlucht fließt der Ismenos, der gleich als mächtiger Bach aus dem Felsen hervorspringt und ein geräumiges Bassin füllt, aus dem abfließend er alsbald einige Mühlen treibt. Die Quelle wird jetzt nach dem heiligen Johannes benannt, dem eine kleine Capelle dabei geweiht ist. Wo der Bach in die Ebene eintritt, ergießt in geringer Entfernung rechts noch ein Brunnen, der

des heiligen Theodoros, ohne Zweifel der alte Oedipusbrunnen, aus zwölf Röhren seine klare Wasserfülle, die sich nach wenigen Schritten mit dem Ismenos vereinigt. In der Ebene verbinden sich Ismenos und Dirke, so daß die zwischen ihnen gelegene Höhe nur im Süden nicht umflossen ist. Diese Höhe wird aber wieder durch eine dem Ismenos und der Dirke parallel laufende, etwas weniger tiefe und lange Schlucht von Süden nach Norden durchschnitten und in zwei parallele Rücken getheilt, einen höhern und breitern nach Westen, gegen die Dirke, einen schmälern und niedrigern östlich, gegen den Ismenos. Ueber diesen ganzen Doppelrücken breitete sich einst die alte Stadt aus, von den Abhängen gegen die Ebene über eine halbe Stunde aufwärts. Die tiefen Schluchten des Ismenos und der Dirke, mit ihren jähen Seitenwänden, bildeten an den langen Ost- und Westseiten eine natürliche Schutzwehr und auch der Abhang gegen die Ebene war leicht zu vertheidigen, nur die Südseite zwischen den obern Enden der Schluchten entbehrte mehr der natürlichen Festigkeit. Doch steigen gerade dort die beiden Bergrücken am höchsten und senken sich dann nach Süden, so daß sie leicht zu befestigen waren. So war Theben hinsichtlich der sicheren Lage für eine binnenländische Stadt vorzüglich begünstigt und die Kunst ermangelte nicht, mit Benutzung der natürlichen Vorzüge es früh zu einer der stärksten Festungen zu machen, wie denn schon die ältesten Sagen auf gewaltige Mauern hinweisen und die sieben festen Thore der Stadt aus den Dichtern bekannt genug sind. Auf dem westlichern Rücken lag die älteste Stadt des Kadmos und die Akropolis, die Kadmeia;*) auf einem Hügel im

*) Daß die Kadmeia auf dem westlichen Rücken war, ist unbestritten, dagegen sind die Ansichten verschieden über den Hügel dieses Rückens, auf dem sie stand. Forchhammer in der Topographia Thebarum Heptapylarum, 1854, setzt sie auf den höchsten südlichsten, und aus Arrian Anab. 1, 7. 8 scheint auch mir unzweifelhaft hervorzugehen, daß wenigstens zur Zeit der Eroberung Thebens durch Alexander sie am südlichen Ende der Stadt lag. Es wäre aber wünschenswerth gewesen, Forchhammer hätte das Verhältniß der eigentlichen Akropolis Kadmeia zu der Kadmeia im weitern Sinne und der τῆς ἀκροπόλεως ἀγορὰ etwas einläßlicher behandelt, da doch noch verschiedene Bedenken und Schwierig-

Süden des westlichen Theils der berühmteste Tempel der Stadt, der des ismenischen Apollon, da wo jetzt eine Kirche des heiligen Lukas steht, in der ein Sarkophag etwa aus dem dritten Jahrhundert nach Christus als das Grab des Evangelisten gezeigt wird.

In genauere topographische Erörterungen will ich mich um so weniger einlassen, als gerade in Theben weniger zusammenhängende Reste des Alterthums vorhanden sind, als in irgend einer der namhaftern Städte Griechenlands. Kaum sind noch irgendwo einige Spuren der alten Stadtmauern, nur eine Menge von alten Bausteinen, Säulenfragmenten, Inschriftensteinen liegen über den Boden zerstreut, oder sind an und in Kirchen und andern Gebäuden eingemauert. Große Sarkophage, die erst kürzlich aus dem Boden gezogen zu sein schienen, fand ich auf dem westlichen Rande der Stadt, über dem Thal der Dirke, und an manchen Orten sieht man alte Grabkammern in dem Felsen. Man darf sich über diese Erscheinung nicht verwundern, denn kaum hat eine andere Stadt so mannigfache Schicksale gehabt, so viele Zerstörungen und Verwüstungen erlitten. Aber mit zäher, unzerstörbarer Lebenskraft hat sie sich immer wieder aus den Ruinen erhoben, und so haben Zerstörung und Wiederaufbau gleichsam im Wetteifer für das Verschwinden der alten Denkmäler gewirkt.

Schon im heroischen Zeitalter wurde Theben, nachdem es den ersten sogenannten thebanischen Krieg siegreich bestanden hatte, in dem zweiten oder Epigonenkrieg erobert und zerstört, und so sagenhaft und poetisch auch die Form ist, in der diese Ereignisse uns überliefert sind, so läßt sich doch an der Hauptsache nicht zweifeln. Später erhob es sich dann als Hauptstadt der äolischen Einwanderer zu großer Blüthe und muß besonders nach der Centralisation Böotiens im vierten Jahrhundert eine der bevölkertsten Städte des griechischen Festlandes gewesen sein. Als Alexander im Jahre 335 es eroberte, soll er trotz des furchtbaren Blutbades, das unter den Vertheidigern angerichtet worden war, noch dreißigtausend Menschen in Sklaverei verkauft ha=

keiten bleiben, die er nicht berührt hat, deren Ausführung aber hier zu weit führen würde.

ben, und doch hatten die vorhergehenden unglücklichen Kriege die Bevölkerung gewiß schon sehr vermindert. Damals wurde die Stadt dem Erdboden gleich gemacht, sie hörte auf zu existiren. Aber schon nach zwanzig Jahren (315) stellte Kassander sie im alten Umfange her und sie scheint sich wieder ziemlich erholt zu haben. Der trotzige, unbändige Sinn der Bürgerschaft brachte jedoch wiederholtes Unglück über sie, und nach dem unglücklichen Kriege der Achäer gegen die Römer, an dem auch die Thebaner sich eifrig betheiligt hatten, wurde gleichzeitig mit Korinth, im Jahre 146 v. Chr., auch Theben von den Siegern zerstört. Indessen scheint diese Zerstörung doch hauptsächlich nur die Festungswerke betroffen zu haben, wenigstens bestand die Stadt im mithradatischen Kriege wieder, wo Sulla ihr zur Strafe dafür, daß sie sich dem Mithradates angeschlossen hatte, ihr halbes Gebiet nahm. Von jetzt an scheint sie mehr und mehr in Verfall gerathen und in der römischen Zeit nicht viel anderes als ein offener Flecken auf einem Theil der alten Kadmeia gewesen zu sein. Dagegen hob sich Theben in der byzantinischen Zeit wieder zu einer der ersten Städte des Landes. Schon am Ende des vierten Jahrhunderts, bei Alarichs Einfall in Griechenland, wird es wieder als fester Platz genannt, der den Gothen glücklich widerstand, und in den späteren Jahrhunderten war es besonders durch seine Seidencultur und Industrie reich und weit und breit berühmt. Da wurde ihm im Jahre 1146 der Krieg verderblich, den der Normannenkönig Roger von Sicilien mit Byzanz führte. Der sicilische Admiral Georg Antiochenus lief in den korinthischen Meerbusen ein und machte von dort einen Raubzug gegen die damals nur schwach befestigte, wehrlose Stadt, die er einnahm und aufs Gründlichste ausplünderte. Selbst ein großer Theil der Einwohner wurde abgeführt und nach Sicilien verpflanzt, wo sie den Seidenbau einheimisch machten. Doch blieb Theben noch längere Zeit ein Hauptsitz desselben und war auch während der fränkischen Herrschaft nebst Athen die bedeutendste Stadt des mittleren Griechenlands. Noch steht als Andenken an jene Zeiten an dem nördlichen Abhange des Stadtrückens gegen die Ebene ein gewaltiger, aus an=

tiken Quadern aufgeführter viereckiger Thurm, der durch seinen Namen Santameri die Erinnerung an die damaligen Lehensherren von Theben bewahrt. Es ist der einzige Ueberrest eines von Nicolaus von St. Omer aufgeführten Pallastes. Den Pallast selbst hat die sogenannte große catalonische Compagnie im Jahre 1311 verbrannt, als sie bei Orchomenos den Herzog von Athen, Walther von Brienne, mit seinen Vasallen geschlagen und vernichtet hatte, und sich des Herzogthums Athen bemächtigte. Seitdem blieb Theben eine unbedeutende Stadt und im Befreiungskriege ist es ganz zu Grunde gerichtet worden. Nur langsam hat es sich auf dem Rücken der Kadmeia wieder allmälig aus dem Schutte erhoben, hatte jedoch, als ich dort war, ein freundliches Aussehen, obwohl man noch an vielen Orten die Spuren der Zerstörung sah. Ein Jahr nachher hat ein Erdbeben das aufblühende Städtchen zerstört und es hieß, man beabsichtige, es an einem andern Orte wieder aufzubauen, was aber meines Wissens nicht geschehen ist und auch schwerlich zweckmäßig wäre; denn weit und breit läßt sich kein günstigerer Platz für eine Stadt finden, als der schon von Kadmos ausersehene, der, ganz abgesehen von der jetzt nicht mehr in Betracht kommenden Festigkeit, sich durch gesunde Luft und den Reichthum an Wasser an seinen Abhängen auszeichnet, und von der Natur zum Mittelpunkt der fruchtbaren Ebenen im Norden und Süden bestimmt zu sein scheint. Außer dem Städtchen auf der Höhe liegen da, wo der Ismenos und die Dirke in die Ebene eintreten, und wo auch während der Blüthezeit der Stadt im Alterthum sich Vorstädte ausdehnten, zwei Dörfer, östlich am Ismenos Hagios Theodoros bei dem gleichnamigen Brunnen, westlich an der Dirke Pyri, wo ich die einzigen Bäume der ganzen Gegend sah und die frische Vegetation beweist, was sich bei angemessener Cultur aus der Ebene machen ließe. Aber diese fehlt leider ganz. Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie eine der fruchtbarsten Gegenden des Landes, die noch im Mittelalter reich bebaut war, jetzt so sehr vernachläßigt da liegt und wenn auch zum Theil mit Getreide bepflanzt, doch lange nicht das ist, was sie sein könnte. Bei vielen Orten Griechenlands

begreift man, daß sie herabgekommen sind, die veränderten Verhältnisse haben es mit sich gebracht. Ehedem belebte Seeplätze haben den Handel verloren, weil die Häfen versandet oder für die heutige Schifffahrt nicht mehr brauchbar sind; manche Gegenden sind verödet, weil sie durch die Entholzung der Bergabhänge im Laufe der Jahrhunderte die Culturfähigkeit verloren haben, welche ihnen auch der angestrengteste Fleiß nicht wiedergeben könnte, oder sie sind so versumpft, daß nur größere Unternehmungen sie der Nutzung wieder schenken könnten. Die Gegend von Theben würde gewiß bei zweckmäßiger Bearbeitung den Fleiß reichlich lohnen und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in einen wahren Garten verwandelt werden können. Man schreibt den jetzigen Zustand hauptsächlich dem Umstande zu, daß das Land meist nicht Eigenthum der Bauern ist, sondern Staatsdomäne, da es früher großentheils im Besitze von Türken war. Die Bauern haben daher als bloße Pächter nicht das Interesse für die Cultur, das ein Eigenthümer hat und das namentlich da nothwendig ist, wo Verbesserungen und Einrichtungen getroffen werden sollen, die erst mit der Zeit lohnen. Dieses Verhältniß eines sehr großen Theils der griechischen Ländereien scheint überhaupt ein Hauptgrund zu sein, warum die Bodencultur noch nicht die Fortschritte gemacht hat, welche man wünschen möchte, und es wäre gewiß im wohlverstandenen Interesse des Landes und der Regierung selbst, möglichst viele der jetzigen Pächter zu freien Eigenthümern zu machen. Geschieht das einmal, so wird gewiß auch die thebanische Ebene bald ein anderes Aussehen gewinnen und damit der Hauptort derselben eine neue Entwicklung erhalten. Ich zweifle nicht, daß Theben, das so oft sich aus der Zerstörung und dem Verfalle erhoben, auch jetzt noch seine Zukunft hat.

Der Hylikesee. Der kopaische See und seine Umgebung. Akräphion (Karditza). Kopä (Topolia). Orchomenos. Lebadea (Livadia). Chäronea.

Nachdem ich den folgenden Morgen zuerst auf den Höhen hinter der Stadt eine Strecke nach Süden geritten war, um das Thal des Asopos und das Schlachtfeld auch von dieser Seite zu übersehen, schlug ich den Weg von Theben nach Norden ein. Die Ebene, durch deren westlichen Theil ich den Tag zuvor gekommen war, dehnt sich auch nach Osten noch weit aus. Etwa anderthalb Stunden von Theben erhebt sich ein isolirter Hügel aus derselben, der jetzt Mesovuni heißt und im Alterthum die Stadt Teumesos trug,*) und nördlich davon lag am Fuß des Hypatongebirges die Stadt Glisas, wo man noch jetzt einen Tumulus sieht, unter dem die im zweiten thebanischen Kriege gefallenen Epigonen begraben waren. Diese Punkte ließ ich rechts liegen und wandte mich quer durch die Ebene, welche hier die aonische hieß. Nach anderthalb Stunden erreichte ich den Hylikesee, der jetzt Likeri oder der See von Theben genannt wird. Er ist nicht groß, aber in verschiedene Buchten ausgezackt und in der Mitte zwischen zwei Höhen so eng zusammengedrängt, daß er fast wie zwei durch einen Fluß verbundene Seeen erscheint. Sein Wasser ist tiefblau, kahle

*) Der Hügel und die Stadt hießen Teumesos. Aber der Name wurde auch von dem das Asopesthal von der thebanischen Ebene trennenden Berge gebraucht, wie es scheint hauptsächlich von dem östlich von Theben gelegenen höhern Theil desselben. Ich habe mit andern Neuern den Namen der Bequemlichkeit wegen für den ganzen Höhenzug gebraucht, für den sonst kein anderer Name da ist.

Felsenberge, zum Theil von ziemlicher Höhe, umgeben ihn und nur an seinem nördlichen Ufer dehnt sich eine kleine Ebene aus, in der das Dörfchen Sengäna liegt. Von Süden her mündet der Thespios, der kurz vorher das vereinigte Flüßchen des Ismenos und der Dirke aufgenommen, durch eine Schlucht in ihn, sofern nämlich das Wasser nicht zuvor von dem Boden der thebanischen Ebene aufgeschluckt wird, was gewöhnlich der Fall ist. Als ich dort war, erreichte noch etwas Wasser den See. Ein etwas stärkerer Bach fließt ihm von der andern Seite zu, aber hauptsächlich wird er durch den Zufluß genährt, den er auf unterirdischem Wege aus der Kopais erhält, wie er auch keinen sichtbaren Abfluß hat, sondern nur unterirdisch mit einem zweiten nahe gelegenen kleinen See, der Paralimni und dem Meere zusammenhängen soll. An seinem Ufer hat ohne Zweifel einst die Stadt Hylä gelegen, nach der er benannt ist.*)

Einen ganz andern Charakter als dieser tiefe, von nackten Felsen umgürtete See, trägt die nördlich nahe an ihn herantretende Kopais, die nur durch eine sehr niedrige felsige Erhöhung von der Hylike geschieden ist. Der kopaische See erstreckt sich in großer Ausdehnung von dem nördlichen Fuße des Helikon und dem nördlicher gelegenen Akontionberg bis gegen das euböische Meer, von welchem er durch das Ptoongebirge und dessen niedrigen nördlichen Abfall getrennt wird. Wo er ihm am nächsten kommt, wird die Entfernung kaum eine deutsche Meile betragen. Auch die Breite von Norden und Süden ist besonders in seinem westlichen Theile eine sehr beträchtliche, und der Umfang von 380 Stadien, oder neun und einer halben deutschen Meile, den ihm Strabo giebt, ist, wenn man die vielen Buchten in Betracht zieht, gewiß eher zu klein als zu groß. Er nimmt fast das ganze Becken zwischen den Bergen des nördlichen Böotiens ein und läßt nur verhältnißmäßig schmale Landstrecken an den Seiten, auch diese nicht überall. Aber er ist nicht ein See im vollen Sinn des

---

*) Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland S. 257 glaubt in einigen alten Spuren an der Mündung des Ismenos (Thespios) Hylä zu erkennen.

Wortes, sondern vielmehr ein ungeheuerer Sumpf oder richtiger eine weite Thalebene, die einen Theil des Jahres ganz unter Wasser steht, in einem andern aber so austrocknet, daß große Strecken bebaut werden können, an andern dagegen größere oder kleinere stehende Wasser und Sümpfe bleiben, welche nach Strabo ursprünglich ihre besonderen Namen hatten, bis der Name des bedeutendsten in der Nähe von Kopä, Kopais, für den ganzen in der nassen Jahreszeit zusammenhängenden See sich geltend machte. Der wechselnde Zustand des Beckens hat seinen Grund hauptsächlich in der Beschaffenheit seiner Abflüsse. Da nämlich die Berge es ringsum vollständig schließen, muß das Wasser unter der Erde sich den Weg suchen, und man zählt nach Ulrichs, der wohl die genausten Untersuchungen über diese Verhältnisse und den ganzen See angestellt hat, an zwanzig größere und kleinere Katavothren, durch die es abläuft.*) Diese Katavothren liegen aber nicht alle in der gleichen Tiefe und die tiefsten genügen nur zur Abführung des Wassers, welches regelmäßig das ganze Jahr dem Becken zufließt. Wenn daher bei der Regenzeit die Bäche und Flüsse anschwellen, so steigt allmälig der Wasserstand, die einzelnen Sümpfe werden zu Seeen, breiten sich weiter aus und machen zuletzt das ganze weite Becken zu einem großen See, der nun auch die höheren Abzugsgänge erreicht, bis im Frühling mit dem Aufhören der Regenzeit nach und nach das Wasser wieder fällt und ein großer Theil des Seebodens der Cultur zugänglich wird. Das ist der periodische Verlauf, der sich in der Regel jedes Jahr ziemlich gleichmäßig wiederholt. Aber zu den regelmäßigen Ursachen des Steigens kommen hie und da auch außerordentliche, sei es daß Abzugsgänge verstopft werden, oder die zufließenden Gewässer in ungewöhnlicher Weise anschwellen, so daß die Katavothren dem Bedürfnisse nicht mehr genügen. Aehnlich wie wir daher früher gesehen haben, daß der See von Pheneos in Arkadien je nach dem

*) Vergl. Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland S. 205 und folgende. Ich habe seine Angaben durchweg richtig gefunden, soweit ich sie prüfen konnte, was aber nicht überall der Fall war, weil ich einen sehr hohen Wasserstand fand. Auch die Angaben der Landleute stimmten mit seinen Nachrichten.

Zustand seiner Katavothren bald fast austrocknet, bald mächtig ansteigt, ist auch der Stand des kopaischen Seees bald ein höherer, bald ein tieferer, und schon aus dem Alterthum haben wir Nachrichten von wiederholten ungewöhnlichen Ueberschwemmungen. In der frühsten Zeit soll ein mächtiges Steigen des Wassers das älteste Orchomenos und die Städte Eleusis und Athen, die an der südwestlichen Seite des Seees zwischen Haliartos und dem spätern Orchomenos gelegen haben müssen, verschlungen haben. Später soll ein gleiches Schicksal auch die bei Homer noch genannten Städte Arne und Midea betroffen haben, über deren Lage schon die Alten nichts Gewisses mehr wußten. Auch in der historisch bekannten Zeit wird einigemal von solchem Anwachsen des Wassers berichtet, das man besonderer göttlicher Fügung zuschrieb und als ein Wunder ansah, wodurch außerordentliche Ereignisse angedeutet worden. So war der See gewachsen vor der Befreiung Thebens durch Pelopidas, und bald nachher wieder vor der leuktrischen Schlacht. Auch in neuerer Zeit wurde die Sache vom Landvolke unter dem gleichen Gesichtspunkte betrachtet, wie denn Ulrichs erzählt, daß das 1824 beginnende Steigen mit dem Falle von Ipsara in Verbindung gebracht worden sei. Erst 1834, ungefähr gleichzeitig mit der Entleerung des Seees von Pheneos, gieng das Wasser wieder auf seinen normalen Stand zurück.

Wenn also die ältesten Sagen schon auf die gleichen Verhältnisse weisen, wie sie jetzt noch bestehen, so finden wir andrerseits eben so früh schon Hindeutungen auf menschliche Arbeiten, um sich die Natur zu unterwerfen und das Thalbecken der Cultur zu gewinnen und zu sichern, und deutliche Spuren davon haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Aus Allem geht hervor, daß gerade die älteste für uns in Sagen und Mythen gehüllte Zeit in dieser Hinsicht am höchsten gestanden hat. Die ältesten Städte lagen in der später überschwemmten Ebene, die man durch Dämme, Canäle und Offenhalten der natürlichen Abzugsgänge sicherte. Daß zwar eine der Hauptkatavothren, durch die der Kephissos nach dem euböischen Meere abläuft, ein Werk der Kunst sei, wie man wohl geglaubt hat, ist nicht richtig, aber doch

scheint ein Werk dieser Art wenigstens begonnen worden zu sein. Bekanntlich sieht man noch jetzt zwischen dem östlichen Ende des Seees und dem euböischen Meere, da wo ein ziemlich niedriger Felsenrücken die Wasserscheide bildet, eine zusammenhängende Reihe von Schachten,*) welche höchst wahrscheinlich ein Werk jener ältesten Zeit sind. Offenbar können sie nur angelegt worden sein, um einen Abzugsstollen durch den Felsen zu bauen, gerade wie man auch heutzutage beim Bau größerer Tunnel an verschiedenen Stellen Schachte einsenkt, sei es nun, daß man einen vollständigen künstlichen Emmissär durch den Berg treiben, oder auch einen vorhandenen natürlichen Gang von der Tiefe der Schachte aus erweitern und reinigen wollte. Aber so weit man bis jetzt diese Schachte untersucht hat, reichen sie auf keinem Stollen hinab; bei dem ersten, der in neuerer Zeit ausgeräumt worden ist, habe ich selbst bis auf den felsigen Boden hinabgesehen, in dem folgenden ist er mit Steinen und Schutt bedeckt. Es ist also deutlich, daß die Arbeit vor ihrer Vollendung unterbrochen worden ist. Ein so bedeutendes, planmäßig unternommenes und schon so weit gefördertes Werk hat man aber gewiß nur durch die äußere Gewalt der Umstände genöthigt aufgegeben, die ohne Zweifel durch veränderte politische Verhältnisse herbeigeführt wurde. Es ist klar, daß eine Arbeit wie diese nur von einem blühenden, verhältnißmäßig mächtigen Staate unternommen werden konnte, der das ganze kopaische Seebecken beherrschte und bei der Ausführung seinen entsprechenden Vortheil gehabt hätte. Ein solcher war, wie wir früher gesehen haben, das Reich der Minyer in Orchomenos, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß das Werk zur Zeit der höchsten Macht dieses Reiches unternommen wurde und ins Stocken gerieth, als diese gebrochen oder wenigstens geschwächt wurde. Der Mythus erzählt, es habe zu jener Zeit auch Theben an Orchomenos Tribut gezahlt. Als die orchomenischen Boten

*) Ulrichs, Reisen und Forschungen S. 221 nennt vierzehn, Leake, Travels in northern Greece II, S. 276 ff. sechzehn, deren Distanz er genau angiebt. Ich habe nur die paar ersten vom See aus besichtigt und kann daher über die Zahl nichts sagen, worauf übrigens auch wenig ankommt.

gekommen seien, diesen zu erheben, habe der damals in Theben lebende Herakles sie schimpflich mißhandelt heimgeschickt und in dem darüber entstandenen Kriege die Abzüge des Kephissos mit Felsen verstopft, wodurch die große Ueberschwemmung herbeigeführt worden und aus der früher blühenden Ebene ein See geworden sei. Mag auch der Mythus zum Theil Naturereignisse darstellen, so scheint er doch auch deutlich auszudrücken, daß mit der Schwächung des orchomenischen Staates die Ueberschwemmungen eintraten und, wie das so oft in Mythen der Fall ist, das als die Ursache zu bezeichnen, was eine Folge war. Als die Orchomenier gedemüthigt waren, fehlte ihnen die Macht, das begonnene Werk weiter zu führen. Mit weniger Wahrscheinlichkeit hat man vermuthet, die Schachte seien ein Werk des Krates gewesen, der in der Zeit Alexanders des Großen Reinigungsarbeiten am kopaischen See leitete. Diese Schachte sind aber nicht die einzige Arbeit jener ältesten Zeit. Aehnliche Schachte findet man, nur in geringerer Zahl, in der tiefen Niederung unterhalb Akräphion, die sich an die südöstliche Bucht des Sees anschließt und bei großem Wasserstand überschwemmt wird, dem sogenannten athamantischen Gefilde. Sie sind nicht so tief als die andern und unten cisternenartig erweitert, und nach der ohne Zweifel richtigen Ansicht von Ulrichs nicht dazu bestimmt gewesen, um einen Stollen zu bauen, sondern nur dem Wasser bei Ueberschwemmungen einen raschen Ablauf in den unter der harten obern Steinschichte liegenden untern zerklüfteten, porösen Boden zu gewähren. Außerdem läuft quer vor dieser Bucht ein uralter Damm von einer Landspitze zur andern, der einst die ganze Bucht vor dem Eindringen des Wassers sicherte und zu fruchtbarem Ackerland machte. Jetzt ist er durchbrochen und je nachdem das Wasser hoch oder tief steht, ist eine größere oder kleinere Landstrecke innerhalb desselben überschwemmt. Ein alter Dammweg führt desgleichen von Topolia, dem alten Kopä, am nördlichen Seeufer, gerade über den See nach dem südlichen Ufer, mit den Resten einer alten Brücke über den in der Mitte durchfließenden Kephissos, und ähnliche Dämme sind noch zur Verbindung mehrerer Punkte da. Die erste Anlage

aller dieser Werke scheint der ältesten Zeit anzugehören, wenn sie auch, wie wir es bei einigen bestimmt wissen, in späterer Zeit erneuert wurden.

Von größeren Arbeiten in der Zeit des böotischen Bundes wissen wir nichts. Sie sind ohne Zweifel durch die Getrenntheit der einzelnen Staaten, welche damals das Seeufer besaßen, gehindert worden. Erst zur Zeit Alexanders des Großen, dessen großartiger Herrschersinn sich auch hier zeigte, wurde das Entsumpfungswerk unter Leitung des Ingenieurs Krates aus Chalkis wieder an die Hand genommen, und zwar anfangs mit Erfolg, da die Landstrecken, auf denen Altorchomenos oder nach Andern Athen und Eleusis gelegen hatten, wieder aus dem Wasser getreten sein sollen. Allein die Uneinigkeit der Böotier setzte bald dem Werke wieder ein Ziel, vermuthlich nach dem Tode Alexanders. Genaueres erfahren wir über die Arbeiten leider nicht, außer daß sie in Reinigung der Katavothren und Ziehen von Gräben bestanden haben.*)

Der spätere Zustand Böotiens im Alterthum läßt nicht voraussetzen, daß noch je etwas von Bedeutung versucht worden sei, doch vernehmen wir aus einer Inschrift der Stadt Akräphion wenigstens, daß noch in der Zeit des Kaisers Caligula der obenerwähnte Damm vor der südöstlichen Bucht ausgebessert wurde.**)

Daß im Mittelalter der Zustand der Thalebene ein besserer gewesen sein muß als jetzt, hat Ulrichs aus mehreren Bauwerken jener Zeit nachgewiesen, unter andern aus der Brücke, die nahe der antiken mitten im Seebecken über den Kephissos geht. In der türkischen Zeit ist durch das Anlegen von Mühlen vor den tiefer liegenden Katavothren die Versumpfung immer größer geworden und einige Arbeiten,

*) Ulrichs a. a. O. S. 221 meint, die Arbeiten des Krates an den Katavothren hätten sich auf die jetzt Vinia genannte, die am höchsten liegt, beschränkt. Allein dann wären schwerlich die Stellen der früher untergegangenen Städte hervorgetreten.

**) Corp. Inscr. Graec. n. 1625. Ulrichs Reisen und Forschungen S. 250 ff. Keil Inscript. Boeot. n. XXXI.

die seit der Befreiung des Landes begonnen wurden, sind bald wieder aufgegeben worden. Ich habe oben schon bemerkt, daß ein zehnjähriger hoher Wasserstand sich 1834 wieder verlief, worauf der See eine Reihe von Jahren wieder niedriger stand. Wann er wieder zu steigen angefangen hat, weiß ich nicht, doch sagte man mir, er habe 1852 sehr hoch gestanden, und als ich ihn 1853 gegen Ende Mai, wo sich die im Winter angesammelte Wassermasse in normalen Jahren schon verlaufen hat, sah, war er sehr groß. Er war in seiner ganzen Ausdehnung von den östlichen Katavothren bis gegen Orchomenos (Skripú) und von Kopä (Topolia) bis an den Fuß des Sphinxberges ein eigentlicher See. Den Lauf des Kephissos konnte ich nirgends unterscheiden, die Katavothren standen alle tief voll Wasser, so daß man in keine hineingehen konnte, auch nicht in die höheren, die Dammwege überall unter der Oberfläche des Seees, sowohl der von Topolia nach dem andern Ufer, als der vor der athamantischen Ebene, und das Wasser reichte noch mitten in diese hinein.

Ich zweifle nicht, daß bei dem jetzigen Stande der Technik es ein Leichtes sein müßte, in der nothwendigen Tiefe einen Tunnel von der erforderlichen Weite unter dem Bergrücken durchzuführen und die ganze Ebene trocken zu legen. Die schon bis in eine bedeutende Tiefe vorhandenen alten Schachte würden ohne Zweifel jetzt noch zu benutzen sein und die Anlage des Stollens nicht wenig erleichtern. Man hat für Eisenbahnen in neuerer Zeit eben so große Tunnel erbaut. Es käme also meines Erachtens hauptsächlich darauf an zu ermitteln, ob der zu erwartende Gewinn die großen Kosten eines solchen Unternehmens hinlänglich decken und lohnen würde, was ich für unzweifelhaft halte. Nicht nur würde die jetzt ungesunde, Fieber erzeugende Gegend zu einer gesunden gemacht werden und in Folge davon die Bevölkerung sich mehren und der Werth des jetzt schon culturfähigen Landes ungemein steigen, sondern es würden so ansehnliche Landstrecken dem Anbau gewonnen, daß gewiß binnen weniger Jahre die Auslagen vollständig gedeckt wären. Die reichlichen Bäche und Flüsse würden fortwährend die nöthigen Mittel zur vollständigsten Bewässerung geben

und die kopaische Ebene vielleicht bald wieder der blühendste Strich Griechenlands werden. Eine unerläßliche Bedingung wäre freilich, den Boden zu freiem Eigenthum zu machen. Die Hauptschwierigkeit wäre das Geld zu finden; denn daß die griechische Regierung sich bei den jetzigen Bevölkerungsverhältnissen und bei ihrer finanziellen Lage auf ein solches Unternehmen nicht einlassen kann, begreift man leicht. Hier aber, wenn irgendwo, wäre eine Aktiengesellschaft am Platze und man sollte glauben, von den zahlreichen Crédits Mobiliers, die kaum wissen, was sie mit dem Ueberflusse ihrer Millionen anfangen sollen, könnte einer für ein solches Unternehmen gewonnen werden. Das Ministerium, dem es gelänge es ins Werk zu setzen, würde sich unsterbliche Verdienste um das Land erwerben.

Mein Weg hatte mich von dem Hylikesee in die Niederung zwischen dem Sphinxberge und dem Ptoon geführt, welche ich vorher als das athamantische Gefilde bezeichnet habe und die ich zu einem großen Theil unter Wasser oder versumpft fand. Gleich jenseits der Wasserscheide beweisen ein Tumulus und Mauerreste, dann eine halbe Stunde weiter an der nördlichen Seite ein alter Dammweg und vielerlei unkenntliche Ruinen und Grabsteine bei einer Capelle, daß einst diese Ebene bewohnt war, in der man jetzt nur an dem Fuß der Berge einige Weinpflanzungen sieht.*) Auf dieser nördlichen Seite erheben sich steil die Abhänge des Ptoongebirges, das den kopaischen See vom euböischen Meere trennt. Auf einem Felsen desselben über der Seeebene liegen die bedeutenden Ruinen der Akropolis der Stadt Akräphion (auch Akräphia, Akräphiä und Akräphnion), zum Theil aus Polygonen, zum Theil aus Quadern. Die Stadt selbst zog sich nordwestlich von der Burg nach einer noch hochgelegenen, aber rings von Bergen umschlossenen Einsenkung herab, an der jetzt das Dorf

---

*) Mit wenig Wahrscheinlichkeit glaubte Ulrichs bei der Capelle die Lage der alten Stadt Arne zu erkennen, die durch eine Ueberschwemmung zu Grunde gegangen war. Ich glaube, daß die Ruinen einem in der spätern Zeit noch bewohnten Ort angehören, den ich aber nicht zu bestimmen vermag. Kiepert hat bei den ersten Ruinen Hyle angesetzt.

Karditza liegt. Man steigt aus der Ebene in einer Viertelstunde durch eine enge Schlucht hinauf, die zur Anlegung der Straße künstlich erweitert zu sein scheint und leicht zu vertheidigen war. Mitten in dem mit Trümmern bedeckten alten Stadtareale steht die Kirche des heiligen Georg, ein Werk der frühern byzantinischen Zeit mit einer Kuppel. Sie ist großentheils aus dem Material antiker Gebäude aufgeführt. Alte ziemlich roh aufgesetzte Säulen tragen die Kuppel; eine Menge Grabpfeiler, Inschriftensteine und andere Gegenstände dieser Art sind in und bei derselben theils eingemauert, theils sonst angebracht und es ist wohl kein Zweifel, daß die Kirche an der Stelle des alten Tempels des Dionysos steht, den Pausanias als die einzige Sehenswürdigkeit des Ortes anführt.*) Zwischen der Kirche und dem Dorfe Karditza ist ein Ziehbrunnen, in dessen antike Einfassung die Stricke der Eimer im Laufe der Jahrtausende tiefe Einschnitte gemacht haben. Akräphion gehörte in der Zeit der Blüthe des böotischen Bundes zu Theben; in frühster Zeit muß aber die ganze Gegend ein Theil des orchomenischen Reiches gewesen sein.

Drei Viertelstunden gebrauchte ich von den Ruinen Akräphions bis zu den wenigen Resten des Heiligthums des ptoïschen Apollon, was ziemlich gut den fünfzehn Stadien entspricht, die Pausanias angiebt. Sie liegen östlich, schon hoch auf dem Gebirge bei einer Quelle, die jetzt Perdikovrysis, die Rebhuhnquelle heißt. Eine kleine grüne Fläche breitet sich dort aus und nahe dabei steht eine Capelle von Bäumen umgeben, wo man einen schönen Blick auf den See und das Tiefland hat. Es thut einem ordentlich wohl, wenn man aus der kahlen Oede der thebanischen Ebene und aus der nackten Felsenumgebung des Hylikesees und der Kopais kommt, hier wieder einmal etwas Schatten zu finden, und die alten böotischen Priester hatten sich hier ein allerliebstes Plätzchen ausgewählt. Ihre Nachfolger, die Mönche eines früher hier gelegenen Klosters, haben sich noch in der türkischen Zeit eine halbe Stunde höher auf das Gebirge gezogen. Das wie

*) Vergl. über die Inschriften meine Epigraph. und Archäol. Beiträge S. 49.

Akräphion den Thebanern gehörige Heiligthum des ptoïschen Apollon war einer der vielen böotischen Orakelsitze, und in der Zeit der Perserkriege ereignete sich das Wunder, daß der Prophet einem von Mardonios zur Befragung des Orakels abgeschickten Boten in einer Sprache antwortete, welche den ihn begleitenden Thebanern zu ihrem Erstaunen ganz unverständlich war. Der persische Bote aber erkannte die Sprache als karisch. Eine Inschrift aus Akräphion unterrichtet uns, daß noch in der römischen Kaiserzeit das an den Orakelsitz geknüpfte Fest des ptoïschen Apollon mit Wettspielen, freilich nach längerer Unterbrechung, hier gefeiert wurde.

Von Perdikovrysis stieg ich auf sehr steilem Wege nach dem östlichen Ende des Sees hinab, um die dortigen Katavothren, die bedeutendsten der Kopais, zu betrachten. Nur mit Mühe war am Rande des Sees zwischen dem Wasser und dem Fuße des Berges durchzukommen, da das hohe Wasser den Boden bis an den Berg morastig gemacht hatte. Der Eingang der ersten, südöstlichen Katavothre, welche vorzugsweise die große genannt wird, ist ungemein großartig. Es ist nicht etwa, wie wohl an vielen andern Orten, ein bloßes Loch, in das sich das Wasser hinabstürzt, sondern in dem hier unmittelbar an den See stoßenden Fuß des Berges wölbt sich ein hohes Felsenthor, in das ein tiefer Strom hineintritt. Bei kleinem Wasser fließt durch das ausgetrocknete Seebett der Kephissos dieser Oeffnung zu und stürzt, ohne die Breite ganz zu füllen, mit Geräusch hinein, wie Ulrichs beschreibt. Als ich sie sah, war, wie schon oben bemerkt, kein Fluß zu unterscheiden und auch kein eigentliches Einströmen zu sehen. Das Wasser füllte in sehr bedeutender Tiefe die ganze Breite der Grotte und stand, so weit ich von oben hineinsehen konnte, fast ohne alle Bewegung. Denn etwa hundert Schritte von dem Eingange ist das natürliche Gewölbe eingestürzt, ein großer Felsblock mit Erde und Schutt versperrt den Durchgang, und nur langsam und spärlich sickert ein Theil des Wassers dazwischen durch; in viel zu geringem Verhältniß, um der großen in den Eingang eintretenden Wassermasse die Bewegung mitzutheilen. Die Entfernung des Felsblockes würde den

Abfluß natürlich außerordentlich befördern, da diese Katavothre die tiefste an dieser Seite des Sees ist. Ihr Wasser fällt jenseits des ptoïschen Gebirges in den Skroponeri genannten Quellen ins euböïsche Meer. Weiter nordwestlich als diese große Katavothre, in welche immer Wasser einströmt, folgt eine zweite höhere, durch welche der See nur bei großem Wasserstande abläuft; bei niedrigem steht sie vollständig trocken.*) Sie mündet jenseits des Berges, noch in bedeutender Entfernung vom Meere, bei dem alten Oberlarymna in der sogenannten Anchoë, deren Abfluß ins Meer als der Kephissos betrachtet wird, aber bei niedrigem Wasserstande natürlich trocken bleibt. Ich konnte in dem auch in dieser Katavothre tief stehenden Wasser so wenig als in der großen eine Bewegung wahrnehmen. Ueber ihr beginnen die früher erwähnten Schachte. Ganz nahe dabei ist eine ähnliche kleinere Katavothre, die sich vielleicht unterirdisch mit ihr vereint. Ein starkes Einströmen des Wassers sah ich nur bei einer vierten Oeffnung, eine halbe Stunde weiter nach Nordwesten. Uebrigens machte der hohe Wasserstand bei den vielen Einbuchtungen es schwierig, wirkliche Katavothren von bloßen Unterhöhlungen des Ufers zu unterscheiden. Von dem Seeufer stieg ich wieder zu dem einzigen Dorfe in der Nähe, Kokkino, hinauf, das in ansehnlicher Höhe auf dem Abhange des Ptoon liegt, und kam gerade noch recht um bei einem prachtvollen Sonnenuntergang die weite Aussicht über den See und die dahinterliegenden Gebirge zu genießen.

Das Reiseziel des folgenden Tages war Skripú auf der Stätte des alten Orchomenos, am entgegengesetzten westlichen Ende des Sees. Wäre das Wasser klein gewesen, so hätte ich vom Seeufer unterhalb Kokkino in kurzer Zeit auf dem Dammwege nach dem gegenüberliegenden Topolia kommen können, so aber mußte ich um das östliche Ende des Sees herum, an den Katavothren vorbei und dann dem nördlichen Ufer entlang reiten, und der ohnedies schon nicht kurze Weg

*) Es ist die nach Ulrichs die große Vinia *ἡ Μεγάλη ᾽Μπίνεια* genannte Katavothre, die daneben die kleine Vinia, *ἡ μικρὴ ᾽Μπίνεια*.

wurde dadurch noch sehr verlängert, daß man oft wegen des Wassers nicht in der Tiefe bleiben konnte, sondern hoch über die anstoßenden Berge gehen mußte. Ich brauchte über fünf Stunden, bis ich Topolia erreichte.

Topolia liegt an der Stelle des alten Kopä auf einer fast runden Halbinsel, die durch einen Dammweg mit dem nahen Ufer verbunden ist. Reste der alten Stadt, einer der böotischen Bundesstädte, sind noch manche vorhanden, aber keine so zusammenhängenden Mauern, wie in mehrern andern böotischen Städten. Dagegen findet sich eine Anzahl Inschriften, und außerhalb der Halbinsel auf dem gegenüberliegenden Festlande sah ich viele, wie es schien, kürzlich ausgegrabene Steine, besonders Grabpfeiler liegen. Ohne Zweifel war dort der Begräbnißplatz der Stadt.*) Im Alterthum waren die großen fetten Aale des kopaischen Seees besonders berühmt und ein Hauptleckerbissen des athenischen Marktes, und noch heutzutage sollen sie ausgezeichnet sein, und zwar vorzugsweise die bei Topolia gefangenen. Von meinem französischen Reisegefährten von Platää, der früher einmal die Tour um den See gemacht hatte, war mir noch lebhaft empfohlen worden, ja nicht zu versäumen, dieses besonders aus Aristophanes bekannte Gericht zu kosten und ich freute mich schon, die Einförmigkeit der Reisekost dadurch zu unterbrechen und meine klassischen Kenntnisse zu erweitern. Allein meine Erwartungen gingen schmählich zu Schanden. Kein Aal war in Topolia aufzutreiben und ich muß auch ferner dem Urtheil anderer Glücklicherer glauben, daß unter den Leiden, welche die Athener im peloponnesischen Kriege zu tragen hatten, das Entbehren dieser Aale keines der geringsten war.

Eine schlechte Entschädigung dafür war die Frucht einer Wasserpflanze, die, wie im Alterthum, so noch heutzutage gegessen wird, der sogenannten Side der Alten. Sie ist rundlich, von der Größe einer Mispel oder selbst eines kleinen Apfels, schält sich leicht und läßt sich

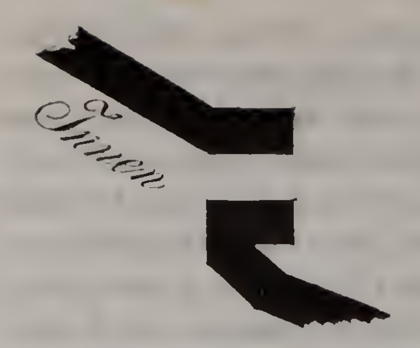
---

*) Vergl. meine Epigr. und Archäol. Beiträge S. 50, 51, wo nur die Kirche nicht die des Elias hätte genannt werden sollen, sondern der *Κοίμησις τῆς Παναγίας* nach der *Ἐφημ. Ἀρχαιολ.* N. 802.

wie eine Orange strahlenförmig zertheilen. In dem trocknen Fleische liegen dunkelrothe Kerne zerstreut. Der Geschmack ist fad und ähnelt etwas dem Mohne. Obwohl noch Otfried Müller in seiner Schrift Orchomenos daran gezweifelt hatte, ist die Pflanze die weiße Seerose, Nymphæa alba, die mit ihren breiten Blättern und schönen großen Blumen weithin den See bei Topolia deckt. Die Frucht habe ich bei uns zu Lande nie beachtet, und auch von botanischen Freunden keine genauere Nachricht darüber erhalten können, jedenfalls wird sie nicht gegessen; ich vermuthe aber, sie erreiche nicht die Vollkommenheit wie in dem wärmern griechischen Klima. Für die Identität der kopaischen Pflanze mit der Nymphæa alba beziehe ich mich übrigens auf botanische Autoritäten, obgleich sie auch meinen Laienaugen unverkennbar schien.

Gegenüber Topolia, nahe dem südlichen Seeufer, liegt eine kleine ziemlich hoch über die Seefläche hervorragende felsige Insel, die jetzt Gla oder Paläokastro genannt wird und alte Ruinen trägt. Ich ließ mich von Topolia hinüber rudern und fand bestätigt was Ulrichs sagt, daß die Mauern des Paläokastro, die um die ganze Insel laufen, zu den großartigsten im nördlichen Griechenland gehören. Sie sind aus sehr großen unbehauenen Steinen, die aber durch den natürlichen horizontalen Bruch sich der Quaderform annähern, ohne Mörtel gebaut, und haben eine Breite von ungefähr acht Schritt, gehören also zu den dicksten, die man in Griechenland findet. Eigentliche Thürme habe ich nicht bemerkt, wohl aber Vorsprünge der Mauer wie in Mykenä, namentlich an einem großen Thore an der Westseite,*) welches mich auch durch den zwischen den zwei Vorsprüngen gebildeten langen Zugang an das Hauptthor von Mykenä erinnerte. Der beifolgende Holzschnitt giebt nach einer an Ort und Stelle gemachten Skizze ungefähr den Grundplan.

*) Ulrichs a. a. O. S. 217 giebt zwei große Thore an der Nord- und Ostseite, ein kleines an der Westseite an. Das kleine habe ich übersehen, aber die Maße meines Thores stimmen mit denen überein, die er für seine beiden ersten angiebt; es ist also wohl das, welches er als das nördliche bezeichnet, und einer von uns hinsichtlich der Weltgegend im Irrthum.



Der Deckstein über dem Thore fehlt freilich, aber die Seitenmauern stehen noch in sehr ansehnlicher Höhe; an der nördlichen Seite liegen noch fünf gewaltige Blöcke auf einander. Die Oeffnung des Thores mißt acht bis zehn Schritt, ungefähr das Gleiche wie die Dicke der Mauern; die Länge des ganzen Thorwegs beträgt sechzehn Schritt und ist mit großen herabgefallenen Blöcken angefüllt. Ein anderes großes Thor sah ich an der Ostseite. Von Gebäuden im Innern sind nur wenige Spuren zu sehen; eine auf dem höchsten Punkte liegende mit Anwendung von Mörtel gebaute Ruine ist aus einer spätern Zeit als die Ringmauern, vielleicht aus dem Mittelalter.

Ulrichs hat vermuthet, es habe hier das älteste homerische Kopä gelegen, die Stadt sei wegen der Unbequemlichkeit der insularen Lage später dann auf die nahe Halbinsel verlegt und der alte Platz in Kriegsgefahren noch als Zufluchtsstätte benutzt worden, wie sich das noch in neuester Zeit wiederholt habe. Eine der alten durch Ueberschwemmungen untergegangenen Städte dürfe man nicht darin suchen, weil ja die Insel zu allen Zeiten über das Wasser hervorgeragt habe. Ich stimme ihm unbedingt darin bei, daß das Paläokastro eine alte Stadt gewesen sei und nicht ursprünglich schon bloß zu einer Zufluchtstätte bestimmt, wie Roß meint, und zwar halte ich es für eine der ältesten, wenn nicht die älteste Ruine am See. Ich glaube, es ist zu einer Zeit gebaut worden, wo das Wasser noch niedrig stand und die jetzige Insel nur als ein Hügel aus der Ebene hervorragte und darum zur Anlage einer Burg vorzugsweise geeignet war. Als das Steigen des Sees den Hügel zur Insel machte, wurde es ohne Zweifel verlassen. Ob aber gerade Kopä ursprünglich hier lag, ist eine andere Frage, die ich hier nicht erörtern will; die Annahme scheint mir mit den Nachrichten Strabos nicht leicht in Uebereinstimmung zu

bringen, und vielleicht könnte doch an eine der vom See verschlungenen Städte gedacht werden, wenn man annähme, es habe sich an die Burg in der Ebene eine Unterstadt angeschlossen, welche überschwemmt worden, worauf dann auch die Burg verlassen worden sei.

Ueber dem Abstecher auf die Insel war die Zeit stark vorgerückt und nach Skripú war es noch weit. Ich konnte entweder den Krümmungen der Seebuchten entlang gehen oder den Weg quer über das nördlich gelegene Dorf Pavlo nach dem nordwestlichen Ende des Seees einschlagen. Der letztere Weg wurde auf den Rath der Leute von Topolia als der kürzere gewählt. An mehreren unscheinbaren Ruinen vorbei, kam ich durch öde, unbewohnte Strecken Landes nach dem auf den südlichen Abhängen des Chlomosberges gelegenen Pavlo, und dann an einem von blühenden Oleandern dicht umgebenen Bache wieder an den See. Links sah ich am Ufer einen hohen mittelalterlichen Thurm an der Stelle des alten Tegyrä, wo einst Pelopidas mit seiner heiligen Schaar einen glänzenden Sieg über überlegene spartanische Streitkräfte davontrug. Schon brach die Nacht ein, als wir am obersten Ende des Sees eine Stelle erreichten, wo unter einem großen Felsen, von hohen Bäumen umgeben, eine schöne Quelle entspringt. Eine ganze Gesellschaft griechischer Reisender hatte hier ihr Nachtquartier aufgeschlagen, da sie, wie sie uns sagten, in dem einzigen Hause, das zwischen diesem Platze und Skripú ist, der Mühle von Tzamali, wegen des vielen Ungeziefers nicht hätten bleiben wollen. Sie luden uns ein ein Gleiches zu thun, da Skripú noch zu weit entfernt sei. Da aber die Stelle fast in gleicher Fläche mit dem ganz nahen sumpfigen Ende des Seees lag, fürchtete ich die Fieberluft und setzte den Weg fort. Das Gepäck war noch weit hinter uns und daher entschloß ich mich, trotz der Warnung jener Leute in der Mühle ein Unterkommen zu suchen. Allein man war nicht geneigt uns aufzunehmen und gab als Grund ganz naiv an, es seien so viele Flöhe in dem Hause, daß wir nicht darin übernachten könnten, die Hausbewohner selbst brächten die Nacht im Freien zu. Der Vorwand klang nicht unwahrscheinlich und so mußten wir noch nach Skripú reiten, das wir auf einem

Dammwege, der in weitem Bogen durch die Sümpfe des Flusses Melas, jetzt Mavropotamos, führt, erst um halb zehn erreichten. Wir hatten sieben volle Stunden von Topolia aus gebraucht, ohne irgendwo auszuruhen. Trotz der späten Stunde fand ich bei den Mönchen des Klosters sehr freundliche Aufnahme und bedauerte nicht, daß man uns in der Mühle abgewiesen hatte. Frühere Reisende berichten von einem Bruder Jeremias, der schon den Aufstand gegen die Türken in Morea im Jahre 1770 mitgemacht hatte und sich schon in den Dreißiger Jahren rühmte, über hundert und zwanzig Jahre alt zu sein, und es interessirt vielleicht Manchen zu erfahren, daß er die Ruhe des Klosters schon vor einigen Jahren mit der ewigen Ruhe vertauscht hat, wie ich auf meine Erkundigungen vom Igumenos vernahm.

Das Kloster der Entschlafung der heiligen Jungfrau (*Κοίμησις τῆς Παναγίας*) in Skripú, eines der ältesten in Griechenland, dessen geräumige Kirche schon im neunten Jahrhundert erbaut worden ist, wie eine Inschrift daran aussagt, nimmt ohne Zweifel die Stelle des berühmten Tempels der Chariten ein, auf einem kleinen Hügel oder richtiger dem äußersten Vorsprung des Akontionberges, unmittelbar über der Seeebene, gerade so hoch, daß es nicht mehr von der gefährlichen Fieberluft leidet, der dagegen das zum großen Theil um einige Fuß niedrigere, östlich davon gelegene, elende Dorf Skripú sehr ausgesetzt ist. Den Dienst der Chariten oder Grazien hatte einer der ältesten orchomenischen Könige, Eteokles, eingeführt, und auf uralten Naturdienst weist der Umstand, daß sie bis in späte Zeiten in der Form roher, angeblich vom Himmel gefallener Steine verehrt wurden. Aber aus den ursprünglichen Naturgottheiten wurden sie auch in Orchomenos zu den Spenderinnen alles Anmuthigen und Schönen bei Göttern und Menschen, wie Pindar in seinem vierzehnten olympischen Liede sie, „die sangreichen Königinnen des glänzenden Orchomenos, die Beschützerinnen des alten Minyerstammes,“ so schön schildert. Eine Menge Ueberreste des alten Heiligthums, Architekturstücke, größere und kleinere Inschriften und Skulpturwerke finden sich noch in und an der aus alten Werksteinen aufgeführten Kirche, in den Mauern des Klo-

sters und in den Höfen. Außer den höchst interessanten Inschriften verdienen einige archaische Bildsäulen besondere Beachtung, die, wenn ich nicht irre, erst vor einigen Jahren gefunden sind, und bei meiner Anwesenheit in einem kleinen Hofe standen. Sie gehören zu den ältesten Resten griechischer Bildhauerkunst und es wäre wünschenswerth, daß sie nach Athen transportirt und dem Studium zugänglicher gemacht würden, was freilich bei dem Zustand der Straßen noch eine schwierige Sache ist.*)

Ueber dem Kloster erhebt sich westlich der schmale Abhang des Akontionberges, auf dem die Ruinen der alten Stadt liegen. Zwischen ihnen und dem Kloster, also noch außerhalb der Stadt, bei den obersten Häusern des Dorfes Skripú, stehen die Reste des früher schon erwähnten sogenannten Schatzhauses des Minyas, das dem in Mykenä ganz ähnlich ist, aber fast ganz zerstört. Nur die Thüre mit einem gewaltigen Deckstein darüber steht noch, aus dessen Rundung man abnehmen kann, daß das Gebäude ungefähr die gleichen Maaße hatte, wie das in Mykenä. Der untere Theil steht in der Erde, über welche nur drei Steinlagen der beiden Thürseiten hervorragen. An der der Thür entgegengesetzten Seite ist aber der Boden, in Folge des natürlichen Ansteigens des Abhanges, viel höher, so daß man nicht anneh=

---

*) Da mir unbekannt ist, ob diese Bildwerke irgendwo abgebildet oder genauer beschrieben sind, erlaube ich mir die leider dürftigen Notizen aus meinem Tagebuche wörtlich zu geben.

„In einem Seitenhofe eine sehr archaische männliche Figur, die Arme steif an der Seite herabhängend, das linke Bein etwas vorgesetzt. Brust, Bauch und Arme schon mit einer gewissen Kunst gearbeitet, aber nicht wie bei den Agineten. Starkes aber nicht sehr spitzes Kinn, aufgeworfene Lippen, Nase abgeschlagen, die Augen eigenthümlich geschnitten, indem das obere Lied in der Mitte fast einen Winkel bildet. Geringelte Löckchen über der Stirn, darüber ein Stirnband, das obere Haar in regelmäßigen Reihen von Ringeln, hinten in breiten Zöpfen bis auf die Schulterblätter herabfallend. Unten über den Knieen abgebrochen. (Der untere Theil fehlt ganz.) Ist es ein Apollon?

„Daneben zwei Bruchstücke einer ähnlichen Figur. 1) Brust bis an den Hals. 2) Der Theil von oben an den Knieen bis oberhalb der Scham.

„Farben konnte ich nicht entdecken. Das Material ein grauer Marmor oder feiner Kalk."

men darf, wie einige gethan haben, das Gebäude habe ganz über der Erde gestanden, vielmehr war es wenigstens zum Theil in den Berg hineingebaut. Die Stadt hatte ungefähr die Gestalt eines Dreiecks, indem der Abhang, auf dem sie liegt, unten gegen das sogenannte Schatzhaus und das Kloster eine ziemliche Breite hat, aufwärts aber seine felsigen Ränder sich immer mehr zusammenziehen, bis sie an einem kleinen Gipfel, der die Akropolis trug, zusammentreffen. Die Entfernung vom untern Ende bis zur Akropolis wird nicht viel weniger als eine kleine halbe Stunde betragen. Am südlichen Fuße fließt der Kephissos, am nördlichen entspringen Quellen des Melas und bilden tiefe Sümpfe. Die Mauern der Stadt sind längs der Südseite noch fast in der ganzen Ausdehnung zum Theil in bedeutender Höhe erhalten, weniger vollständig an der besonders schroffen Nordseite, und am wenigsten an der unteren östlichen Seite. Sie sind aus Steinen von ziemlich unregelmäßiger Gestalt erbaut, doch nähert sich an vielen Stellen die Construction sehr dem regelmäßigen Quaderbau. Hie und da stehen viereckige Thürme. An der Ostseite sieht man die Spuren eines großen Thores, an der südlichen und nördlichen aber mehrere wohlerhaltene kleinere Pforten, von denen eine noch den Deckstein hat. Innerhalb der Stadtmauern sieht man noch Grundmauern mehrerer größerer Gebäude, nirgend aber stehen noch Reste über dem Boden. Der Felsen der Akropolis erhebt sich so steil über der Stadt, daß er nur auf einer in das Gestein eingehauenen Treppe erstiegen werden kann, die ungefähr sieben Fuß Breite hat. Sie mag etwa hundert Stufen gehabt haben, von denen die obern zwei und sechzig noch ganz gut erhalten sind, und nach einer kleinen Unterbrechung noch ungefähr zwanzig weiter unten. Die Mauern der Akropolis sind sehr schön und sorgfältig erbaut, gegen die innere Seite der Burg in regelmäßigster Quaderconstruction, nach außen dagegen denen der Stadt ähnlich. Sie stehen theilweis noch in einer Höhe von zwei und zwanzig mehr als einen Fuß hohen Steinlagen. An der Südseite laufen drei starke Mauern hinter einander mit verschiedenen Zwischenräumen und Gängen, während sie an der Nordseite wenigstens jetzt fast ganz fehlen.

So sorgfältig diese Burg befestigt war, so klein ist sie. Der Raum innerhalb der Mauern mißt in der Länge von Osten nach Westen nur sechs und dreißig Schritte, in der Breite von Süd nach Nord dreißig.

Obwohl die Ruinen der Stadt und der Burg bedeutend sind, so darf man sich nicht etwa der Illusion hingeben, in ihnen die Reste der alten Minyerstadt zu sehen, welcher der Thesauros angehört. Orchomenos ist von den Thebanern in der Zeit ihrer Macht, etwa 368, zerstört worden, und nachdem es wieder hergestellt worden und im sogenannten heiligen Kriege auf Seiten der Phokier gestanden hatte, erfuhr es nach deren Bezwingung durch König Philipp zum zweiten Mal dasselbe Schicksal. Erst nach der Schlacht von Chäronea wurde es wieder aufgebaut, und dieser Zeit gehören die noch stehenden Reste an, wenn auch einzelne Mauertheile älter sein mögen.

Von der Höhe der Burg hat man einen schönen Blick auf den See und das Kephissosthal; man sieht die Gegenden zu seinen Füßen ausgebreitet, die ganz vorzugsweise das Wort des Epaminondas rechtfertigen, daß Böotien ein Tanzplatz des Ares sei. Von den Schlachten, die in der Ebene unmittelbar unter Orchomenos geschlagen wurden, ist die berühmteste die, in welcher Sulla den Feldherrn des Mithradates besiegte, nachdem er sie ein Jahr zuvor wenige Stunden weiter aufwärts bei Chäronea geschlagen hatte. Weniger bekannt, aber nicht minder interessant ist der Sieg, den im Jahr 1311 hier die große catalonische Compagnie, die als eine unabhängige Soldatenrepublik auf ihre Faust in der Welt umherzog, über den Herzog von Athen, Walter von Brienne, erfocht. Dieser zog mit einem sehr zahlreichen Heere, das besonders an Reiterei stark war, gegen die Catalonier, und glaubte in der weiten Ebene einen leichten Sieg über das feindliche Fußvolk davontragen zu können. Die Catalonier aber hatten die Gewässer des Kephissos in die mit dichter Saat bedeckten Felder vor ihrer Stellung geleitet und den Boden so erweicht, daß ein schwerbewaffneter Mann nur an wenigen Orten noch Fuß fassen konnte. Die Saat verdeckte dem Feinde die Bewässerung. Nachdem Walter sein Heer

in Schlachtordnung aufgestellt hatte, sprengte er an der Spitze von neunhundert Edlen und Rittern in stolzer Siegeszuversicht, wie wohl im gleichen Jahrhundert der kriegsgeübte Adel in den Schlachten gegen die Schweizer, auf die Linien der Catalonier vor. Aber plötzlich sanken die schwergepanzerten Reiter in dem verborgenen Sumpfboden ein, Mann und Roß suchten umsonst sich emporzuarbeiten, sie geriethen nur tiefer in den Morast, stürzten um, konnten nicht vorwärts noch rückwärts. Da brachen die leichten Truppen der Catalonier auf die wehrlosen Gegner ein und schlugen ohne Erbarmen Alles nieder. Unter den ersten fiel der Herzog, und von der ganzen glänzenden Ritterschaar sollen nur zwei am Leben geblieben und gefangen worden sein. Voll Entsetzen floh das rückwärts aufgestellte Heer, das aus der Entfernung dem Gemetzel zugesehen hatte, ohne helfen zu können.

Indem ich bei Orchomenos den See verließ, den ich zum größern Theil umwandert hatte, ritt ich über den Kephissos durch die an vielen Stellen versumpfte Ebene, in der man sich jene mörderische Schlacht leicht vergegenwärtigt, nach Livadia. Der Kephissos ist hier ein ordentlicher, zwar nicht breiter, aber tiefer Fluß, dessen Ufer an vielen Stellen dicht mit Bäumen bewachsen sind, ein Anblick, für den ich nach der mehrtägigen Tour durch fast baumlose Gegenden sehr empfänglich war. Livadia, das ich in zwei und einer halben Stunde erreichte, liegt oberhalb der Ebene am Eingang einer Schlucht zwischen dem alten Laphystion, dem heutigen Berg von Granitza, und dem Thurion, zwei Bergen, die zum Helikon im weitern Sinne gehören. Brausend strömt durch die Stadt in felsigem Bette der alte Herkynabach, der, unterhalb derselben durch weitere Zuflüsse verstärkt, durch die Ebene dem kopaischen See zufließt. In seinem untern Laufe hieß er im Alterthum Probatia, jetzt wird er der Fluß von Livadia genannt. Malerisch zieht sich zwischen Baumgruppen die Stadt großentheils am linken Ufer des Bachs an einem Vorsprung des Thurionberges hinauf, auf dem die Ruinen des Kastro, eines mittelalterlichen Schlosses liegen. In türkischer Zeit war Livadia die bedeutendste Stadt der Provinz, die nach ihr genannt war, und mehrere Moscheen

mit ihren hochragenden Minarets haben die Zerstörungen des Befreiungskrieges überdauert, und sind zum Theil jetzt in Kirchen verwandelt. Das alte Lebadea, das auf der rechten Seite der Herkyna lag, hat politisch nie eine große Bedeutung gehabt, sondern verdankte seine verhältnißmäßig lang andauernde Blüthe besonders dem zweideutigen Ruhme, der Sitz eines Orakels des Trophonios zu sein, der unter wunderlich geheimnißvollen Gebräuchen in einer finstern, unterirdischen Grube befragt wurde. Der heilige Bezirk mit dem Tempel und dem Orakelgemache lag auf der linken Seite des Bachs und nahm einen Theil der jetzigen Stadt ein, erstreckte sich aber noch weiter aufwärts. Oberhalb der Stadt entspringt am Fuß des östlichen Berges, des Laphystion, die prächtige laue Hauptquelle der Herkyna, die jetzt Chilia heißt und ein tiefes Becken mit ihrem klaren Wasser füllt, ich glaube die schönste Quelle in Griechenland; nur wenige Schritte davon auf der andern Seite des Weges sprudelt unter dem westlichen Felsen, auf dem das Kastro liegt, eine kalte Quelle, die Krya, hervor, von Quadern eingefaßt. Ulrichs erzählt, daß die Quelle im Anfang des Jahrhunderts hier plötzlich verschwunden sei, dafür aber im Bett der Chilia zum Vorschein gekommen sei, wo er (1838) und andere Reisende sie sahen. Die Leute bestätigten mir das, sagten mir aber, nach einem sehr starken Wasser, das die ganze Schlucht erfüllt, sei sie vor etwa einem Jahre wieder an der alten Stelle hervorgekommen, wo ich sie fand. Mit Recht hat man in der Krya die von den Alten erwähnten Quellen der Lethe und Mnemosyne, der Vergessenheit und der Erinnerung, erkannt, die bei der Orakelbefragung eine Rolle spielten. Man wird sich bei den Veränderungen, welche die Quelle in neuer Zeit erlitten hat, nicht wundern, daß im Alterthum zwei Quellen dicht bei einander waren. An dem Felsen über der Quelle ist rechts eine große offene Kammer eingehauen, die wohl am ehesten zur Aufstellung von Weihgeschenken bestimmt war, wie zwei größere und viele kleinere Nischen links daneben.*) Links von der Quelle ist der

*) Gerade über der Quelle ist die Inschrift des Corp. Inscr. Graec. 1680, die verschieden gelesen worden ist. Ich fand mit Ulrichs ziemlich übereinstimmend

enge Eingang zu einer Höhle, in welche frühere Reisende gekrochen sind und die man mit Unrecht lange für die Orakelkammer gehalten hat. Denn diese lag auf dem Berge und hatte eine andere Beschaffenheit. Eher mag es, wie Ulrichs meint, die Grube des Agamedes, des Bruders des Trophonios, sein, in die man das Blut eines geschlachteten Widders bei der Orakelbefragung fließen ließ. Mir gelang es nicht hineinzukommen, denn das erwähnte große Wasser hatte so viel Sand und Steine zugeschwemmt, daß die Oeffnung zu klein geworden war um durchzukriechen.

Ueber die mäßigen Höhen des Thurionberges, die sich nordwestlich von Livadia gegen den Kephissos ziehen, erreichte ich in sieben Viertelstunden das Dorf Kapräna, auf den Ruinen der alten Stadt Chäronea. Wenige Minuten ehe man hinkommt, harren links von der Straße, am Fuß der Berge, noch die sieben auseinander gefallenen Stücke des kolossalen Löwen, der den Grabhügel der in der Schlacht gegen Philipp gefallenen Thebaner schmückte, der Wiederaufrichtung, die wohl ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligt werden könnte. Westlich über dem Dorfe erhebt sich ein sehr schroffer, mit dem Thurion zusammenhängender Felsberg, auf dem die schönen Ruinen der festen Burg von Chäronea liegen. In den im Ganzen regelmäßigen Mauern sieht man einzelne Steine von ungeheuerer Größe. Unter der Burg ist am nordöstlichen Abhang ein kleines Theater in den Felsen eingehauen, das unschönste, das mir vorgekommen ist. Zwar mag es sich etwas besser ausgenommen haben, als rechts und links die den Halbkreis abschließenden aufgemauerten Flügel noch standen, die jetzt fehlen. Aber schön kann es nie gewesen sein. Dazu sind die Stufen zu eng und hoch. Man unterscheidet noch zu unterst drei Reihen von Stufen, auf die ein breiter Umgang folgt; dann

---

EYBO ΛOY mit großem Zwischenraum zwischen *O* und *Λ*, der aber durch die Rauhheit des Felsens bedingt scheint. Das *E* hat die runde, späte Form. In der gleichen Linie ungefähr, aber weiter als daß es noch zu dem vorigen Namen zu gehören scheint, fand ich noch ein unvollständiges *Φ*. Es scheinen mehrere Namen in den Felsen gehauen gewesen zu sein.

zwölf ohne Unterbrechung; über diesen kommt ein starker Absatz, auf welchen noch vier Stufen folgen. Zu den obersten zu kommen, kostet jetzt einige Mühe. Von den Sitzen des Theaters, noch mehr aber von der darüber liegenden Höhe der Burg übersieht man die breite, vom Kephissos durchströmte Ebene, welche der Schauplatz vieler Schlachten gewesen ist. Aber die Erinnerung an die übrigen, selbst an den großen Sieg, den Sulla hier über die pontischen Heeresmassen des Mithradates erfocht, tritt zurück vor jenem Kampfe, der die Geschichte des freien Griechenlandes eigentlich beschließt und Makedonien definitiv zur ersten Macht der damaligen Zeit erhob. Und doch sind wir gerade über diese Schlacht nur sehr mangelhaft unterrichtet. So viel sich aus den dürftigen Nachrichten und aus der Oertlichkeit erkennen läßt, waren die Griechen gerade unterhalb der Stadt gelagert, *) und stellten sich zur Schlacht so auf, daß der linke Flügel, den die Athener bildeten, sich an die Höhen lehnte, der rechte, wo die Thebaner standen, sich gegen den Kephissos ausdehnte, der mehr auf der andern Seite der Ebene nahe dem Fuß des Akontion hinfließt. Philipp, der aus Phokis herabkam, stellte sich etwas weiter aufwärts mit dem rechten Flügel an den Höhen, mit dem linken am Kephissos auf. Die Stadt Chäronea mit der Burg, die übrigens in der Schlacht gar nicht genannt wird, ist ohne Zweifel in den Händen der Griechen gewesen, da sie sonst sicherlich eine Stellung weiter abwärts im Thale genommen hätten. Auf dem rechten makedonischen Flügel stand Philipp selbst, auf dem linken commandirte der noch sehr junge Alexander, dem der erprobte Feldherr Antipater beigegeben war. Der König soll der Front eine lange Ausdehnung gegeben haben, indem

*) Das muß man aus dem von Plutarch, Demosth. 19 angeführten Umstand schließen, daß die Griechen an dem Hämonflüßchen, oder vielmehr Bach, gelagert hätten, der wohl kein anderer sein kann, als der Abfluß der unter dem Theater entspringenden Quelle. Vergl. Ulrichs S. 179. — Uebrigens kann sich das Lager, das ziemlich groß sein mußte, von da sehr wohl bis nach dem Platz ausgedehnt haben, wo der Löwe steht. Vermuthlich lagerten die Griechen vor der Schlacht an den Bergen und dehnten sich erst in dieser in die Ebene rechts aus.

er dadurch mit seinen besser geübten und in einander greifenden Truppen einen Vortheil über das aus den schnell zusammengerafften Contingenten verschiedener Völkerschaften bestehende feindliche Heer erhielt. Uebrigens war diese Ausdehnung durch das Terrain geboten, da der Kephissos so den linken, die Höhen den rechten Flügel deckten. Von Anfang an scheint Philipp den linken Flügel zum eigentlichen Angriff bestimmt zu haben, indem er bei dem ungestümen Angriff der Athener langsam und wohl geordnet zurück gieng, während Alexander den äußersten rechten Flügel der Thebaner niederwarf und nun die feindliche Linie von dort aus aufrollte. Jetzt erst drang auch Philipp gegen die Athener vor, die schon Sieger zu sein glaubten, und entschied die Schlacht vollends. Einiges Bedenken erregt dabei nur das Grab der gefallenen Thebaner mit dem Löwen, das dann nicht da steht, wo sie gestritten hatten und gefallen waren, vielmehr in der Nähe der Stellung der Athener. Allein es ist nicht gesagt, daß die Thebaner gerade da begraben waren, wo sie gefallen waren, wie das keineswegs immer geschah. Da nun Plutarch meldet, daß noch zu seiner Zeit eine Eiche am Kephissos gezeigt wurde an der Stelle, wo Alexander sein Zelt gehabt habe, da ferner Philipp sich an die Anhöhen zurückzog, solche aber nur auf der rechten Seite der makedonischen Front da sind, so ist an der Richtigkeit der obigen Annahme nicht zu zweifeln, denn mit der Stellung Philipps und Alexanders ist auch die der Athener und Thebaner gegeben.

Die Hellenen sind bei Chäronea nicht aus Mangel an Tapferkeit besiegt worden; Athener und Thebaner haben ihres Namens würdig gestritten. Sie sind dem Feldherrngenie Philipps unterlegen, dem sie keinen gewachsenen Heerführer entgegenzustellen hatten. Sie sind unterlegen, aber ruhmvoll. Die Aufopferung der heiligen Schaar von Theben, die würdige Haltung, welche das athenische Volk auch nach der Niederlage behauptete, imponirten selbst dem Sieger. Daß Griechenland und daß namentlich Athen wenigstens mit Ehren gefallen sind, ist das unsterbliche Verdienst des Demosthenes, das man freilich in neuerer Zeit herabzusetzen bemüht war, indem man vom Stand=

punkt einer historischen Betrachtungsweise aus, welche die Dinge nach dem Erfolge beurtheilt, sein ganzes Wirken als ein verfehltes darstellte. Ich beneide Niemanden um eine solche Auffassungsweise. Nicht minder verkehrt ist es, mit Uebertragung von modernen deutschen Einheitsideen auf die griechischen Verhältnisse ihm zum Vorwurfe zu machen, daß er einer Einigung Griechenlands unter Makedonien widerstrebte. Das makedonische Volk erschien den Griechen als ein fremdes, eine Unterordnung unter dessen Hegemonie als Unterwerfung unter eine fremde Macht, etwa wie jetzt eine Unterwerfung Deutschlands unter Rußland erscheinen würde; und wäre das selbst nicht der Fall gewesen, ein Staat wie der atheniſche, der an der Spitze der Nation gestanden hat, kann und wird sich nie gutwillig einem andern unterordnen. Durch die Niederlage bei Chäronea steht Athen größer da, als wenn es sich freiwillig und mit Bewahrung aller möglichen materiellen Vortheile unter Makedoniens Vasallen gestellt hätte. Ueberhaupt war nun einmal Griechenlands Bestimmung nicht, als Einheitsstaat weithin mit den Waffen zu gebieten, sondern in größter Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit die Gaben des Geistes zu entwickeln. Eine unbefangene Forschung wird immer den Demosthenes als eine der schönsten Erscheinungen der Geschichte bewundern, und man kann die Größe der makedonischen Könige anerkennen, ohne ihren Gegner ungerecht zu verkleinern.

Doch kehren wir nach Chäronea zurück. Chäronea war bekanntlich die Vaterstadt des Plutarch und die Kapränier betrachten ihn mit Stolz als ihren Landsmann und zeigen einen alten Marmorsessel als „Thron des Plutarch". Der gute Moralphilosoph würde aber an jenem Tage, wo ich in Kapräna übernachtete, bedenklich den Kopf über seine Landsleute geschüttelt haben. Es hatte kurz zuvor eine Räuberbande von sechzehn Mann am Parnaß gehaust und nach einander sechs und dreißig griechische Reisende ausgeplündert, und die Kapränier waren beschuldigt mit ihr als Hehler in Verbindung gestanden zu haben. Zum Behufe einer Untersuchung war daher eben ein

Beamter vom nahen Davlia herübergekommen, der mit mir in dem gleichen Hause Quartier genommen hatte und mir diese Details erzählte. Fast alle Häuser des Dorfes waren geschlossen und versiegelt worden, um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, so daß die Bewohner im Freien schlafen mußten. Das war freilich nichts Arges, denn die Hitze war so groß, daß auch die Leute unseres Hauses und der Beamte selbst sich auf ihren Decken unter freiem Himmel hinstreckten. Aber sonderbar nahm es sich doch aus, die Hausbesitzer momentan so aus ihren Häusern ausgeschlossen zu wissen.

Phokis im Allgemeinen. Panopeus und Daulis. Ambrysos. Das Kloster des H. Lukas. Stiris. Delphi und der Parnaß. Krisa. Amphissa (Sálona). Der Weg von Sálona bis Graviá. Das obere Kephissosthal. Doris. Amphikäa (Dadi). Tithorea (Velitza). Parapotamioi. Abä. Hyampolis.

Während die meisten griechischen Landschaften durch Flußgebiete gebildet werden oder sich wenigstens in solchen concentriren, so findet dagegen Phokis seinen Mittelpunkt in dem mächtigen Gebirgsstock des Parnasses oder heutigen Liákura, dessen den größten Theil des Jahres schneebedecktes Haupt über die meisten Gebirge der Umgegend stolz hervorragt. Der Parnaß bildet nicht eine längere Gebirgskette, sondern erscheint als eine breite, fast viereckige, nach allen Seiten hin abgeschlossene Gebirgsmasse, die nur nach Westen mit den Gebirgen Aetoliens durch ein hohes Joch zusammenhängt und fast überall steil abfällt. Im Süden schließt sich wie ein Vorberg der durch das Thal des Pleistos von ihm getrennte Kirphis an ihn an, der sich bis an den korinthischen Meerbusen verzweigt. Die Südseite, eben gegen den Kirphis, bildet eine fast gerade Linie, die sich in einer Länge von ungefähr sieben bis acht Stunden von Osten nach Westen erstreckt, etwa von der sogenannten Schiste bis über das heutige Dorf Chrysó hinaus gegen Sálona zu. Nicht viel kürzer ist die fast in rechtem Winkel sich anschließende Westseite von der Ebene von Sálona bis zum Chane von Graviá oder dem alten Kytinion. Die nördlichen Abhänge bilden eine weniger gerade Linie, treten vielmehr in ihrem östlichen Theile

38*

in der Gegend von Velitza (Tithorea) stark nach Süden zurück, so daß die Ostseite von den Höhen gegenüber dem alten Parapotamioi bis zur Schiste die kürzeste ist. Der Charakter des ganzen Gebirges ist vorherrschend rauh und erhaben, obwohl wir auch am Parnaß Mannigfaltigkeit und überraschende Abwechslung nicht vermissen. Die Ueppigkeit der Vegetation, wie sie am Taygetos und in den Gebirgen des nördlichen Euböa den Wanderer in Erstaunen setzt, kommt freilich am Parnaß nirgend vor, aber doch wechseln mit schroffen Felsabhängen, schneebedeckten Gipfeln und ganz öden Schluchten wohlcultivirte sanftere Abhänge, liebliche, reich bewässerte Gründe und schattenreiche Thäler.

Dieser Gebirgsstock also bildete den Mittelpunkt von Phokis, um den sich die übrigen niedrigeren, wohnlicheren Theile wie um ihre Akropolis lagerten, im Norden das obere Kephissosthal, im Osten das Thal zwischen dem Parnaß und Helikon und im Süden der Vorberg Kirphis mit dem felsigen Küstenstrich am korinthischen Meerbusen von den westlichen Abfällen des Helikon bis zu den Gebirgen der ozolischen Lokrer. Nur der westliche Abhang des Parnasses gehörte nicht zu Phokis, sondern im Süden zum ozolischen Lokris, im Norden zu Doris. Dagegen erstreckte sich das phokische Gebiet eine Zeit lang östlich über das lokrische Gebirge hinaus und reichte mit der Stadt Daphnus bis ans euböische Meer, ja es scheint sich einmal bis zu den Thermopylen ausgedehnt zu haben.*) Phokis war im Ganzen ein rauhes Bergland, das nur eine einzige größere Ebene im obern Kephissosthal hatte; eine kleinere aber sehr fruchtbare, das krisäische Gefilde, dehnt sich außerdem südwestlich von Delphi gegen das Meer aus. Uebrigens ist das Land auf den Höhen zur Viehzucht, in den Thälern und an den Abhängen der Berge an vielen Orten zu Getreidebau, Weinbau und Baumzucht wohl geeignet und gegenwärtig besser bebaut als das viel ergiebigere Böotien.

*) Das muß man aus Herodot VII, 176 schließen. In jenem Gebirgswinkel des Oeta müssen aber die Gränzen zwischen Phokis, Doris und Lokris mehrmals gewechselt haben, in einer Weise, welche wir nicht mehr im Einzelnen nachzuweisen vermögen.

Größerer städtischer Entwicklung war das Land nicht günstig, am wenigsten waren die Bedingungen für eine herrschende Hauptstadt vorhanden, da die einzelnen Theile durch den in der Mitte gelegenen Parnaß mehr auseinander gehalten als vereinigt werden und die Verbindungen schwierig sind. Demgemäß finden wir auch nie, daß eine Stadt die Herrschaft über das Land besessen oder selbst nur darauf Ansprüche gemacht hätte. Eben so wenig hat je, wie in manchen andern Landschaften, eine Einwanderung stattgefunden, welche die Unterwerfung der alten Bevölkerung zur Folge gehabt hätte, sondern die alten Mythen weisen nur auf Zuwanderung verschiedener Stämme, welche mit den früheren Bewohnern sich vollständig verschmolzen zu haben scheinen. Darum ist denn die ganze politische Entwicklung eine durchaus freie, demokratische gewesen, ohne irgend welche Unterthanenverhältnisse. Ja die Phokier sollen bis in späte Zeiten nicht einmal Sklaven besessen haben. Sehen wir von den mythischen Zeiten ab, so stehen mehr als zwanzig kleine Ortschaften als gleichberechtigte Gemeinwesen neben einander, durch einen Bund mit einander vereinigt, der hauptsächlich auf Abwehr äußerer Feinde berechnet war. Und so wenig wir im Einzelnen über die Einrichtungen des Bundesstaates unterrichtet sind, so sehen wir doch, daß das Volk zu allen Zeiten treu zusammenhielt und seine Unabhängigkeit gegen die mächtigern Nachbarn in Thessalien und Böotien tapfer behauptete. Nur der berühmteste Ort des Landes, die um das Orakel des Apollon allmälig erwachsene Stadt Delphi, trennte sich früh unter dem besondern Schutze Spartas von dem Bunde und nahm eine ganz unabhängige Sonderstellung ein. Die Bedeutung Delphis als Gesammtheiligthum der Hellenen erklärt dieses Verhältniß, aber es wurde für Phokis die Quelle wiederholten Unglücks, wie denn schon früh (um 590 v. Chr.) die Amphiktyonen die Städte Kirrha und Krisa wegen Beeinträchtigung des Heiligthums zerstörten und ihr Gebiet dem delphischen Gotte weihten, und später in der Mitte des vierten Jahrhunderts aus Reibungen mit Delphi der unglückselige dritte heilige Krieg hervorgieng. Nachdem die Phokier, durch die heuchlerische Strenge der von ihren

erbittertsten Feinden geleiteten Amphiktyonen zur Verzweiflung getrieben, Delphi besetzt, die Tempelschätze zur Anwerbung von Truppen verwendet und Jahre lang in einem wilden, verheerenden Kampfe erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, wurden sie zuletzt von Philipp von Makedonien bezwungen und alle ihre Städte nach einem Urtheilsspruch der Amphiktyonen zerstört. Sie sollten hinfort nur in offenen Dörfern wohnen. Das einzige Abä, das am Kriege nicht Theil genommen hatte, blieb verschont. Doch wurde bald nachher, als endlich den Griechen die Augen über Philipps Pläne aufgiengen, wieder zur Befestigung der Ortschaften geschritten und dieselbe theilweise schon vor der Schlacht bei Chäronea ausgeführt.*) Das Land erholte sich wieder von dem Schlage und der phokische Bund fristete der Form nach sein Leben bis tief in die römischen Zeiten hinab.

Noch heute spiegelt sich die Geschichte in den Ueberresten jener Zeit. Zahlreiche zum Theil sehr wohl erhaltene Städteruinen zeugen noch von der einstigen Blüthe der phokischen Ortschaften und bestätigen auf den ersten Blick die Nachrichten der Geschichte. Die meisten Mauern sind in der spätern Bauart aus regelmäßigen, nicht sehr großen Quadern mit zahlreichen Thürmen aufgeführt. Es sind das die Befestigungen, die nach der Zerstörung im heiligen Kriege neu erbaut wurden. Nur wenige zeigen eine unregelmäßigere, alterthümlichere Construction, von denen, die ich gesehen habe, vier: Abä, das damals nicht zerstört wurde, Parapotamioi, das gar nicht mehr hergestellt worden zu sein scheint, Stiris, wo die neue Stadt auf einer andern Stelle erbaut ward, und Krisa, das schon zwei und ein halbes Jahrhundert früher gebrochen worden war und seitdem in Trümmern liegen blieb. Es sind daher diese phokischen Ruinen für die Beurtheilung

*) Bestimmt wissen wir es von Ambrysos aus Pausan. X, 36, 3. Die meisten, namentlich die im Kephissosthale, das in Philipps Gewalt war, können erst in späterer Zeit wieder ihre Mauern erhalten haben, sofern nicht Philipp selbst sie befestigte, wie er das in Elateia that. Aeschin. 3, 140. Doch war das nur eine für den Augenblick berechnete Verschanzung (ἐχαράκωσε, sagt Aeschines), keine eigentliche Ummauerung.

der in den verschiedenen Zeiten angewandten Festungsbauart sehr lehrreich.

Doch betrachten wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen das Ländchen, das mir ungemein wohl gefallen hat, etwas näher. Chäronea ist die westlichste böotische Stadt, etwa eine halbe Stunde von der phokischen Gränze entfernt, und man kann von hier entweder dem Kephissos folgend durch die Engpässe bei dem alten Parapotamioi, zwischen dem äußersten nordöstlichen Vorsprung des Parnasses und dem Hedylionberge durch, ins obere Kephissosthal gehen, oder links abschwenkend in das Thal des heutigen Flüßchens Plataniá, welches zwischen Parnaß und Helikon fließt und sich in den Kephissos ergießt. Der erstere Weg ist die große Kriegsstraße aus dem nördlichen Griechenland, die zweite ist die Straße nach Delphi, nach Ambrysos und den Orten am korinthischen Meerbusen. Diese letztere schlug ich ein.

Anfangs hat das Thal eine ansehnliche Breite von wohl einer Stunde. Links liegen, gleich wenn man in dasselbe eintritt, auf zwei kahlen Hügeln, den letzten nordwestlichen Ausläufern des Helikon, die Ruinen der phokischen Stadt Panopeus oder Phanoteus. So bedeutend sie in der ältesten mythischen Zeit erscheint, wo sie in feindlichem Verhältniß zu Krisa und dem Heiligthum des Apollon in Delphi stand, so selten wird sie in der historischen Zeit genannt, fast nur bei Anlaß der Zerstörungen, welche sie im Perserkriege, nach dem heiligen Kriege und durch die pontischen Truppen im mithradatischen Kriege betrafen, und in der Zeit des Pausanias war sie so herunter gekommen, daß er sie kaum noch eine Stadt nennen mag. Das Interessanteste, was er dort sah, waren einige Klumpen von dem Lehme, aus dem Prometheus die Menschen geformt hatte, und der vortreffliche, aber unaussprechlich abergläubische Mann fand dann auch wirklich, daß sie den Geruch von Menschenhaut hatten. Die ausgedehnten bis ins Thal herablaufenden Mauern sind besser erhalten, als die mancher damals noch glänzenden Stadt. Um so elender sind aber die Hütten, die am Fuße des Hügels bei der Kirche des heiligen Blasios (*Βλάσιος*) liegen. Einen angenehmen Contrast bildet das gegenüber

auf einer vom Parnasse vorspringenden sanften Höhe liegende Dorf Davlia, von allerlei Bäumen und fruchtbaren Geländen umgeben. Südlich wird es von einem steileren Hügel überragt, auf dem die weithin sichtbaren Mauern des alten Daulis oder Daulia stehen, des einstigen Sitzes der bis in den späteren Mittelpunkt des hellenischen Lebens vorgedrungenen Thraker und der Mythen von Tereus, Philomele und Prokne. Dunkle Tannenwälder bedecken hinter den Hügeln des alten und neuen Daulia die Abhänge des Parnasses. Bald hinter Panopeus zieht sich das Thal enger zusammen, die Vegetation ist ziemlich dürftig, die Gegend fast unbebaut. Neue aber verfallene Mauern, die den Weg fast verschließen, erinnern an die Kämpfe mit den Türken im Befreiungskriege. Nach etwa vier Stunden von Chäronea aus hatte ich rechts über mir die Schlucht, welche die Südseite des Parnasses vom Kirphis trennt und durch welche der Weg nach Delphi geht. Diesen ließ ich einstweilen bei Seite und verfolgte den geraden Weg, auf dem ich in einer weitern Stunde das sehr wohlhabend aussehende Dorf Distomo erreichte, das am östlichen Fuße des Kirphis in einem kleinen Thale liegt. Ueber dem heutigen Orte sieht man auf einem Hügel wenige Ueberreste der Mauern des alten Ambrysos, in denen es schwer ist, die von Pausanias wegen ihrer außerordentlichen Stärke bewunderten Werke wieder zu erkennen. Er giebt zwar*) die Dicke nur auf ein Klafter (6 Fuß) an, und die Höhe auf zwei und ein halbes Klafter; aber um die ganze Stadt lief eine doppelte, nur durch einen ein Klafter breiten Zwischenraum getrennte Mauer, die Bewunderung galt also ohne Zweifel hauptsächlich dieser Doppelmauer, die im Ganzen eine Breite von achtzehn Fuß einnahm, da sechs Fuß dicke Mauern ja die wenigst dicken sind, die bei den alten Städten zur Anwendung kamen. Uebrigens scheinen die Reste auf eine etwas größere Dicke zu weisen. An einer einzigen Stelle konnte ich noch Spuren von Doppelmauern entdecken. In den das Thal umgebenden Felsen sind an mehreren Stellen große Grabkammern mit

*) Pausan. X, 36, 3.

halbrunden Nischen darüber ausgehauen. Unter zahlreichen Münzen, die mir hier zum Kaufe angetragen wurden, brachte mir ein Mann auch zehn kappadokische Silbermünzen der verschiedenen Könige Ariarathes und erzählte mir, daß er sie und viele gleiche alle an demselben Orte gefunden habe. Sonst sind mir in Griechenland nie solche asiatische Münzen zu Gesicht gekommen und ich vermuthe, diese seien durch einen versprengten Flüchtling der mithradatischen Truppen, die ja zweimal in der Nähe von Sulla geschlagen wurden, hieher gekommen.

Zwei Stunden östlich von Distomo liegt jetzt am Abhang eines nicht sehr hohen aber rauhen Berges das Kloster des heiligen Lukas (*Ὅσιος Λουκᾶς*), nicht des Evangelisten, sondern eines Eremiten, der in dieser Gegend gelebt haben soll. Die Klostermauern umschließen in einem ziemlich großen Viereck die Wohngebäude und in deren Mitte die schönste Kirche Griechenlands. Sie ist in der Form eines Kreuzes mit einer Kuppel gebaut, und über den Säulen laufen ringsum Gallerien. Gekuppelte Bogenfenster geben ihr Licht und das Innere ist ganz mit Marmor bekleidet. Interessant sind besonders auch die alten Malereien, welche freilich zum Theil sehr verdorben, zum Theil übermalt sind. Als Maler einiger Hauptbilder ist ein Michael aus Damaskus (*Μιχαὴλ Δαμασκηνός*) genannt. Professor Thiersch, ein Sohn des berühmten Philologen, welcher damals an der polytechnischen Schule in Athen angestellt und zugleich mit der Ausführung einiger Gemälde in der russischen Kirche des heiligen Nikodemos daselbst beauftragt war, hatte sich kurz vor mir längere Zeit im Kloster aufgehalten, um diese Malereien zu studiren. Unter der Kirche ist eine schöne Krypta mit dem Grabe des Heiligen, dessen Gebeine aber nicht mehr darin sind, sondern vor langer Zeit nach Rom entführt sein sollen. Die Kirche ist im Jahr 960 nach dem Vorbilde der Sophienkirche in Konstantinopel erbaut, der sie, nur in kleinern Verhältnissen, sehr ähnlich ist.

Im Alterthum stand hier die Stadt Stiris, von der noch verschiedene Reste erhalten sind. Südwestlich über dem Kloster steigt der Berg, an dem es liegt, ziemlich hoch und steil empor. Auf dem Gipfel

und an den Abhängen ziehen sich noch Mauerruinen von der spätern Bauart, wie die der meisten phokischen Städte, hin, der Boden innerhalb derselben, besonders auch in der Nähe des Klosters, ist mit Scherben und ähnlichen Spuren alter Bewohnung überdeckt, von Gebäuden ist wenig mehr zu sehen. — Oestlich, diesem Berge gegenüber, jenseits eines zum korinthischen Meerbusen abfließenden Baches, zieht sich etwa eine halbe Stunde vom Kloster entfernt ein weit niedrigerer felsiger Rücken hin, an dessen Rand man die Ueberbleibsel einer viel alterthümlicheren Mauer verfolgen kann. Im inneren Raum sieht man im felsigen Boden eine Menge Fundamente, auch liegen mancherlei Trümmer umher, namentlich sind in einer verfallenen Kirche des heiligen Nikolaos Säulenstücke und andere Architekturfragmente vorhanden, und eine dort gefundene Inschrift scheint zu zeigen, daß die Kirche an der Stelle eines Asklepiostempels steht. Deutlich erkennt man also zwei ganz nahe Städte verschiedener Zeiten, über deren Verhältniß uns freilich die dürftigen Nachrichten, welche wir von Stiris besitzen, nicht belehren, wohl aber die Construction der Mauerreste. Aus dieser hat Roß *) gewiß richtig geschlossen, daß die untere östliche Stadt die nach dem phokischen Kriege zerstörte, also das ältere Stiris, die auf dem Berge des Klosters gelegene die später wieder erbaute, das neuere Stiris sei, welches Pausanias sah. Nahe an dem Bache zwischen den beiden Höhen sieht man noch die Quelle, welche dieser Reisende als vier Stadien von der Stadt entfernt erwähnt. Daß man die Stadt beim Wiederaufbau verlegte, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß der der Morgensonne zugekehrte luftige Bergabhang gesünder schien, als der tiefer gelegene alte Platz. Der Name der Stadt hat sich

*) Roß, Inscript. Graecae ined. fasc. 1, p. 29. Auch die französische Karte folgt dieser Annahme. Gegen diese sprechen einigermaßen die 60 Stadien, die Pausanias X, 36, 1 als Entfernung zwischen Stiris und Ambryses angiebt und die wohl eher auf die östliche Stadt als die auf dem Berg passen. Allein er drückt sich unbestimmt aus *στάδιοι περὶ ἑξήκοντα*. Dagegen passen die Worte *Στιρίταις δέ ἐστιν ἐπὶ ὑψηλοῦ καὶ πετρώδους ἡ οἴκησις* (X, 35, 9) weit besser auf die obere Befestigung.

übrigens in dem ungefähr in der Mitte zwischen H. Lukas und Distomo gelegenen Dorfe Stiri erhalten.

Vom Kloster des heiligen Lukas wandte ich mich wieder dem Parnasse zu, nach dem Thale, welches zwischen diesem Berge und dem Kirphis, der hier jetzt Xerovuni heißt, nach Delphi führt. Die Wege von Ambrysos und Daulis treffen am Eingang desselben zusammen und vereinigen sich zur Straße nach Delphi. Hier ist die Schiste, der berühmte Scheideweg, wo nach der Sage Oedipus den Vater Laios, ohne ihn zu kennen, erschlug. Bei Sophokles, der den Hergang und die Oertlichkeit mit wunderbarer Anschaulichkeit schildert, kommt Oedipus zu Fuß von Delphi her gewandert, der Vater in einem Wagen mit kleinem Gefolge von Daulis her, und die barsche Art, in welcher Laios und sein Diener den Oedipus auf die Seite treiben wollen, führt den verhängnißvollen Streit herbei. Die Oertlichkeit entspricht auch jetzt noch vollständig der grauenvollen That, nur ist sie wohl noch öder und trauriger als im Alterthum. Es ist einer der wildesten, einsamsten Punkte in Griechenland. Nirgend ist eine menschliche Wohnung zu sehen, in der nächsten Umgebung keine Spur menschlicher Cultur, die Berge sind fast nackt, nur da und dort mit spärlichem Gebüsche bewachsen. Gerade wo die Wege zusammentreffen, erinnern einige krüpplichte Stacheleichen an den Eichenhain des Sophokles, und mehrere Steinhaufen erlauben der Phantasie, sich den Grabhügel des Laios und seines Wagenlenkers, die man hier zeigte, zu vergegenwärtigen. Statt des dreifach gespaltenen Fahrwegs (*τριπλαῖ ἁμαξιτοί*) sind freilich jetzt nur Saumpfade da. Ein ehemals in der Nähe gelegenes türkisches Dörfchen Bardana, nach dem die Stelle der Scheideweg von Bardana (*τὸ σταυροδρόμι τῆς Μπάρδανας*) geheißen haben soll, ist längst verschwunden und so vergessen, daß mehrere Leute der Umgegend, die ich deshalb befragte, von dem Namen nichts mehr wußten, sondern den Ort nur Stenó, den Engpaß, nannten. Denn von der Schiste an steigt der Weg in einer engen Schlucht ziemlich steil, und nicht weit oberhalb derselben laufen von beiden Seiten rohe Mauern von zusammengelesenen Steinen zu=

sammen, wie man sie in vielen Engpässen Griechenlands findet, in Eile aufgeführt, um die Schützen gegen den andringenden Feind zu decken. Diese hier hat Odysseus 1823 gegen die von Böotien herkommenden Türken errichtet. Erst eine halbe Stunde weiter aufwärts liegt ganz einsam der Chan von Zemenó mit einem reichlichen Brunnen. Wie die Ermordung des Laios in dieser Gegend unbedenklich Räubern zugeschrieben wurde, so ist sie auch gegenwärtig nicht selten von solchen unsicher gemacht. Wenige Tage ehe ich durchkam, hatte hier die schon oben bei Kapräna erwähnte Bande gehaust, bis die wackern Arachoviten dem Unwesen ein Ende machten. Sie griffen die Wegelagerer an, verwundeten einen und nahmen ihn gefangen; die übrigen flüchteten sich nach der Küste und setzten in einem Boote über den Meerbusen von Korinth nach dem Peloponnese. Auch jüngst noch (1856) hat in dieser Gegend der Kampf stattgefunden, in welchem die letzten Ueberreste der seit dem russischen Kriege entstandenen Räuberbanden vernichtet wurden.

Noch steigt man von Zemenó geraume Zeit, bis man die Höhe des Passes erreicht, von der das Wasser ostwärts dem Kephissosgebiete zufließt, westwärts aber der Ebene von Sálona. Diese Wasserscheide verbindet den Parnaß mit dem viel niedrigeren dürren Kirphis. Jenseits derselben kommt aus einer Schlucht des Parnasses der Pleistos herab, den ich ziemlich wasserreich fand, und wo der Weg ihn überschreitet, liegen theils rechts auf einem Plateau, theils dicht am Bache selbst allerlei ziemlich unscheinbare Ruinen, vielleicht die von Kyparissos oder Aeolidä, wenn nicht beide Namen einen und denselben Ort bezeichnen. Ersterer kommt nur bei Homer vor und Aeolidä wurde in den Perserkriegen niedergebrannt und vielleicht nachher nicht mehr aufgebaut, wenigstens wird es nicht mehr genannt.*) Der Ort muß einst den wichtigen Paß vollständig beherrscht haben. Von hier führt ein Weg dem in tiefer Schlucht hinfließenden Pleistos folgend unmittelbar nach Sálona, während rechts ein anderer sich an den Höhen des Parnasses nach

---

*) Vergl. Ulrichs Reisen und Forschungen 145, 146.

Arachova hinaufwindet. Die steilen Abhänge sind, oft terrassirt, sorgsam mit Reben bepflanzt, die einen vortrefflichen Wein liefern und für den Fleiß der „gräcisirten Slaven" von Arachova, wie sie Fallmerayer nennt, ein sehr günstiges Zeugniß ablegen. Der Flecken liegt mehr als dreitausend Fuß über der Meeresfläche, höchst malerisch, amphitheatralisch an der Höhe sich hinaufziehend, zu oberst die Kirche, bei der im Befreiungskriege (1826) Karaiskakis aus türkischen Köpfen eine Pyramide errichtete, nachdem er eine starke feindliche Heeresabtheilung mit Hülfe von Kälte und Hunger aufgerieben hatte. Arachova macht nicht weniger durch das saubere, hübsche Aussehen seiner Häuser, als die kräftigen, schönen Gestalten der Bewohner einen angenehmen Eindruck auf den aus den Niederungen Böotiens kommenden Wanderer. Gleich beim Eintritte in den Ort begegneten mir drei Mädchen, so schön wie ich sie selten in Griechenland getroffen habe. Mögen die Arachoviten wirklich, wie der Name ihres Ortes, der aber keinen vollständigen Beweis geben kann, slavischen Ursprungs sein, oder sich hier, wie ohne Zweifel auch in andern Theilen des Gebirgs, Reste der alten Phokier erhalten haben, was ich nicht zu entscheiden vermag, wir finden jedenfalls in ihnen einen jetzt ganz griechischen, tüchtigen, arbeitsamen Menschenschlag, einen Schlag, der namentlich auch den Landbau mit Ausdauer und Erfolg betreibt, was ich oft den heutigen Griechen mit Unrecht habe absprechen hören. Weit oben auf der Hochebene des Parnasses sind ihre Felder und Wiesen nicht weniger wohl besorgt, als beim Flecken selbst die Weinberge.

Obwohl Spuren einer alten Ansiedlung in Arachova selbst ganz fehlen, so vermuthet doch Ulrichs ungefähr an dieser Stelle das alte Anemoreia, welches die Gränze des delphischen Gebietes gegen das übrige Phokis bildete, und er führt einige Mauerreste westlich von dem Flecken an. Ich sah in dem Hofe des Chanes, in dem ich Mittagsrast hielt, eine antike Säule, die aber freilich auch anderswoher gebracht sein kann. Ein bedeutender Ort war im Alterthum auf keinen Fall hier. Ueber Arachova steigt der Parnaß in steilem und felsigem Abhang empor, welcher jetzt der Petritis heißt und der Ka=

Zweifel der Versammlungsplatz der Amphiktyonen war, überschaut man auch die südwestlich gelegene krisäische Ebene und der Blick reicht über das Meer zu den Bergen des Peloponneses.

Zu der eine religiöse Stimmung weckenden Großartigkeit der Natur kam in Delphi noch ein Erdschlund, dessen Ausdünstungen man eine begeisternde Kraft zuschrieb, und so bildete sich in früher Zeit hier eine heilige Stätte, wo man in unmittelbarem Verkehr mit den Göttern zu stehen und ihren Willen zu vernehmen glaubte. Zuerst soll die Göttin der Erde selbst hier aus dem Schooße der Tiefe sich geoffenbart haben, bis nach mehrfachem Wechsel das Orakel an den erhabenen Lichtgott Apollon übergieng, den unter allen griechischen Göttern am meisten aus einer Naturgottheit zu geistiger, ethischer Hoheit verklärten Zeussohn, der hier den Willen des Vaters den Menschen verkündete. Denn als Prophet des Zeus erscheint Apollon in Delphi. Mit der Verbreitung und Festsetzung des hellenischen Stammes wurde Delphi allmälig recht eigentlich das allgemein hellenische Nationalheiligthum, das über Glauben, Sitte und Ordnung wachte. Seine Bedeutung breitete sich aber weit über die engen Gränzen Griechenlands aus; nicht nur von den fernsten Colonien, sondern auch von ungriechischen Völkern, aus Italien und Kleinasien kamen Boten von Städten und Fürsten, hier den göttlichen Willen zu erforschen und den Gott zu verehren. Man mag über Orakel denken wie man will, so muß man anerkennen, daß das delphische im Ganzen eine würdige Stellung eingenommen und in höchst wohlthätiger Weise gewirkt hat. Denn man darf sich nicht einbilden, daß die Verkündigung der Zukunft die Hauptaufgabe der Orakel, besonders des delphischen, gewesen sei; viel wichtiger war die Ertheilung von Antworten in unzähligen Fällen des Völkerverkehrs, des Staats- und Privatlebens, für die es an positiven Vorschriften mangelte, und da hat in der Regel das delphische Orakel seine Stimme im Sinne des Rechtes und der Billigkeit, der Milde und Humanität erhoben. Man kann seinen Einfluß in vieler Beziehung mit dem der Kirche im früheren Mittelalter vergleichen. Mit dieser die Menschlichkeit und Bildung schützenden und

steigenden Ansehens hängt denn auch zusammen, daß Delphi der Sitz der hellenistischen Amphiktyonie wurde, die abwechselnd hier und bei den Thermopylen ihre Sitzungen abhielt.

Ursprünglich scheint das delphische Heiligthum, wie Olympia und andere Cultus- und Feststätten, nicht ein selbständiger Ort gewesen zu sein, sondern zu der nahen Stadt Krisa gehört zu haben, aber allmälig wuchs die Zahl der Bewohner um den Tempel, eine Gemeinde bildete sich und unter dem mächtigen Schutz der Amphiktyonen wurde Delphi zur unabhängigen Stadt, die selbständig erstarkte, als im ersten heiligen Kriege Krisa zerstört und sein Gebiet dem delphischen Gotte zugesprochen wurde. Von Sparta beschützt, trennte es sich endlich ganz vom phokischen Bunde und wurde so gewissermaßen ganz von den politischen Interessen jedes einzelnen Staates oder Stammes gelöst, nur der Gott allein sollte hier gebieten. Die seit dem ersten heiligen Kriege alle vier Jahre hier gefeierten Spiele standen an Glanz und Heiligkeit den olympischen am nächsten.

Den Charakter eines bloßen Heiligthums bewahrte indessen die Stadt der Delphier insofern, als sie ein offener Ort blieb, der als unter dem Schutze des Gottes stehend, keiner Mauern bedurfte. Erst im dritten heiligen oder phokischen Kriege baute Philomelos auf dem erwähnten Vorsprunge der Westseite Mauern; nach Osten gewährte der Engpaß von der Schlucht an hinlängliche Mittel der Vertheidigung.

Den eigentlichen Mittelpunkt Delphis bildete natürlich der Tempel des Apollon, der nach einem Brande im sechsten Jahrhundert vor Christus wieder neu aufgebaut worden war. Die Alkmäoniden aus Athen, welche damals während der Herrschaft des Peisistratos und Hippias als Verbannte außerhalb ihrer Heimath lebten, hatten den Bau im Accord übernommen, ihn aber schöner ausgeführt, als sie verpflichtet waren, indem sie die Vorderseite ganz aus parischem Marmor bauten, während nach dem Accord nur ein gewöhnlicher Kalk (sogenannter Poros) gefordert war. Baumeister war ein Korinthier Spintharos. Es war ein dorischer Tempel mit ionischen Säulen in seinem Innern, wie man aus den Ueberresten noch sieht. In der

Cella waren außer den Bildsäulen des Zeus und Apollon der heilige Opferheerd und der sogenannte Nabelstein, der als der Mittelpunkt der Erde galt. In dem Allerheiligsten war der Erdschlund, über dem der Dreifuß der Pythia stand. Der heilige Bezirk umschloß, außer dem Tempel selbst, einen Lorbeerhain, den Brunnen Kassotis, die Lesche, ein zu geselliger Unterhaltung bestimmtes Gebäude mit zwei berühmten Gemälden des Polygnotos, die Schatzhäuser, in denen ein Theil der Weihgeschenke aufgestellt war, das Theater, in welchem die musischen Wettkämpfe aufgeführt wurden, das Rathhaus der Delphier und noch einige andere Gebäude und zahlreiche Bildsäulen. Dieser Haupttheil Delphis, um den sich die Stadt gebildet hatte, lag westlich von dem vorher angeführten, zwischen den Phädriaden herabkommenden Bache, unter dem jetzt Rhodini genannten Felsen. Außerhalb des heiligen Bezirkes lag westlich der Stadtbrunnen Delphusia, das Stadium und der Versammlungsplatz der Amphiktyonen; östlich aber zunächst die berühmte kastalische Quelle, in der Schlucht, durch die der Gießbach vom Parnaß herabkommt, und weiterhin jenseits des Baches, am jetzigen Weg gegen Arachova, das Gymnasium, der Tempel der Athena Pronoia und noch einige andere Tempel und Heroenheiligthümer. Der größere Theil der Wohnungen der Delphier breitete sich weiter unten gegen den Pleistos zu aus. Die terrassenförmige Stadt mit den schönsten Gebäuden zu oberst, dicht unter den senkrechten Felswänden des Parnasses muß einst einen prächtigen Anblick gewährt haben.

Jetzt liegen die Ruinen besonders des heiligen Bezirkes in tiefem Schutte begraben, über dem zum großen Theil die Häuser von Kastri stehen. Doch läßt sich die Lage der Hauptgebäude an ihren Grundmauern und sonstigen Ueberresten unter Schutt und Häusern noch erkennen. Man sieht noch ansehnliche Stücke der Einfassungsmauer des heiligen Bezirkes, Substructionen des Tempels und Fragmente dorischer und ionischer Säulen von demselben, Theile der Seitenmauern und einige Sitzstufen des Theaters, die Grundlagen der im östlichen Stadttheile gelegenen Tempel und andere Ruinen mehr, innerhalb

und außerhalb des heiligen Bezirkes. Am besten erhalten ist das zur Hälfte in den Felsen gehauene Stadium. In dem Bergvorsprung unterhalb der Mauern des Philomelos sind zahlreiche schöne Grabkammern und Nischen ausgehauen, nicht weit davon bei der Kirche des heiligen Elias stehen mächtige Substructionen des Synedrions der Amphiktyonen, auch östlich vor der alten Stadt gegen Arachova zu ist die Felsenwand links vom Wege voll Grabnischen, und in einem mächtigen gespaltenen Felsblock sieht man eine große Doppelthür eingemeißelt, als hätte man den Riß als Eingang in die Tiefe der Erde bezeichnen wollen. Etwas weiter dehnt sich auf beiden Seiten des Weges ein Begräbnißplatz aus, auf dem eine Menge Sarkophage umherliegen und mehrere eigenthümlich gemauerte Grabkammern offen stehen.

Doch es ist meine Absicht eben so wenig, eine ins Einzelne gehende Beschreibung des alten Delphi, als eine Aufzählung der noch vorhandenen Ueberreste zu geben, ich wollte nur andeuten, daß wir mit Hülfe der letztern uns noch ein ziemlich klares Bild des einstigen Aussehens machen können. Am lebendigsten vergegenwärtigt man sich das Alterthum an den genannten Quellen. Noch spendet der eigentliche Stadtbrunnen, der alte Delphusa, jetzt Kerná, reichliches Wasser, noch befeuchtet die Kassotis, die einst den heiligen Lorbeerhain tränkte, ein Gärtchen bei der Kirche des heiligen Nikolaos, wo bis vor wenigen Jahren der einzige Lorbeerbaum des delphischen Thales grünte. Ich habe ihn noch gesehen, aber dürr; man sagte mir, er sei im vorangegangenen Winter abgestorben. Am schönsten endlich und am wenigsten verändert sieht man die mächtige kastalische Quelle in das gleiche Bassin sprudeln, in dem einst die sich zu reinigen hatten, welche den Tempel betreten wollten, um die Stimme des Gottes zu vernehmen. In eine große alte Felsennische ist jetzt darüber eine kleine Capelle des heiligen Johannes gesetzt. Bis vor wenigen Jahren stand einige Schritte von der Kastalia, an dem Brunnen, in den ihr Wasser geleitet wird, eine uralte Platane, von der schon Ulrichs beklagte, daß sie der Aeste beraubt sei. Seitdem ist die Zerstörung weiter gegangen.

Wie man mir in Kastri erzählte, fand ein utilitarisch gesinnter Dimarch, sie nütze nichts und ließ sie umhauen und aus dem Holze Fässer oder Kübel machen. Auch dieser Baum war der einzige seiner Art im Thale. Die Umgebung von Kastri ist jetzt fast baumlos. Getreidefelder bedecken die culturfähigen Abhänge, und nur das östlich von der Kastalia auf dem Platze des alten Gymnasiums gelegene Kloster der Panagia ist von schönen Oel- und Maulbeerbäumen umgeben.*) — Daß unter dem Schutte noch reiche Entdeckungen für die Topographie und die genauere Kenntniß der Gebäude zu machen sind, ist kaum zu bezweifeln, aber sie haben hier viel mehr Schwierigkeit als in Olympia, weil über den Ruinen Häuser stehen. Ob der prophetische Erdschlund noch besteht, könnte nur bei gründlichster Aufräumung ermittelt werden.

Mit Delphi ist der Parnaß so verknüpft, daß man es nur halb kennt, wenn man nicht auch die Höhe des Berges besteigt; sollen doch die Delphier selbst in ältester Zeit hoch oben in der Stadt Lykoreia gewohnt haben. Ein zwiefacher, künstlicher, in das Gestein gearbeiteter Pfad führt an der westlichen Felswand der Phädriaden, dem Rhodini, im Zickzack hinauf, der jetzige Saumpfad und der etwas kürzere alte Treppenweg, der wohl über tausend in den Felsen gehauene Stufen hat. Während die Maulthiere, die ich sehr überflüssiger Weise für mich und den Courrier mitgenommen hatte, — denn ich machte fast den ganzen Weg zu Fuß, — jenen einschlugen, gieng ich auf diesem. Hat man die Höhe der eigentlichen Felswand erreicht, so führt der Weg weniger steil zuerst in der zwischen Rhodini und

*) Im Hofe des Klosters sah ich zwei Fragmente sehr schöner Reliefs, die besten Ueberreste der Sculptur, die jetzt in Delphi sind. Das eine stellt ein Viergespann vor, die Rosse sind ganz erhalten, vom Wagen nur ein kleiner Theil mit dem vorgestreckten Arm der lenkenden Person. Das andere zeigt in sehr flachem, zartem Relief eine männliche Figur von oben an der Brust bis mitten an die Schenkel. Die beiden Arme sind nach rechts vorgestreckt wie zum Kampfe. — Seither hat Bursian im Archäol. Anzeiger von Gerhard 1854, S. 480 darüber berichtet.

Phlembukos sich hinziehenden bewaldeten Schlucht weiter. Rechts auf der Höhe des letztern, die im Alterthum Hyampeia hieß, steht ein verfallener, Elaphakastro genannter Thurm, von dem ich nicht weiß, welcher Zeit er angehört, da ich ihn nur von ferne sah. Zwischen überragenden Höhen kommt man dann durch ein ziemlich enges Thal, bei den Kalyvien oder Sommerhütten der Kastriten vorbei, in eine große, ganz von Bergen umschlossene Hochebene, auf der die wohlbebauten Felder der Arachoviten liegen. Die von den Bergen kommenden Gewässer sammeln sich in einem am südlichen Ende gelegenen kleinen See, der im Winter oft die ganze Ebene überschwemmen soll, im Sommer aber ganz austrocknet und nur unterirdischen Abfluß durch eine Katavothre hat, welche das Wasser unterhalb Kastri dem Pleistos zuführt. Hoch auf dem Gebirge finden wir so die Eigenthümlichkeit der geschlossenen Thäler wieder. Das Wasser des Sees, der bei meiner Anwesenheit noch ziemlich groß war, hat von dem Eisengehalt des Bodens eine ganz rothe Farbe, wie man auch über die ganze Ebene viele etwas poröse Eisensteine zerstreut findet; das dem See zufließende Wasser ist dagegen noch ganz klar. Bäume hat die Hochebene nur wenige. Links erhebt sich ein rundlicher Berg, an dem die berühmte korykische Höhle sich befindet, in alten und neuen Zeiten den Umwohnern eine willkommene und schwer zu findende Zufluchtsstätte. Denn der kleine, in neuerer Zeit noch durch eine Mauer verengte Eingang liegt so hoch am Berge, daß man von der Hochebene eine halbe Stunde braucht, um hinanzuklimmen. Im Innern findet man zuerst einen geräumigen hohen Vorplatz, der durch eine Tropfsteinmauer begränzt ist. Ueber diese steigt man mit einiger Mühe in den hintern, höheren Theil, in dem sich verschiedene Gänge in noch unerforschter Tiefe in den Berg ziehen, von denen die Umwohner verschiedene Sagen erzählen. Mein arachovitischer Führer behauptete, zwei davon hätten eine Länge von drei Stunden, die er freilich nicht selbst gemessen hatte. Statt einer verschwundenen antiken Inschrift, welche die Grotte als dem Pan und den Nymphen geheiligt bezeichnete, sind jetzt zahlreiche Namen neuerer Reisenden in die Wände gegraben. In

dem hintersten und höchsten Winkel, den ich erreichte, fand ich mit großen Buchstaben den Namen des Fürsten Pückler eingehauen.

Die Hütten und Scheunen der Arachoviten, ihre Kalyvien, die nur vorübergehend zum Bau der Felder bewohnt werden, aber ein nettes, sauberes Aussehen haben, lehnen sich am nördlichen Ende der Ebene an den Berg. An ihnen vorbei steigt man durch ein enges Waldthal weiter aufwärts. Aller Anbau hört jetzt auf; die Tannen, die man noch trifft, sind zwar oft groß und sehr malerisch, aber meist krumm gewachsen und bestätigen, was schon die Alten über ihre schlechte Tauglichkeit zu Bauholz berichten. Weiter aufwärts werden auch sie selten. Man findet nur noch nackte Weideplätze zwischen den Felsen mit einigen Mandras, Sennhütten, aus aufgeschichteten Steinen und Tannenzweigen gebaut, wo in kleinen Kesseln Ziegen- und Schafkäse bereitet wird. Die Leute schüttelten ungläubig die Köpfe, als ich ihnen sagte, in meinem Vaterlande mache man centnerschwere Käse. Bei der obersten Hütte ließ ich die Maulthiere zurück und auch mein Courrier blieb dort, um am hölzernen Spieße ein Lamm zu braten, während ich mit dem arachovitischen Führer den letzten ganz kahlen Theil des Berges erstieg, der weiter nach Nordosten liegt. Bis zu der Mandra hatte ich von Kastri aus, den Weg von der korykischen Höhle nicht mitgerechnet (ich hatte sie am Tage zuvor von Arachova aus besucht), etwa vier Stunden gebraucht. Bald oberhalb derselben dehnten sich ansehnliche Schneeflächen aus, zwischen denen mein Führer mit großer Sorgfalt durchzukommen suchte, ohne sie zu betreten. Es gelang ihm auch so ziemlich, bis wir nach etwa anderthalb Stunden einen hohen Kamm erreichten, den er mir als den Gipfel bezeichnet hatte. Allein als wir oben waren, sah ich, daß es nicht dieser war, sondern nur die östliche Fortsetzung des Gerontovrachos oder Greisenfelses, welcher der Hauptspitze, die jetzt Lykeri heißt, an Höhe am nächsten steht. Den Namen Greisenfels erklären die Umwohner daher, daß man im Alterthum die lebensmüden Greise von der Höhe hinabgestürzt habe, eine Sage, die ihre Analogie im alten Griechenland auf der Insel Keos und sonst bei manchen auf einer niederen Culturstufe

stehenden Völkern findet. Große, unvermeidliche Schneefelder und ein ziemlich tiefes Thal, „die Teufelstenne“, trennten uns noch vom Lykeri, und mein Führer, wiewohl ein kräftiger, rüstiger Bursche, war nur mit Mühe zu bewegen, mich dorthin zu begleiten; recht zuversichtlich wurde er erst, als wir zwei Menschen darauf erblickten; es waren zwei Amerikaner, die ich nachher in der Mandra antraf. Jetzt schritt er selbst über tiefen Schnee, wo möglich aber in den von mir mit meinen starken Bergstiefeln getretenen Fußstapfen, und allerdings waren seine spitzen rothen Schuhe für eine Bergbesteigung wenig geeignet. So stiegen wir denn in die Teufelstenne hinab und erklommen die schneebedeckte Spitze Lykeri, auf der wir nach andern anderthalb Stunden endlich ankamen. Wir hatten also von Kastri aus sieben Stunden gebraucht. Der Lykeri, in dem sich der alte Name Lykoreia mit geringer Veränderung erhalten hat, liegt an der Nordostseite des ganzen Bergstockes, über Davlia und Velitza, und ragt als eine isolirte Pyramide über fünf oder sechs andere Spitzen entschieden hervor, nach den französischen Messungen in einer Höhe von 2459 Meter oder 8196 Schweizerfuß. Und um diese richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß er nur wenige Stunden vom Meere entfernt ist, die ganze Erhebung sich also für das Auge geltend macht. Es ist ungefähr die Höhe des Urirothstocks über dem Vierwaldstättersee. Die Aussicht, die man auf der obersten Spitze, wo eine kleine Steinpyramide steht, genießt, ist eine eben so ausgedehnte als großartig schöne, die ich nur in ihren Hauptzügen andeuten will. Leider war der Himmel zwar wolkenlos, aber etwas dunstig, ich konnte mich aber immerhin glücklich preisen, daß keine Wolken den Blick verhüllten, wie es nach Roß in den Königsreisen zweimal dem Könige Otto begegnet war.

Gerade unter mir sah ich nach Norden und Osten die in der damaligen Jahreszeit meist noch grünen Thäler und Ebenen von Phokis und Böotien, namentlich das obere und untere Kephissosthal und den kopaischen See, dahinter die Berge der böotischen Küste und der östlichen Lokrer, Hypaton, Messapion, Ptoon, die opuntischen Berge und

den Knemis, über welche weit hinaus sich die blauen Höhen Euböas zeigten. Weiter rechts nach Südosten liegen zunächst die verschiedenen Rücken und Thäler des breiten Helikon, dann sieht man den Parnes und andere Gipfel der attischen Halbinsel, den Kithäron und die isthmischen Gebirge. Ueber die Berge weg und zwischen ihnen durch schweift der Blick auf das weite Meer, das sich in der Ferne im Dunstkreis des Horizonts verliert. Bei ganz klarem Himmel lassen sich viele Inseln erkennen. Wendet man sich weiter nach Süden, so steigt jenseits der blauen Wogen des korinthischen Meerbusens über dem schmalen Küstenstreife Achajas die ganze steil abfallende, schön geformte Bergkette des nördlichen Peloponneses hervor, aus welcher der Chelmos (Aroania) und Zirla (Kyllene) ihre schneeigen Häupter am höchsten erheben. Am beschränktesten ist der Gesichtskreis nach Westen und doch der Blick hier am großartigsten. Denn über den kahlen und wilden Hochthälern des Parnasses, die man zunächst vor sich hat, ziehen sich vom korinthischen Meerbusen bis an den Oeta, fast in gerader Linie, die lokrisch-ätolischen Gebirge, deren höchste Gipfel, Kiona und Vardusia, selbst den Lykeri um mehr als hundert Fuß überragen und wenigstens in der Jahreszeit, in der ich sie sah, vollständig das Aussehen eigentlicher Schneeberge hatten. Nördlich schließt sich an sie der minder hohe, großentheils bewaldete Oeta an, der das obere Kephissosthal malerisch einfaßt und durch seinen östlichen Zweig, den Kallidromos, mit dem Knemis zusammenhängt. Ueber den Oeta hinaus aber erreichte das Auge weiter nach Norden die thessalischen Gebirge, den Pelion, den rundlichen Ossa (jetzt Kissova), und in nebelhafter Ferne den alten Götterberg, den majestätischen Olymp (jetzt Elymbos), den höchsten und schönsten der griechischen Berge, neben dem sich der Ossa fast zwerghaft ausnimmt.

Wer etwa den Rigi oder einen ähnlichen Berg bestiegen hat, der wird leicht begreifen, daß bei einmaligem Besuche es fast unmöglich ist, auch mit der Karte in der Hand, alle die Höhen und Thäler zu unterscheiden, die zwischen den Hauptmassen bunt durch einander laufen. Das kann aber den Gesammteindruck nicht schwächen. Halb

Griechenland liegt vor dem Blicke ausgebreitet, aber nicht wie eine Karte, dazu sind die anderen Gebirge zu zahlreich und hoch, vielmehr wie ein bedeutungsvolles Rundgemälde. Die Phantasie bleibt bei der Aussicht beschäftigt, sie muß ergänzen, was dem physischen Blicke sich entzieht. Und wahrlich, es wäre schwer die Gedanken auch nur anzudeuten, die sich hier drängen, wenn das Auge von den arkadischen Gebirgen, wo die Wiege des Hermes war, über den Musensitz des Helikon nach den olympischen Höhen schweift und dann zurückkehrt zu dem Gipfel selbst, auf dem einst Deukalion und Pyrrha landeten, um ein neues Menschengeschlecht zu gründen, und unter dessen Felsenhängen man das apollinische Heiligthum, „den Nabel der Erde", weiß. Die ganze Mythologie und Religion der Hellenen entrollt sich vor uns. Fällt aber der Blick auf den Kallidromosrücken über den Thermopylen, auf die zu Füßen liegende Ebene von Chäronea, oder ich weiß nicht auf wie viel andere Punkte, so macht die Geschichte ihre Rechte geltend; die Großthaten der hellenischen Heldenzeit, die unseligen Fehden, in denen das Volk sich selbst zerfleischte, und die letzten Kämpfe, in denen es unglücklich aber ruhmvoll die alte Freiheit zu schirmen unternahm, ziehen an unserer Seele vorüber. Der Berg ist so recht eigentlich der Mittelpunkt der griechischen Lande; ja selbst daß nach Westen der Blick beschränkt ist, scheint eine Bedeutung zu haben. Jene dahinter liegenden Landschaften blieben immer nur halb hellenisch. Und daß in der Mitte hellenischen Lebens das apollinische Nationalheiligthum lag, war nicht zufällig. Das altpelasgische Dodona, wo der Gott in formloser Weise des Naturdienstes verehrt und befragt wurde, lag in den Bergen des halbbarbarischen Epirus, der Olymp, die heitere Wohnung der Götter, aber der Götter für sich, an der Gränze hellenischen Lebens, meist durch Gewölk dem Blicke der Sterblichen entzogen; aber der Ort, wo der ewig jugendliche Zeussohn Apollon den Menschen des Vaters Willen offenbarte, wo die Gottheit im engsten Verkehr mit ihnen gedacht wurde, der mußte mitten in den Wohnsitzen des Volkes sein. Der Mittelpunkt des alten griechischen Landes und Lebens also war der Parnaß. Heutzutage sehen die Hirten des

Liakura ihren Berg, wie Ulrichs berichtet, für den höchsten Punkt der Erde an und wähnen von der Spitze die Berge der Polis (der Stadt), das heißt Konstantinopels, zu erblicken, der Stadt, die als seine einstige Hauptstadt, als den Sitz eines neubyzantinischen Reiches zu betrachten, kein Grieche lassen kann.

Schließlich noch die Bemerkung, daß ich Reisenden, die den Parnaß besteigen wollen, rathen würde, von Arachova auf die Hochebene zu gehen und in den Kalyvien zu übernachten, um den folgenden Morgen zu guter Zeit oben anzukommen, und dann nach Kastri hinunter zu gehen. Ich hatte auch zuerst jenen Weg von Arachova aus gemacht, aber nur bis zu der korykischen Höhle, von wo ich nach Kastri hinuntergehen mußte, weil ich das Gepäck direct dorthin geschickt hatte. Denn ich hatte anfangs die Besteigung des Gipfels nicht beabsichtigt, weil mir die Leute behauptet hatten, sie sei in dieser Jahreszeit noch unthunlich. Als ich mich vom Gegentheil überzeugte und entschloß, hinauf zu geben, konnte ich nicht auf der Hochebene bleiben, da ich weder die nöthigen Decken noch Lebensmittel bei mir hatte, um die Nacht in der unbewohnten Gegend zuzubringen. So machte ich, da ich vom Gipfel wieder nach Kastri zurückgieng, die untere Hälfte des Weges dreimal.

Von Kastri schlug ich die Richtung westwärts gegen Sálona ein. Nur ungefähr drei Viertelstunden gebraucht man, um auf dem felsigen und theilweise steilen Wege nach der Ebene hinabzusteigen, wo zur Rechten das stattliche Dorf Chrysó zwischen Bäumen am Abhange des Parnasses liegt, zur Linken ein kahler, von uraltem polygonem Mauerwerk umgebener Hügel nach Süden vorspringt. Es ist das sogenannte Stephani, die Ruine des alten Krisa, das von dieser Seite vollständig den Zugang zum delphischen Thale beherrschte.*) Krisa

*) Die Lage von Kirrha und Krisa hat zuerst Ulrichs in seinen Reisen und Forschungen richtig unterschieden und bestimmt, dann Preller (in den Berichten der K. Sächs. Gesellschaft der Wissensch. Philol. histor. Classe 1854, S. 119 ff.) das Verhältniß der beiden Städte genauer auseinander gesetzt. — Bei Steph.

war in ältester Zeit eine hochberühmte Stadt, zu der, wie oben bemerkt, wahrscheinlich ursprünglich das delphische Heiligthum gehörte. Hier wurde nach der Sage Orestes bei dem Könige Strophios mit dessen Sohn Pylades erzogen, und auch später war die Stadt reich und mächtig, bis sie im ersten heiligen Kriege zerstört wurde. Bis vor nicht langer Zeit befand sich innerhalb des Mauerrings ein roher Altar mit zwei runden Vertiefungen oder Feuergruben und einer der allerältesten griechischen Inschriften, welche aussagte, daß er der Athene und Hera geweiht war. In neuerer Zeit ist er verschwunden.*)

Unter dem Stephani dehnt sich von Chrysó bis nach Sálona und vom Parnaß bis ans Meer die schöne krisäische Ebene aus. Der dem Meere zunächst gelegene Strich ist unfruchtbar und dürr, die größere obere Strecke aber gehört zu den fruchtbarsten und wohlbebautesten Theilen des ganzen Königreiches, und man begreift leicht, daß es die Umwohner einst schwer ankommen mußte, auch nur einen Theil davon als verfluchtes Land unbebaut zu lassen. Denn ein Theil dieser Ebene war nach dem ersten heiligen Kriege dem Gotte geweiht und die Bebauung verboten worden. Die Uebertretung des Verbotes durch die Bewohner von Amphissa führte im Jahre 339 v. Chr. den Krieg der Amphiktyonen gegen diese Stadt herbei und wurde die nächste Veranlaßung zu dem Kriege Makedoniens gegen Athen und seine Bundesgenossen, der mit der Schlacht bei Chäronea endete. Einen großen Theil der Ebene bedeckt jetzt ein prachtvoller Olivenwald, gegen dessen bläuliches Grün, als ich dort war, die an den feuchten

Byz. wird eine sonst unbekannte phokische Stadt *Στεφάνη* erwähnt. Sollte etwa dieser Name dem heutigen Stephani (*τὸ Στεφάνι*) entsprechen?

*) Es ist die Inschrift Nro. I im Corp. Inscr. Graec. Daß die Inschrift verschwunden, hat zuerst Welcker (Kleine Schriften 3. Th., S. 281) berichtet, der aber den verstümmelten Altar noch sah. Ich habe an der von Ulrichs sehr genau bezeichneten Stelle auch diesen trotz langem Suchen nicht mehr finden können, obgleich ich die von ihm (Reisen S. 21) erwähnten Substructionen und Trümmer gleich bemerkte. Dagegen sah ich einige hundert Schritte außerhalb des Stephani gegen Chrysó zu bei der Kirche der Panagia einen großen, altarartig bearbeiteten Felsblock mit der runden Vertiefung der Eschara oder Feuergrube. Einige Stufen führen zu dem Altare. Eine Inschrift ist aber hier nicht.

Stellen üppig wuchernden Oleander und Granaten mit ihren rothen Blüthen zierlich abstachen. Auf den anstoßenden Feldern stand das Getreide in üppigster Pracht, was aber meinen Courrier nicht abhielt, mitten durch zu sprengen. Gegen Sálona zu treten an die Stelle der Oelbäume und des Getreides meist Weinpflanzungen, vor denen gemauerte Keltern angebracht sind, aus welchen der ausgepreßte Traubensaft in cisternenartige Behälter abläuft.

Sálona liegt an der Stelle des alten Amphissa, der bedeutendsten Stadt der ozolischen Lokrer, im nordwestlichen Winkel der Ebene weitläufig zwischen Gärten an den sanft ansteigenden ersten Höhen des lokrisch-ätolischen Gebirges, nur etwa eine halbe Stunde von dem westlichen Fuße des Parnasses. Die Häuser, obwohl meist nur aus Lehm gebaut, sind hübsch und ziemlich groß, und über der Stadt thronen auf einem steilen Hügel die malerischen Ruinen der mittelalterlichen Burg der Herrn von Sálona, die auf die festen Reste der alten Akropolis gebaut war. Unter und zwischen dem fränkischen Gemäuer stehen große Stücke hellenischer Mauern, theils aus Quadern, theils aus großen Polygonen aufgeführt; auch sind noch zwei alte Thore vollständig erhalten, und im Innern sieht man einen Wasserbehälter, der in seinen unteren Theilen antik, in den obern mittelalterlich ist. Aus dem Burgfelsen sprudelt nach der Stadtseite hin eine sehr reiche Quelle in einer Reihe von Brunnen hervor.

Zwischen dem Parnaß und dem lokrisch-ätolischen Gebirge, dem alten Korax,*) führt der Weg in fast gerader nördlicher Richtung in

*) Ich habe den Namen Korax für das ganze westlich vom Parnaß gelegene Gebirge gebraucht, wie Strabo thut L. IX, p. 417 C. Vergl. L. VII, p. 329, fragm. 6 und L. IX, p. 450. Bei Steph. Byz. s. v. *Κόραξ* scheint der Name in etwas engerem Sinne gebraucht, wenn es heißt: *ὄρος μεταξὺ Καλλιπόλιος καὶ Ναυπάκτου. Πολύβιος εἰκοστῷ*, wonach der Kiona ausgeschlossen wäre. Aber es kann in der Stelle des Polybios nur von dem zwischen Kallipolis und Naupaktos gelegenen Theil des Gebirges die Rede gewesen sein, ohne daß er darum den östlicher gelegenen ausschließen wollte. Mir wurde das ganze Gebirge wiederholt als das Gebirge von Litoriki bezeichnet. Statt Kiona schreibt übrigens Ulrichs Jona, *Γιῶνα*, die französische Karte Guiona. Was das Richtige

die Landschaft Doris. Die Gegend hat einen ganz alpinen Charakter und außer dem Dorfe Topolia, das ich rechts ließ, trifft man keine Wohnung an; nur da und dort sieht man von weitem auf den Berghöhen einen kleinen Weiler. Anfangs zieht sich der Weg an den westlichen Abhängen des Parnasses hin. Links unter mir hatte ich ein schmales Thal, in welchem der Lauf des fast trockenen Baches durch die rothen Oleanderblüthen weithin bezeichnet war. Ueber demselben erhebt der höchste Berg des jetzigen Griechenlands, der Kiona, sein schneebedecktes Haupt, und hinter ihm streckt sich der fast gleich hohe lange Rücken des Vardusia von Norden nach Süden. Der schönste Punkt des Passes ist an einer frischen Quelle auf der Höhe des Joches, welches den Parnaß mit dem ätolischen Gebirge verbindet. Bis zu dieser Höhe steigt man von Süden her, von hier aus aber senkt sich nun der Weg nach Norden, das Thal wird enger und die Schneegipfel des Korax verschwinden, aber seine Vorberge bilden mit dem Westabhange des Parnasses einen engen Paß Amblena, wo an zwei Stellen Mauern aus dem griechischen Befreiungskriege von beiden Seiten bis an den Weg zusammenlaufen. Ein Bach plätschert in der Mitte über Steine und Felsen hinab, von Platanen dicht beschattet. Tannen und verschiedene Eichenarten, besonders eine sehr schöne mit tief eingeschnittenen Blättern, bilden mit den jäh aufsteigenden Felsen und buschigen Abhängen eine angenehme Abwechslung, und dazwischen kommt hie und da eine kleine mit Gras oder Getreide bewachsene grüne Fläche. Es ist eine fast schweizerische Gegend, und ich hätte mich in die Heimat versetzt geglaubt, hätten nicht die Stacheleichen und orientalischen Platanen mich erinnert, daß ich mich im Süden befinde. So geht man auf steilem, schlechtem Wege abwärts, bis man das fünf bis sechs Stunden von Sálona entfernte, am nördlichen Ende des Passes gelegene Graviá erreicht. Dieser Ort besteht nur aus wenigen Hütten und zwei Chans, hat aber eine gewisse Be-

---

ist, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube aber Kiona gehört zu haben, wie auch Roß schreibt. Ein Versehen dagegen ist es, daß oben S. 519 Kienia steht.

deutung durch seine Lage am Eingange aus dem Kephissosthale in den Paß, und einen Namen durch den tapfern Widerstand, den hier im Jahre 1821 Odysseus mit einer Hand voll Leute den weit überlegenen Schaaren des Omer Briones und Mehemet Pascha leistete. Das abgelegene Bergdörfchen hat vor kurzem eine Schule erhalten, wo bei meiner Anwesenheit ein junger eifriger Lehrer die neudorische Jugend eben unterrichtete. Unter kleinen Jungen bemerkte ich einen fast erwachsenen Burschen, der sich nicht scheute, in einer Elementarschule die früher versäumten Kenntnisse nachzuholen, eine Erscheinung, die in Griechenland nicht selten ist und für die Lernbegierde des Volks kein schlimmes Zeugniß ablegt. Der muntere Lehrer, den ich einen Augenblick störte, um unter dem natürlich glaslosen Fenster ein Gespräch anzuknüpfen, zeigte wenigstens mehr geographische Kenntnisse, als ich sonst oft fand. Denn als ich ihm auf die Frage nach meinem Vaterlande die Schweiz nannte, antwortete er mit einer gewissen Befriedigung: Ja, die kenne ich aus der Geographie.

Bei Graviá ändert sich mit einem Male die ganze Physiognomie der Gegend. Man tritt in das große Becken des obern Kephissos, das sich von dem Punkte, wo das ätolische Gebirge mit dem Oeta zusammenstößt, in südöstlicher Richtung bis zu der alten Stadt Parapotamioi hinzieht, bei welcher die letzten Ausläufer des Parnasses ganz nah an den gegenüberliegenden Hedylionberg treten und das Thal so abschließen, daß der Kephissos kaum Raum findet, um sich nach der Ebene von Chäronea durchzuwinden. Bei einer sehr ansehnlichen Länge von mehr als zehn Stunden wechselt die Breite dieses obern Kephissosbeckens, je nachdem der Fuß der Gebirge vor oder zurücktritt, zwischen etwa einer halben Stunde und zwei Stunden. Der Nordabhang des Parnasses, der es von der einen Seite einschließt, ist viel gewundener als die andern Seiten dieses Gebirges. Zwischen tiefen Einschnitten springen mehr oder weniger steile Anhöhen weit in die Ebene vor, am weitesten ungefähr in der Mitte bei dem großen Dorfe oder Flecken (*Κωμόπολις*) Dadi, dem alten Amphikäa. Gegenüber dem Parnaß erheben sich im Norden der schön bewaldete Oeta und der Knemis. Die Thalfläche selbst

überrascht, wenn man bei Graviá aus dem Gebirge hervortritt, durch ihr frisches Grün, das durch reichliche Quellen und Flüsse genährt wird. Zunächst Graviá fließt zwischen Eichen, Platanen und dichtem Gebüsche der Kajenitza, mit dem sich etwas weiter abwärts der von Nordwesten aus dem Oeta kommende Apostoliá vereinigt, wahrscheinlich der alte Pindos, wenigstens der bedeutendste der Nebenflüsse des Kephissos und von viel längerem Laufe als dieser selbst. Denn als den eigentlichen Ursprung des Kephissos betrachtete man im Alterthum die am Parnaß bei Liläa in der Nähe des heutigen Dorfes Agoriani entspringenden, jetzt Kephalovrysis (*Κεφαλοβρύσεις*) genannten Quellen, die nach kurzem Laufe in fast rechtem Winkel mit dem Apostoliá zusammenfließen und dann als ansehnliches Flüßchen die Richtung des letztern nach Südosten nehmen. Zahlreiche kleinere Bäche kommen dem Hauptfluß vom Oeta und Parnaß zugeflossen, und Bäche, die wenigstens zur Zeit meiner Anwesenheit am Ende Mais noch wirklich Wasser hatten. Die Ebene ist daher fruchtbar und besonders in ihrem untern Theile wohl bebaut, wo ich an einigen Orten den Weizen mannshoch stehen sah. Zahlreiche große Dörfer und Flecken, deren Ansehen von Wohlhabenheit zeugt, liegen an den Abhängen der Berge, unter denen besonders Dadi und Velitza am Parnaß und Drachmani am Fuße des Oeta oder vielmehr seiner östlichen Verlängerung, des Knemis, zu nennen sind.

Im Alterthum umfaßte das Becken die dorische Tetrapolis und den besten Theil von Phokis. Jene, die Tetrapolis, lag in dem oberen engern und rauheren Theile um das Pindosflüßchen, Kytinion, der bedeutendste der kleinen Orte, dicht bei Graviá an dem Eingang des Passes nach dem ozolischen Lokris. Gerade über Graviá zur Rechten, wenn man von Sálona kommt, sieht man auf einem steilen den Weg beherrschenden Felsen altes Gemäuer, das ohne Zweifel dem alten Kytinion angehörte. Weiter aufwärts auf einem isolirt aus dem Thale aufsteigenden Hügel geben andere Ruinen vielleicht die Stätte von Erineos an, und in einem Paläokastro bei dem Dorfe Mariolates, etwas unterhalb Graviá in einem Einschnitt des Parnasses, glaubt

man Boion zu erkennen. Es waren immer kleine, ärmliche Gebirgsorte und früh ganz in Verfall gekommen, so daß Strabo meint, es sei zu verwundern, daß auch nur eine Spur von ihnen bis in die Römerzeit sich erhalten habe. Ihre Bedeutung war es, die Metropole der peloponnesischen Dorier zu sein, und als solche würde das Ländchen auch jetzt genug Beachtung verdienen, selbst wenn es nicht den Reiz eines stillen, lieblichen Gebirgsthals hätte.

Weit ansehnlicher waren die zahlreichen phokischen Städte im unteren Theile des Beckens und in seinen Nebenthälern. Keine natürliche Gränze scheidet Doris und Phokis, die mehr als irgend zwei andere griechische Landschaften nur ein geographisches Ganze bilden. Oder genauer gesprochen, bildet der nördlich vom Parnaß bis nach Parapotamioi gelegene Theil von Phokis mit Doris eine geographische Einheit und hängt mit diesem viel enger zusammen, als mit den Landestheilen östlich und südlich vom Parnaß oder gar mit dem zwischen die östlichen Lokrer hineingeschobenen Daphnus am euböischen Meere. Es scheinen daher auch die Dorier in früheren Zeiten sich weiter abwärts ausgedehnt zu haben und allmälig in den oberen Thalwinkel zurückgedrängt worden zu sein. Die phokischen Städte waren zumeist an den beiden Seiten der Ebene auf die felsigen Vorsprünge und Abhänge des Gebirges gebaut, wo noch jetzt mächtige Ueberreste der schönen Mauern und Thürme, oft von den Höhen bis in die Thalsohle herabsteigend, weithin ihre einstige Blüthe bezeugen und der Gegend einen eigenen Charakter verleihen. Eine einzige Ruine, die sich kaum über den Boden erhebt, liegt mitten in der Fläche am Kephissos mit dem räthselhaften Namen Alttheben (ἡ Παλαιὰ Θῆβα oder Παλαιὰ Φῆβα). Der Name findet sich noch einmal bei einem Paläokastro auf dem Helikon.*) Dort scheint er mit der uralten Tradition zusammenzuhängen, daß die Thebaner nach der Zerstörung ihrer Stadt im Epigonenkrieg sich auf jenen Berg zurückgezogen hätten, für den Namen der Ruine im Kephissosthale aber fehlt es meines Wissens an

*) Roß, Königsreisen I, S. 31.

jeder Nachricht aus dem Alterthum. Ich kenne keinen andern Theil Griechenlands, etwa Argolis ausgenommen, wo man eine solche Menge verhältnißmäßig wohl erhaltener Paläokastra so nahe bei einander sieht. Sie alle auch nur flüchtig zu besuchen, würde mehrere Tage erfordern, wozu mir die Zeit fehlte, doch habe ich mir ein halbes Dutzend genauer angesehen.

Das schönste von allen ist das des heutigen Velitza, des alten Tithorea, wie Inschriften beweisen, dessen Stadtmauern nebst denen von Messene und Eleutherä am Kithäron zu den schönsten in ganz Griechenland gehören. Velitza liegt am Nordostabhange des Parnasses, dicht unter einer senkrechten Felsenwand, auf einem nach der Ebene sich stark abdachenden Plateau. Oestlich wird es durch eine Schlucht begränzt, in deren Tiefe ein starker Bach, der alte Kachales, jetzt Kakorhevma, vom Parnasse herabfließt. Der größte Theil seines Wassers ist in einem Canal nach dem Orte selbst geleitet, wo er Mühlen treibt und die Gärten bewässert. Ein schmaler Fußpfad führt an der Felsenwand über dem Bache zu einer als Zufluchtsort in Kriegsnöthen bekannten Höhle, die jetzt nach dem Palikarenchef Odysseus benannt ist, weiterhin geht der Pfad über den Parnaß nach Arachova. An dieser Seite bedurfte die Stadt keiner künstlichen Befestigung, aber von der Schlucht aus läuft eine schöne Mauer mit viereckigen Thürmen am Nordrand der Stadt hin und wendet sich dann nach Süden den Berghang hinauf bis an die Felsenwand. Die Stadt war also im Süden durch diese senkrecht aufsteigende Felsenwand, im Osten durch die senkrechten Abgründe des Kachales, im Westen und Norden aber durch feste Mauern und Thürme fast uneinnehmbar geschützt. Die Mauern sind nach beiden Seiten aus regelmäßigen, etwa anderthalb Fuß hohen Quadern gebaut, zwischen denen unregelmäßiges Füllwerk ist, die Thürme natürlich ganz aus Quadern. Besonders schön ist die Nordseite, an welcher der westlichste Thurm noch in zwei Stockwerken erhalten ist. Wie in Messene, hat das untere Schießscharten, das obere kleine Fenster. In der Nähe dieses Thurmes ist auch ein Thor mit Ausnahme des Sturzes ziemlich vollständig

erhalten. Reichlicher Epheu und andere Schlingpflanzen umwuchern üppig das alte Gemäuer und erhöben die Schönheit des Anblickes. Mehrere Inschriften und Mosaiken bezeugen, daß der Ort noch in der römischen Kaiserzeit blühte. Außerhalb der Mauern gegen die Ebene zu liegen noch zahlreiche Sitzstufen umher, die einem Theater angehört zu haben scheinen. Das heutige Velitza ist zum großen Theil in den Umkreis der alten Stadt gebaut, deren oberer, nach der Felswand steil ansteigender Theil aber ohne Zweifel nie Wohnungen gehabt hat.

Ich war den 28. Mai von Sálona bis nach dem stattlichen Flecken Dadi geritten, bei dem noch schöne Ruinen der alten Stadt Amphikäa erhalten sind; am 29. Mai, an einem Sonntag früh, hatte ich den Weg nach Velitza eingeschlagen, das ich in zwei und einer halben Stunde erreichte. Als ich mich dem Orte näherte, erblickte ich von weitem einen langen Zug, der sich nach den an den Höhen liegenden Weinbergen bewegte, an der Spitze in vollem Ornate mit Kreuzen die Priester, hinter ihnen, in den hellen Farben der Landestracht, Weiber und Männer. Es war eine Procession, um Hülfe gegen die Heuschrecken zu erflehen, deren Schwärme in erschreckender Menge Felder und Weinberge verheerten. Bald nachher aber nahm ein anderer Anlaß dieselbe Bevölkerung in Anspruch. Wiederholte Schüsse ertönten und unter Vorangang der einfachen und eintönigen Musik einer großen Trommel und eines klarinettartigen Instrumentes (Karamunsa) kam ein Hochzeitszug, der aus der Kirche nach der Wohnung der Neuvermählten gieng. Voran zog mit dem Bräutigam eine ganze Schaar Männer, deren einer den aus künstlichen Blumen und Flittergold gefertigten Brautkranz in einem Korbe hoch emporhielt, hinter ihnen die Braut, von zwei Brautführern unterstützt. Sie trug eine weiße Haube mit gleichfarbigem Schleier, während der Kopfputz der Unvermählten roth zu sein pflegt, im Uebrigen die gewöhnliche Landestracht, ein langes weißes, linnenes oder baumwollenes Unterkleid und darüber ein gleichfalls weißes, wollenes Oberkleid von geringerer Länge, mit einem breiten, in Quasten herabfallenden Gürtel,

wenn ich nicht irre von schwarzer Farbe (die Jungfrauen tragen ihn roth). Auch hatte sie Strümpfe und Pantoffeln an, Luxusartikel, die man sonst auf dem Lande nicht oft findet. Dem Kopfputze fehlten zahlreiche aufgefaßte Münzen nicht, wie sie in dieser Gegend fast alle Frauen, sei es um den Kopf gewunden, oder als Halsband, oder oft in mehreren Reihen über die Brust gezogen tragen. Während früher dazu besonders viele antike Münzen verwendet worden sein sollen, sah ich hauptsächlich ganz frisch geprägte Stücke König Ottos, die desto seltener im Verkehr vorkommen. Die Braut machte ein sehr betrübtes Gesicht, blieb alle paar Schritte stehen und verneigte sich tief, wie man mir erklärte zum Abschiede vom jungfräulichen Stande. Den Zug schlossen Jungfrauen, hie und da ein Hochzeitlied anstimmend. Wie sich leicht denken läßt, vermißte man auch die liebe Jugend des Ortes nicht. So bewegte sich der Zug unter beständigem Knallen von Flinten langsam durch die verschiedenen Straßen. Die ganze Feierlichkeit hatte einen durchaus melancholischen Charakter. Den Abend, sagte man mir, sollte noch Tanz folgen, vor dessen Beginn ich jedoch den Ort schon verließ.

Ich will hier nicht versuchen, die Lage der einzelnen, meist ziemlich unbekannten Städte nachzuweisen, sondern mich auf wenige Bemerkungen über einige der von mir besuchten Punkte beschränken. Von Velitza ritt ich quer durch die Ebene, über die vorher erwähnten Ruinen von Alttheben, nach dem auf der anderen Seite des Thales gelegenen Dorfe Drachmani. Nördlich von diesem sieht man auf ansehnlicher Höhe bei dem Dörfchen Levta die Ueberreste Elateas liegen, der größten phokischen Stadt, deren Besetzung durch König Philipp bekanntlich einst Athen in jene von Demosthenes mit den lebendigsten Farben geschilderte Aufregung brachte. Indem ich sie in einiger Entfernung links ließ, wandte ich mich nach dem am südöstlichen Ende der Ebene, etwa eine halbe Stunde links vom Kephissos gelegenen Dörfchen Belesi. Bei demselben erhebt sich dicht über dem linken Ufer des Flusses, dem äußersten Vorsprung des Parnasses gegenüber, ein nicht hoher, aber steiler, kahler Berg, der oben eine ziemlich ansehn=

liche Fläche darbietet und die Reste einer alten, unregelmäßig aus kleinen Polygonen erbauten Ummauerung trägt. Es ist nicht zu zweifeln, daß es die Reste des alten Parapotamioi sind, welches nach der Zerstörung im heiligen Kriege nicht mehr hergestellt wurde. Zur Zeit des Pausanias war es so verschollen, daß man auffallend genug diesem Reisenden nicht einmal mehr die Lage anzugeben wußte, während noch in dem mithradatischen Kriege die verlassene Akropolis als wichtiger militärischer Punkt erwähnt und von Plutarch, der als Bürger des nahen Chäronea die Gegend genau kannte, deutlich beschrieben wird.

Weit bemerkenswerther, als die dürftigen Reste dieses Ortes, sind die in einem nordöstlichen Seitenthale gelegenen Ruinen von Abä. Etwa zwei Stunden oberhalb Velesi, zwischen den Dörfern Bogdano und Exarchos, steigt rechts ein pyramidaler, hoher Berg empor, auf dessen Gipfel die alte Stadt lag. Rings um den Abhang läuft eine gewaltige Mauer und innerhalb derselben in einiger Entfernung noch ein zweiter, mit dem äußern concentrischer Mauerring, innerhalb dessen sich die Spitze des Berges als Akropolis erhebt. Doch läßt sich diese innere Mauer nicht ringsum verfolgen. Die Mauern zeigen nach beiden Seiten ein sehr schönes polygones Gefüge. Die Steine sind zum Theil sehr groß, aber nicht dick, an manchen Stellen erscheinen sie fast nur als gewaltige Platten, zwischen denen unregelmäßiges Füllwerk ohne Mörtel liegt. Thürme sind fast keine da, sondern nur Mauervorsprünge in der ältern Weise. In der äußern Mauer ist außer einigen kleinern Thoren noch ein großes von sehr alterthümlicher Construction mit einem ungeheueren Deckstein erhalten, in der innern Mauer sieht man einen oder zwei kleinere Eingänge. An der Nordseite läuft von dem Mauerringe eine gerade Mauer den Abhang des Berges hinab bis an einen felsigen Vorsprung, der noch verschiedene Spuren von Bearbeitung zeigt und vielleicht eine Art Vorwerk bildete. Abä war im Perserkriege verbrannt worden, nach dem heiligen Kriege dagegen allein von den phokischen Städten ver-

schont geblieben, weil es sich an der Plünderung der delphischen Tempelschätze nicht betheiligt hatte. Man könnte daher geneigt sein anzunehmen, daß die jetzigen Ruinen aus der Zeit der Wiederherstellung der Stadt nach den Perserkriegen stammen. Ich halte sie indessen für älter. Die Phokier hatten im Perserkriege beim Anzuge der Feinde ihre Städte verlassen, die Perser brannten sie im Vorbeigehen nieder, schwerlich aber nahmen sie sich die Zeit und Mühe, die unvertheidigten Werke zu schleifen, wovon Herodot auch nichts sagt. Auf der kreisförmigen Kuppe des Berges, die den Mittelpunkt der Stadt bildete, hat man ein prachtvolles Panorama über den größten Theil von Phokis und Böotien mit dem kopaischen See und über einen Theil von Lokris.

Seinen Hauptruhm hatte Abä als Sitz eines alten Heiligthums des Apollon mit einem Orakel. Auch der Tempel war von den Persern in Brand gesteckt worden und soll zum Andenken an den Frevel der Barbaren in dem halbzerstörten Zustande belassen worden sein, bis die Thebaner im phokischen Kriege noch einmal Feuer darin anlegten, als flüchtige Phokier hier Schutz suchten. Nur wenige Ruinen blieben jetzt übrig, neben welchen Kaiser Hadrian später einen kleinern Tempel baute. Das Heiligthum lag nicht in der Stadt selbst, sondern etwa eine halbe Viertelstunde nordwestlich vom Fuße des Berges entfernt im Thale, auf einem niedrigen, flachen Hügel, wo man noch Ueberreste der Substructionen sieht. An der Westseite steht noch eine etwa ein und vierzig Schritt lange, in drei Steinlagen erhaltene Quadermauer, die an den beiden Enden sich in rechtem Winkel nach Osten wendet, in dieser Richtung aber nur wenige Schritt weit verfolgen läßt. Auf dem Hügel liegen noch einzelne Bausteine umher.

Wie stark einst das Land bevölkert war, geht daraus hervor, daß nur ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von der Tempelstätte eine andere phokische Stadt, Hyampolis, lag. Die Ruinen ihrer regelmäßigen Quadermauern und Thürme krönen noch einen kleinen

Hügel dicht links über der Straße nach Lokris; unmittelbar an der Straße im Thale selbst sieht man verschiedene Reste einer Vorstadt.*) Einer der Hauptpässe aus Lokris und dem nördlichen Griechenland nach Phokis mündet hier, daher die Stadt in der Kriegsgeschichte wiederholt genannt wird. Namentlich brachten hier einmal noch vor den Perserkriegen die Phokier der Reiterei der Thessaler durch eine eigenthümliche Kriegslist eine empfindliche Niederlage bei. Sie machten einen großen Graben quer durch den Paß, füllten ihn mit leeren thönernen Gefäßen an und schütteten dann wieder Erde darüber, die so geebnet wurde, daß nichts zu bemerken war. In sicherer Erwartung des Sieges sprengten die thessalischen Reiter auf die hinter dem verdeckten Graben aufgestellten Phokier, stürzten aber plötzlich in die Gefäße, wo die Pferde die Beine brachen und den Phokiern ein leichter Sieg zu Theil ward.

Mehrere Wege führen aus dem obern Kephissosthal nach dem nördlichen Griechenland. Einer geht von Graviá in fast gerader Richtung über den Oeta und mündet schon jenseits der Thermopylen beim alten Trachis und Heraklea in das Spercheiosthal. Im früheren Alterthum wenigstens kann diese Straße nicht im Gebrauch gewesen sein, da sonst die Thermopylen nicht als der einzige Eingang in Mittelgriechenland hätten betrachtet werden können. Die andern führen diesseits der Thermopylen über das Gebirge nach Lokris, so daß, wer von Norden herkommend jene passirt hatte, den einen oder andern einschlagen konnte. Der westlichste geht von dem Dorfe Turkochori unweit des oben erwähnten Drachmani über Bodonitza, zwischen dem östlichen Arm des Oeta, dem Kallidromos, und dem daran stoßenden Knemis durch und führt unmittelbar vor die Thermopylen, ein zweiter steigt von dem Dorfe Drachmani aus, am alten Elatea vorbei über den Knemis, endlich der östlichste geht unter

*) Es ist das bei Xenoph. Hellen. IV, 6, 27 erwähnte προάστειον, das Jason von Pherä beim Durchmarsch einnahm.

dem alten Hyampolis, zwischen dem südlichen Ende des Knemisgebirges und dem Chlomos nach der Ebene des alten Opus, oder des heutigen Talandi. Alle drei scheinen im Alterthum schon gebraucht worden zu sein. Ich schlug den letztern ein und kam von den Ruinen von Hyampolis aus in ungefähr zwei und einer halben Stunde durch eine einsame öde Berggegend in die schöne lokrische Ebene am euböischen Meere.

Das östliche Lokris. H. Konstantinos. Die Thermopylen. Das Thal des Sperchelos. Lamia oder Zituni. Das Kloster Andinitza. Ein Blick nach Thessalien. Stylida. Larisa Kremaste. Chladi.

Das kleine Ländchen der östlichen Lokrer erstreckte sich Euböa gegenüber von der böotischen Gränze bei den Abflüssen des kopaischen Sees bis zu den Thermopylen, nur eine Zeit lang durch das Gebiet der ungefähr in der Mitte hineingeschobenen phokischen Stadt Daphnus unterbrochen. Es umfaßte nebst dem unmittelbaren, bald breiteren, bald schmaleren Küstenstrich den östlichen Abfall des Gebirges, das vom Kallidromos aus nach Südosten läuft. Der nördlichere, größere Theil ist der alte Knemis, der südlichere bis an die Kopais heißt jetzt der Chlomos, seinen alten Namen kennen wir nicht, können ihn aber als das opuntische Gebirge bezeichnen. Das ganze Ländchen hat nur eine einzige etwas größere Ebene im südlichen Theile, wo am Bergabhange, in der Nähe des heutigen Dorfes Kardenitza, die alte Stadt Opus lag, die Hauptstadt der sämmtlichen östlichen Lokrer. Denn in der älteren Zeit bildeten diese nur eine Völkerschaft und einen Staat, der von einer in Opus seßhaften Oligarchie von hundert Geschlechtern regiert wurde, welche ihren Adel auf die mütterliche Abstammung begründeten und bis auf Pyrrha und Deukalion zurückführten; denn die lokrische Sage behauptete, daß diese nach der großen Fluth in Opus gewohnt hätten. Erst in sehr später, vielleicht erst der römischen Zeit scheinen die opuntischen Lokrer im Süden und die

epiknemidischen oder hypoknemidischen im Norden sich als zwei Völkerschaften getrennt zu haben, vorher aber beide Namen für die sämmtlichen östlichen Lokrer im Gegensatz zu den westlichen oder ozolischen, die von ihnen abstammten, gebraucht worden zu sein. Opus war die Hauptstadt der um den Knemis wohnenden Lokrer, die nach ihr eben auch die opuntischen genannt wurden.*) Das Land erfreute sich unter seiner Oligarchie eines wohlgeordneten, gesetzlichen Zustandes, nahm aber begreiflicher Weise bei seiner Kleinheit nur eine untergeordnete Stelle unter den griechischen Staaten ein und scheint bei seiner sehr ausgesetzten Lage an der großen Kriegsstraße mit vieler Klugheit seine Unabhängigkeit zwischen den mächtigern Nachbaren gewahrt zu haben. Zahlreiche Ortschaften bedeckten das Land, aber bedeutendere Städte hatte Lokris außer Opus, das selbst nicht groß gewesen zu sein scheint, keine, und in wenigen Gegenden Griechenlands sind die Spuren des Alterthums so verschwunden wie hier. Man trifft zwar da und dort einige Mauerreste an, die eben genügen, um daran die Lage der alten Orte nachzuweisen, aber im ganzen Ländchen ist nicht eine einzige in die Augen fallende Stadtruine, wie sie in Böotien und Phokis noch zu Dutzenden stehen. Selbst die Reste der alten Hauptstadt sollen nur sehr unansehnlich sein, weshalb ich sie unbesucht bei Seite ließ. Dieser Mangel ist aber reichlich ersetzt durch die ungewöhnlichen landschaftlichen Reize, welche den Weg von der Ebene von Talandi bis zu den Thermopylen zu einem der belohnendsten in ganz Griechenland machen.

Gleich wenn man auf dem Wege von Hyampolis her aus dem engen Gebirgsthale heraustritt, wird man durch den prachtvollen Blick auf die reiche Ebene überrascht, welche sich um den opuntischen Meer-

*) Bei den ältern Schriftstellern kömmt der Name epiknemidisch oder hypoknemidisch nicht vor (vergl. Böckh z. Corp. Inscr. Graec. N. 1751), was aber zufällig zu sein scheint. Daß er früh im Gebrauch war, geht aus einer sehr alten Bronzeinschrift hervor, auf der Naupaktos im ozolischen Lokris als eine Colonie *Λοκρῶν τῶν Ὑποκναμιδίων* bezeichnet wird. Die Bronzetafel habe ich im Besitz des Ritters Woodhouse in Korfu gesehen. Vergl. Epigraph. und Archäol. Beiträge S. 6. Sie heißen auch *Λοκροὶ οἱ ἠῷοι*. Vergl. Curtius in der Archäol. Zeitung 1853, S. 38.

busen oder die Bucht von Talandi lagert, rechts von den Abhängen des Chlomos, links von denen des Knemis umschlossen. Im innersten Winkel der Bucht liegt die nur durch eine schmale Landenge mit dem Festland verbundene Halbinsel Gaidaronisi, links davon die kleine Insel Atalante, jetzt gewöhnlich Talandonisi genannt, welche, wie manche andere Küstenpunkte und Inseln, im peloponnesischen Kriege die Athener besetzt hatten, um von hier aus die feindlichen Lokrer zu bedrängen und von der See auszuschließen. Jenseits des hier mehrere Stunden breiten Meeresarmes erhebt sich die üppige Küste Euböas mit den Städtchen Roviäs und Limni dicht über dem Wasserspiegel und den reich bewaldeten Bergen dahinter. Zur Rechten sieht man in geringer Entfernung den heutigen Hauptort von Lokris, das freundliche Städtchen Talandi (Ἀταλάντη, Ταλάντη), am Bergabhange zwischen Gärten und Weinbergen liegen. Auch hier finden wir wieder die schon mehrfach bemerkte Namenswanderung; der Name der Insel ist auf das anderthalb Stunden von der Küste entfernte Städtchen übergegangen, ohne daß jene ihn deshalb verloren hat, nur bezeichnet man sie eben im Gegensatz zum Städtchen als Insel Atalante, Talandonisi (Ταλαντονῆσι). Bestimmte Ruinen einer alten Stadt sind bei Talandi nicht, die alte Hauptstadt Opus lag etwa eine Meile weiter nach Südosten, doch ist mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß wenigstens in der Nähe von Talandi Naryx zu suchen sei, das sich rühmte, die Heimat des oïleïschen Ajas, des Führers der Lokrer vor Troja, zu sein, und wiederholt in den Kriegen der Phokier genannt wird.*) Am nördlichen Ende der Ebene liegen auf einem ins Meer vorspringenden Hügel die unscheinbaren Ueberreste der alten Hafenstadt von Opus, Kynos. Von hier an treten nun die Gebirge meist sehr nah an das Ufer und lassen nur da und dort einen breiteren Zwischenraum, nicht selten springen

*) Vergl. Roß, Königsreisen I, S. 96. Er stößt sich nur daran, daß Diodor XVI, 38 Naryx eine Stadt der epiknemidischen Lokrer nennt, indem er sich diese im Gegensatz zu den opuntischen denkt. Das oben über diese beiden Namen Gesagte hebt aber dieses Bedenken vollständig.

die Verzweigungen bis unmittelbar ans Meer vor. Anfangs sind sie noch ziemlich kahl, aber je weiter man nach Norden kommt, desto schöner wird die Natur. Bald steigt der Knemis in senkrechten Felsenwänden empor, die mich an manche Partien im Jura erinnerten, bald hebt er sich in sanftern, mit Nadelholz und Buschwerk bewachsenen Höhen. Zahlreiche Quellen und Bäche rieseln von ihnen herab und bewässern reichlich das niedrige Küstenland, in welchem dichtes Gehölz üppig wuchert und oft den schmalen Pfad fast verschließt. Zwischen mächtigen Platanen und Pinien gedeiht hier ganz besonders die Myrthe, die ich selten in solcher Fülle und Schönheit gesehen habe. Zur Rechten hat man fortwährend über dem blauen Meeresspiegel die prächtigen Berge Euböas.

Ungefähr in der Mitte des Weges, über fünf Stunden von Talandi, liegt das Kloster des H. Konstantinos, das ich zum Ziel der Tagereise von Velesi aus genommen hatte. Roß erzählt (Königsreisen II, S. 135), wie es erst in neuer Zeit in Folge wiederholter Träume eines frommen Sehers gegründet worden sei. Der fromme Mann träumte, daß hier eine Kirche verschüttet sei, und nachdem man eine Zeit lang gegraben hatte, stieß man wirklich auf einen spät-römischen Mosaikboden, der noch im Klosterhofe gezeigt wird und wahrscheinlich einem profanen heidnischen Gebäude angehörte, aber für die geträumte Kirche gelten mußte. Er enthält nur ganz hübsche Ornamente. Einige byzantinische Münzen, die man in Griechenland Konstantinata zu nennen und dem H. Konstantin beizulegen pflegt, gaben Veranlassung die Kirche dem Konstantin und der Helena zu weihen und das Kloster nach ersterem zu benennen. Es hat mehr das Ansehen eines großen Chanes als eines heiligen Gebäudes, und scheint auch ganz besonders zum Zweck einer Herberge angelegt worden zu sein, die auf dem langen Wege zwischen Talandi und Lamia ein wahres Bedürfniß ist. Niedrige Gebäude mit zahlreichen Gemächern liegen um den geräumigen Hof, der bei meiner Ankunft ein festliches, belebtes Ansehen hatte. Denn das Fest des Schutzheiligen stand bevor, zu dem die Bewohner der Umgegend in Masse erwartet wurden. Hütten und

Buden waren aufgeschlagen, einzelne Krämer hatten schon ihre Waaren ausgelegt und die Mönche sprachen voll froher Erwartung von dem Glanze der Panegyris, zu der sie mich durchaus zurückbehalten wollten. Auf meine Frage, was denn eigentlich dabei getrieben werde, antwortete mir einer ganz naiv: man ißt und trinkt und tanzt, womit bündig genug das Wesen der meisten Feste ausgedrückt ist. Uebrigens waren die geistlichen Herrn, wie in den meisten Klöstern, auch hier sehr freundlich und zuvorkommend und bemühten sich, mir die Merkwürdigkeiten ihres Gotteshauses, eben die oben genannten Masaiken und einige Grundmauern nebst einer Inschrift*) zu zeigen. Wahrscheinlich lag hier im Alterthume die mehr erwähnte Stadt Daphnus, welche eine Zeit lang zu Phokis gehörte und die epiknemidischen Lokrer im engeren Sinne von den opuntischen schied.

Trotz der Einladung, der Panegyris beizuwohnen, machte ich mich am folgenden Morgen (31. Mai) früh auf den Weg, da ich die starke Tagereise bis Lamia vorhatte. Etwa eine Stunde von H. Konstantinos springen die Hügel des Knemis in einem spitzen Vorgebirge in die See vor, wo spärliches Gemäuer die Lage des alten Ortes Knemides bezeichnet, und gerade gegenüber tritt die Nordwestspitze Euböas, das alte Vorgebirge Kenäon oder heutige Cap Lithada weit vor, über dem sich rauhe Berge steil erheben. Vor demselben liegen die kleinen lichadischen Klippeneilande. Hier eröffnet sich der Blick auf den schönen malischen Meerbusen, hinter dessen nördlicher Küste sich die lange Kette des Othrys hinzieht, und weiter links sieht man das Kallidromosgebirge und das weite Thal des Spercheios. Die Ebene erweitert sich allmälig. Aus den Schluchten des Gebirgs von der linken Seite kommt das größte der lokrischen Flüßchen, der alte Boagrios, heraus, der durch sein breites Bett zeigt, daß er wie zu Strabos Zeiten bei Regengüssen oft mächtig anschwellt, während er den größern Theil des Jahres ganz trocken ist. Unweit seiner Mündung sieht man beim Dorfe Kännrio die Ruinen einer verunglückten

*) Vergl. meine Epigr. und Archäol. Beiträge N. 59.

Runkelrübenfabrik, welche im Anfang der Vierziger Jahre von Franzosen auf Actien angelegt worden war, aber bald ein schmähliches Ende nahm. Es war ein abenteuerliches Unternehmen, dessen Ausgang sehr begreiflich erscheint; weniger begreiflich würde es scheinen, daß sich die Actionäre dazu fanden, wenn nicht die tägliche Erfahrung lehrte, daß die unvernünftigsten industriellen Projecte, wenn nur recht hohe Dividenden dabei vorgespiegelt werden, auf Theilnahme mit Erfolg rechnen können. Die großen Gebäude stehen jetzt ihrer Ziegel und fast alles Holzwerkes beraubt als trauriges Erinnerungs- und Warnungszeichen da. Die Gegend, so reizend sie dem Auge des Durchreisenden erscheint, ist gerade hier sumpfig und ungesund, in den Sümpfen liegen zwischen Platanen, Oleandern und Myrthen Büffelheerden, und den Bewohnern des nahen Dörfchens Andera sieht man die Wirkungen des Fiebers auf die Gesichter geschrieben.

Oberhalb Känurios, am Fuße des Gebirges, sollen am Boagrios sich einige Ruinen der alten Stadt Thronion finden, an der die Straße nach Elatea vorbeiführte, welche öfters von den durch die Thermopylen gedrungenen Heeren eingeschlagen wurde. Etwa eine Stunde weiter als Känurio liegt jetzt die letzte lokrische Ortschaft, Molos, die ich von H. Konstantinos in nicht vollen fünf Stunden erreichte. Die Gegend scheint außerordentlich fruchtbar, schöne Felder dehnen sich um das freundliche Dorf aus, dessen Häuser zwischen Maulbeer- und anderen Fruchtbäumen zerstreut liegen. Nicht weit von Molos ist die Stadt Skarpheia zu suchen, bei der Quintus Metellus die unter Kritolaos von den Thermopylen sich zurückziehenden Achäer einholte und schlug. Ruinen habe ich aber keine gesehen oder erfragen können. Auch Nikäa, das näher bei den Thermopylen war, kann nicht sehr weit von Molos entfernt gelegen haben, da nach einer alten Nachricht die Entfernung von den Thermopylen vierzig Stadien betrug.*) Gerade eine

*) Schol. zu Aeschin. περὶ παραπρ. §. 132. Die Bestimmung der einzelnen Orte unterliegt hier noch großen Schwierigkeiten, weil Ruinen fehlen oder doch nicht bekannt sind, und die Ansetzung nach bloßen Distanzen ist nicht leicht, besonders wenn die Angaben über diese verschieden sind. So rechnet Roß von den

Stunde nachdem ich Molos verlassen hatte, traf ich am Wege einige Ruinen, welche ich zuerst für die von Nikäa zu nehmen geneigt war, da mir jene Notiz nicht gegenwärtig war. Sie müssen aber wohl der unmittelbar bei den Thermopylen gelegenen Stadt Alpenos oder Alponos zugeschrieben werden, die schon aus Herodot bekannt ist.*) Eine Viertelstunde weiter liegt rechts vom Wege ein sehr in die Augen fallender tumulusartiger mit Gebüsch bewachsener Hügel, der Gemäuer zu enthalten scheint und wohl auch zu alten Befestigungen gehörte, und unmittelbar dahinter steigt man zwischen Buschwerk zu einer Mühle hinab, die hart am Berge steht und von dem Abflusse der unweit davon entspringenden heißen Quellen getrieben wird. Man ist in den Thermopylen.

Diese welthistorische Stätte, um deren genauere Untersuchung sich besonders Leake und Gordon große Verdienste erworben haben, ist bekanntlich im Laufe der Zeiten durch die Alluvionen des Spercheios und auch durch den Niederschlag der heißen Quellen so verändert worden, daß eine vollständige Nachweisung aller von den Alten erwähnten Punkte nicht mehr möglich ist und man sich zunächst die eingetretenen Veränderungen wegdenken muß, um sich die Ereignisse zu vergegenwärtigen. Doch kann über die Hauptsachen kein Zweifel walten. Während früher der Paß zwischen den nördlichen Abhängen des Kallidromosgebirges**) und dem Meere so eingeengt war, daß dieses ihn unmit-

---

Thermopylen bis Molos 2½ Stunden (Königsreisen I, S. 93). Ich habe von Molos bis zu dem Hügel gerade vor dem Eingang der Thermopylen, im Schritte reitend nur 1¼ Stunde gebraucht, womit mir auch die französische Karte mehr zu stimmen scheint, als mit der Angabe von Roß, der aber freilich nicht angegeben hat, welchen Punkt er meint, und vielleicht den Dammweg unter der Gendarmeriecaserne im Auge hatte, der aber streng genommen nicht zu den Thermopylen gehört.

*) Herod. VII, 176 nennt Alpenoi eine κώμη, einen offenen Ort. Daß es später aber befestigt war, geht aus Aesch. περὶ παραπρ. §. 132 hervor.

**) Der ganze Thermopylenpaß im weitesten Sinn von der Ebene von Trachis bis Alpenos läuft bekanntlich von Westen nach Osten an dem Nordabhange des Kallidromos. Da er aber aus dem nördlichen nach dem südlichen Griechenland führt und ein Theil einer im Ganzen von Norden nach Süden laufenden Straße

telbar bespülte, hat der Spercheios allmälig so viel Land angeschwemmt, daß seine Mündungen mehr als eine Stunde nach Osten vorgerückt sind, und daß jetzt nördlich von den Thermopylen eine weite sumpfige Niederung sich ausbreitet, welche in der warmen Sommerzeit so austrocknet, daß man sicher darüber wegreiten kann.*) Am Ende Mais freilich, als ich mich dort befand, war das noch nicht der Fall. Diese ganze Niederung also muß man sich zuerst als Meer denken, wenn man sich die alten Verhältnisse klar machen will. Das Kallidromosgebirge tritt nun mit seinem Fuße an zwei Stellen bis nahe an den ehemaligen Uferrand vor, einmal in der Nähe der erwähnten Mühle, und dann etwa eine starke halbe Stunde weiter westlich gegen das alte Trachis zu. Zwischen diesen beiden Punkten tritt es weiter zurück und läßt Raum für eine kleine, sanft ansteigende Fläche, die aber im Alterthume auch schmaler gewesen zu sein scheint als jetzt. In geraumer Entfernung, vielleicht zehn Minuten westlich von der Mühle entspringen nämlich am Fuße des Berges die heißen, stark nach Schwefel riechenden Quellen, welche dem Paß den Namen gegeben haben. Es sind zwei starke Hauptquellen, etwa zwanzig Schritt von einander entfernt, und gleich bei ihrem Ursprunge ist eine sehr primitive Badeeinrichtung, in einem von schlechten Mauern eingefaßten Bassin bestehend, von wo sie dann als starker, prächtig klarer Bach in einem Canal der Mühle zufließen. Dort biegen sie in rechtem Winkel ab und eilen in nördlicher Richtung den Sümpfen des Spercheios zu, in deren Nähe früherhin auch eine Mühle gestanden hat. Lange Zeit aber müssen sie unmittelbar nach ihrem Ursprung über die kleine Ebene frei abgeflossen sein, die sie auf einige hundert Schritte mit einer weißlichen Kruste überzogen haben, auf der der Hufschlag der Pferde hohl und dumpf tönt. Offenbar ist dadurch allmälig der Küstenstrich

ist, finden wir, daß schon Herodot in ungenauem Ausdruck die Richtung gegen Lokris als südlich anstatt als östlich bezeichnet, wenn er zum Beispiel sagt, der Phönix (VII, 200) fließe südlich vom Asopos, während er östlich ist, und neuere Reisende sind dem Vater der Geschichte darin gefolgt.

*) Roß, Königsreisen II, S. 138.

breiter geworden.*) In einiger Entfernung westlich von den warmen Quellen kommt aus einer engen Bergschlucht ein Winterbach in gerader nördlicher Richtung herab, dessen Bett mit vielem Gerölle angefüllt ist, aber den größten Theil des Jahres kein Wasser hat; ich sah es ganz trocken. Eine geraume Strecke weiter fließt dagegen aus einer zweiten Schlucht ein kleiner, klarer Quellbach in gleicher Richtung den Sümpfen zu. Gerade westlich über diesem erhebt sich wie eine breite Terrasse der westliche Vorsprung des Kallidromos. Auf seiner flachen Höhe liegt jetzt eine Gendarmeriecaserne. Obwohl nicht hoch, fällt er vorn nach Norden steil ab, und am nördlichen Fuß seiner Felsen führt ein schmaler, gepflasterter Dammweg hin, an dessen andere Seite die Spercheiossümpfe stoßen, so daß hier ein enges Defilé ist, das man bisweilen irrig für die eigentlichen Thermopylen genommen hat.**) So eng dieser Weg ist, so eignet er sich zu einer Vertheidigungsstellung nicht, weil der darüber liegende Bergvorsprung, auf dem jetzt die Caserne liegt, von Osten und Westen sehr leicht zu ersteigen und darum das Defilé ohne Mühe zu umgehen ist, während sich erst die weiter rückwärts liegenden Höhen steil und schwer zugänglich erheben.

Herodot sagt nun bekanntlich, daß die Thermopylen, das heißt der durch eine einst von den Phokiern erbaute Mauer mit einem Thor gesperrte Paß, nicht am engsten Platze gewesen seien, sondern daß rückwärts (östlich) bei Alpenos und vorwärts (westlich) am Flüßchen Phönix beim Flecken Anthele der Weg am engsten gewesen sei. An beiden Orten hatte er nur die Breite für einen Wagen. Deutlich erkennt man die beiden engsten Stellen in der Gegend bei der Mühle im Osten und in dem Dammweg unter der Caserne im Westen. Die Mauer und die eigentlichen Thermopylen waren also zwischen diesen beiden Punkten, und zwar in der Nähe der heißen Quellen, welche

*) Wenn ich den Plan bei Leake und die Nachrichten anderer neuerer Reisenden vergleiche, muß ich übrigens annehmen, daß auch in neuerer Zeit der Ablauf der Quellen sich verändert hat. Gordons Werk ist mir leider nicht zur Hand.

**) Leake nennt es nicht übel „the false Thermopylae“.

die Phokier vor der Mauer, das heißt westlich davon über den Weg geleitet hatten, um den Zugang zu erschweren.*) Einige neuere Reisende haben Spuren davon gesehen,**) andere, zu denen leider auch ich gehöre, sind nicht so glücklich gewesen. Vorwärts der Mauer, also auf der ziemlich geräumigen, jetzt meist mit Buschwerk bewachsenen Fläche, welche sich an den beiden Bächen bis gegen den Casernenhügel und den Sumpf hinzieht, lag wohl der Flecken Anthele mit dem Tempel der Demeter und den Sitzen der Amphiktyonen, die sich abwechselnd hier und in Delphi versammelten. Bis jetzt sind keinerlei Ruinen davon entdeckt worden. Die mannigfaltigen Durchzüge der verschiedensten Heere scheinen alle Reste über dem Boden vertilgt zu haben. Dagegen sieht man östlich von den warmen Quellen, dicht am Abhange des Berges, einen kleinen mit schönem, reichlichem Gebüsch bewachsenen rundlichen Hügel, welcher vermuthlich der ist, auf welchen im letzten Momente des Kampfes die noch übrigen Spartaner sich zurückzogen und auf dem später der Löwe zu Ehren des Leonidas stand.

Westlich von dem Casernenhügel treten die Berge viel weiter vom alten Meeresufer, dem jetzigen Sumpfe, zurück, steigen aber in schrofferen und höheren Felsen empor, als in den Thermopylen. Es sind das die trachinischen Felsen; am Fuße derselben lag auf einer steilen Höhe die Stadt Trachis, an deren Stelle später die Spartaner die Stadt Heraklea gründeten, von der nur sehr dürftige Reste übrig sein sollen, daher ich mich begnügte, ihre Stätte aus der Ferne zu betrachten.

---

*) Kiepert auf dem Plan der Thermopylen in seinem Atlas setzt die Quellen hinter die Mauern, wo sie nichts genützt hätten, aus Herodot geht klar das Gegentheil hervor.

**) Zum Beispiel Stephani, Reisen durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlandes S. 59. Leake scheint sie nicht gesehen zu haben, da er Travels in Northern Greece S. 52 sie nach Vermuthung bestimmt; auch Roß erwähnt sie nirgend. Ohne Grund hat Göttling, Gesammelte Abhandl. S. 16, die Mauer des Tempelbezirks der Demeter mit der Vertheidigungsmauer identificirt, was im Widerspruch mit Herodot ist. Da übrigens die phokische Mauer früh in Verfall kam und später von König Antiochos und Andern, zuletzt noch von Justinian hier starke Werke errichtet worden sind, so fragt es sich sehr, ob vorhandene Reste noch der ältesten phokischen Mauer angehören.

Ueber dem Casernenhügel liegt weit höher auf dem Berge das Dorf Damasta, das man zwar nicht von den Thermopylen, wohl aber aus der Ebene beim Spercheios und von den gegenüberliegenden Bergen weither sieht. Zwischen diesem und den Felsen von Trachis zieht sich eine Schlucht ins Gebirge. Durch diese sind die von dem Verräther Ephialtes geführten Perser unter Hydarnes auf das Gebirge gestiegen und haben bei dem heutigen Damasta und einem weiter östlich gelegenen Dorfe Drakospilia vorbeiziehend die Stellung der Griechen umgangen, in deren Rücken sie durch eine östliche Schlucht in der Nähe des früher erwähnten Hügels bei den Ruinen von Alpenos herabgekommen zu sein scheinen. Ich bin diesen Weg, die alten Anopäen, nicht gegangen, aber man sieht die Höhen, über die er führt, von der Burg von Lamia und von andern gegenüberliegenden Punkten so deutlich, daß man die lebendigste Anschauung von der Umgehung erhält.*)

Die meiste Schwierigkeit machten die von Herodot angeführten Flüßchen. Er nennt von den Mündungen des Spercheios an, wie sie zu seiner Zeit waren, vier, den Dyras, Melas, Asopos und Phönix, von denen die drei erstern damals unmittelbar ins Meer flossen, der letztere aber sich in den Asopos ergoß. Die drei erstern sind jedenfalls westlich von der Casernenhöhe in der trachinischen Ebene zu suchen. Der Lauf dieser Flüsse ist aber durch die Anschwemmungen sehr verändert, wie sie denn jetzt alle in den Spercheios und nicht mehr in das Meer münden. Da sie für den Gang der Schlacht des Leonidas sowohl als der spätern Thermopylenkämpfe ohne alle Bedeutung sind, kommt auf ihre Bestimmung nicht viel an. Der Phönix, bei dem, wie Herodot sagt, die engste westliche Stelle des Passes war, scheint ein kleiner Bach zu sein, der unmittelbar wenn man unter der Casernenhöhe vorbeigekommen ist, beim Eintritt in die Ebene dem Sumpfe zufließt, wenn es nicht vielleicht der östlich davon herabkom-

*) Zur Zeit des antiochischen Kriegs lagen oben auf dem im Perserkrieg noch unbefestigten Passe drei kleine Festen, deren Ruinen noch nachweisbar sind. Vergl. Leake, Travels in North. Greece II, S. 63.

mende oben erwähnte Quellbach ist. Doch läßt sich kaum denken, daß dieser zu Herodots Zeit sich mit dem Asopos vereinigen konnte.

Der eigentliche Kampfplatz sowohl im Perserkriege, als im gallischen und antiochischen und bei späteren Anläßen war die kleine nach der See geneigte Ebene zwischen den beiden engsten Stellen. Die Griechen unter Leonidas hatten ihr Lager hinter der Mauer unfern der warmen Quellen, von wo abwechselnd einzelne Abtheilungen als Vorposten vor die Mauer detachirt wurden, wie dort die Spartaner standen, als der persische Späher heranritt. Xerxes hatte sein Hauptquartier in Trachis, aber seine Vorposten standen gewiß über den Casernenhügel nach Osten hinaus, auf jeden Fall rückten die zum Angriff commandirten Truppen bis dahin vor, wie später im antiochischen Kriege der Consul Manius Acilius Glabrio geradezu dort in der Nähe der warmen Quelle dem Antiochos gegenüber lagerte. Der Thron, von dem aus Xerxes dem Kampfe zuschaute und aus Angst um seine Leute dreimal aufgesprungen sein soll, stand ohne Zweifel irgendwo an der östlichen Seite der Casernenhöhe. Am letzten Tage, als Leonidas nur noch mit den Spartanern, Thespiern und Thebanern zurückgeblieben war, rückten die Griechen weiter als früher in den breiteren Theil der kleinen Ebene vor, da es ihnen nicht mehr darauf ankam, sich zu schonen, sondern nur eine möglichst große Verheerung unter den Feinden anzurichten, und am Ende zogen sich die Letzten auf den Hügel zurück, wo sie alle den Heldentod fanden.

Die That des Leonidas ist im Alterthum und in allen spätern Zeiten der Gegenstand unbeschränktester Bewunderung gewesen; erst unserem verständigen Zeitalter war es vorbehalten, in dem Helden einen Phantasten und Romantiker zu erblicken, der gescheidter gethan hätte sich zurückzuziehen. Die Verfasser einer in vieler Beziehung verdienstlichen Geschichte des griechischen Kriegswesens*) sind bemüht gewesen, den spartanischen König zu rechtfertigen und „aus der Reihe der wüsten Romantiker auszustreichen, und ihm eine Stelle unter den

*) Rüstow und Köchly S. 61.

Tapfern anzuweisen, die zur Durchführung eines verständig angelegten Planes wacker ihr eigenes Leben einsetzen, gute Generale und Helden zugleich." Sie suchen das Zurückbleiben und die Aufopferung des Leonidas dadurch zu motiviren, daß er den Abzug des übrigen Heeres habe decken wollen, welches sonst von den nachdringenden Persern mit ihrer überlegenen tüchtigen Reiterei wäre eingeholt worden. Doch scheinen sie selbst nicht mit aller Romantik fertig zu werden, da sie beifügen: „Wie viel spartiatischer Stolz auf die ererbte Waffenehre und in Rücksicht auf das bekannte Orakel religiöser Aberglaube dazu beigetragen, daß gerade der Spartanerkönig selbst mit seinen Stammgenossen auf dem verlorenen Posten zurückblieb, das zu entscheiden ist nicht unsere Sache." Indessen auch abgesehen davon, fürchte ich, sei mit jener Erklärung wenig gewonnen und Leonidas werde dadurch schwerlich zu einem „bessern Generale" gemacht als nach der gewöhnlichen Auffassung. Als er am frühen Morgen die Nachricht von der Umgebung durch Hydarnes erhielt, war dieser noch hoch auf den Bergen, der Rücken der Griechen war noch vollkommen frei, der größere Theil des Heeres zog ungehindert ab; erst mehrere Stunden später, schwerlich etwa vor zehn Uhr*) ließ Xerxes die Front angreifen und noch später traf Hydarnes im Rücken ein. Wollte also Leonidas nichts anderes als die abziehenden Griechen decken, so fragt man billig, warum er sich denn nicht wenigstens so weit zurückgezogen, daß er den vom Berg herabkommenden Hydarnes in der Front und nicht im Rücken gehabt hätte. Für ein gänzliches Zurückweisen des Feindes war dort allerdings das Terrain weniger geeignet, wohl aber genügend für ein bloßes Aufhalten und Verzögern der Verfolgung. Der Weg ist auch nach den Thermopylen noch geraume Zeit eng und der Entfaltung großer Heeresmassen nichts weniger als günstig, und dort hätte ein guter General die Möglichkeit gehabt, indem er sich kämpfend allmälig zurückgezogen hätte, wenigstens einen Theil seiner „Arriere=

*) Ἐς ἀγορῆς πληθώρην. Dieser Ausdruck bezeichnet gewöhnlich die vierte bis sechste Tagesstunde, also etwa 10—12 Uhr Vormittags.

garde" zurückzuführen. Die Pässe über das lokrische Gebirge, mochten die Peloponnesier den nächsten Weg über das heutige Bodonitza oder den zweiten über das alte Thronion und Elatea einschlagen, worüber wir nicht unterrichtet sind, waren nahe, und sobald sie erreicht waren, konnte die Verfolgung der feindlichen Reiterei nicht mehr die mindeste Gefahr bringen. Das Zurückbleiben des Leonidas in den Pässen selbst, wo ihm Hydarnes, wie er wußte, in den Rücken fallen mußte, die „Arrieregarde" also sicherem Untergange preisgegeben war, läßt sich schwerlich anders erklären, als durch den festen Entschluß, den einmal zur Vertheidigung übernommenen Posten unter keiner Bedingung zu verlassen, und etwas „Romantik" wird man sich also selbst bei der versuchten Erklärungsweise schon gefallen lassen müssen. Will man überhaupt keine „Romantik" gelten lassen, so thäte man am besten, den ganzen spartanischen Staat aus der Geschichte zu streichen, der genug Erscheinungen zeigt, welche mit unsern Begriffen sich schwer vereinigen lassen. Die Deckung des Rückzugs der Hauptmasse des Heeres kann also nicht als hinlänglicher Grund für das Zurückbleiben und die Aufopferung der Leute des Leonidas gelten. Ob er aber deswegen den Namen eines „wüsten Romantikers" verdient, überlasse ich Andern zu entscheiden. Ich denke die moralische Wirkung der Aufopferung war eine so gewaltige, daß auch der Strategiker sie nicht unberücksichtigt lassen darf, und schwerlich sind die Regeln der Strategik und Taktik allein der richtige Maßstab zur Würdigung der That des Leonidas.

Die neue Erklärung der Sache ist aber auch mit der Ueberlieferung und Auffassung des ganzen Alterthums im bestimmtesten Widerspruch und man sollte bedenken, daß wenn man den Leonidas dadurch aus der Reihe der „wüsten Romantiker" zu streichen glaubt, man dafür seine Zeitgenossen beschuldigt, ihn dazu gemacht und nicht das Vermögen besessen zu haben, seine That zu beurtheilen. Und sollten wir wohl dazu berufener sein, als die Männer, welche in den gleichen Ideen groß gezogen waren und lebten? Herodot, der allerdings kein Strategiker, aber ein Mann von klarem, offenem Verstande war, weiß

nichts davon, daß Leonidas den Rückzug des Heeres decken wollte, wohl aber berichtet er, daß er geglaubt habe, es sei eines Spartauers unwürdig, den anvertrauten Posten zu verlassen. Und das durch seine anspruchslose Einfachheit wunderbar schöne Epigramm des Simonides auf die Gefallenen sagt nichts anderes, als daß sie umgekommen seien den Gesetzen gehorchend.*) Lassen wir uns daher die Bewunderung der Helden nicht durch Rücksichten vermeinter Zweckmäßigkeit verkümmern, bleiben wir bei der Auffassung der Zeitgenossen und des ganzen Alterthums und anerkennen wir, daß das Große eben darin lag, daß die Spartaner für die Idee von Spartas Ruhm und Unbezwinglichkeit, für die Ueberzeugung, unter keiner Bedingung vor dem Feinde weichen zu dürfen, freiwillig in den Tod gegangen sind.

Ich habe oben gesagt, daß wir nicht wissen, auf welchem Wege die Peloponnesier zurückzogen, — die Lokrer, die beim Heere waren, zerstreuten sich natürlich in ihre nahe Heimat, — auch über den Marsch des Perserheeres sind wir nicht vollständig unterrichtet. Herodot meldet nur, sie seien aus dem melischen Lande, das heißt der Gegend von Trachis, nach Doris gezogen und dann dem Kephissos entlang abwärts nach Phokis. Man könnte danach glauben, sie seien unmittelbar von Trachis westlich von den Thermopylen über den Oeta gegangen, auf dem Weg, der jetzt dort durch nach Graviá führt. Allein wenn die Perser diesen Weg gekannt und eingeschlagen hätten, so wäre der ganze Kampf um die Thermopylen unnöthig gewesen. Sie müssen erst östlich von den Thermopylen das Gebirge überschritten haben, und wenn sie alle den gleichen Weg zogen, vermuthlich durch den Paß über das heutige Bodonitza gleich hinter den Thermopylen gegan=

*) Ὦ ξεῖν᾽ ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις ὅτι τῇδε
Κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.

Fremdling, melde den Lakedämoniern, daß wir hier liegen, ihren Gesetzen gehorsam. — Ich halte es für einen der größten Mißgriffe von Gottfried Hermann, daß er dieses Epigramm nicht des dichterischen Geistes des Simonides würdig fand. Nach meinem Urtheil ist es eines der schönsten Epigramme, die es überhaupt giebt, indem es die große That prunklos als einfache Pflichterfüllung erscheinen läßt, wie das ganze spartanische Leben es sein sollte.

gen sein. Wahrscheinlicher aber ist mir, daß sie, obgleich Herodot nichts davon sagt, verschiedene Pässe benutzt und theils den genannten Weg, theils den über Thronion und Elatea eingeschlagen haben, vielleicht zum Theil sogar bis in die opuntische Ebene gegangen und von dort über Hyampolis vorgedrungen sind. Denn bei der ungeheueren Heeresmasse mußte die Theilung in mehrere Colonnen schon wegen der Verpflegung angemessen erscheinen.

Die Thermopylen sind nicht nur für den Wanderer, welcher ein Herz für die Großthaten der Vorzeit hat, eine heilige Stätte, sie gehören auch zu den schönsten Punkten in Griechenland, wie überhaupt das Spercheiosthal und die ganze Umgebung des lamischen Meerbusens. Von den dicht über den Pässen sich erhebenden Kallidromoshöhen ziehen sich die trachinischen Felsen in schön geschweiftem Bogen um den Südrand der Ebene bis an die prächtige Pyra, jetzt Katavothra, den höchsten Gipfel des Oeta, der mit jähen Abhängen sich unmittelbar aus der Fläche über siebentausend Fuß hoch erhebt. Auf seiner Spitze soll einst Herakles, dem wir überhaupt in der ganzen Gegend vielfach begegnen, den Scheiterhaufen bestiegen und sich zum Himmel emporgeschwungen haben. In der vulkanischen Natur des Gebirges, die sich noch in den heißen Quellen der Thermopylen, bei Hypata und auf der nahen Küste Euböas kund giebt, ist der Grund dieser Mythen zu suchen. Dem Oeta gegenüber, jenseits des breiten grünen Spercheiosthales, zieht sich die sanftere Kette des Othrys hin, an dessen Fuß man die Stadt Lamia und viele kleinere Ortschaften gelagert sieht, und nach Osten erglänzen die purpurnen Fluthen des malischen Meerbusens.

Auf schmalem, gepflastertem Dammwege, der sich zwischen Sumpf und Bächen durchwindet, erreichte ich von den letzten Vorsprüngen des Casernenhügels in einer halben Stunde die Brücke von Alamana, unter der in tiefem Bette der Spercheios, jetzt Hellada, sein gelbliches Wasser durchwälzt, der stärkste Fluß, den ich in Griechenland gesehen habe. Ihm hatte einst Peleus das Haupthaar seines Sohnes Achilleus mit reichen Opfern darzubringen gelobt, wenn dieser von Troja

zurückkehre. Denn sein Reich umfaßte das Thal des Flusses und die Abhänge des Othrys nach Süden und Norden, und noch in späten Zeiten rühmte sich das hier wohnende Volk der Aenianen des reinsten hellenischen Blutes und behauptete, directe Abkömmlinge des Achilleus unter seinen edlen Geschlechtern zu haben. Ihre Hauptstadt Hypata lag etwas westlich von der Pyra in luftiger Höhe am Abhange des Oeta, wo man jetzt von weither das Städtchen Neopatras oder Patradschik (*Πατρατζίκι*) sieht, das in neuer Zeit officiell wieder den hellenischen Namen erhalten hat. Jetzt ist es besonders durch seine Schwefelquellen und die gesunde Lage als Bade- und Curort bekannt, im Alterthum aber war es wie andere Theile Thessaliens verrufen durch seine Zauberinnen und Hexen, die zwar nicht auf Besenstielen durch die Luft ritten, aber doch als schwarze Vögel aus den Fenstern zu ihren Liebhabern flogen. Im Mittelalter war es die Hauptstadt des Fürstenthums Groß-Wallachien. Das fruchtbare Thal zieht sich zwischen dem Oeta und Othrys weit nach Westen hin, wo der Fluß an dem Tymphrestos oder heutigen Veluchi seinen Ursprung nimmt. Wie eine gewaltige isolirte Pyramide erhebt sich im fernen Hintergrunde dieser schöne, 7730 Fuß hohe Berg.

Ein zweistündiger Ritt brachte mich von der Brücke nach Lamia. Links und rechts von dem Wege liegen zwischen Baumgruppen verschiedene Dörfer und Höfe. Auf den Triften vor der Stadt weidete eine große Heerde von Kameelen. Lamia selbst, oder wie es schon in frühem Mittelalter lang vor der türkischen Herrschaft genannt wird, Zituni (*Ζητούνιον, Ζειτούνιον*) zieht sich an den ersten Höhen des Othrys zwischen zwei niedrigen Ausläufern an beiden Seiten eines Baches malerisch hin. Verfallene Moscheen und Minarets, ehemalige türkische Palläste und stattliche Häuser breiten sich weitläufig zwischen schlanken Cypressen und Gärten aus, und zu oberst erhebt sich auf steilem Felsen die schlecht unterhaltene viereckige Citadelle auf Grundlagen hellenischen Gemäuers von sehr regelmäßiger Construction. Auf den Häusern der Stadt nisten zahllose Störche, die in den Spercheiossümpfen reichliche Nahrung finden; zu Hunderten standen und spazier-

ten sie gravitätisch auf den Dächern rings um den Marktplatz, als ob sie das bunte Treiben der Menschen zu ihren Füßen hätten beobachten wollen. Die ganze Stadt hat von allen, die ich bis dahin gesehen hatte, bei weitem am meisten einen orientalischen Charakter und sieht viel bedeutender aus, als sie in Wirklichkeit ist. Denn die Zahl der Einwohner, die sie 1851 hatte, wird nur auf 2502 angegeben.*) Der Blick von der Höhe der Citadelle auf das ganze Thal des Spercheios von seiner Mündung bis aufwärts zum Veluchi, auf die Thermopylen, den Oeta, den lamischen Meerbusen und die Küsten und Berge Euböas ist prachtvoll.

Lamia ist in der alten Geschichte besonders durch den nach ihm benannten Krieg, den lamischen, bekannt, in welchem die Griechen nach Alexanders Tod 323—322 das makedonische Joch abzuwerfen versuchten und unter Führung des trefflichen athenischen Feldherrn Leosthenes, eines Mannes von altem Schrot und Korn, anfangs glückliche Erfolge erfochten und den makedonischen Reichsverweser Antipater in der stark befestigten Stadt belagerten. Es war einer der letzten Anläße, wo die Griechen, vor allen die Athener, ihres alten Ruhmes würdig stritten, und an dem unglücklichen Ausgang des Kampfes war nicht am wenigsten der frühe Tod Schuld, der den Leosthenes in einem Gefechte vor Lamia ereilte.

Ueber drei Stunden oberhalb Lamias liegt fast auf dem Rücken des Othrys das Kloster Andinitza (Ἀντινίτσα), zu dem ich den folgenden Nachmittag hinaufstieg. Von Lamia geht die Hauptstraße aus dem Königreich nach Thessalien, und diese hat man, auch wenn man nach Andinitza will, einzuschlagen. An der eine halbe Stunde von der Stadt in einem einsamen Thälchen gelegenen Quarantaine vorbei steigt der Saumpfad im Zickzack den meist kahlen Berg hinan. Ortschaften trifft man keine an, sondern nur einige Brunnen und befestigte Casernen für die Gränzposten. Denn die Wasserscheide des Othrys bildet die Gränze zwischen dem freien und dem noch unter

*) So wenigstens sagt Jak. R. Rangabé, Ἑλληνικά I, S. 648.

der türkischen Gewaltherrschaft stehenden Griechenland; denn griechisches Land ist und bleibt Thessalien auch unter dem Halbmonde. Es ist begreiflich, daß gerade ein solcher Gränzstrich ein den Räubern sehr günstiges Terrain ist, da sie besonders in den Schluchten des Gebirges sich leicht vor den Verfolgungen auf der einen Seite nach der andern flüchten können; aber in der Regel kommen sie von türkischem Gebiete und machen von dort ihre Streifzüge auf griechischen Boden, und werden sie von den griechischen Gendarmen und Gränztruppen verfolgt, so finden sie auf türkischem Boden gewöhnlich Schutz und wohl auch Dienst bei den Derven-Agas oder Befehlshabern der Gränzpässe. So war es wenigstens damals, und ein neuerdings abgeschlossener Vertrag, wodurch die Verfolgung unter gewissen Bedingungen auch aufs jenseitige Gebiet gestattet wird, hat nach den neuesten Berichten noch blutwenig Früchte gebracht, ungefähr so viel als alle die gefeierten Civilisationsmaßregeln in der Türkei. Gegen diese Räuber sind daher eine Reihe kleiner Casernen auf der Gränze errichtet, und ganz nahe stehen sich oft griechische und türkische gegenüber. Wo der Weg nach Thessalien die Gränze erreicht, geht man von demselben rechts ab längere Zeit immer gerade auf dem Grat unmittelbar auf der Gränzlinie, bis man zu dem in einem Bergwinkel am südlichen Abhang zwischen Cypressen und Pappeln schön gelegenen Kloster kommt. Die Sonne vergoldete eben mit ihren letzten Strahlen die Schneegipfel der hohen Gebirge, die man südlich vor sich sieht, als ich in die Mauern eintrat, welche das Klostergebäude und die byzantinische, mit mehreren Kuppeln geschmückte Kirche einschließen. Aber keine alten, bärtigen Mönche, wie wohl frühere Reisende sie beschrieben haben, kamen mir entgegen; die wenigen Klosterherrn, — man sagte mir, es gebe außer dem Igumenos, Abt, nur noch einen einzigen — hatten momentan ihren Wohnsitz verlassen, dafür aber waren etwa dreißig Mann von den damals noch bestehenden irregulären Gränztruppen (den *ἄτακτοι*) mit mehreren Officieren hier im Quartier, und ein Bruder des einzigen Mönches besorgte die Wirthschaft. Als ich gegessen hatte, kam der commandirende Officier, ich glaube ein Major, mit noch einem

andern, um mir beim Kaffee und einer Pfeife Gesellschaft zu leisten, und wir unterhielten uns einige Stunden ganz behaglich mit einander. Die Kriegsleute erkundigten sich allmälig, woher ich sei und wie es in meinem Vaterlande aussehe, besonders wollten sie auch über die militärischen Einrichtungen unterrichtet sein. Als ich ihnen erklärte, daß es in der Schweiz keine stehende Armee gebe, sondern nur Milizen, die bloß zu vorübergehenden Uebungen und im Falle des Krieges einberufen würden, fragte der Major ganz verwundert, wie man denn die Abgaben erhebe. Ich erzählte ihm nun, daß in meiner Vaterstadt für die Hauptabgabe bestimmte Tage festgesetzt würden, wo man das Geld auf das Rathhaus zu bringen habe, und da drängten sich die Zahlungspflichtigen so, daß man Mühe habe zuzukommen. Da hätte man das Erstaunen des Mannes sehen sollen. Denn im Orient, und Griechenland ist ein Stück Orient, gilt es fast für eine Schande, ohne Zwang seine Abgaben zu bezahlen, eine sehr natürliche Folge des Bedrückungssystems, welches schon seit der römischen Herrschaft ununterbrochen den Fiscus dem Unterthanen wie eine fremde feindliche Macht gegenübergestellt hat. Natürlich waren auch die Kriegsaussichten ein Hauptgegenstand des Gespräches, und da mußte ich meinerseits die verständige, bescheidene Art bewundern, in der die Officiere sich über die Stellung Griechenlands aussprachen, so daß ich Nachts mit aufrichtiger Hochachtung von ihnen schied.

Von einem der Soldaten begleitet stieg ich den folgenden Morgen (2. Juni) vor Sonnenaufgang auf eine eine halbe Stunde vom Kloster entfernte Spitze des Othrys, die sich 3820 Fuß über das Meer erhebt und Reste einer Ummauerung aus unregelmäßigen aber kleinen Steinen trägt, innerhalb deren ich nichts anderes als einige jetzt mit Steinen angefüllte Cisternen fand. Es war offenbar nie ein bewohnter Ort, sondern nur ein befestigter Wachtposten für Kriegszeiten, und ich will nicht behaupten, daß er antik sei. Eine prächtige Rundsicht entfaltet sich hier vor dem Blicke, der sich zuerst, wenn man hinauf kommt, nach Norden richtet. Ganz Thessalien sieht man da vor sich ausgebreitet, die größte, reichste Landschaft von Griechenland, ein

einziges Flußgebiet, von hohen Bergen so umschlossen, daß die alte Sage mit vieler Wahrscheinlichkeit meldet, es sei einst ein großer See gewesen, bis durch Erdbeben der Ossa vom Olymp losgerissen worden sei und der Peneios sich dort durch das Thal Tempe einen Ausweg gebahnt habe. Unwillkürlich ruht das Auge zuerst auf dem Olymp, der durch seine Höhe und prächtige Form sich vor allen griechischen Bergen auszeichnet. Auf breiter Basis erhebt sich über den bewaldeten untern Regionen, mit mehreren kleinern Spitzen an der Seite, der höchste, schneebedeckte Gipfel majestätisch in den blauen Himmel oder in die ihn häufig umlagernden Wolken, ein wahrer Götterberg. An jenem Morgen erglänzte er wolkenlos, nur von einem feinen Dufte wie von einem durchsichtigen Schleier umgeben, in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Deutlich sah man die dunkle Tempeschlucht, die ihn von dem niedrigern, rechts liegenden Ossa, jetzt Kissavos, trennt, von dem dann das Peliongebirge südwärts, der Ostküste entlang, bis an die Spitze der Halbinsel Magnesia läuft. Gegenüber dem Pelion im Westen zieht von der Fortsetzung des Olymps, den kambunischen Bergen, bis an den Othrys nach Süden die gewaltige Kette des Pindos, der Thessalien von Epirus trennt und damals an vielen Stellen noch weit hinab mit Schnee bedeckt war. Die von diesen Gebirgen umschlossene weite Landschaft, von zahlreichen Höhen durchzogen und von Flußthälern durchfurcht, macht mit ihren grünen Fluren den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit. Links unter mir blinkte der Spiegel des kleinen Sees von Nizero, im Alterthum von Xynia, und dahinter sieht man das Städtchen Domoko, das alte Thaumakoi, gerade vor sich die Höhen von Phersala, dem alten Pharsalos, bei dem einst Cäsar den entscheidenden Schlag gegen Pompejus und die republikanische Partei führte. Weiter rechts zieht sich das jetzt Karadagh genannte Gebirge hin, an dessen äußersten nördlichen Verzweigungen, Kynoskephalä, der letzte Philipp von Makedonien mit seinen Phalangen den Legionen des Titus Quinctius Flamininus erlag. Hinter diesen breitet sich die weite Peneiosniederung mit der Hauptstadt Larisa aus, die den altpelasgischen Namen bis in unsere Zeiten bewahrt hat, und weiter links

dem Pindos zu sieht man die Berge, auf denen, die Pässe nach Epirus beherrschend, das auch in dem letzten thessalischen Aufstande oft genannte Städtchen Trikkala liegt, an der Stelle des schon bei Homer als Stadt der Asklepiaden Podalirios und Machaon erwähnten Trikka.

Außerhalb des Thalbeckens des Peneios überschaut man die Südküste von Phthiotis und den tief einschneidenden Golf von Volo, den alten Meerbusen von Pagasä, an dem in frühsten, sagenhaften Zeiten ein reiches Leben sich entfaltete. Von hier lief einst die Argo mit ihren Helden nach dem goldenen Vließe in das ferne Ostland aus, zum ersten Kampfe Europas gegen Asien, hier hatte später die persische Flotte ihre Station, als sie den Griechen bei Artemision die ersten Schlachten lieferte; hier schoß im Jahre 1828 ein tapferer Philhellene Abney Hastings ein türkisches Geschwader in Brand, hier aber setzten auch 1854 englische und französische Schiffe türkische Truppen ans Land, um im Namen der Civilisation den thessalischen Aufstand zu unterdrücken und den griechischen Rajas die Segnungen des türkischen Fortschrittes zu bringen. Gegenüber streckt sich die reizende Nordküste Euböas hin mit den hohen Bergen der Insel im Hintergrunde, und wenn man sich gegen Süden wendet, erblickt man über dem Spercheiosthale die lange Kette des Oeta vom schön ausgeschweiften malischen Meerbusen bis aufwärts zum hohen Kegel des Tymphrestos (Veluchi). Die weißen Niederschläge der warmen Quellen bezeichnen weithin genau die Thermopylen und über denselben sehen wir die Höhe der Anopäen, über welche der elende Ephialtes um schnödes Sündengeld die Perser führte. Ueber den Oeta aber ragen die höheren Berge des mittleren Griechenlandes, vor allen der Parnaß und Korax, hervor. Beim Aufgang der Sonne strahlten die schneeigen Kuppen und felsigen Abhänge aller dieser Berge in wunderbarem Farbenspiele.

So reich die rein historischen Erinnerungen sind, die bei dieser Umschau geweckt werden, fast reicher noch sind die mythologischen, wenn man in der Mitte zwischen dem Olymp und Parnaß dasteht, und ganz besonders wird durch die nächste Umgebung der Sinn auf jene Jugendzeit des Hellenenvolks gerichtet, wo Mythus, Poesie und Ge=

schichte so wunderbar in einander verwoben sind, daß es auch dem schärfsten Verstande nie gelingt, sie aus einander zu legen. Liegt doch zunächst zu unsern Füßen das ganze Reich des Achilleus ausgebreitet, der schönsten Heldengestalt des griechischen Epos. Es erstreckte sich an beiden Seiten des Othrys südlich bis hinüber nach Trachis, und nördlich bis in die Gegend von Pharsalos hinab, über jetziges griechisches und türkisches Gebiet. Es muß ein schmerzliches Gefühl für den Griechen sein, jetzt das schöne Nordland noch unter der Herrschaft des Halbmondes zu sehen, und überblickt man das durch Natur, Sage und Geschichte so eng verbundene Land, so kann man des Wunsches und der Hoffnung sich nicht entschlagen, daß das Zusammengehörige, aber willkürlich Zerrissene wieder zusammenkomme. Thessalien muß und wird griechisch werden.

Von Lamia, wohin ich vom Kloster zurückgieng, wandte ich mich östlich nach der Küste von Phthiotis. Dort liegt drei Stunden von Lamia am Meere Stylida, das als Hafenplatz des Spercheiosthales und besonders Lamias einen ziemlich lebhaften Seeverkehr zu treiben scheint. Eine breite Fahrstraße ist von Stylida gegen Lamia angelegt, aber, wie so manches andere, nicht vollständig ausgeführt worden; denn sie geht nur bis zum Dorfe Megali-Vrysis (*Μεγάλη βρύσις*, Großenbrunn), und natürlich trifft man nur Reiter und Saumthiere darauf an, da es keine oder doch nur sehr wenige Wagen giebt. Es drängt sich auch hier wieder die Bemerkung auf, daß Straßen erst dann ihre Wirkung haben werden, wenn sie in größerem Zusammenhang durchgeführt sind. Daß die hellenischen Mauerreste, die man namentlich an der Westseite des Ortes noch sieht, dem alten Phalara angehören, wie vermuthet worden ist, steht mit Strabos Angabe der Entfernungen im Widerspruch. Phalara muß danach um ein Bedeutendes näher bei Lamia gelegen haben und wir müssen einstweilen dahingestellt sein lassen, welcher Ort hier stand.

Nachdem ich in Stylida übernachtet und ein Schiff für den folgenden Mittag nach Eladi bestellt hatte, um nach Euböa überzufahren, brach ich sehr früh am Morgen auf, um die einzige bedeutende

Ruine des südlichen Phthiotis, Larisa Kremaste, zu besuchen. Zwei Stunden von Stylida kommt man an dem Dörfchen Achino vorbei, das mit geringer Veränderung den Namen der alten Stadt Echinos erhalten hat, deren spärliche Ueberreste auf und an einem kleinen Hügel noch sichtbar sind. Nach weitern drei Stunden erreichte ich das große Dorf Gardiki, das eine kleine Stunde von der Küste entfernt zwischen den südlichen Ausläufern des Othrys hübsch von Bäumen umgeben liegt. Ueberhaupt sind in dieser Gegend die untern Abhänge des Othrys reichlich mit Bäumen aller Art bewachsen; Platanen, Eichen, Pappeln wechseln mit Maulbeer-, Feigenbäumen, Granaten und andern Fruchtbäumen malerisch ab, und um die Bäche stehen dichte blühende Gesträuche. Zugleich hat man fortwährend das Meer dicht zur Rechten unter sich und jenseits desselben die Nordküste Euböas, so daß der ganze Weg von Stylida an ungemein reizend ist.

Nordöstlich über Gardiki steigt zwischen zwei Bächen ein kahler, felsiger Berg nach Norden empor, dessen Gipfel ich ungefähr in drei Viertelstunden vom Dorfe aus erreichte. Er trägt die sehr ansehnlichen Mauerreste von Larisa Kremaste, dem schwebenden Larisa, ohne Zweifel wegen seiner hohen Lage so genannt. Hoch auf dem Gipfel stehen die Reste der Akropolis, über deren antiken Grundlagen man an einigen Stellen mittelalterliches Gemäuer sieht. Von der Akropolis laufen an beiden Seiten des Berges die Stadtmauern hinunter, welche unten an der Südseite durch eine Quermauer verbunden sind. Die starken Mauern sind zum großen Theil wohl erhalten, die der eigentlichen Stadt meist aus Polygonen, die sich aber dem Quader schon ziemlich nähern, gebaut, die der Akropolis aus fast regelmäßigen Quadern. Viereckige Thürme von schöner Arbeit treten in ziemlich kleinen Abständen vor und die Thore, deren mehrere erhalten sind, zeigen eine bemerkenswerthe Anlage, die uns von Neuem beweist, welche Mannigfaltigkeit die Griechen auch in ihren gewöhnlichsten Festungsbauten anzuwenden wußten. Ich theile von zweien der Westseite, die beide eine ungefähr vier Schritt breite Oeffnung haben, eine flüchtige Skizze mit.

Im Innern der Akropolis sieht man Ruinen verschiedener Gebäude. Am beachtenswerthesten ist ein Wasserbehälter, dessen Decke von drei Bogen, zwischen denen zwei Pfeiler stehen, getragen wird, in der jetzigen Gestalt, wie schon Roß bemerkt hat, ein Werk des Mittelalters, aber ohne Zweifel auf alter Grundlage. Roß erzählt, daß die Bewohner der Umgegend fabelten, daß diese Cisterne in einen langen unterirdischen Gang auslaufe, an dessen äußerstem Ende sich die Rüstung des Achilleus finde. Um die Fabel zu widerlegen, ließ er sich durch die damals enge Oeffnung hinab und fand, was man jetzt von oben sieht. Denn sei es, daß die Widerlegung Glauben fand und damit der Respekt vor dem Gebäude verschwand, oder daß ein Schatzgräber der Rüstung des Achilleus nachforschte, das Gewölbe war, als ich dort war, zur Hälfte zerstört. — Außerdem bemerkte ich in der untern Stadt, nahe der westlichen Mauer zwischen den zwei abgebildeten Thoren, auf einer kleinen geebneten Terrasse Ruinen einer kleinen Kirche, die aus alten Quadern, vielleicht auf der Stelle eines alten Heiligthums erbaut war. Darin stand ein alter Altar oder die Basis einer Bildsäule.

So bestimmt der pelasgische Name der Stadt Larissa und der Beiname der pelasgischen, den sie neben Kremaste auch führte, auf ein hohes Alter hinweisen, so wird sie in früher Zeit wenig oder gar nicht genannt. Nach Strabo rechnete man sie zu dem an die Herrschaft des Achilleus gränzenden Gebiete des Protesilaos, aber im homerischen Schiffsverzeichnisse ist sie nicht aufgezählt. Am öftesten kommt sie später in den Kriegen zwischen den Makedoniern und Römern als Festung vor, und die Mauerreste, wenigstens die der Akropolis, gehören wohl der makedonischen Zeit an.

Wundervoll ist die Aussicht auf der Burghöhe. Nach dem Peneiosthale und dem Olymp freilich, wie auf dem Othrys, sieht man nicht, denn man hat eben die Othryskette unmittelbar nördlich über sich, aber der Blick nach Süden und Osten übertrifft wohl an Schönheit den von Andinitza sowohl als von der Citadelle von Lamia, weil man hier den prächtigen Meeresarm gerade unter sich hat, der das Festland von Euböa trennt, und auch der pagasetische Meerbusen in geringer Entfernung sich ausbreitet. Vom Tymphrestos im Westen bis zur Halbinsel Magnesia, dem Pelion und der Insel Skiathos im Osten überschaut man das südlich vom Othrys gelegene herrliche Land, und in den verschiedensten Abstufungen der Farben und Töne treten die Berge über einander hervor bis zu den weißen Schneegipfeln des Korax und Parnasses und zu den blauen Höhen des mittleren Euböas und des südlichen Böotiens. Während man auch hier von weitem die Thermopylen erblickt, sieht man gegenüber die glücklichere Schwesterstätte derselben, das Gestade von Artemision, wo die griechische Flotte die ersten Gefechte gegen die persische Uebermacht bestand und „die Söhne der Athener", nach Pindar, „den glänzenden Grundstein der Freiheit legten."

Es war in der brennendsten Mittagshitze, als ich von dem kahlen Ruinenberge wieder in das Dorf Gardiki kam, und die prächtige Platane mitten im Dorfe ist mir unvergeßlich, in deren Schatten hingestreckt ich mich etwas erholte und erquickte. Ein kurzer Ritt brachte mich nach dem unterhalb Gardiki an der Küste gelegenen Chladi, wo ich das bestellte Schiff treffen sollte. Allein kein Schiff war zu sehen. Chladi, das früher etwas landeinwärts lag, ist erst in neuerer Zeit an die Küste verlegt und besteht nur aus wenigen Häusern. Ich hätte in dem kleinen Orte, von dem ich mich doch nicht entfernen durfte, nicht gewußt was anfangen, wenn nicht freundliche Leute sich meiner angenommen hätten. Als ich mich über das Ausbleiben des Schiffes verdrießlich unter einen Baum warf, ließ mich ein junger Officier, der dort auf Urlaub war, einladen, zu ihm zu kommen, und führte mich dann zu seinem betagten Schwiegervater,

dem aus dem Befreiungskriege wohl bekannten General und Senator Diamandis dem Olympier, der mich sehr herzlich empfieng, und da das Schiff sich den ganzen Nachmittag nicht zeigte, hatte ich Zeit, mit ihm und seiner Familie bekannt zu werden; denn auch seine Gattin, eine bejahrte Matrone, nahm an der Gesellschaft Theil, während wir Kaffee tranken und den Tschibuk dazu rauchten. Als ich vernahm, daß der General vom Olymp her stamme, fragte ich ihn, ob er das Volkslied kenne, aus dem Roß in seinen Königsreisen die Verse anführt, welche der Olymp zum Ossa spricht:

Vergleich dich mir nicht, Kissavos,
Von Türken stets betreten.*)

Da erglänzte der Blick des alten Capitanos, und in Erinnerung an die Heimat sang er die übrigen Verse des schönen Liedes. Erst später erfuhr ich, daß Diamandis der sogenannten französischen Partei angehörte, und einige Aeußerungen nicht sowohl von ihm selbst, als den den Seinigen, hatten mich merken lassen, daß er mit dem damaligen Gang der Dinge keineswegs überall zufrieden war. Indessen scheint ihn das nicht gehindert zu haben, ein guter Grieche zu bleiben und auch für das Schicksal seiner engern, noch unter türkischer Herrschaft stehenden Heimat ein warmes Herz zu bewahren. Obgleich ich den Zeitungsberichten über Griechenland so viel als möglich gefolgt bin, habe ich seinen Namen nirgend bei dem schmutzigen Treiben des Schützlings von Frankreich, des Kalergis, betheiligt gesehen, wohl aber wurde, als im Anfang des Jahres 1856 sein Tod gemeldet wurde, zugleich berichtet, daß er sich auf dem Sterbebette für einen der Hauptanstifter des thessalischen Aufstandes von 1854 bekannt habe. Es kann ihm das nur zur Ehre gereichen, so unglücklich auch der Ausgang des Kampfes war, es zeigt aber auch, wie verkehrt die Urtheile derer sind, die da meinten, jene Bewegung nur aus russischen Umtrieben erklären

*) *Μὴ μὲ μαλόνῃς, Κίσσαβε,*
Κουνιαροπατημένε.
Kuniaren werden die Türken von Koniah oder Ikonien genannt. Roß.

zu können. Mögen die Griechen sich noch so viel im Innern zanken und selbst gelegentlich mit den Waffen bekämpfen, gegenüber den Türken sind doch mit Ausnahme des Auswurfs der Nation so ziemlich alle desselben Sinnes.

Gegen Abend mußte ich noch mit meinen neuen Freunden eine Jagdpartie auf den nächsten Hügeln mitmachen, die aber erfolglos ablief, obwohl in der Nähe nicht nur Hasen, sondern auch Rehe sehr häufig sein sollen. Das einzige Thier, das wir trafen, war eine gewaltige Schlange, die an einem Abhange durch das hohe Gras zwischen uns durchraschelte. Bei dieser Gelegenheit sah ich an mehreren Stellen ausgedehnte aber fast ganz von der Erde bedeckte antike Mauerreste und erfuhr, daß auf einer Höhe in geringer Entfernung nordöstlich vom Orte ein Paläokastro sei, das ich aber nicht mehr besuchen konnte. Keine Karte giebt etwas davon an.

Da das bestellte Schiff erst bei Einbruch der Dunkelheit eintraf, war ich genöthigt, von der Gastfreundschaft des Schwiegersohnes von Diamandis Gebrauch zu machen und in seinem Hause zu schlafen. Die Schiffer behaupteten, ohne ihre Schuld sich verspätet zu haben, weil der Hafenbeamte in Stylida, bei dem sie ihre Papiere mußten visiren lassen, sie bis Nachmittags um drei Uhr habe warten lassen, und obwohl ich nachher noch Ursache bekam, der Aussage der Leute nicht ganz zu trauen, so mußte ich ihnen hier glauben, da mein Bedienter, den ich mit dem Gepäck zurückgelassen hatte, es bestätigte. Ich konnte die kleine Widerwärtigkeit nicht mehr bedauern, nachdem sie mir Anlaß zu so angenehmer Bekanntschaft geworden war.

Das nördliche Euböa. Lithada. Das Kloster des H. Elias. Orobiä (Roviäs). Hagiannako. Die Räuber Choreli. Achmet-Aga. Chalkis. Aulis. Oropos. Das Heiligthum des Amphiaraos. Rückkehr nach Athen über den Parnes und Phyle.

Meine Absicht war, von Ehladi nach der Rhede von Oreos an der Mitte der Nordküste von Euböa zu fahren und über Xerochori ins Innere der Insel zu gehen. Zur Ueberfahrt nach Oreos war die Barke gemiethet. Gegen meinen Willen wurde ich aber genöthigt, meinen Plan zu ändern. Als wir am Morgen von Ehladi abfuhren, blies der Wind frisch von Osten her, also für uns ungünstig, und bald behaupteten die Schiffer, wir würden nur mit großer Mühe und sehr spät nach Oreos kommen können, es würde daher für mich ein großer Zeitgewinn sein, an der Westspitze der Insel zu landen. Ich konnte mich von der Wahrheit der Behauptung nicht recht überzeugen und es schien mir, der Hauptgewinn bei der allerdings viel kürzern Ueberfahrt falle allein den Schiffern zu, da für mich der Landweg viel länger werden mußte. Da aber auch mein Courrier den Schiffern beistimmte und bei der etwas hoch gehenden See sehr ängstlich wurde, die drei Pferde möchten in dem kleinen Schiffe unruhig werden, blieb mir am Ende nichts übrig, als mich zu fügen.

Nach einer prächtigen Fahrt von sieben Viertelstunden bei wolkenlosem Himmel landeten wir um halb sieben Uhr an dem einsamen, kahlen Ufer der Nordwestspitze von Euböa. Es ist das die Halbinsel

Lithada, welche nach Westen mit dem gleichnamigen flachen Vorgebirge weit gegen die lokrische Küste vorspringt. Der Name Lithada ist ohne Zweifel mit kleiner Veränderung aus dem alten Namen Lichas entstanden und führt uns in die älteste mythische Zeit zurück. Denn der Mythus erzählt, Herakles habe nach seinem glücklichen Kriegszuge gegen den Eurytos in Oechalia auf jenem Vorgebirge, das im Alterthum Kenäon hieß, dem Zeus opfern wollen. Er habe daher seinen Diener Lichas nach dem nahen Trachis geschickt, um ihm ein Opferkleid zu holen, seine Gattin Dejanira aber habe diesem das mit dem Blute des Kentauren Nessos bestrichene Gewand gegeben. Von rasendem Schmerze ergriffen, habe Herakles dann den Lichas ins Meer geschleudert. Nach ihm wurden die vor Kenäon liegenden Klippen die Lichaden genannt. Jetzt haftet der Name Lithada nicht nur an den Klippen, sondern ist auch auf die Landspitze, auf die ganze Halbinsel, ein darauf liegendes Dorf und einen Berg übergegangen, wohl nicht ohne Beziehung auf die steinige Natur der ganzen Gegend.*) Mit Ausnahme der Westspitze ist die Halbinsel, die nur durch eine schmale Landenge mit der übrigen Insel zusammenhängt, ganz von rauhen und steilen Bergen eingenommen, die meist nur mit Lentiscus und anderm Gesträuch bewachsen sind und sich durch ihre Dürre sehr unvortheilhaft von dem übrigen nördlichen Euböa unterscheiden. Ein sehr beschwerlicher Weg, einer der beschwerlichsten, die ich in Griechenland gemacht, führte mich über das schon hoch gelegene Dörfchen Lithada und den Kamm des Berges nach der schön geschweiften Bucht im Süden der Halbinsel, über der das Dorf Lipso liegt. Die unmittelbare Umgebung des Weges bietet sehr wenig Bemerkenswerthes dar. Zahlreiche Steinhaufen beim Dorfe Lithada, oft von tumulusartigem Aussehen, mögen die Veranlassung sein, daß die Bauern behaupten, es habe hier einst eine große Stadt gestanden;

*) Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß schon der alte Name Lichas, *Λίχας*, mit *λίθος*, *λιθάς* zusammenhängt. Hesychios erklärt *λιχάς* durch *ἀπότομος*. Es ist die gleiche Aspiratenvertauschung wie in *ὄρνιχος* und *ὄρνιθος*.

einen sichern Anhaltspunkt *) geben sie nicht. Bestimmte Reste des Alterthums habe ich nur an einer einzigen Stelle bemerkt, nahe dem Meeresufer, etwa eine halbe Stunde von Lipso. Dort lagen links vom Wege Bruchstücke großer Säulen aus weißem Marmor und andere Architekturreste, wahrscheinlich Ueberreste eines alten Tempels oder Heroons. Wundervoll ist aber auf den Bergen von Lithada die Aussicht über das ringsum die Halbinsel bespülende Meer und die gegenüberliegenden Küsten von Magnesia, Phthiotis, Lokris, das ganze Spercheiosthal und den Golf von Volo, wie denn die ganze Umgebung des malischen Meerbusens an den herrlichsten und mannigfaltigsten Blicken überreich ist. Es sind immer die gleichen Hauptpunkte, die man sieht, aber immer wieder in neuer Weise, so daß man sich nie satt daran sehen kann.

Lipso oder Aedepsos **) liegt schon außerhalb der Halbinsel Lithada, etwa eine Viertelstunde über dem Meere, zwischen zwei der Küste zulaufenden Hügeln, und hier trifft man gleich eine ganz andere Vegetation. Im Dorfe stehen zwei ungeheuere Platanen, die größten, welche ich je gesehen habe, die einen weiten Platz vollständig beschatten. Auf den Bänken, die darunter angebracht sind, war die halbe männliche Einwohnerschaft des Ortes bei der Mittagshitze gelagert, und auch ich streckte mich nach dem fünf und einhalbstündigen Wege — denn so lange hatte ich von dem Landungsplatze aus gebraucht — mit nicht geringem Behagen in dem kühlenden Schatten hin. Die warmen Heilquellen von Aedepsos, bei denen im spätern Alterthum, in der makedonischen und römischen Zeit, einer der wenigen fashionabeln Badeorte Griechenlands mit mannigfaltigen Anstalten des Luxus war,

---

*) Ulrichs hat im Rhein. Museum 1847, S. 503 hier Dion (Δίον. Δία, Διῆς οἱ ἀπὸ Κηναίου) vermuthet, das er aber irrig mit Ἀθῆναι Διάδες für den gleichen Ort hält. Sie lagen beide nahe bei einander, waren aber verschieden. Wenn der eine Ort bei Lithada war, ist der andere ohne Zweifel an der Bucht zu suchen, vielleicht bei Gialutra, in dessen Nähe Ulrichs Ruinen sah. Vergl. Böckh, Staatsh. der Ath. II, S. 666.

**) Λιψώ oder Λιψός ist aus Αἰδηψός mit Verwandlung des δ in λ entstanden.

liegen etwa drei Viertelstunden vom heutigen Dorfe und sollen auch jetzt noch in erstaunlichem Reichthum hervorsprudeln, und noch viel mehr als die ähnlichen Quellen der Thermopylen die ganze Umgebung sammt den Resten alter Gebäude mit hohen Ablagerungen bedeckt haben. Ich ließ mich abhalten sie zu besuchen, weil ich fürchtete, dadurch verhindert zu werden ein Nachtquartier zu erreichen, das ich nachher doch als zu entfernt aufgeben mußte. Denn mein Courrier war in dieser Gegend vollständig unbekannt, und die Angaben der Leute zeigten sich bei den steilen, gewundenen Bergwegen oft als sehr unzuverläßig.

Die Berge fallen südlich von Lipso steil in die See ab, so daß der Weg nicht an der Küste hingeht, sondern fortwährend über beträchtliche Höhen führt, auf denen man wiederholt die ausgedehntesten Fernsichten bis zum Olymp und Ossa hat. Die Berge sind zwar nicht mehr so rauh und öde wie auf Lithada, Thäler und Schluchten reichlich mit Platanen und mannigfaltigem Gesträuch bewachsen, das einzige hier gelegene Dörfchen Gurgovitza von schönen Fruchtbäumen umgeben, aber doch entsprach die Gegend mit ihren weißen, nackten Kalkfelsen den Erwartungen nicht, die ich mir nach allen Schilderungen von dem Norden Euböas gemacht hatte, bis ich in eine Thalschlucht hinabstieg, welche sich nach dem Meerbusen von Talandi hin öffnet. Hier bekleideten dichte, dunkle Wälder von Eichen und Nadelholz die Abhänge, klare Bäche rauschten über die Felsen zwischen tiefem Moos und hohen Farrenkräutern herab, und im innersten Winkel lag das freundliche Kloster des Elias. Eine freie Aussicht hat es nicht, aber wohl eine der reizendsten Durchsichten zwischen zwei Berghöhen auf die Bucht von Talandi mit der Insel Atalante und auf die dahinter aufsteigenden Berge. Ich habe selten eine Lage gesehen, welche mit vollständiger Abgeschlossenheit eine solche Lieblichkeit verbindet. Das Kloster hat eine hübsche byzantinische Kirche und sieht im Ganzen gut aus, und die Mönche waren zwar keine Gelehrten — die Bibliothek soll auch einmal verbrannt sein — aber freundliche Leute und in Allem, was ihre Oekonomie betraf, sehr wohl unterrichtet. Einer derselben sagte mir, in einiger Entfernung über dem

Kloster sei ein Paläokastro, aber mit sehr geringen Mauerresten. Wir sind über die alte Geographie dieses Theils von Euböa so wenig unterrichtet, daß sich über vage Vermuthungen nicht hinauskommen läßt.*)

Hatte bis in die Nähe des Klosters die Beschaffenheit des Landes nicht vollständig meinen Erwartungen entsprochen, so übertraf sie dieselben von hier an; ich hatte offenbar bisher einen der wenigst schönen Theile des Nordens der Insel durchzogen. Der mit der westlichen Küste ziemlich parallel laufende Gebirgsarm, der jetzt Galzades heißt, tritt auch südlich von H. Elias dicht an die See vor, so daß ich, um das Ziel des folgenden Tages, Hagiannako, bei dem Städtchen Roviäs zu erreichen, über denselben gehen mußte. Der Igumenos des Klosters meinte, wir würden bis Roviäs ungefähr drei Stunden gebrauchen, und sieht man die Karte an, so sollte man glauben, die Entfernung sei eher noch geringer. Allein der Weg führt dermaßen bergauf und bergab, in den mannigfaltigsten Krümmungen über Höhen und durch Schluchten, daß ich eine viel längere Zeit gebrauchte. Von einem Knaben geleitet, den uns der Igumenos als Wegweiser mitgegeben, kam ich zuerst auf einen mit prächtigen Eichen bewachsenen Gipfel, auf dem sich eine unbeschreiblich schöne und großartige Aussicht entfaltete, so daß ich hier eine Entschädigung dafür fand, daß ich wegen des ungünstigen Windes nicht nach Oreos und Xerochori gekommen war. Die reiche, von den Bergen nach dem nördlichen Meere sich herabsenkende Fläche mit dem großen Dorfe Xerochori in der Mitte und dem Hügel des alten Histiäa oder Oreos an der Küste, von bewaldeten Bergarmen eingefaßt, lag vor mir ausgebreitet, darüber glänzten, jenseits des Meeresarmes, die Ortschaften am pagasetischen Meerbusen, besonders das hoch gelegene Trikeri auf der schmalen, schon türkischen westlichen Landzunge der Halbinsel Magnesia. Rechts davon stiegen aus den dunkeln Fluthen die Felsen von Sepias hervor, an

*) Kiepert hat ungefähr hier einmal Perias angesetzt, ein andermal Athenä Diades, das er auf einem andern Blatte besser auf die Südküste der Halbinsel Lithada gebracht hat.

denen einst Xerxes Flotte schweren Schiffbruch erlitten hatte, und weiterhin die Inseln Skiathos, Peparethos (jetzt Skopelos) und eine Reihe kleinerer Eilande; nach Norden und Westen aber bildeten die hohen Schneegipfel den Hintergrund. Die Luft war so klar, daß am fernen Olymp alle Schluchten und Falten sich viel deutlicher unterscheiden ließen, als wenige Tage zuvor von Andinitza aus, wo er mir doch weit näher war; ja im Nordosten zeigte sich die Küste der chalkidischen Halbinsel, vor Allem der hohe Kegel des Athos. Auf solchen Höhen tritt recht nachdrücklich vor Augen, wie nahe bei einander die Punkte der griechischen Geschichte sind, welche wir uns wegen der überaus reichen Fülle des Lebens als fern von einander vorzustellen gewohnt sind; denn wer denkt sich nicht die thrakische Küste als weit entfernt vom Herzen von Hellas, und doch sehen wir sie hier deutlich zugleich mit den Bergen Böotiens, Attikas und Aetoliens.

Das ganze Gebirge ist theils mit Eichen und Nadelholz aller Art, theils mit Gesträuchen, die oft die Größe eigentlicher Bäume erreichen, dicht bedeckt; so kommen besonders die beiden Arbutusarten in ungewöhnlicher Stärke vor. Nachdem ich auf den bergigen, oft unwegsamen Pfaden über drei Stunden mehr gegangen als geritten war, kam ich an einem Bache an die Küste hinab, an der sich ein schmaler, ebener Streifen hinzieht. Die höhern Berge treten etwas zurück und dachen sich in niedrigern Terrassen gegen das Meer ab, und wo die Fläche sich etwas erweitert, liegt Roviäs, das alte Orobiä, das durch ein Orakel eine gewisse Bedeutung hatte. Die kleine Ebene vor dem Orte ist mit wahrhaft riesigen Oelbäumen bewachsen, an welchen wilde Reben, Klematis und Smilax üppig emporranken, während Granaten und Oleander zwischen den gewaltigen Stämmen wuchern. Roviäs hier zur Rechten lassend, stieg ich landeinwärts auf die ersten Höhen, wo etwa eine halbe Stunde vom Meere entfernt das Dorf Hagiannako liegt.

In Euböa gehören die Dörfer meist großen Grundbesitzern und die Bauern leben als Pächter. So ist Hagiannako Besitzthum eines alten Philhellenen aus Preußen, des Herrn De Grange, der damals

auf einer Reise nach Deutschland abwesend war, so daß ich nur seinen Sohn traf, der hier ein sehr einsames Leben führte und mich um so herzlicher empfieng, als sein Schwager, mein vortrefflicher Landsmann Oberst Hahn von Bern, jetzt Adjutant Seiner Majestät des Königs Otto, mich bereits angemeldet hatte. Wenn man einige Wochen in griechischen Bauernhäusern, Chans und Klöstern sein Quartier aufgeschlagen hat, ist der Comfort eines europäischen Hauses eine durchaus nicht verächtliche Abwechslung, besonders wenn damit eine freundliche Gastlichkeit und eine Lage verbunden ist, wie in Hagiannako. Das Herrschaftshaus liegt wunderhübsch und sehr gut hatte mir Hahn die Gegend mit den Ufern einiger unserer schönsten Seeen verglichen. Denn über die kleine Küstenebene weg sieht man auf die einem großen Landsee ähnliche Bucht von Talandi, hinter der zunächst die niedrigern lokrischen Berge, der Chlomos und Knemis, im Hintergrunde aber die Schneegipfel des Parnasses und der andern höhern Gebirge aufsteigen.

Mit Herrn De Grange ritt ich den Nachmittag auf den nordöstlich vom Dorfe steil sich erhebenden Berg Cavallari, der eine ähnliche aber noch ausgedehntere Aussicht darbietet wie der Gipfel des Galzades, auf dem ich am Morgen gewesen war, nur daß man die Ebene von Xerochori nicht so unter sich hat. Auch hier blickt man auf die schöne Inselgruppe nordöstlich von Euböa und das etwas südlichere Skyros, und das Auge erreicht die hohen Gränzberge Thessaliens und Makedoniens und den Athos, um dessen höchsten Gipfel seit dem Morgen sich Wolken gelagert hatten. Fast ringsum ist der Blick frei, nur nach Osten verdeckt der noch höhere Xeron-Oros einen Theil der Aussicht auf das Meer. Als ich so nach dem Athos blickte und auf der andern Seite nach den Bergen Böotiens, mußte ich an die schöne Stelle aus dem Agamemnon des Aeschylos denken, wo Klytämnestra schildert, wie die Feuersignale die Kunde von Trojas Eroberung von Berg zu Berg bis nach Mykenä trugen:

Denn Leucht' auf Leuchte flog daher im Wechsellauf
Des Feuers. Ida strahlt' auf Hermes Vorgebirg

In Lemnos; von der Insel nahm zum Dritten dann
Den Strahl des Athos zeusgeweihter Gipfel auf.
Und fernhin, daß der Wanderflamme heller Schein
In Lust die Fische auf des Meeres Rücken trieb,
Warf dann die Fichte golden, einer Sonne gleich,
Ihr Licht dem Wächter von Makistons Höhen zu.
Der aber ließ nicht säumig noch achtlos vom Schlaf
Bewältigt seine Botenpflicht vorübergehn.
Und weiter trägt die Fackel gen Euripos Fluth
Die Kunde zu den Wächtern auf Messapion.*)

Wir wissen freilich nicht, welcher Berg auf Euböa unter dem Makiston zu verstehen ist, es kann der heutige Xeron-Oros, oder der Delphi, der alte Dirphys, so gut gemeint sein, als der Cavallari oder Galzades, aber die Wahrheit der prächtigen Schilderung der Feuerbotschaft tritt auf allen diesen Höhen gleich lebendig vor Augen.

In den Wäldern der euböischen Berge hausen noch immer neben Rehen, Hirschen und anderm Wilde verschiedene Raubthiere, und auch wir scheuchten auf der Höhe des Cavallari aus dem Dickicht ein solches auf, wahrscheinlich einen Wolf, der bei unserer Annäherung den Abhang hinunter floh. Der Cavallari umschließt fast in regelmäßigem Halbkreis das kleine Dorf Kuluros, das höchst lieblich an einem starken Bache von prächtigen Bäumen umgeben liegt, aber der Aussicht aufs Meer entbehrt. Es gehört einem Schwiegersohne Emanuel v. Fellenbergs von Hofwyl, meinem Jugendfreunde Leutwein, der einer der größten Grundeigenthümer auf Euböa ist und außer Kuluros noch zwei sehr beträchtliche Güter auf der Nordküste der Insel, am Gestade von Artemision besitzt, damals aber leider nicht in Griechenland war. — Einiges alte Gemäuer oberhalb des Dörfchens scheint dem Mittelalter anzugehören.

Einer der Hauptculturzweige in Hagiannako ist der Seidenbau, wobei mir auffiel, daß nicht nur weiße, sondern auch schwarze Maul-

---

*) Nach der Uebersetzung von Franz.

beerbäume zur Fütterung der Würmer benutzt werden. Herr De Grange sagte mir, sie seien eben so geschätzt, wie die weißen, es werde für den Baum, gleichviel ob schwarz oder weiß, durchschnittlich ein Thaler Pacht gezahlt, und der Faden der mit schwarzen Blättern gefütterten Würmer werde stärker.

Als ich in Hagiannako war, hatte eben eine scheußliche Raub- und Mordgeschichte die ganze Gegend in eine Aufregung gebracht, die um so größer war, als gerade die Insel Euböa sich seit vielen Jahren einer ungestörten Sicherheit erfreut hatte. Einige Stunden südlich von Roviäs liegt am westlichen Ufer der Insel, an der Stelle des alten Aegä, jetzt Limni, ein Städtchen von vierhundert Häusern. Dort war am hellen Tage ein Trupp von neun Räubern einmarschirt, mit Cocarden an ihren Fez, als ob sie zu den unregelmäßigen Truppen gehörten. Bei einem reichen Kaufmanne Gika kauften sie zuerst Pulver und Blei, raubten dann aber im Magazin und der Wohnung desselben Mannes was ihnen gefiel, mißhandelten ihn aufs schaudervollste, um ihn zu zwingen, anzuzeigen wo sein Geld liege, und aßen, tranken, sangen und tanzten dann im Hause wie in einer eroberten Stadt. Niemand störte sie in ihrem Treiben, nur der Bediente des Kaufmanns hatte Anfangs eines der Gewehre seines Herrn auf sie abgedrückt, das aber nicht geladen war. Endlich zogen sie, den Beraubten mit sich führend, an den nahen Strand, ermordeten ihn daselbst und bestiegen mit der Beute eine Barke. Als sie in geringer Entfernung von der Küste bemerkten, daß das Schiff eine Oeffnung hatte, durch welche Wasser eindrang, landeten sie wieder und zogen singend und die Einwohner von Limni wegen ihrer Feigheit verhöhnend durch das Städtchen und zu Lande weiter bis Roviäs. Dort bemächtigten sie sich einer andern Barke und fuhren nach Lithada und von da nach dem türkischen Thessalien, wo sie hergekommen waren. Ein Derven-Aga nahm sie bereitwillig in seinen Dienst. Den Hauptbestandtheil der Bande bildeten mehrere übel berüchtigte Brüder Choreli, die ursprünglich aus Euböa stammten und sich vor der That mehrere Tage bei Maruli, zwei Stunden nördlich von Hagiannako,

aufgehalten hatten. Es war bekannt gewesen, aber aus Furcht vor ihrer Rache hatte niemand an die Behörden Anzeige zu machen gewagt. Rachsucht soll auch die Haupttriebfeder ihres Verbrechens gewesen sein, indem man erzählte, Gika habe dem Vater der Chorcli wegen Schulden seine letzte Habe, ein Joch Ochsen, nehmen lassen und ihn so ruinirt, und die gänzliche Passivität der Limnioten wurde ebenfalls dadurch erklärt, daß Gika als harter Wucherer sehr verhaßt gewesen sei, jedenfalls eine schlechte Entschuldigung, welche den allgemeinen Unwillen über das feige Benehmen nicht zu beschwichtigen vermochte. Es war dieser Vorfall von Limni das Vorspiel zu einer Reihe von Raubanfällen, welche nach dem Ausbruch des russischen Krieges Rumelien und auch die Insel Euböa unsicher machten, auch wurde er Gegenstand mehrfacher diplomatischer Reclamationen zwischen Griechenland und der Türkei.

Bei der Seltenheit archäologischer Funde im nördlichen Euböa erwähne ich noch, daß man kurz vor meiner Anwesenheit, nach einer Mittheilung des Herrn De Grange in der Nähe von Roviäs, ein Grab mit einer schlechten Bildsäule aus später Zeit gefunden hatte.

Auf prachtvollem Wege über mäßige, schön bewaldete Höhen und wasserreiche Thäler kam ich den folgenden Morgen in drei und einer halben Stunde nach dem mehr im Innern der Insel gelegenen Mandanika, einem Besitzthum des ehemaligen preußischen Gesandten in Athen, Herrn Brassier de St. Simon. Das Dörfchen liegt auf einem kleinen, von Bergen umgebenen Plateau, von riesigen immergrünen Eichen beschattet. Die Verwalterin, eine Frau Schmit aus Neuburg an der Donau, bewirthete mich mit einem Frühstück, wie es mir nicht oft auf der Reise zu Theil geworden war, und der vortreffliche selbst gezogene Wein, den sie mir vorsetzte, bewies wieder, wie Schade es ist, daß im Allgemeinen in Griechenland so wenig Sorgfalt auf dieses Product verwendet wird. Die Frau, die von ganz niedrigem Herkommen und seit mehreren Jahren Wittwe war, verwaltete ganz allein das Gut, und die Erzählungen von ihrem Leben und ihren Verhältnissen zu den Griechen, so schlicht sie waren, zeugten von seltener

Gewandtheit und Entschlossenheit, ohne die freilich ihre Stellung ganz unhaltbar gewesen wäre. Mehr als einmal verdankte sie ihre Rettung nur der keckſten Geistesgegenwart. Sie ist seither aus ihrem zwar verborgenen, aber doch sehr bewegten Leben auch zur ewigen Ruhe hinübergegangen.

Nicht viel über hundert Schritte westlich vom Dörfchen sieht man noch die Grundmauern einer althellenischen viereckigen Befestigung aus Quadern, die etwa hundert und zwanzig Schritt von Süden nach Norden lang und etwas weniger breit ist. Im innern Raum und der Umgebung liegen eine Menge Ziegelbruchstücke und Scherben alter Thongefäße meist von schwarzer Farbe, so daß man deutlich eine alte Niederlassung erkennt; aber welcher Ort hier lag, ist nicht mehr auszumitteln.

Südlich von Mandanika und von Limni drängt sich das Gebirge des hohen Kandili wieder schroff an die westliche Küste und eine weitere hügelige Gegend breitet sich von demselben nach dem östlichen Meere aus, dem ein von zahlreichen Bächen genährtes Flüßchen, der alte Budoros, zufließt. Der reizendste Weg führt in etwa vier Stunden am östlichen Fuß des Kandili nach Achmet-Aga, der schönen gemeinsamen Besitzung eines Engländers Noel und eines Schweizers, meines Freundes Charles Müller, der wie Leutwein eine Tochter Fellenbergs zur Frau hat. Letzterer war auch gerade in der Schweiz, Herrn Noel aber, an den er mich empfohlen hatte, traf ich auf vollständigem Kriegsfuße. Schon der Vorgang in Limni hatte Unruhe verbreitet, zumal da die Räuber vorher bis nach Achmet-Aga gekommen waren. Der Führer der Bande hatte sich in dem Chane des Dorfes gezeigt und war als verdächtige Person von einem jungen Menschen festgenommen und entwaffnet, aber unvorsichtiger Weise wieder freigelassen und sein Messer ihm wieder zugestellt worden, dasselbe, das man später noch in der Leiche des ermordeten Gika fand. Außerdem aber hatten sich am Tage vor meiner Ankunft Spuren einer andern Bande gezeigt. Ein Hirtenknabe war angehalten, über allerlei ausgefragt und gezwungen worden, Milch herzugeben. Herr Noel

hatte daher die ganze, wie er mir sagte, vollkommen zuverläßige Mannschaft seines Dorfes organisirt und einen regelmäßigen Patrouillendienst für die Nacht eingerichtet, so daß er von einem nächtlichen Ueberfall nichts fürchtete, wogegen er sich am Tage in viel peinlicherer Lage befand und besonders wegen seiner Kinder sich kaum vom Hause entfernen durfte.

Achmet-Aga liegt mitten im Lande in der üppigsten Gegend, die sich denken läßt, das Haus selbst auf einem kleinen, das Thal beherrschenden Hügel. Die dichtesten Waldungen von Pinien, Tannen, Fichten und Eichen aller Art bedecken die umliegenden Höhen, und was in dem lieblichen Thale nicht zu Garten und Feld benutzt wird, ist von den schönsten Platanen beschattet. Der Ackerbau, so reichlich er die Mühe belohnt, wird aber noch in einer sehr primitiven Weise betrieben. Zwei große Stücke Landes sind zu Ackerfeld ausgeschieden und werden abwechselnd mit Getreide und Mais bepflanzt, so lange, bis das außerordentlich fruchtbare Land vollständig ausgesogen ist, was freilich eine Reihe von Jahren geht. Dann läßt man diese Strecke brach liegen und rodet ein neues Stück Wald aus, mit dem man auf die gleiche Weise verfährt. Auf jenem ausgenutzten Boden wächst allmälig wieder Gestrüpp, aber kein Hochwald, wie er jetzt ringsum die Gegend bedeckt, und so muß nach und nach das herrliche Land zu Grunde gerichtet werden. Herr Noel sagte mir, eine andere Bewirthschaftung sei unthunlich, weil es durchaus an Dünger fehle. Die Rindviehzucht, die diesen allein liefern könnte, sei einstweilen durchaus nicht möglich, weil man das Fleisch nicht verwerthen könne. Geht diese Wirthschaft lange fort, so wird zuletzt auch der einzige in den Niederungen reich bewaldete Theil von Griechenland, das nördliche Euböa, in den gleichen Zustand gebracht, wie die übrigen Gegenden und man sieht, wie nicht nur verheerende Kriege, sondern die Civilisation selbst das Land ruinirt. Und es sind nicht etwa die, wie man oft behauptet, zum Landbau unfähigen Griechen, die so verfahren, sondern sehr intelligente, mit den Fortschritten der europäischen Landwirthschaft wohl vertraute Männer; Herr Müller bewirthschaftet das

große Gut Hofwyl bei Bern nach ganz andern Grundsätzen. Ich kann nicht sagen, ob auf allen Gütern Euböas in gleicher Weise verfahren wird, und vermag auch nicht zu beurtheilen, ob eine andere Methode möglich wäre, sondern wiederhole einfach, was mir Herr Noel gesagt hat, der gewiß wohl weiß, auf welche Art das Gut den größten Ertrag abwirft, und ob nicht dem momentanen Nutzen zu sehr die spätere Ertragsfähigkeit geopfert wird.

Neben dem Ackerbau und der Baumzucht ist natürlich in der waldreichen Gegend die Nutzung des Holzes von bedeutender Wichtigkeit, und Herr Noel war eben mit Einrichtung einer neuen Sägemühle beschäftigt, klagte aber sehr über ein höchst unzweckmäßiges Gesetz, das die Holzeinfuhr zur See nach Athen durch einen hohen Zoll fast unmöglich mache, während es nichts oder wenig zu zahlen hätte, wenn es zu Lande könnte transportirt werden. Zum Transport vom Gute an die See haben die Herrn Müller und Noel eine zwei und eine halbe Stunde lange Straße gebaut, die an der Ostküste bei den Mündungen des Budoros in der Nähe eines hellenischen Paläokastro ausläuft. Es sind das wahrscheinlich die Ruinen des homerischen Kerinthos.

Nachdem die Nacht ohne Ueberfall ruhig vorübergegangen war, brach ich in der Frühe des Morgens nach dem etwa acht Stunden entfernten Chalkis auf. Anfangs geht der Weg fast eben einem klaren Bache entlang, durch den schönsten Platanenwald. Platanen findet man zwar fast in ganz Griechenland an Bächen und Quellen einzeln und gruppenweise, nirgend sonst aber habe ich sie in solcher Menge über eine weite Strecke ausgedehnt gesehen. Die riesigen Bäume stehen, etwa wie unsere Eichen in alten Wäldern, in ziemlicher Entfernung von einander auf dem schönen grünen Thalgrunde und machen einen majestätischen Eindruck. Am Bache sieht man, wie überhaupt in dieser Gegend, ziemlich viele sonst in Griechenland seltene Erlen. Allmälig verengt sich das Thal und man steigt in enger, dicht bewaldeter Schlucht einen Berg hinauf. Auf hohem Felsen über dem Wege stehen die Ruinen einer fränkischen Burg. Nach zwei und einer halben

Stunde kam ich fast auf der Höhe des Berges an einen schönen, von prächtigen Bäumen beschatteten Brunnen, wo sich noch ein weiter Blick auf das nördliche Land und auf das östliche Meer mit seinen Inseln eröffnet. Man ist zum letztenmal von der Vegetation des nördlichen Euböa in aller ihrer Pracht umgeben. Denn so wie man den Grat des Berges erreicht, verändert sich Alles.

Der Bergzug, über welchen der Weg führt, zieht sich von dem Kandili an der westlichen Küste quer durch die Insel nach der Ostküste hin, wo er mit dem höchsten Gebirge Euböas, dem bis zu 5817 Fuß (1745 Meter) aufsteigenden Delphi, dem alten Dirphys, zusammenhängt. Er scheidet das nördliche Euböa vom mittleren und bildet für die Beschaffenheit des ganzen Landes eine höchst auffallende Gränzlinie. Denn der ganze nördlich davon gelegene Theil ist, wie wir es bereits im Einzelnen gesehen haben, mit Ausnahme der Halbinsel Lithada an Fruchtbarkeit und Anmuth der Natur eine der gesegnetsten Gegenden, die es giebt. Da wechseln schroff aufsteigende hohe Berge und Felsen mit sanften Thälern und reichen Ebenen, dunkle Wälder des verschiedensten Nadel- und Laubholzes mit den mannigfaltigsten Fruchtbäumen, mit Rebgeländen, Feldern und Weiden, und überall ist eine Fülle der frischesten, klarsten Quellen und Bäche. Und damit verbinden sich dann die eben so lieblichen als großartigen Blicke auf das Meer und die hohen Schneegebirge des Festlandes. Nordeuböa vereinigt die Reize der Schweiz mit der üppigen südlichen Vegetation und der Farbenpracht des südlichen Himmels, und es begreift sich leicht, daß gerade hier vorzugsweise Fremde sich angekauft haben und namentlich auch Schweizer gern hier verweilen. Die anmuthige Schilderung der euböischen Gebirgsgegend, welche wir in der siebenten Rede des Dion Chrysostomos lesen, paßt noch vollständig auf den nördlichen Theil der Insel.

Ganz anders ist das südlich von dem genannten Bergzuge gelegene Euböa, von dem ich freilich nur den kleinern Theil bis nach Chalkis durchwandert, die ganze Westseite aber von der nah gegenüberliegenden böotischen und attischen Küste gesehen habe. Zwar soll es

auch hier noch einzelne ähnliche Partien, namentlich an der östlichen Seite des Delphi, geben und der Boden ist für Weinbau und Feldfrüchte aller Art in den Ebenen und Thälern wohl geeignet, aber das ganze Aussehen ist ein anderes, vorherrschend dürres und kahles. Hohe Berge durchziehen auch diesen Theil der Insel, zum Theil höhere als den Norden. Zunächst erhebt sich nahe der Ostküste das eigentliche Hauptgebirge von ganz-Euböa, der schon genannte hohe Delphi oder Dirphys. Weiter südlich steigt oberhalb Eretrias über der Westküste der jetzt Elymbos oder Olymp (Ἔλυμβος = Ὄλυμπος) genannte Berg empor, und am südlichsten Ende der Insel der hohe Kegel des Ocha, und verschiedene Verzweigungen verbinden diese Hauptmassen, so daß auch das mittlere und südliche Euböa ein vollständiges Gebirgsland mit einigen Küstenebenen ist. Aber die Berghänge sind großentheils nackte Felsen oder mit spärlichem Gestrüpp bewachsen, die Ebenen kahl und baumlos, und diese Verschiedenheit ist wie durch eine scharfe Gränzlinie durch den Grat des Bergzuges bezeichnet, über welchen man von Achmet-Aga steigt. Während der nördliche Abhang bis oben mit dichtestem Laubholz bedeckt ist, hört dieses am südlichen plötzlich auf, aus dem steinigen Boden treiben fast nur noch spärliche Fichten, an Bächen da und dort kümmerliche Platanen, denen man kaum ansieht, daß es die nämliche Baumart ist, welche mit ihren weit ausgebreiteten Aesten das Thal von Achmet-Aga beschattet.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz dieser Verschiedenheit im Alterthum der südliche Theil der Insel der bevölkertere, wichtigere war. Hier blühten einst die mächtigen Städte Chalkis und Eretria, die eine Zeit lang zu den ersten ganz Griechenlands gehörten, und auch die südlicheren Orte Styra und Karystos waren nicht unansehnlich, während unter den verschiedenen Ortschaften des nördlichen Theiles nur Histiäa oder Oreos einige Bedeutung hatte. Der Hauptgrund ist in der Beschaffenheit der Küste zu suchen, welche fast nur an der Westseite des südlichen Theiles gute Ankerplätze darbot, um die sich kleinere oder größere Ebenen ausdehnten. An der Küste von Chalkis aufwärts bis nach Lithada ist kein einziger Hafen und überall tritt das

Gebirge so nahe und schroff an das Meer, daß für größere städtische Entwicklung kein Raum war; die ganze Ostküste hat nur sehr unsichere Ankerplätze, daher auch dort niemals wichtige Städte entstanden, sondern das Leben der Insel sich hauptsächlich auf der Südwestseite concentrirte. Nach den Schilderungen der Alten müssen wir freilich annehmen, daß damals das Land einen ganz andern Anblick darbot, und namentlich Chalkis von schönen Hainen umgeben und sein Gebiet mit Oelbäumen reich bepflanzt war, und man möchte vermuthen, daß gerade die dichtere Bevölkerung und stärkere Ausnutzung des südlichen Theiles der Insel eine der Ursachen des jetzigen Zustandes sei. Doch ist eine ursprüngliche Verschiedenheit der natürlichen Beschaffenheit auch nicht zu verkennen, da sonst die Gränze der Vegetation nicht so scharf durch die Wasserscheide gebildet wäre. Uebrigens sind die Formen auch der kahlen Berge in Euböa sehr schön.

Vom Fuße des Bergrückens aus, der so das nördliche Euböa abschließt, erstreckt sich eine mehrere Stunden lange, fruchtbare aber fast baumlose Niederung bis nach Chalkis, rechts vom Meere begränzt und links von den Vorbergen des Delphi, dessen höchste Gipfel sich im Hintergrunde majestätisch erheben. Mehrere Hügelreihen, die sich von ihm abzweigen, durchschneiden die Fläche und theilen sie in mehrere kleinere Ebenen. In einer derselben liegt ungefähr drei Stunden von Chalkis das Dorf Kastella, bei dem ich an einem etwas erhöhten Platze Bruchstücke großer, cannelirter und uncannelirter Säulen und verschiedene andere Architekturstücke liegen sah. Mauern habe ich aber hier keine bemerkt, wohl aber an einigen Stellen mehr gegen Chalkis zu. Wenn man sich der Stadt nähert, erblickt man links auf den Höhen zwei fränkische Thürme und die Bogen einer venezianischen Wasserleitung, die von den Bergen herabkommt.

Chalkis liegt auf einer gegen die böotische Küste weit vorspringenden Landspitze, da wo die Meerenge des Euripos am schmälsten ist und schon im Alterthum, zuerst im peloponnesischen Kriege, überbrückt wurde. Diese Lage gleichsam am Thore der Insel nach dem Festlande, verbunden mit guten Ankerplätzen und der weiten, reichen

Niederung haben es seit den ältesten Zeiten zu der ersten Stadt der Insel gemacht, mit der nun das nahe Eretria eine Zeit lang wetteiferte. Von seiner Bedeutung in einer Periode, über die wir nur sehr dürftige Nachrichten haben, zeugen die zahlreichen Colonien im Westen und Osten, die es als Mutterstadt verehrten. Ein stolzer ritterlicher Adel beherrschte damals die Stadt, erlag aber schon vor dem Jahre 500 vor Christus dem aufstrebenden Athen, und von da an konnte sich Chalkis, wenn auch zeitweise wieder unabhängig, nie mehr zur alten Macht erheben. Aber es blieb fortwährend eine reiche, glänzende Stadt und wurde seit den makedonischen Zeiten eine der ersten Festungen von ganz Griechenland. Auch im Mittelalter, als so viele andere Städte verschwanden, war es immer ein bedeutender Ort, in der fränkischen Zeit der Sitz mächtiger Barone, von denen es unter die Herrschaft Venedigs kam. Damals wurde es wieder eine der Hauptfestungen und so sehr der Hauptort von ganz Euböa, daß sein aus Euripos (Evripos) entstandener Name Egripos, oder italienisirt Negroponte, auf die ganze Insel übergieng. Nachdem es 1470 in die Hände der Türken gefallen, wurde es der Sitz eines Paschas und ist auch jetzt eine der ansehnlicheren Städte des Königreiches.

Chalkis besteht jetzt aus zwei Theilen. Südlich auf der äußersten Spitze liegt die von den Venezianern erbaute Festung, das Kastro, mit engen Straßen und alten, schmutzigen Häusern. Da und dort erinnert noch der Löwe von S. Marco an die Herrschaft der Republik. Das Hübscheste darin ist jetzt ein viereckiger Platz, der in neuester Zeit durch Pflanzung von Bäumen und Gesträuchen ein recht freundliches Aussehen erhalten hat. Nördlich von der Festung, durch einen breiten Graben von ihr getrennt, breitet sich die weit größere sogenannte Vorstadt aus, die neben vielen älteren Gebäuden auch manche neuere Häuser hat. Zahlreiche Moscheen sind jetzt meist in Kirchen verwandelt oder zu weltlichen Zwecken verwendet, nur eine dient noch zum Gebrauche der hier wohnhaften, auf wenige Familien zusammengeschmolzenen Mohammedaner. Man sagte mir, sie werde nur noch im Bairam geöffnet. — Südlich vom Kastro zieht sich eine Bucht ziemlich

weit ins Land, hat aber nur geringe Tiefe, so daß nur kleine Fahrzeuge hier anlegen können. Der eigentliche Hafen liegt an der Vorstadt und daran der sehr belebte Bazar, wie auch schon im Alterthum der mit Säulengängen umgebene Markt unmittelbar an den Hafen stieß. Der Molo scheint noch zum Theil antik zu sein. Sonst sind von der alten Stadt, die sich über die jetzige Festung und Vorstadt hinaus erstreckte, nur sehr wenige Spuren vorhanden. Hingegen findet man außerhalb derselben in verschiedenen Richtungen, besonders im Süden gegen Eretria und im Norden, zahlreiche Gräber. So sagte mir der deutsche Arzt Dr. Hormel, der einen großen Garten nördlich von der Vorstadt besitzt, daß er dort auf sehr viele Grabstätten zum Theil mit Inschriften gestoßen sei, ohne sie aber weiterer Beachtung zu würdigen.

Von der Festung führt die hölzerne Brücke auf steinernen Pfeilern über den Euripos, in der Mitte durch einen im Strome stehenden Thurm getrennt, durch den man gehen muß. Die beiden Theile bilden keine gerade Linien, sondern stoßen beim Thurm in einem stumpfen Winkel zusammen. Ihre Gesammtlänge wird auf 64 Meter angegeben,*) was mit den 200 Fuß, die Strabo für die Brücke angiebt, wohl übereinstimmt. Die gerade Linie von einem Ufer zum andern quer durch den Thurm ist um neun Meter kürzer. Die wechselnden Strömungen des Euripos sind im Alterthum bekanntlich schon Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen und auch in neuerer Zeit vielfach besprochen, aber meines Wissens noch nicht vollständig erklärt, und hier könnten nur lange Beobachtungen zu einem Ziele führen. Ich habe ihn nur sehr stark von Norden nach Süden fließen sehen. — Während im Alterthum die Fahrt durch den Euripos offen war und als einer der Hauptvorzüge von Chalkis gerühmt wird, und selbst noch in türkischer Zeit der östliche Brückentheil zum Durchlassen der Schiffe aufgezogen werden konnte, ist gegenwärtig die Durchfahrt, kleine Nachen ausgenommen, zum großen Nachtheil des Handels unmöglich. Man sprach bei meiner Anwesenheit viel von einem Project, um diesem

*) Ulrichs im Rhein. Museum 1847, S. 480—489.

Uebelstande abzuhelfen; es ist mir aber unbekannt, ob seither wirklich etwas geschehen ist.

Gerade jenseits der Brücke auf der böotischen Küste erhebt sich ein rundlicher, felsiger Hügel, der im Alterthum Kanethos hieß und zur Zeit Alexanders nebst dem Euripos in die Befestigungen der Stadt gezogen wurde. Gegenwärtig liegt auf der Höhe das von einer einfachen, schwachen Mauer vertheidigte Fort Karababa (*Καραμπαμπᾶς*). Von demselben nimmt sich die Stadt und Festung mit ihren alterthümlichen Mauern und Zinnen, mit den Kirchen, Meschéen und Minarets außerordentlich schön aus, und man übersieht zugleich vollständig die mannigfaltigen Vorsprünge und Einbuchtungen der beiden Ufer und die Windungen der Meerenge, die sich südlich zu einem fast vollständig geschlossenen See erweitert, da noch einmal die gegenseitigen Ufer ganz nahe zusammentreten. Ueberhaupt ist trotz der Baumlosigkeit der nächsten Umgebung sowohl, als der fernern Berge, Chalkis einer der schönsten Punkte. Es ist hier nicht mehr die reiche Vegetation, die uns wie bei Achmet-Aga entzückt, sondern vielmehr die reine Schönheit der Linien mit den glänzenden Farben des Meeres und der Gebirge, die unwiderstehlich wirkt. Ich brachte den Abend in dem vorher erwähnten Garten des Herrn Dr. Hormel nördlich von der Stadt zu, und erfreute mich dort bei dem glühenden Sonnenuntergang des Blickes auf das Meer und die dahinter schroff aufsteigenden, über drei tausend Fuß hohen Felsen des Messapiongebirges. Zugleich konnte ich mich überzeugen, wie schnell bei gehöriger Pflege und Bewässerung auch hier die Bäume gedeihen und wie früh sie Früchte liefern. Wir aßen am 8. Juni schon reife Feigen.

Ueber die Euriposbrücke und den südlichen Fuß des Karababahügels gieng es den folgenden Morgen an der böotischen Küste südwärts Attika zu. Nachdem man in weitem Bogen dicht unter den Felsen des Messapion den fast geschlossenen Busen des Euripos umwandert hat, kommt man an eine kleinere Bucht, die durch einen vorspringenden felsigen Hügel von einer zweiten fast halbkreisförmigen und weit größeren getrennt wird. Diese südlichere, größere heißt, wie

das darüber gelegene Dorf, Vathy (τὸ Βαϑὺ), die nördlichere, kleinere das kleine Vathy, der Name war schon im Alterthum für die größere Hafenbucht üblich (ὁ Βαϑὺς λιμήν, der tiefe Hafen). Auf dem Hügel dazwischen, wo noch wenige Mauerreste sind, lag Aulis, bei dem sich das große Griechenheer zum Zuge nach Troja versammelte. Die kleine nördliche Bucht war der eigentliche Hafen dieses unbedeutenden Ortes, aber die zahlreiche Flotte muß sich in die verschiedenen Buchten des Euripos vertheilt und das Heer an dem Küstensaume und den landeinwärts aufsteigenden Höhen gelagert haben, wo noch zu Pausanias Zeit die eherne Schwelle von Agamemnons Zelthütte gezeigt wurde. Auch die Quelle zeigte man, wo die von Homer erwähnte Platane gestanden und das Wunder mit der Schlange sich zugetragen hatte, welche neun junge Sperlinge und ihre Mutter fraß und dann in einen Stein verwandelt wurde. Es ist ohne Zweifel eine jetzt noch in einem kleinen Thälchen rechts von dem Wege fließende Quelle; und in der Nähe scheint das durch die Opferung der Iphigenie berühmte Heiligthum der Artemis gelegen zu haben. Aber der Hain ist längst verschwunden, und von Palmen, die noch Pausanias hier sah, keine Spur vorhanden. Die ganze Umgebung ist kahl und dürr.

Eine Stunde südlich von Aulis liegt das Dörfchen Dramesi, und dort hat Roß Delion gesucht, das Heiligthum des Apollon, in dessen Nähe die Athener unter Hippokrates im peloponnesischen Kriege (424) jene bekannte Niederlage erlitten, nach der Sokrates mit Alkibiades und Laches zusammen glücklich den Rückzug in der Nähe des Meeres bewerkstelligte. Andere haben es bei dem eine Stunde weiter südlich gelegenen, jetzt verlassenen Dörfchen Dilisi, das den alten Namen zu bewahren scheint, angesetzt, und für beide Namen lassen sich Gründe aus den Alten anführen, so daß ein sicherer Entscheid bis zur Entdeckung von Ruinen oder Inschriften kaum möglich ist.*)

---

*) Strabo p. 404 C. giebt die Entfernung von Aulis auf 30 Stadien an, was nur auf Dramesi paßt, Livius XXXV, 51 die von Tanagra auf 5 Millien,

Flache Höhenrücken streichen südlich von Dilisi von Westen her bis ans Meer und fallen dort zwar niedrig aber schroff ab. Unter ihnen führt der Weg dicht am Wasser und stellenweise durch dasselbe hin, bis man in das Thal des Asopos kommt, den ich nahe seiner Mündung in fünf Stunden von Chalkis aus erreichte. Der Fluß war ziemlich wasserreich; sein Thal, das weiter aufwärts bei den Ruinen des alten Tanagra sich eng zusammenzieht, erweitert sich unweit der Mündungen zu einer mehr als eine halbe Stunde breiten Niederung. An der Südseite derselben liegt, etwa eine halbe Stunde vom Flusse entfernt, die Skala (der Hafenplatz) von Oropos, auch zu den heiligen Aposteln (ʼς τοὺς ἁγίους Ἀποστόλους) genannt, an der Stelle der alten Stadt Oropos.*) Das heutige Oropos liegt eine Stunde weiter landeinwärts auf einem Hügel. Die alte Stadt, obgleich eigentlich zu Böotien gehörig, war doch fortwährend ein Gegenstand des Streites zwischen diesem Lande und Athen, für welches es wegen der Verbindung mit Euböa von größter Wichtigkeit war. Denn gerade gegenüber lag Eretria, die zweite Stadt der Insel, und der Hauptverkehr fand zur Zeit der attischen Herrschaft hier statt, da der Landweg nach Chalkis durch das meist feindliche Böotien natürlich verschlossen war. Jetzt sieht man vom Festlande aus sehr deutlich die weißen Häuser des neusten Eretria, einer mißlungenen Gründung. Man hat dort die von ihrer Insel ausgewanderten Ipsarioten angesiedelt, aber die Gegend ist so ungesund, daß die ziemlich großartig angelegte Stadt fast ganz verlassen steht.

Die Skala von Oropos besteht nur aus einigen wenigen am Meere gelegenen Häusern mit einem Hafen, dessen Damm noch antik

---

was umgekehrt nur mit Dilisi ungefähr stimmt, so daß der eine oder der andere sich geirrt haben muß. Die Beschaffenheit der Gegend scheint mir allein eine vollständige Entscheidung nicht zu ermöglichen. Vergl. Roß, Königsreisen II, S. 105. Leake, Travels in north. Greece II, S. 449 ff. Ulrichs, Annali dell' Inst. XVIII, S. 28.

*) Ueber die Geschichte und Lage von Oropos ist jetzt besonders Preller in den Verhandlungen der K. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften 4. Bd. 1852, S. 140 ff. zu vergleichen.

ist. Südlich über den Häusern erhebt sich ein mäßiger Hügel, der altes Mauerwerk trägt. Hier scheint die Burg gestanden, die Stadt selbst aber sich am Fuße weiter nach Osten in die Ebene ausgedehnt zu haben. Mancherlei werthvolle Reste des Alterthums sind hier schon aus dem Boden gezogen worden, und an mehreren frisch aufgegrabenen Stellen sah ich alte Grundmauern und Bausteine. Mehrere unlängst gefundene Architekturreste und Inschriften lagen bei meiner Anwesenheit auf der Straße vor einem Wirthschaftsgebäude des russischen Consuls in Athen, Herrn Paparrigopulos, und einige andere Gegenstände wurden in dem Gebäude selbst aufbewahrt.*) Das werthvollste ist das wunderschöne vor vielen Jahren gefundene Relief, das Welcker schon 1842 dort gesehen und von einer guten Abbildung begleitet erklärt hat.**) Es stellt den Amphiaraos vor, wie er mit seinem Wagenlenker Baton von seinem Viergespann dem Schlunde zugeführt wird, der sich öffnete, um den Seher und Helden in den Schooß der Erde aufzunehmen. Das Werk gehört zu den besten der griechischen Kunst, und der Ausdruck sowohl des jugendlichen Amphiaraos und seines älteren Wagenlenkers, als der scheu zurückbebenden Pferde ist von einer ergreifenden Wirkung. Schade nur, daß die menschlichen Figuren, besonders das Gesicht des Amphiaraos, stark gelitten haben.

Dieses bei der Skala selbst gefundene Kunstwerk erinnert uns an den Cultus, welchen Amphiaraos im alten Oropos genoß. Er wurde hier als der Hauptgott unter dem Namen Zeus Amphiaraos verehrt und hatte in der Nähe des Ortes sein berühmtes Heiligthum und Orakel, über dessen Lage man uneinig war, bis in den letzten Jahren (1850) die Bauern des Dorfes Kalamos eine halbe Stunde nördlich von ihrem Dorfe alte Quader zum Bau einer Kirche ausgraben wollten und eine Menge Inschriften entdeckt wurden, welche alle Zweifel beseitigen. Eine Stunde südlich von der Skala zieht sich ein Thälchen

---

*) Vergl. meine Epigraph. und Archäol. Beiträge S. 62 ff.

**) Annali dell' Instit. XVI, p. 166—174. Alte Denkmäler II, 172 ff.

von der Küste gegen die Abhänge des Parnes hinauf, an einem zwischen Platanen und Oleandern hinfließenden klaren Bache. Etwas über eine starke Viertelstunde oberhalb des Meeres treten die Abhänge des Berges nahe zusammen und schließen einen schmalen, von Bäumen und Buschwerk umkränzten Wiesengrund ein, auf dem mehrere Oelbäume stehen. Der ungemein liebliche Platz heißt jetzt, vielleicht nach einem verschwundenen Dörfchen, Mavro-Dilisi (Schwarz-Dilisi). Hier liegen bei einer Quelle an der linken oder nördlichen Seite des Baches ansehnliche aber größtentheils von Erde und Gesträuch überdeckte Mauern und die erwähnten zu Tage geförderten Steine. Ein Grundplan der Gebäude läßt sich einstweilen nicht gewinnen, doch würden Nachgrabungen hier sicherlich zu sehr bedeutenden Resultaten führen, und schon die jetzt vorhandenen Inschriften beweisen nicht allein sicher, daß hier der Tempel lag, sondern geben auch für die Geschichte des Heiligthums und der Stadt Oropos selbst nicht unwichtige Aufschlüsse, da hier, als in dem Haupttheiligthum, auch die Staatsdecrete aufgestellt wurden.

Ich hatte eben angefangen die damals noch wenig bekannten Inschriften*) abzuschreiben, als der schon seit einigen Stunden trübe gewordene Himmel sich mehr und mehr verdunkelte. Der ferne Donner kam immer näher, und bald zog ein heftiges Gewitter von Euböa her gerade über das Thal von Mavro-Dilisi gegen den Parnes hinauf. Blitze durchzuckten die Luft und der Donner wiederhallte gewaltig in der engen Thalschlucht, als ob der alte Gott in der Tiefe grolle, daß man ihn in seiner Ruhe störe. Die Oelbäume gaben nur kurze Zeit Schutz gegen den strömenden Regen, und nachdem ich eine Stunde lang umsonst gewartet hatte, daß, wie gewöhnlich im Süden, der Himmel sich bald wieder aufklären werde, ritt ich endlich vom Regen

*) Die Inschriften sind zuerst von Herrn Hofrath Preller, der sie im Mai 1852 abgeschrieben hatte, in der oben angeführten Abhandlung über Oropos und das Amphiaraeion in den Verhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 4. Bd., S. 170 herausgegeben, seither auch von Pittakis in der Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική und von A. R. Rangabé in dem zweiten Band der Antiquités Helléniques.

triefend nach dem nahen Dorfe Markopulo, wohin das Gepäck von der Skala vorangegangen war, und obwohl man auf dem an beiden Seiten mit dichtem Gebüsch, besonders vielen wilden Rosen und anderm Dorngesträuch bewachsenen und verwachsenen Weg oft buchstäblich hängen blieb, wurde der Ort doch in scharfem Ritte in zwanzig Minuten erreicht und trotz der kurz zuvor noch drückenden Hitze das Feuer auf dem Heerde des stattlichen Gasthofes mit Freuden begrüßt. Denn Markopulo besitzt einen Gasthof, der einigermaßen auf europäischen Fuß eingerichtet ist, eine seltene Erscheinung in einem griechischen Dorfe. Der Besitzer ist ein Grieche, der lange in Triest gelebt und das Haus mit bedeutenden Kosten hier angelegt hat, weil er bei der Lage von Markopulo an der Straße von Athen nach Chalkis und Lamia auf bedeutenden Zuspruch rechnete. Aber der Hauptverkehr hat sich seither auf einen andern mehr westlichen Weg gezogen, so daß die Unternehmung ziemlich fehlgeschlagen hat, was man nicht nur aus den Klagen des Wirthes, sondern auch schon aus dem Zustande des Hauses abnehmen konnte. Erst gegen Sonnenuntergang hellte sich das Wetter soweit auf, daß ich die schöne Lage des Dorfes erkennen konnte. Auf die nördlichen sanften Abhänge des Parnes gebaut, hat es eine reizende Aussicht zunächst auf das hügelige Küstenland des alten oropischen Gebietes, weiterhin über den schönen Sund zwischen dem Festland und Euböa bis gegen Chalkis hin, auf die Insel mit ihren hohen Gebirgen und einen großen Theil des südlichen Böotiens, und links treten über den niedrigern Bergen die hohen Massen des Parnasses großartig hervor.

Da auch am nächsten Morgen das Wetter noch sehr zweifelhaft aussah und ich fürchtete, wieder vergebliche Mühe zu haben, gab ich die anfängliche Absicht auf, noch einmal nach Mavro-Dilisi zu gehen und beschloß nach Athen zurückzukehren, doch nicht auf dem nächsten Wege, sondern über die schon früher (S. 89) kurz beschriebene alte Bergfestung Phyle. Der Weg gieng zuerst an den theils mit Eichen, theils mit kleinerem Gehölze wohl bewachsenen Nordabhängen des Parnes, immer mit schöner Aussicht auf das nahe Asoposthal und die

böotischen Berge, nach dem wohlhabenden Dorfe Kako=Sialesi, das von Oelbäumen umgeben ziemlich hoch gerade unter dem felsigen Gipfel des Parnes liegt, der jetzt Armeni heißt.*) Ein französischer Gutsbesitzer, der sich daselbst angesiedelt hat, gab mir mit der ganzen Sicherheit, welche seine Nation auszeichnet, die Nachricht, daß in den Parnespässen nicht nur eine Räuberbande, wie ich gehört hatte, sich herumtreibe, sondern sogar mehrere, ich weiß nicht mehr wie viele, und stellte es mir mit großer Zuversicht in Aussicht, daß ich noch zum Schlusse der Reise werde geplündert werden; übrigens werde mir nichts geschehen, das wenige Geld, das ich bei mir hatte, werde gerade die Räuber befriedigen. So tröstlich die letzte Versicherung lautete und so sehr ein kleines Räuberabenteuer Manchem als unerläßliche Beigabe zu einer Reise in dem Lande erscheinen mag, aus dem die Zeitungen gewöhnlich mit Vorliebe nicht viel Anderes als Räubergeschichten zu melden pflegen, so wurde mir doch zu meiner vollen Befriedigung ein solcher romantischer Abschluß der Wanderung nicht zu Theil. Ich selbst sowohl, als mein Gepäck, das ich von Markopulo direct nach Athen geschickt hatte, kam unangefochten durch die einsamen, engen Gebirgspfade, ohne auch nur einem verdächtigen Gesichte zu begegnen.

So sanft und anmuthig sich der äußerste nördliche Fuß des Parnes gegen den Asopos absenkt, so kühn und schroff steigen die Felsenmassen des höhern Theiles empor. Der nächste Weg von Kako=Sialesi nach Athen, die Hauptstraße von Chalkis und dem östlichen Böotien, führt durch wilde, felsige Schluchten über das Gebirge an der Capelle des heiligen Merkurios und an Tatoi, dem alten Dekeleia, vorbei. Diesen ließ ich links und wandte mich nach der nordwestlichen Seite des Parnes, dessen hohen Rücken ich auf beschwerlichen Pfaden durch Schluchten und an Abgründen vorbei erstieg, um dann in den früher beschriebenen Engpaß hinabzugehen, über dem sich die Festung Phyle

*) C. Hanriot, Recherches sur la Topographie des Dèmes de l'Attique p. 1477, setzt hier den Demos Hypereia an.

erhebt. Fünf volle Stunden brauchte ich von Kako-Sialesi bis hieher. Dann brachte mich nach kurzer Rast in Chassia ein rascher Ritt durch die Ebene am Gute der Königin vorbei nach Athen, dessen Akropolis wieder mit ihrem ewig jugendlichen Zauber schon von fern den Blick fesselte. Ich war drei und zwanzig Tage unterwegs gewesen.

V.

Schluß.

Nachdem ich aus dem nördlichen Griechenland zurückgekommen war, blieb ich nur noch kurze Zeit in Athen und trat dann die Rückreise in die Heimat über Konstantinopel und durch die Donau an. Ich vermag die Stimmung nicht auszudrücken, die mich ergriff, als der Dampfer Afrika uns rasch aus dem Piräeus führte und der Blick zum letztenmal auf der Akropolis ruhte, und als wenige Stunden nachher die fernhin sichtbaren weißen Säulen des Athenetempels von Sunion uns gleichsam den Scheidegruß zuwarfen. Ein wolkenloser Himmel bei spiegelglatter See begünstigte die prächtige Fahrt zwischen den reizenden Kykladen durch, von denen leider nur das felsige Syra mit seiner rasch aufblühenden Stadt besucht werden konnte. Dann gieng es an Chios vorbei nach Smyrna, wo ein flüchtiger Blick in das Treiben eines orientalischen Handelsplatzes geworfen wurde, das eben um so lebhafter war, als schon zahlreiche glaubenseifrige Muselmänner aus Kleinasien hier zum Kampfe gegen den „Moskov" zusammenströmten und nach Konstantinopel eingeschifft wurden. Türken und Griechen, Armenier und Juden von allen Ständen, auch schwarze Sklaven und Sklavinnen im Geleite einiger türkischen Familien füllten hier in buntem Gewimmel das Schiff, so daß auf dem Verdecke oft kaum ein Plätzchen zu finden war. So fuhren wir an der asiatischen Küste durch die Meerenge zwischen Lesbos und dem Festlande dem Hellesponte zu. Vor der Küste von Troas ankerte in der Beschikabai in weiter Ausdehnung die erst kürzlich angelangte englisch-französische Flotte, während die hohen Grabhügel in der Ebene in die

Zeiten des Priamos und Agamemnon zurückführten. Ich will nicht die historisch denkwürdigen Stätten nennen, an denen wir bei der Fahrt durch die Straße der Dardanellen und die Propontis fast im Fluge vorbeikamen. Ich erinnere einzig an das Gestade von Aegospotamos, wo Lysander die Macht Athens vernichtete. Am Morgen des fünften Tages der genußreichsten Seereise, die ich je gemacht habe, ankerten wir vor Konstantinopel, dessen Lage als die schönste der Welt gepriesen wird. Und in der That läßt sich für eine große Hauptstadt keine herrlichere denken, als hier an der Verbindungsstraße zweier Meere und der Brücke zweier Welttheile. Prachtvoll streckt sich die breite Halbinsel des eigentlichen Konstantinopels oder Stambuls mit den Pallästen und Gärten des Serails auf der äußersten Spitze und mit den zahllosen Moscheen und Minarets in das Marmorameer hinaus, und malerisch erheben sich drüben über der tief einschneidenden Bucht des goldenen Hornes die Vorstädte Galata, Topchana und Pera, und auf der asiatischen Seite Skutari mit dem Cypressenwalde seines Begräbnißplatzes, auf dem selbst die Türken von Stambul mit Vorliebe ihre Ruhestätte wählen; wie ein majestätischer Strom windet sich zwischen Europa und Asien der blaue Bosporus durch, an dessen Ufern Palläste, Villen, Dörfer und Schlösser ununterbrochen sich hinziehen, und über dem Marmorameere mit den klippigen Prinzeninseln steigt in weiter Ferne großartig der schneebedeckte mysische Olymp in die Höhe. Ich habe beim klarsten Himmel die Stadt von allen Seiten betrachtet, bin mehreremal durch den Bosporus gefahren, habe verschiedene der schönsten Punkte besucht und die Gesammtwirkung entzückend gefunden, aber die Eindrücke von Griechenland sind dadurch nicht verwischt und nicht geschwächt worden. Konstantinopel ist in seiner Art einzig; Griechenland hat nirgend etwas Aehnliches, es ist ein ganz Verschiedenes, aber gerade darum verliert es, gegen jenes gehalten, auch nichts. Der Gegend von Konstantinopel gehen die kühnen und doch so fein gezogenen Linien der griechischen Küsten und Berge ab, die Ufer des Bosporus und die sie bekränzenden Hügel haben weichere, rundlichere, weniger scharfe Formen; an die Stelle der

Purpurfarbe des Meeres, die ich nirgend so schön gefunden habe als im saronischen Meerbusen, ist wieder die tiefblaue Farbe getreten. Die Kaiserstadt mit ihren Umgebungen macht den Eindruck einer üppigen, zum Genuß einladenden Pracht und Größe, die gleich auf den ersten Anblick verführerisch wirkt; aber der stillere, ernstere Zauber, den ein Abend beim Athenetempel in Aegina, im Thale von Sparta, in der Nähe der Thermopylen oder vor Allem auf der Akropolis von Athen ausübt, steht unübertroffen daneben, und ich mußte mir am Bosporus wiederholen, daß von den Ländern, die ich gesehen, keines an plastischen Formen, an Feinheit der Linien und Pracht der Farbentöne über Griechenland gestellt werden könne.

Es sei mir zum Schlusse gestattet über einige Fragen, welche sich bei einer Reise durch Griechenland Jedem aufdrängen und die ich gelegentlich schon berührt habe, noch wenige allgemeine Bemerkungen folgen zu lassen.

Als eine Haupteigenthümlichkeit Griechenlands habe ich wiederholt die strenge Sonderung in einzelne Landschaften hervorgehoben, aus der die Mannigfaltigkeit und der Reichthum seines Lebens im Alterthum, zugleich auch die Schwierigkeit, größere Staatseinheiten zu begründen, sich zum großen Theile erklärt. Damit steht aber ein reger Verkehr mit dem Auslande durchaus nicht im Widerspruche, zu dem vielmehr die vorspringenden Halbinseln und tiefen Buchten überall einluden. Mehr als einmal habe ich auf frühe Verbindung mit dem Oriente hingewiesen, die sich gerade an Ort und Stelle recht unwiderstehlich dem Beobachter aufdrängt. Es ist in neuerer Zeit die Frage über diesen Verkehr in oft sehr unerfreulicher Weise behandelt worden, indem die Einen sich zur Aufgabe stellten, den Griechen einen Theil ihres Ruhmes als usurpirt zu entreißen und ihnen so zu sagen keinen einzigen eigenen Gedanken in Kunst und Wissenschaft zu lassen, während die Anderen jeden über die oberflächlichsten Handelsberührungen hinausgehenden Einfluß des Orientes, besonders alle orientalischen Ansiedelungen, wie eine Beeinträchtigung des hellenischen Geistes ablehnten. Das Eine ist so unbegründet und einseitig wie das Andere.

Je mehr sich uns der Orient öffnet, desto klarer tritt eine frühe Verbindung hervor, mit der auch die Traditionen des Alterthums übereinstimmen, und wer das Land selber betrachtet und gesehen hat, wie nahe so manche Punkte sind, die man sich wegen des Reichthums der Geschichte oft ferne von einander denkt, dem wird die Annahme einer Abgeschlossenheit, wie man sie wohl beliebt hat, zur Unmöglichkeit, und sobald einmal der Verkehr da war, muß auch nothwendig ein vielfacher Einfluß der in der Cultur weiter vorgeschrittenen Völker des Ostens auf die Bewohner Griechenlands angenommen werden, wovon die Spuren sich deutlich genug erkennen lassen. Aber das Verdienst und der Ruhm des hellenischen Geistes werden dadurch nicht im Geringsten verkürzt. Das menschliche Geschlecht bildet ein großes Ganze, dessen Theile sich gegenseitig zu ergänzen und in einer von der Vorsehung bestimmten Stufenfolge zu entwickeln, einander zu geben und von einander zu empfangen bestimmt sind. So hat auch Griechenland von den früher zu einer gewissen Cultur herangereiften Völkern mannigfaltige Ueberlieferungen und Keime der Bildung erhalten, aber mit schöpferischem, originellem Geiste diese Keime sowohl als die ihm ganz unabhängig von andern Völkern angehörigen selbständig entfaltet und zu so vollendeter und sonst nirgend vorhandener Harmonie und Schönheit entwickelt, daß es die daraus entstandenen Gebilde und Erzeugnisse mit vollstem Rechte als sein eigenstes Eigenthum in Anspruch nimmt. Mag, um von der Litteratur ganz abzusehen, die dorische und die ionische Säule auf orientalische Anfänge zurückgehen, was ich hier nicht untersuchen will, so hat nur der hellenische Geist es verstanden, sie zu ihrer Vollendung zu bringen und mit ihrer Anwendung die Kunstwerke des Parthenons, des Erechtheions und der Propyläen zu schaffen, denen gegenüber alle Riesenwerke Aegyptens und Assyriens als barbarisch erscheinen, und sind auch die ältesten griechischen Bildsäulen den ägyptischen mit den geschlossenen oder steif vorschreitenden Beinen und anliegenden Armen so ähnlich, daß man an einem Zusammenhang nicht zweifeln kann, so haben doch nur die Griechen daraus die erhabene Jugendschönheit eines Apollon, die ruhige Hoheit einer Pallas

und die göttliche Majestät eines Zeusbildes zu entwickeln vermocht. Und wenn selbst die ersten Begriffe mancher ihrer Götter als Naturwesen im Oriente wurzelten, so haben sie erst sie zu der hohen Idealität ethischer Wesen verklärt, in der sie uns bei den Lyrikern und Tragikern entgegentreten. Leicht ließe sich das weiter entwickeln, aber diese Andeutungen mögen genügen, um den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus ich die hie und da eingeflochtenen Bemerkungen verstanden haben will.

Schwieriger noch als über diese ältesten Verhältnisse ist es, Vermuthungen über die Zukunft des Landes auszusprechen, welche zum Theil von dem Charakter und den Anlagen seiner heutigen Bewohner, zum Theil aber von den Interessen und Leidenschaften mächtigerer Staaten und dem unberechenbaren Gange der Weltereignisse abhängt. Den Charakter des Volkes, seine Tugenden und Laster und Fähigkeiten aus eigener Beobachtung allein genau und gründlich kennen zu lernen, dazu war mein Aufenthalt zu kurz und meine Uebung in der Sprache zu gering, und ich sah mich deshalb auch besonders auf die Erkundigungen angewiesen, die ich sowohl bei Griechen selbst, als bei wohl unterrichteten und schon lange im Lande angesiedelten Fremden einzog. Meine Bemerkungen machen daher weder auf Vollständigkeit noch Unfehlbarkeit Anspruch. So viel aber habe ich bald erkannt, daß die wenigsten Urtheile, die man gewöhnlich hört, unbefangen und unparteiisch sind. Die meisten im Oriente lebenden Westeuropäer sprechen sich ungünstig über die Griechen aus, indem sie ihnen Habsucht, Verschlagenheit, Treulosigkeit und Eitelkeit vorwerfen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Meisten jener Europäer dort sind, um auf die eine oder andere Art ihr Glück zu machen; gelingt das nicht, so sind die Griechen daran Schuld, übertrifft der Grieche an Schlauheit und Gewandtheit den oft um nichts scrupulöseren Fremden, so ist dieser über ihn als einen verschlagenen Betrüger übel zu sprechen. Bemerkenswerth war mir in dieser Hinsicht, daß Auswärtige selbst mich mehrfach vor den im Lande ansäßigen Fremden mehr warnten, als vor den Griechen. Bei Andern haben unerfüllte Erwartungen anderer

Art ein unbilliges Urtheil herbeigeführt, indem mancher Enthusiast in den jetzigen Griechen die Eigenschaften der alten Hellenen, wie er sie sich nach einseitiger Kenntniß des Alterthums dachte, wiederzufinden voraussetzte und sich dann bitter getäuscht sah, und dazu haben wohl begeisterte Lobredner nicht wenig beigetragen, und so ist es gekommen, daß jetzt an die Stelle übertriebener Bewunderung fast allgemein eben so ungegründete Geringschätzung und Ungunst getreten ist. Dagegen sprechen aber viele urtheilsfähige Personen ganz anders, und ich habe namentlich Leute, die seit Jahren mitten im Volke leben und es genau kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sich sehr günstig über dasselbe äußern und rühmen hören, daß man durch freundliche Behandlung es sich leicht treu und anhänglich mache. Im Allgemeinen ist wohl der Hauptfehler bei der Beurtheilung, daß man sich zu sehr auf den europäischen Standpunkt stellt, den Maßstab unserer Verhältnisse an die Griechen legt, die Forderungen, die bei uns gerecht sind, an sie stellt und vergißt, daß sie durch Lage und Geschichte halbe Orientalen sind, dem Occident seit vielen Jahrhunderten entfremdet und dazu eben erst nach langer Sklaverei und noch viel längerer fiscalischer Bedrückung zu freier, selbständiger Existenz berufen, gewissermaßen erst im Austritte aus dem Mittelalter begriffen. Denke man doch, welche gesellschaftliche Zustände vor wenigen Jahrhunderten zum Beispiel in England, oder nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland herrschten, und man wird billiger auch über Griechenland urtheilen.

Ich habe den Griechen durchschnittlich in seiner Weise streng religiös, gastfrei, gefällig und in vielen Beziehungen treu und ehrlich gefunden; man darf in dem Hause des ganz unbekannten Landmannes, ohne etwas verschließen zu können, unbesorgt und ruhig bleiben, er wird nichts von den Gegenständen, die er staunend anschaut, berühren; dem Diener darf man Alles anvertrauen was man hat, er wird es mit größter Sorgfalt hüten. Im Handel und Verkehr ist er sehr betriebsam und gewandt, dabei allerdings gewinnsüchtig und häufig unzuverlässig; er sieht es oft nur als einen erlaubten Beweis der Klugheit an, sich durch Ueberforderung unbilligen Vortheil zu verschaffen, und soll auch andere unlöbliche Mittel durchaus nicht ver=

schmähen; doch beweist die Achtung, welche zahlreiche griechische Häuser in den ersten europäischen Handelsstädten genießen, hinlänglich, daß er auch im ehrenhaften Geschäftsbetriebe hinter andern Nationen nicht zurücksteht, und in Griechenland selbst sind Häuser, denen von Westeuropäern unbedingtes Vertrauen geschenkt wird. Zur See ist bekanntlich der Grieche fähig, mit allen Nationen glücklich zu concurriren. Wo er freies Grundeigenthum besitzt, ist er auch als Landmann arbeitsam und thätig, freilich oft in Folge seiner gänzlichen Abgeschlossenheit gegen den Occident in höchst unzweckmäßiger Weise, indem der Ackerbau noch auf einer tiefen Stufe steht. Daneben hat er besonders in größern Städten einen Hang zu müßigem Herumstehen und Schwatzen. Er ist stolz und darum findet man im ganzen Lande so zu sagen keine Bettler; ich bin, die Blinden und Krüppel ausgenommen, welche an den Straßen sitzen und den Vorbeigehenden um ein Almosen ansprechen, während meines ganzen Aufenthaltes in Griechenland zweimal angebettelt worden, und das kann nicht etwa nur von der Leichtigkeit des südlichen Lebens herkommen, denn sonst müßte man auch in Italien keine Bettler finden, das gleiche Begünstigung des Klimas genießt. Er ist aber auch eitel und liebt es sehr, äußerlich glänzend aufzutreten. Bei aller Gewinnsucht ist er freigebig und wohlthätig, und das selbst in großartigem Maßstabe, wie es die für ein Ländchen von ungefähr einer Million Einwohner außerordentlich zahlreichen Stiftungen aller Art beweisen. In Aufopferungsfähigkeit haben im Befreiungskriege Einzelne Unglaubliches geleistet, während freilich Andere nur ihr eigenes Interesse suchten und an die Stelle der türkischen Herrschaft ihre eigene zu setzen trachteten, wie das bei allen Revolutionen zu geschehen pflegt. Natürliche Intelligenz und Lernbegierde besitzt der Grieche in hohem Grade, und wenn auch vielleicht nicht ohne Grund behauptet wird, die Wissenschaft werde mehr als ein Mittel zu Ehre und Reichthum, denn um ihrer selbst willen betrieben, so weiß ich nicht, ob es gerade in unserer Zeit dem Westeuropäer zusteht, darüber sehr streng zu urtheilen. An Muth fehlt es ihm nicht, und es ist ungerecht ihm vorzuwerfen, daß er im Freiheitskriege zum geord=

neten Kampfe in der Linie noch wenige Neigung gezeigt hat, da ein solcher ihm seit Jahrtausenden fremd geworden war. Seine Genügsamkeit und Ausdauer in Strapazen sind unschätzbare Eigenschaften für den Krieg. Weit verbreitet ist der Hang zur Intrigue und Lüge, die kaum als etwas Arges angesehen wird. Man möchte es gern aus der langen Unterdrückung erklären, und unzweifelhaft hat diese sehr dazu beigetragen, doch ist diese Eigenschaft bekanntlich schon dem alten Griechen in den Zeiten seiner Freiheit nicht fremd gewesen. Ich glaube nur eine andere religiöse Erziehung könnte hier gründlich helfen und diese erforderte eine andere Bildung der Geistlichkeit und eine andere Einwirkung der Kirche, als sie jetzt gefunden werden. Alles zusammengenommen besitzen gewiß die Griechen die Eigenschaften und Fähigkeiten, um unter einer kräftigen, wohlwollenden und gerechten Regierung Tüchtiges zu leisten.

Aber eine andere Frage ist, ob sie im Stande sind, sich selbst gedeihlich zu regieren, ob sie die politischen Eigenschaften besitzen, um sich zu einer geachteten Nation emporzuarbeiten und eine würdige Stellung einzunehmen. Denn bekanntlich giebt es Völker, die bei vortrefflicher intellectueller und moralischer Begabung fürs Privatleben doch diese politische Fähigkeit nicht besitzen, und sehr häufig habe ich sie den Griechen absprechen hören. Ich glaube mit Unrecht. Das Nationalgefühl, die erste Bedingung der politischen Existenz eines Volkes, ist beim Griechen außerordentlich stark, er hängt warm an seinem Vaterland oder richtiger seinem Volke, ist seiner Religion, die mit der Nationalität aufs engste verbunden ist, unbedingt ergeben und schätzt seine Unabhängigkeit hoch. Wenn Reisende behauptet haben, die Türkenherrschaft werde zurückgewünscht, so mag vielleicht an einigen Orten, die durch die veränderten Verhältnisse verloren haben, oder bei einzelnen Häuptlingen, die sich der gesetzlichen Ordnung fügen müssen und nicht mehr wie früher nach unten willkürlich schalten können, etwas dieser Art vorkommen, wie dergleichen Erscheinungen nach allen Umwälzungen sich zeigen; es wäre nichts Auffallendes, aber ich habe es nirgend wahrgenommen, obwohl ich mich mehrfach danach erkundigt

habe, vielmehr überall den brennendsten Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker und die glühendste Hoffnung, bald auch die noch unter ihnen stehenden Stammesbrüder befreit zu sehen. Die eben sich verwickelnde orientalische Frage gab Anlaß genug zu solchen Beobachtungen und ich erinnere mich unter Anderem noch lebhaft, welchen Enthusiasmus in Chalkis die gerade bei meiner Ankunft dort eingelaufene falsche Nachricht erregte, daß ganz Kreta im Aufstande sei. Die folgenden Worte, welche mir während des thessalischen Aufstandes ein Freund aus Athen schrieb, drücken vortrefflich die Stimmung aus, die ich überall vorfand. „Wenn man doch," sagt er, „nur nicht immer auf den alten Unsinn zurückkäme, russisches Geld und russische Intrigue hätten den Aufstand erzeugt oder Griechenland sei russisch gesinnt; der Himmelssohn oder der Kaiser von Marokko wäre unser bester Freund, wenn er mit dem Türken Händel hätte."

Diesem Patriotismus steht nun allerdings als schlimme Schattenseite der schon aus dem Alterthum ererbte Parteigeist, unmäßiger Ehrgeiz und die üble Sucht, sich im Staatsdienst zu bereichern, entgegen, Erscheinungen, die freilich auch in anderen Staaten craß genug zum Vorschein kommen, ohne daß ihnen darum Lebensfähigkeit abgesprochen wird. Es ist dadurch die Entwicklung des jungen Staates vielfach gestört worden, aber man hat zu vorschnell daraus geschlossen, daß der Grieche überhaupt nicht zum freiwilligen Gehorsam gegen die Gesetze, zur nöthigen Unterordnung unter den Staatsorganismus fähig sei. Daß das bei einem Volke, welches lange ein hartes Joch getragen und dieses nun abgeworfen hat, nicht im ersten Augenblick so der Fall ist, wie es zu wünschen wäre, ist natürlich, es muß eben auch dies gelernt und durch Angewöhnung befestigt werden. Einen einzelnen Beweis dafür, daß der Grieche durchaus nicht ohne Anlage für gesetzliche Unterordnung und Disciplin ist, liefert das Gendarmeriecorps, das nach dem allgemeinen Urtheil bis 1843 eigentlich musterhaft gewesen sein soll, voll Treue, Eifer und Ergebenheit. Auch nachher war es noch tüchtig, obwohl in Folge der veränderten Verhältnisse nicht mehr so gut als früher; jetzt, hat man mich versichert, sei es

wieder ausgezeichnet. Noch viel entschiedener aber spricht für den politischen Takt des Volks die ausgenommen bei einigen wenigen Werkzeugen des Auslandes allgemeine Anhänglichkeit an das Königthum und an den König, welche ich durchweg vorgefunden habe, auch bei solchen Personen, die mit dem Gange der Dinge sehr unzufrieden waren, indem Alle anerkannten, daß nur das Königthum eine Gewähr für die Ruhe und Einigkeit des Landes gebe. Und diese Anhänglichkeit hat sich in den letzten Zeiten der Drangsale und Plackereien glänzend bewährt. Kein Souverän in Europa kann mit mehr Sicherheit mitten unter seinem Volke ohne alle Bewachung sich bewegen, und wenigen tönen wohl so freiwillige, aus eigenstem Antriebe hervorgehende Lebehochrufe entgegen, als dem Könige Otto.

Ob es nun gelingen wird, jenes Parteiwesen mit allen daran hängenden Uebeln gehörig zu bewältigen und vollständig in das Bett der Gesetzlichkeit zu leiten und dann die Nation zu befriedigender Entwicklung zu führen, das muß und kann erst die Zukunft lehren. Auf den bisherigen Gang des kleinen Staates kann noch kein sicheres Urtheil begründet werden. Denn was sind zwanzig und fünf und zwanzig Jahre im Leben eines Staates, und dazu im Leben eines Staates, der aus dem Chaos jahrhundertlangen Druckes und eines verheerenden Krieges hervorgegangen ist, wo Alles neu zu schaffen war? Aber mehr als das. Man hat von vorne herein den griechischen Staat nur zu halber Lebensfähigkeit geschaffen und ihm ungenügende Gränzen gegeben, und selbst in diesem engen Kreise hat man ihn sich nicht frei bewegen lassen, sondern ihn von allen Seiten gedrängt und gehetzt, ordentlich als hätte man zeigen wollen, welch ein Unglück es für einen kleinen Staat ist, unter der Obhut sogenannter Schutzmächte zu stehen. Rußland wollte nur die Türkei schwächen und die eigene Herrschaft vorbereiten, darum sollte sich kein anderes Centrum für die christliche Bevölkerung im Oriente consolidiren; England wollte die Türkei halten, damit ein möglichst indolentes Volk ihm den Handel im Orient lasse und keine Seemacht sich dort bilde, es fürchtet die nautische Tüchtigkeit der Griechen; nur Frankreich, wie zu seiner Ehre

gesagt werden muß, hat bis vor wenigen Jahren unter den verschiedensten Regierungen von der Restauration bis zur Republik den kleinen Staat wohlwollend behandelt. Eine mit den Bedürfnissen des Landes wenig vertraute Regentschaft trat nach Capo d'Istrias Tod, von Mißtrauen umgeben und vielfach gehemmt, an die Spitze. Bedeutende Mißgriffe konnten nicht vermieden werden. Unter schwierigen Verhältnissen übernahm der junge König die Regierung. Und doch begann das Land allmälig sich von den schweren Leiden des Krieges zu erholen, die Parteiungen fiengen an sich zu legen, neue Ortschaften entstanden, der Handel nahm einen großen Aufschwung, täglich wuchs die Handelsmarine, die Bildungsanstalten, durch großartige Schenkungen reicher Patrioten gefördert oder gestiftet, blühten auf, der Zustand der Finanzen wurde geordnet und die Hülfsquellen des Staates flossen von Jahr zu Jahr reichlicher. Da setzte die durch auswärtige Intriguen angezettelte Revolution vom September 1843 wieder Alles in Frage. Sie trieb unter dem Vorgeben, die Nationalität zu schirmen, fast alle angestellten Fremden aus dem Lande und brachte dem Volke, das vor Allem eine feste Regierung brauchte, eine ganz andere Bedingungen voraussetzende Constitution, die wie dazu gemacht war alle Parteileidenschaften von neuem in Bewegung zu setzen und die Macht wieder den moraitischen Palikarenchefs in die Hände gab. Eine Folge dieser Septemberrevolution war, daß die vorher bis auf ungefähr achtzehn Millionen Drachmen gestiegenen Staatseinkünfte allmälig wieder auf etwa dreizehn zurücksanken, obgleich neue Strecken Landes bebaut wurden, der Handel ununterbrochen zunahm und der Wohlstand überhaupt stieg. Ein System der Corruption und des Stellenkaufs kam an die Tagesordnung. Fast nirgend hörte ich mit Achtung oder Anhänglichkeit von der Verfassung reden, wohl aber vielfach die Deputirten als Schwätzer und Tagediebe bezeichnen, welche um der Diäten willen die Sitzungen möglichst in die Länge zögen.*) Dazu kam

*) Eben liest man von einem Beschlusse der Kammern, wodurch die Zeit der Sitzungen wesentlich abgekürzt werden soll, wieder ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern.

dann noch der Schlag, welchen England wegen der ungerechten Forderung des Juden Pacifico durch seine Blocade gegen den Handel des wehrlosen Landes führte. Trotz aller dieser Störungen, Mißstände und Leiden und trotz der schlechten Staatsverwaltung gieng die Entwicklung des Landes, wenn auch langsam, doch stätig vorwärts, der Nationalreichthum nahm, wie bemerkt, zu und die Bevölkerung, welche vor dem Befreiungskampfe bloß 657,646 Seelen betragen haben soll, und 1842 auf 853,000 gestiegen war, erreichte 1853 die Zahl von 1,042,527 Seelen, und die würdige, ruhige Haltung, mit der die Nation die von Palmerston verhängte Blocade ertrug, legte ein sehr günstiges Zeugniß für ihren politischen Takt und ihre Besonnenheit ab, indem sie die Schuld ihrer Leiden nicht auf das hier schuldlose Ministerium warf, sondern im Gefühl des Unrechtes, das ihr geschah, einiger als je zusammenstand. Zog man alle die angedeuteten seit dem Beginne des Königreiches vorhandenen Schwierigkeiten und Hindernisse in Betracht und brachte in Anschlag, was trotz derselben bis dahin geschehen war, nicht bloß, wie man so oft thut, was noch mangelte und hätte geschehen können, so durfte man gewiß schon damals nicht an der politischen Entwicklungs- und Lebensfähigkeit des Volkes verzweifeln.

So stand es 1853, als ich im Lande war. Da kam der orientalische Krieg und brachte die bekannten Drangsale und Leiden über König und Volk, die noch frisch in Jedermanns Gedächtniß sind. Nach dem unglücklichen Ausgang des epirotischen und thessalischen Aufstandes, dessen Unternehmung in jenem Momente nur vom Standpunkte der Klugheit aus getadelt werden kann, schien das Land in seinem Bestande bedroht. Die Westmächte behandelten es schnöder als eine eroberte Provinz, Frankreich vergaß seine frühere Haltung, französische Admirale und Gesandte geberdeten sich wie Proconsuln und der größere Theil der europäischen Presse sah es als ihre Aufgabe an, Griechenland in der öffentlichen Meinung zu verläumden, herabzuwürdigen und es der „regenerirten und civilisirten" Türkei als ein Land der Anarchie und Barbarei gegenüberzustellen. Und doch war

sein ganzes Verbrechen, daß seine Theilnahme an den Unabhängigkeitsbestrebungen der Stammesgenossen, welche die Verlegenheit ihrer Bedrücker benutzen wollten, den Westmächten unbequem war; wäre das Umgekehrte der Fall gewesen, man wäre des Lobes voll gewesen.

Aber gerade jene schmählichen Mißhandlungen haben eine ganz andere Wirkung auf das Land gehabt, als man beabsichtigte. Man konnte ihm eine Zeit lang ein Ministerium aufdringen, in dem ein Kalergis saß. Die Schmach davon fällt auf die fremden Urheber zurück, nicht auf die Griechen. Aber man vermochte auch nicht den Schein des Beifalls in der Nation dafür zu erzwingen, nicht Mißtrauen zwischen Volk und Fürst zu erregen, vielmehr schlossen sie sich enger als je an einander. Jetzt war die sonst unzweckmäßige Verfassung in sofern ein Glück, als sie in den Kammern ein gesetzliches Organ darbot, um die Volksstimmung auszusprechen. Nach allen Nachrichten war diese niemals einiger und entschiedener, nie waren König und Königin beliebter und populärer; denn das Volk wußte, daß sie nur deshalb bedrängt wurden, weil sie seine Gefühle und seine Denkweise theilten. Ein Augenzeuge hat mir von dem endlosen Jubel und Enthusiasmus erzählt, mit dem wiederholt bei öffentlichen Anläßen, unter andern bei der Revue eines neu organisirten Regiments, der König empfangen worden sei. Selbst die Franzosen sollen ihre Bewunderung nicht haben zurückhalten können. Trotz aller Gegenwirkungen ist ein Ministerium zu Stande gekommen, das meist aus tüchtigen, jüngeren, außerhalb der alten Parteien stehenden Kräften zusammengesetzt ist, wohl das beste, welches das Land noch gehabt hat. Es hat rüstig und unbeirrt für das öffentliche Wohl zu wirken begonnen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung sind in kurzer Zeit die wesentlichsten Verbesserungen eingetreten und die wichtigsten Maßregeln angebahnt. Die Staatseinnahmen sind nach öffentlichen Mittheilungen wieder bis nahe an zwanzig Millionen Drachmen gestiegen. Gegen den äußerst wohlthätigen Plan, einen Theil der großen Staatsdomänen zu veräußern und zu freiem Privateigenthum zu machen, protestiren, wie man jetzt in den Zeitungen liest, die westlichen Schutz=

mächte unter dem Vorwande, daß diese Domänen als Unterpfand für frühere Anleben haften. Es ist das ein neuer Beweis, wie schwer der „Schutz“ auf dem kleinen Lande lastet. Hoffentlich wird es gelingen dieses Hemmniß zu überwinden. — Unläugbar ist, daß der griechische Staat aus den harten Drangsalen wesentlich besser hervorgegangen ist; ein kleines Volk aber, das dem äußern Drucke so widersteht und im Unglücke so zusammenhält, hat vollen Anspruch auf die Achtung der Unbefangenen und ist nicht ohne Zukunft.

Wie sich freilich diese Zukunft gestalten wird, das vorauszusagen ist unmöglich. Denn das jetzige Königreich kann nur als der Anfang einer weiteren Entwicklung betrachtet werden, die nicht ausbleiben wird. Es mag sein, daß die Griechen, die freien sowohl als die unter osmanischer Herrschaft stehenden, zu sanguinisch schon ein neubyzantinisches Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel sehen. Damit ist aber doch wohl im Stillen Jedermann einverstanden, daß das türkische Reich in Europa nicht mehr lange bestehen kann. Es ist, wie alle erobernden asiatischen Despotien nach einer gewissen Zeit, in seinen Grundfesten morsch und verfault, und im Ernste glaubt wohl Niemand mehr, daß die sogenannten Reformen es halten oder gar eine neue Blüthe herbeiführen werden. Sie sind im Widerspruch mit den Grundprincipien, auf denen das Reich beruht, der unbedingten Herrschaft der Mohammedaner über die Rajas.

Bricht aber das türkische Reich zusammen, so muß in irgend einer Weise etwas Anderes an seine Stelle treten, wenn man nicht die ganze europäische Türkei den mächtigen Nachbarstaaten als Beute überlassen will. Man wird einen oder mehrere Staaten mit einer gewissen Unabhängigkeit hinstellen müssen und diese zu einer möglichst wahren zu machen, die neuen Staaten so kräftig als möglich zu organisiren, ist nicht nur im Interesse dieser Länder selbst, sondern wenigstens eben so viel in dem des westlichen Europas gegenüber Rußland. Daß es diesen Völkern nicht an Lebensfähigkeit fehlt, das darf man wohl schon aus der denkwürdigen Aeußerung des verstorbenen Kaisers Nikolaus gegen Lord Seymour schließen, daß er eben so wenig eine Herstel=

lung des byzantinischen Reiches, als eine Erweiterung des Königreichs Griechenland wolle. Die zukünftige Unabhängigkeit vorzubereiten und die orientalischen Christen zu gewöhnen, ihr Heil nicht von Rußland und unter Rußland zu suchen, das ist die Aufgabe Westeuropas.

Die Aufgabe Griechenlands aber, auf das jetzt schon alle Stammesgenossen des türkischen Reiches als auf ihren Mittelpunkt hinblicken, ist es, durch Benutzung aller seiner Hülfsmittel und Entwicklung aller seiner Kräfte sich zum Kerne und Anhaltspunkte einstiger neuer Schöpfungen heranzubilden und im entscheidenden Momente nicht unvorbereitet dazustehen; es ist das eine Aufgabe, die zu erfüllen es nicht unfähig ist, die erfüllt zu sehen aber eben so wohl in seinem eigenen Interesse, als in dem der westlichen Völker Europas liegt, und nur die kurzsichtigste Politik des Augenblicks kann ihm dabei in den Weg treten und es wider seinen eigenen Willen in die Arme Rußlands treiben.



